WÖRTERBUCH DER PHILOSOPHISCHEN GRUNDBEGRIFFE

Friedrich Kirchner

George Englebert Taylor

Berlin
March 7/1891.

Philosophische Bibliothek

oder

Sammlung

der

Hauptwerke der Philosophie

alter und neuer Zeit.

Begonnen

unter Mitwirkung namhafter Gelehrten

von

J. H. v. Kirchmann.

Vierundneunzigster Band.

Kirchner, Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe.

Zweite Auflage.

Heidelberg 1890.
Georg Weiss, Verlag.

Wörterbuch

der

Philosophischen Grundbegriffe.

Von

Lic. Dr. Fr. Kirchner.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

Heidelberg 1890.

Georg Weiss, Verlag.

Vorwort.

Vorliegendes Wörterbuch versucht ein vielfach empfundenes Bedürfnis zu befriedigen. Denn welcher Gebildete, ja selbst Student der Philosophie, wäre bei der Lektüre philosophischer Werke noch nicht in Verlegenheit geraten gegenüber einer solchen Fülle schwieriger und von den verschiedenen Philosophen noch dazu immer anders gedeuteter Kunstausdrücke? Wir erinnern nur an Substanz, Kategorie, Materie, Sittlichkeit, Seele, Tugend, Freiheit u. dgl. m. Nun finden sich zwar in den Conversations-Lexicis Erklärungen davon aber sie sind zu kurz und oberflächlich, um zu genügen. Krugs fünfbändiges Wörterbuch (1829) aber ist zu weitschweifig und veraltet.

Mein Hauptstreben musste darauf gerichtet sein 1) die wichtigsten philosophischen Begriffe zu behandeln; 2) mich möglichster Kürze und Präzision zu befleissigen und 3) jeden wichtigeren Begriff durch die Geschichte der Philosophie zu verfolgen. Sollte der eine oder andere Leser manchen Begriff ausführlicher behandelt wünschen, so möge er die verwandten Worte nachschlagen, gewiss wird er dann befriedigt werden.

Natürlich hat mein Versuch, dessen Schwierigkeit jeder Kundige anerkennen wird, viele Mängel. Hoffentlich giebt mir eine zweite Auflage Gelegenheit, sie zu verbessern.

Berlin, 1886.

Friedrich Kirchner.

Vorwort

zur zweiten Auflage.

Durch die freundliche Aufnahme, welche das Wörterbuch allgemein gefunden hat, angespornt, habe ich mich bemüht, es möglichst zu vervollständigen. Es sind daher ungefähr 250 Artikel hinzugekommen und die Litteraturnachweise bis in dieses Jahr fortgeführt worden. Der immerhin schnelle Absatz der ersten Auflage bestätigt meine Ueberzeugung, dass unsere Zeit der Philosophie keineswegs abhold ist. Möchte mein Buch auch fernerhin dazu beitragen, das Interesse und Verständnis für diese wichtigste aller Wissenschaften zu vermehren!

Berlin, im Februar 1890.

Friedrich Kirchner.

Motto:

„Darauf kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit dem Rückblick auf das grosse Ganze, dessen Teil es ist, zu denken, oder, was ebenso viel ist, mit philosophischem Geiste zu sehen."

F. Schiller 1788.

A = A bedeutet in der Logik: Jedes Ding ist sich selbst gleich. Es ist der Satz durchgängiger Gleichheit (principium identitatis). Diesen rein logischen Satz, welcher über die Existenz des betr. Dinges gar nichts aussagt, nahm die Identitätsphilosophie J. G. Fichte's (1762 bis 1814) als metaphysische Grundlage seines Systems, ohne zu beachten, dass die „Setzung" eines Dinges ein blos logischer Akt ist.

In der Logik bezeichnet **a** noch das allgemein bejahende Urteil, nach dem Gedächtnisverse des Mich. Psellos (c. 1050): Asserit a, negat e, sed universaliter ambo; asserit i, negat o, sed particulariter ambo.

Abänderung ist der Wechsel einzelner Eigenschaften (s. d.) an einem Dinge, ohne dass dessen Wesen aufgehoben wird.

Abart heisst eine von der Hauptform einer Gattung abweichende Gestalt. Vgl. Art.

Abbüssungsvertrag (pactum expiatorium), d. h. der Vertrag, wodurch man sich verpflichtet, das einem andern zugefügte Unrecht wieder gut zu machen, ist nach Fichte d. Ä. die Grundlage des ganzen Strafrechts; ja er leugnet infolge davon die Berechtigung der Todesstrafe. Aber er verkennt, dass der Staat überhaupt nicht, wie Rousseau (1712—78) meinte, auf einem Vertrage beruht, sondern allmählich entstanden ist. S. Todesstrafe.

abdisputieren (lat.) = abstreiten.

Abduktion (lat.) eigtl. Wegführung, in der Logik der Übergang von einem Satz zum andern.

Aberglaube (eig. Afterglaube, superstitio) ist eine den Gesetzen der Erfahrung und des Denkens zuwiderlaufende Ansicht von dem ursächlichen Zusammenhang der sinnlichen Welt mit der nichtsinnlichen. Es ist ebenso abergläubisch z. B. eine Pest aus dem Erscheinen eines Kometen, als Epilepsie von Hexen abzuleiten. Der Aber-

glaube entspringt teils der Phantasie, teils der Unwissenheit, teils dem ungeschulten Schlussvermögen. Er ist theoretisch, wenn er unsre Weltanschauung entstellt, praktisch, wenn er unsre Handlungsweise bestimmt (Magie). Manche abergläubische Ansicht ist ganz harmlos, manche aber führt zum Fanatismus. Die verschiedenen Formen des Aberglaubens sind sehr belehrend für die Erkenntnis sowohl der menschlichen Natur als auch der menschlichen Kulturgeschichte. Der Aberglaube der Gegenwart gipfelt im Spiritismus. Vgl. Wuttke, d. dtsche. Volksaberglaube. 1869. Pfleiderer, Theorie des Aberglaubens. 1872.

Aberratio delicti (lat.), Abirrung des Vergehens, bezeichnet die unbeabsichtigte Folge einer schlechten Handlung.

Aberwitz (vom got. afar = nach), Unverstand, der mit dem Anspruch auf Witz auftritt. Ergreift er ein grösseres Gebiet des Denkens, so streift er an Wahnwitz (s. d.).

Ab esse ad posse valet, a posse ad esse non valet consequentia ist die logische Regel: Vom Sein kann man aufs Können (d. h. von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit), nicht aber umgekehrt schliessen. Denn das Mögliche hängt von der Logik, das Wirkliche von Thatsachen ab.

Abfall heisst das plötzliche Aufgeben eines bisherigen Verhältnisses auf religiösem, politischem u. a. Gebiet. War jenes Verhältnis ein uns aufgezwungenes oder verwerfliches, so zeugt der Abfall (die Apostasie) von Charakter; war es ein gutes oder wird es ohne Grund aufgegeben, so ist der Abfall charakterlos. Origenes († 254) und Schelling (1775—1854) leiten fälschlich die ganze sichtbare Welt von einem Abfall her.

abgekürzt heisst ein logischer Schluss oder Beweis, wenn bei der Darstellung ein oder mehrere selbstverständliche Glieder fortgelassen werden. Vgl. Enthymem, Sorites und Kettenschluss.

abgeleitet ist ein Begriff oder Satz, wenn er aus einem andern gefolgert wird. So wird z. B. Gottes Allgegenwart aus seiner Allmacht abgeleitet..

abgemessen (präzis) heisst ein Begriff, wenn er so genau bestimmt ist, dass man in demselben kein zufälliges und abgeleitetes Merkmal, sondern nur wesentliche denkt.

Abgunst ist das Missfallen über das Wohlsein eines andern.

abhängig ist der, welcher physisch oder moralisch genötigt wird, etwas zu thun oder zu leiden. Schleiermacher (1768—1834) definierte die Religion als das Gefühl abloluter Abhängigkeit von Gott. Im Grunde sind alle Dinge, ja auch alle Personen von andern abhängig, da alle unter dem Gesetz des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung stehen. Die moralische Abhängigkeit (Dependenz) ist s. a. Verbindlichkeit, d. h. Verpflichtung, etwas zu thun.

Ablepsie Blindheit, Verblendung.

Abneigung ist die zur Gewohnheit gewordene Unlust an einem Gegenstande. Die Ehescheidung aus „unüberwindlicher Abneigung“ lässt sich vom ethischen Standpunkt nicht verteidigen.

Abnormität, Abweichung von der Regel, mag sie angeboren oder vorübergehend sein.

Abrichtung (oder Dressur) ist die Gewöhnung von Tieren durch allerlei Zwangsmittel zu gewissen Fertigkeiten, z. B. Tanzen, Springen u. s. w. Auch wir Menschen werden zum stehen, gehen, essen, schreiben, lesen abgerichtet, denn hierbei wird die Vernunft nicht in Thätigkeit gesetzt. Sobald aber diese mitzuwirken hat, ist Abrichtung tadelnswert; leider beschränken sich darauf manche Lehrer!

abrupt (lat.) abgerissen, **ex abrupto** plötzlich.

Abscheu (Abomination) ist die heftige Abneigung gegen etwas mit dem Streben, sich davon zu befreien. Abscheu ist also das Gegenteil von Begierde.

Abschreckungstheorie s. Strafe, Todesstrafe.

Absicht bedeutet die Bestimmung des Willens zu einem Zwecke. Sie unterscheidet sich vom Zweck dadurch, dass sie subjektiv, dieser auch objektiv ist. Nach dem Grade der Absichtlichkeit richtet sich die Zurechnung. Vgl. Zweck.

absolut (lat.), eigtl. losgelöst, heisst sowohl vollkommen als auch unbedingt; es steht also im Gegensatz zu unvollkommen und relativ. Absolutes Gebot ist s. a. unbedingt verbindliches, absolute Herrschaft s. a. unbeschränkte, absolutes Wissen = Unfehlbarkeit! Absolute

Wahrheiten sind die Axiome oder Prinzipien, die entweder keines Beweises bedürfen oder fähig sind; absolute Bewegung, die nicht auf ein als ruhend angenommenes System im Weltraum bezogen wird; das Absolute oder das absolute Wesen ist Gott, sofern er als unbedingt gedacht wird; er ist vollkommen und zugleich der Urquell alles Guten, Wahren und Schönen. Der absolute Wert eines Dinges steht seinem relativen gegenüber: jenen hat es an und für sich, diesen im Verhältnis zu andern Dingen.

absondern s. abstrahieren.

absprechen heisst urteilen oder entscheiden ohne Gründe.

ábstine et sústine (ὑπέχου παὶ ἀνέχου) = enthalte dich des Übermasses und ertrage das Unabänderliche, lehrte der Stoiker Epictet (c. 50 a. C.). Die Abstinenz ist seit je als moralisch-religiöse Selbsterziehung empfohlen worden, meist aber auf Grund der falschen Voraussetzung, dass die Seele sich dadurch von der Sinnlichkeit befreien könne. So förderlich nun auch für den Charakter die Selbstbeherrschung ist, so wenig verdienstlich ist die Abstinenz, ja sie kann, ins Extrem getrieben, gefährlich und unsittlich werden. Vgl. Ascetik.

Abstossung (vis repulsiva) ist das Bestreben gewisser Körper, andere von sich zu entfernen. Kant lässt die Materie aus der Anziehungs- und Abstossungskraft zusammengesetzt sein; s. Materie. In geistigem Sinne nennt man die Abstossung Antipathie.

abstrahieren (lat.), eigtl. abziehen, heisst die Thätigkeit unseres Geistes, kraft welcher wir die Anschauungen von Einzeldingen zerlegen und die ihnen gemeinsamen Merkmale zusammenfassen.

abstrakt (l.), abgezogen ist ein Begriff, welcher nur die mehreren konkreten Dingen oder Vorstellungen gemeinsamen Merkmale enthält. So ergiebt sich z. B. aus der Vergleichung von Bäumen, Sträuchern, Blumen und Moosen der abstrakte Begriff einer Pflanze, während wir durch Betrachtung jedes einzelnen Baumes nach allen seinen Merkmalen den konkreten Begriff einer Pflanze finden. Stellt man sich ferner die verschiedenen Arten der Gattung Baum vor, so erhält man aus den ihnen gemeinsamen Merkmalen wieder den abstrakten Begriff

Baum, dagegen durch Verbindung aller einer besonderen Baumgattung, z. B. der Tanne, zugehörigen Merkmale den Baum in concreto. Ebenso kann man immer weiter den Begriff der einzelnen Tannenarten abstrahieren, bis man endlich bei dem Concretum „diese Tanne hier“ anlangt. Auf dieselbe Weise bilden wir Abstracta wie Staat, Kirche, Tugend, Menschenliebe u. s. f. Übrigens sind, mit Ausnahme der Eigennamen, eigentlich alle Worte der Sprache Abstracta. Insofern ein abstrakter Begriff nicht blos von einem Exemplar gilt, sondern als Merkmal in verschiedenen Dingen vorkommt, nennt man ihn einen allgemeineren oder höheren; vgl. die Stufenreihe der Begriffe: Sokrates, Athener, Grieche, Mensch. Verliert man bei einem Begriff seinen Beziehungspunkt aus dem Auge, so wird er zur leeren Abstraktion. Daher kann durch das blosse Abstrahieren kein Wissen erlangt werden, und Herbarts (1776—1841) Definition der Philosophie als Wissenschaft von den Begriffen ist unhaltbar.

Abstraktion ist die Absonderung des Individuellen an einer Vorstellung. Man unterscheidet quantitative und qualitative Abstraktionen. Jene berücksichtigen die Form des Ganzen oder die Verbindung seiner Teile — hierher gehören alle Raum- und alle Zeitbegriffe; die qualitativen Abstraktionen dagegen heben die Eigenschaften des Gegenstandes recht hervor, lassen aber die Vorstellung des Dinges selbst zurücktreten. — Auch die Kunst abstrahiert von dem Individuellen, doch hat sie sich noch mehr vor „leeren Abstraktionen“ zu hüten.

abstrus (vom lat. abstrudere wegstossen), eigt. das Versteckte, Seltsame, daher Ungeniessbare.

Abstumpfung der Gefühle heisst die Thatsache, dass jedes Gefühl sich um so schneller verringert, je heftiger es ursprünglich gewesen und in einem bestimmten Momente noch geblieben ist. Schon Epikur hob gegen Aristipps Hedonismus hervor, dass die höchste Lust jedesmal die kürzeste sei.

absurd (l.) eigtl. was von einem Tauben kommt, d. h. da dieser oft etwas sagt, was nicht zur Sache gehört: ungereimt; ad absurdum führen, heisst einen versteckten logischen Widerspruch aufdecken, Jmd. widerlegen. Vgl. Paradoxie.

Abulie (gr.) Willenlosigkeit, eine Art von Geisteskrankheit, welche oft mit Melancholie (s. d.) verbunden ist. Der Kranke kann zu keinem Entschluss kommen, obgleich er die Notwendigkeit desselben deutlich einsieht. Leichtere Grade von Willenlosigkeit sind Charakterschwäche und Weichlichkeit.

ab universali ad particulare valet, a particulari ad universale non valet consequentia (lat.): Vom Allgemeinen darf wohl auf das Besondere geschlossen werden, aber nicht umgekehrt; denn was vom Ganzen, der Gattung gilt, muss auch vom Einzelnen, den Teilen gelten.

abusus non tollit usum (lat.) = Missbrauch hebt den Gebrauch nicht auf; abusive = missbräuchlich.

Acceleration (l. celer = schnell) ist die Veränderung der Bewegung, und zwar entweder positiv: Beschleunigung oder negativ: Verzögerung.

Accidenz (l.) heisst eine nicht wesentliche Eigenschaft eines Körpers; sie steht im Gegensatz 1) zu den wesentlichen Eigenschaften, ohne welche das Ding nicht bestehen könnte; 2) zur Substanz, von welcher wir die Eigenschaften aussagen.

accidenziell oder accidental bedeutet zufällig.

Accommodation (l.) Anbequemung übt jeder einsichtige Lehrer, indem er sich der Fassungsgabe und dem Standpunkt seiner Schüler anbequemt. Wenn man aber einem Schriftsteller zuschreibt, er habe sich so accommodiert, dass er seine eigentliche Ansicht verleugnete, so ist das entweder eine Verleumdung oder ein schwerer Tadel.

Acedie (gr.) Unlust, Verstimmung.

acervulus cerebri Hirnsand, s. Zirbeldrüse.

Acervus (lat.) = Haufen heisst ein Trugschluss, der durch fortgesetztes Fragen nach einem aus gleichartigen Teilen zusammengesetzten Ganzen verwirrt. Es wird gefragt, ob e i n Korn einen Haufen bilde? Offenbar nicht; zwei Körner? Nein. Drei? Nein. Schliesslich würde mithin e i n Korn den Haufen machen — was absurd ist. „Haufen" gehört eben zu den Relativbegriffen und ist nicht durch eine bestimmte Zahl begrenzt.

Achilles heisst ein Trugschluss des Eleaten Zenon (250 a. C.), wodurch er beweisen wollte, dass alle Bewegung nur Schein sei. Achill, meinte er, könne nie eine

Schildkröte einholen, die auch nur den geringsten Vorsprung hätte; denn der Abstand zwischen ihnen lasse sich bis ins unendliche zerlegen, und Achill müsse immer erst dahin kommen, wo die Schildkröte eben gewesen sei. — Aber wird einmal Bewegung von verschiedener Geschwindigkeit gedacht, so ist damit schon eingestanden, dass dieselben Räume in verschiedener Zeit durchlaufen werden.

Achtung ist die Anerkennung irgend eines Wertes. Sie ist meist mit einem gemischten Gefühle verbunden; denn die Auffindung von Vorzügen an andern Menschen bereitet uns zwar Lust, weil jede Leistung unserm Ideal entspricht; andrerseits aber Unlust, weil unsere Selbstliebe darunter leidet. Kant verlangt, dass wir das Gute aus keinem andern Motiv thun sollen, als auch Achtung vor dem Sittengesetz. J. H. v. Kirchmann (1802—1884) teilte alle Gefühle in die Lust- und die Achtungsgefühle.

Act (lat.) Handlung bedeutet irgend eine Thätigkeit, z. B. Willensakt.

Action (l.) heisst Thätigkeit im Gegensatz zum Leiden (Passion), oder Wirkung im Gegensatz zur Reaction (Gegenwirkung).

Activität (l.) die Fähigkeit zu wirken, wogegen Passivität die Unfähigkeit zu wirken bedeutet. Vollkommene Activität giebt es übrigens ebenso wenig als vollständige Passivität, da alle Dinge in Wechselwirkung stehen. Die Ansicht des Aristoteles († 322 a. C.) und der Scholastiker, dass Gott purus actus, reine Thätigkeit sei, ist daher unhaltbar.

Actualität (l.) = Wirklichkeit, sofern nur das wirklich existiert, was sich bethätigt; Gegensatz: Potentialität = Möglichkeit.

adaequat vollkommen angemessen, übereinstimmend; so eine Vorstellung, wenn sie einem Gegenstand entspricht, ein Begriff, wenn er das Wesen desselben ausdrückt; eine Definition, wenn sie den Begriff nach seinen wesentlichen Merkmalen bestimmt; eine Erkenntnis, wenn sie einer Sache genau entspricht.

Adept (l.) ein Eingeweihter, welcher das höchste Geheimnis der Alchymie erlangt hat. Paracelsus († 1541) und andere Schwärmer nannten sich so. Im allgemeinen

heisst so jeder, der in eine Wissenschaft oder Kunst eingedrungen ist.

ad hominem heisst ein Beweis, der nur auf diesen oder jenen Menschen passt, nicht aber allgemein gilt.

Adiáphora (gr.) Gleichgültiges, Mitteldinge. So gleichgültig viele Dinge auf den ersten Blick erscheinen, z. B. ob ich mit dem rechten oder linken Fuss zu gehen beginne, mit der linken oder rechten Hand kegele u. dgl., so giebt es doch in Wahrheit wirklich Gleichgültiges nicht. Der Streit über die Frage, ob es Adiáphora gebe, durchzieht die Geschichte der Moral und der Religion. Während z. B. Epikur die Frage verneinte, erklärten die Stoiker alle Dinge, die nicht den sittlichen Wert oder Unwert betreffen, für Adiaphora. Je nach seiner Individualität, Erziehung, Gewöhnung u. s. f. wird jeder Mensch etwas andres für gleichgültig erklären. Und in verschiedenem Zusammenhange mit andern Dingen kann oft das an sich Gleichgültigste (ein Wort, ein Laut, ein Lächeln, eine Miene) höchst bedeutungsvoll werden. Überhaupt kommt es ja auf die Gesinnung an, und da bei allem Thun der Menschen solche zugrunde liegt, so giebt es keine Adiaphora.

ad impossibilia nemo obligatur = zum Unmöglichen ist niemand verpflichtet; denn das Sollen hat das Können zur Voraussetzung. Freilich muss die Unmöglichkeit dargethan werden.

ad oculos demonstrieren heisst etwas so deutlich darlegen, dass man es gleichsam vor Augen hat.

ad turpia nemo obligatur = zu Schlechtem kann niemand verpflichtet werden.

Adrastea (gr.) = die Unentfliehbare, d. h. die Nemesis; so bezeichneten die Stoiker das Schicksal (s. d. W.).

Advaita (sanskr.) Nichtdualismus, Monismus (s. d.), eine philosophische Sekte des Brahmaismus seit dem 8. Jahrh. n. Chr. Sie behauptet, die menschliche Seele ist ein Teil Gottes, der nicht persönlich, sondern als Weltseele gedacht ist.

Ähnlichkeit bezeichnet die Übereinstimmung mehrerer Dinge in mehreren, Gleichheit dagegen diejenige in allen Merkmalen. Es ist Sache des Witzes und Scharfsinnes, Ähnlichkeiten zwischen den verschiedensten Dingen herauszufinden. Auf ihnen beruht auch der bildliche Aus-

druck des Dichters. Vergleicht man die Dinge, um aus ihrer Ähnlichkeit etwas zu folgern, so zieht man einen analogischen Schluss (s. Analogie). Hiermit arbeitet besonders die Induktion (s. d.) der Naturwissenschaft. Die Thatsache, dass ähnliche Vorstellungen einander hervorrufen, nennt man Ideenassoziation (s. d.). Dass Ähnliches nur durch Ähnliches erkannt werde, ward von Pythagoras, Empedokles und Demokrit behauptet. Platon († 347 a. C.) und andre fordern als höchstes Moralprinzip die Ähnlichkeit mit Gott, wobei freilich erst Gottes Wesen bestimmt werden müsste.

Äonen (gr. eigentl. Ewigkeit) sind bei den Gnostikern (s. d.) Mittelwesen zwischen dem göttlichen Urgrunde und dem Menschen.

Äquilibrismus (l. aequilibrium Gleichgewicht) ist diejenige Lehre, wonach der Mensch nur dann frei handeln soll, wenn ein völliges Gleichgewicht aller Bestimmungsgründe stattfinde. Aber abgesehen davon, dass solches Gleichgewicht ganz undenkbar ist, so würde der Mensch dann eben gar nicht handeln, sondern unthätig bleiben, wie der Esel des Buridan (s. d.). Im andern Sinne erklärt Platon und Herbart nur den für frei, dessen thatkräftiger Wille mit dem Sittengesetz im Gleichgewicht steht. Vgl. auch Determinismus, Freiheit.

Äquipollenz (l. Gleichgeltung) legt die Logik denjenigen Sätzen bei, welche dasselbe, nur unter anderer Form, sagen. So sind z. B. die Sätze: „Platon war des Aristoteles Lehrer“ und „Aristoteles war Platons Schüler“ äquipollent. Solche Sätze schliessen einander stets ein, und aus der Wahrheit oder Falschheit des einen folgt die resp. des andern. Im weiteren Sinne heissen auch diejenigen Sätze äquipollent, welche nicht unmittelbar, sondern erst durch Zwischensätze aus einander folgen. So ist z. B. der Satz: „In diesem Dreieck ist das Quadrat über der einen Seite gleich der Summe der Quadrate über den beiden andern“ — äquipollent mit dem Satze: „Dies Dreieck ist rechtwinklig“.

Äquivalenz (l.) eigtl. Wertersatz ist die Einsetzung eines Wertes für einen andern.

Ärger ist der durch äussere Umstände oder durch das Gefühl der Ohnmacht zurückgehaltene Zorn; so ärgert

man sich über schlechte Federn, einen versäumten Zug u. dgl., über erfahrene Zurücksetzung, über Vorurteile, Moden u. s. w.

Ärgerlichkeit, die Aufgelegtheit zum Zorn, entspringt sowohl körperlichen Ursachen als auch schlechter Erziehung. Man betrachte nur die Dinge, wie Spinoza (1632—77), sub specie aeternitatis, d. h. im Zusammenhange mit allen übrigen, im Lichte der Ewigkeit, und man wird sich nur selten ärgern.

Ärgernis geben heisst durch Worte, Mienen, Gesten oder Handlungen entweder das sittliche Gefühl anderer beleidigen oder ihre Sittlichkeit in Gefahr bringen. Dies ist ein schweres Unrecht. Andererseits können wir nichts dafür, wenn andere an uns Ärgernis nehmen, während wir ganz sittlich handeln, weil sie selbst beschränkt, kurzsichtig, vorurteilsvoll sind. Ja, bisweilen darf man im Interesse der Moral nicht davor zurückschrecken, Ärgernis zu geben, so sehr man sonst auch auf die Schwachen Rücksicht nehmen soll.

Aërobat (griech.) Luftwandler, Seiltänzer, dann spöttisch Ideolog, Phantast.

Ästhetik (gr.) eigtl. Empfindungslehre, ist die Wissenschaft von den Empfindungen, welche durch das Schöne hervorgerufen werden. Begründet ward diese Disziplin erst durch den Wolffianer A. G. Baumgarten („Aesthetica“ 1750); vor ihm wurde nur beiläufig von den ästhetischen Begriffen gehandelt. So definiert Platon das Schöne (im Phädros) als das Nachbild der Ideen, in deren Reich die Idee des Guten die Sonne ist, während er (im Philebos) die Freude am Schönen diejenige Lust nennt, welche durch Wahrnehmung eines Verhältnis- und Ebenmässigen erzeugt wird. Aber Platon sondert das Schöne nirgends vom Guten; Kunst und Schönheit dienen bei ihm nur ethisch-politischen Zwecken. Aristoteles giebt in seiner „Poetik“ eine Fülle empirischer Regeln, sodass ihn Schiller mit Recht einen wahren Höllenrichter der Poeten nennt. Aber er leitete das Wesen der Kunst auch nicht aus des Menschen Natur ab. Dies hat erst Baumgarten gethan, indem er die Ästhetik, d. h. Sinnenlehre, als Paralleldisziplin neben die Logik stellte. Wie diese das höhere, solle jene das niedere Erkenntnisvermögen, die

sog. Sinnenerkenntnis (cognitio sensitiva) vervollkommnen. Demgemäss lehrten die Ästhetiker der Wolffischen Schule (Eschenburg, Eberhard, Sulzer, Mendelssohn), dass die ästhetische Erkenntnis nur eine Vorstufe der intellektuellen sei und durch diese verdrängt werden müsse. Kant (in seiner „Kritik der Urteilskraft“) findet das Schöne in der Zweckmässigkeit der Form, welche ein uninteressiertes Wohlgefallen in uns errege. Den Grund, warum gewisse Dinge oder Verhältnisse dies thun, findet er darin, dass bei der Vergleichung der Anschauung mit dem Verstande sich eine Lust an der Harmonie zwischen beiden herausstelle. Schiller hatte früher, z. B. im Gedicht „die Künstler“ die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in der Schönheit gesehen. Später betont er mehr die Form, „das Gefäss des Gehaltes“; das Gleichgewicht der sinnlichen und vernünftigen Thätigkeit hielt er für die Normalstimmung des Künstlers und die Geburtsstätte des Schönen. Dieser Standpunkt schien ihm freilich ein Ideal. Er giebt verschiedene Definitionen: Schönheit ist die Freiheit in der Erscheinung, die Natur in der Kunstmässigkeit, die Versöhnung zwischen Verstand und Sinnlichkeit. Schelling hingegen behauptete, da Natur und Geist, Ideales und Reales durchaus gleich seien, das Schöne sei dasjenige, dessen sinnliche Existenz durchweg dem Idealen entspreche. (Vgl. Schelling: Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur. 1807.) Diesen Standpunkt führt geistvoll durch Solger in „Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst.“ 1815. Fichte und Hegel gingen wiederum fast bis auf Wolff zurück. Jener meinte, die Kunst mache den transzendentalen Gesichtspunkt zum gemeinen, d. h. veranschauliche die allmeine, substantiell gedachte Vernunft. Hegel („Ästhetik“, herausgeg. von Hotho, 1835) nennt das Schöne die Idee in der Form begrenzter Erscheinung. Seine erste Existenz findet es in der Natur und, wie Vischer („Aesthetik“ 1846—1857) hinzufügt, in der Geschichte. Dort existiert es aber nur unbewusst, daher mangelhaft; bewusst erst im sinnlichen Geiste, in der Phantasie. Sobald diese sich verwirklicht, entsteht die Kunst. Das Kunstwerk existiert, losgelöst von seinem Urheber, unbefangen und absichtslos, wie ein Werk der Natur, doch ebenso sehr entstammt es dem Geiste, denn es ist eine Verkör-

perung der Idee. Die einzelnen Künste erscheinen so als die stufenweise Herausarbeitung des Geistes aus der Materialität. Die bildenden Künste sind stumm, massenhaft, noch durchweg material; die Musik bewegt sich in der idealgesetzten Materialität des Tones; die Poesie auf rein geistigem Gebiete, sie ist der Übergang des Geistes zum reinen Denken. Die Ästhetik umfasst also das ganze Reich des Schönen, die Kunst ist nur eine Provinz davon.

Herbart dehnte Schillers Satz: „Die Vertilgung des Stoffes durch die Form ist das wahre Kunstgeheimnis des Meisters“ auf die ganze praktische Philosophie aus und bezeichnete demnach die Ethik als Teil der allgemeinen Ästhetik, der Wissenschaft vom Gefallenden und Missfallenden überhaupt. (Vgl. Herbart, Allg. prakt. Philos. 1805. Lehrb. z. Einleit. in d. Philos. 4. Aufl. 1837; und Rob. Zimmermann, Allg. Aesthetik als Formwissenschaft 1865.) Die Ästhetik handelt demnach von den Formen, durch welche ein beliebiger Vorstellungsinhalt, sei er nun Abbild der Wirklichkeit oder blos Erfindung, Anspruch auf Gefallen oder Missfallen erlangt. Beim Schönen handelt es sich also um ein Bild, und die Ästhetik darf weder mit der Kunstgeschichte noch mit der Metaphysik verwechselt werden. Der Grund für das ästhetische Gefallen liegt nicht in den unverbundenen Teilen (der Materie) einer Vorstellung, sondern in deren Verbindung zu einem Ganzen (ihrer Form). Diese gefallen entweder wegen ihrer Stärke (Quantität), oder ihres Inhalts (Qualität), d. h. es gefällt das Grosse und das Harmonische. Die Zusammenfassung beider in ein der Form des Charakteristischen entsprechendes Nachbild, eines die Formen der Vollkommenheit (Grösse, Fülle, Ordnung), des Einklangs, der Korrektheit und des abschliessenden Ausgleichs an sich tragenden Vorbildes erzeugt das Schöne. Die Durchführung jeder einzelnen Elementarform innerhalb eines Gesamtbildes führt zu den abgeleiteten Formen des ästhetischen Reinheits-, Freiheits-, Einheits-, Wahrheits- und Vollkommenheitssystems.

Treffliche Winke finden sich auch bei Jean Paul („Vorschule der Aesthetik“ 1804), A. Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung“, 3. Buch, 3. Aufl. 1859), J. H. v. Kirchmann („Aesth. auf realist. Grundlage“ 1868) und E. v. Hartmann („Philosophie des Schönen“ 1888).

Die oben berührte Ausschliessung der Kunstgeschichte scheint uns ein Irrtum zu sein. Denn jedes Kunstwerk ist national und historisch bestimmt. Daneben freilich hat die Ästhetik das Wesen des Menschen, nach seiner Allgemeinheit und Individualität zu untersuchen. An die psychologischen Voraussetzungen haben sich Untersuchungen über das Wesen des künstlerischen Schaffens zu schliessen, um endlich die Künste im Einzelnen zu betrachten. Die Ästhetik muss also nicht von der Metaphysik, sondern von der Anthropologie ausgehen; nicht der Begriff des Schönen, sondern das Wesen der Phantasie ist ihre Basis. Der Zweck der Kunst ist, dem menschlichen Geiste Anschauungen zu geben, welche ihn über die Sphäre des leiblichen Lebens erheben. Dabei ist sie nicht auf die Nachahmung der Natur und der Wirklichkeit beschränkt, sondern enthält stets ein geistiges Moment, welches auf des Künstlers Individualität beruht. Ein absolutes Schöne giebt es nicht, sondern stets nur das Schöne eines bestimmten Gegenstandes. Es wird erreicht durch ein möglichst vollkommenes Gleichgewicht aller an der künstlerischen Thätigkeit beteiligten Geisteskräfte: der ästhetischen Sinnlichkeit, des Gemüts, des künstlerischen Verstandes, der Reflexion und vor allem der schöpferischen Phantasie. —

Vgl. übrigens C. Köstlin, Aesthetik 1863—1869, C. Lemcke, Populäre Aesthetik, 4. Aufl. 1873, und R. Prölss, Katechismus der Aesthetik 1878.

Ästhetik, transcendentale (s. d.) heisst bei Kant die Unterscheidung 'der sinnlichen Vorstellungen von den intellektuellen, oder die Wissenschaft von den Prinzipien der Sinnlichkeit a priori (s. d.). Sie erwägt die Formen der sinnlichen Anschauung, d. h. Raum und Zeit. Sie darf nicht verwechselt werden mit der „Kritik der (ästhetischen) Urteilskraft“, welche die Möglichkeit des Geschmackes untersucht, um zu zeigen, dass es keine Vernunftprinzipien desselben gebe.

ästhetisch heisst im weiteren Sinne alles, was in den Kreis der Ästhetik fällt, also auch das Hässliche; im engeren Sinne dagegen nur das Schöne, Geschmackvolle.

Kant nennt eine Vorstellung ästhetisch, wenn ihr die Form der Sinnlichkeit anhängt und diese daher auf das Objekt, d. h. als Phänomen (s. d.), übertragen wird.

Äternität (lat.) Ewigkeit.

Äther (gr.), bei Hesiod Sohn des Erebos (Dunkel) und der Nyx (Nacht), ist eine der Grundsubstanzen, aus denen die Welt entstanden ist; die orphischen Hymnen feiern ihn als Weltseele. Demgemäss erscheint er bei den Hylozoisten (s. d.) als das Wärmeprinzip, neben den vier Elementen: Wasser, Feuer, Luft und Erde als die höchste fünfte Substanz (daher: Quintessenz!), der alles Sein und Denken entstammt. Da nun die moderne Physik annimmt, dass eine überaus feine Substanz durch den Weltenraum verbreitet sei, aus dessen Schwingungen sie die Erscheinungen des Lichts, der Elektrizität und dergl. erklärt, so sind manche neuere Philosophen, z. B. Ph. Spiller, auf die Idee gekommen, den Äther als Gott zu setzen. Vgl. Spiller, Gott im Lichte der Naturwissenschaften, Leipzig 1883.

Ätherleib nennt J. H. Fichte (1797—1879) und andre Spiritualisten den von der Seele unmittelbar gewirkten Leib, womit aber nicht der äusserliche, sichtbare, tierische, sondern ein innerer, unsichtbarer Geistleib gemeint ist (vgl. Fichtes „Anthropol.“ S. 273 f.). Darnach besteht also der Mensch aus Geist, Innenleib und leiblichen Stoffen. Ähnlich lehrte schon der Neuplatoniker Porphyrius (233—304).

Ätiologie (v. griech. *αἰτία* = Ursache), die Lehre von den Ursachen und Wirkungen, ist der zweite Teil der Metaphysik, während der erste, die Ontologie, vom Wesen der Dinge, und der dritte, die Teleologie, von dem Zwecke derselben handelt.

Äusseres und Inneres sind Korrelata, d. h. Verhältnisbestimmungen, die sich aufeinander beziehen. Das Äussere für uns ist zunächst unser Leib, dann das Nichtich, d. h. die Aussenwelt, deren Realität zu beweisen Aufgabe der Erkenntnistheorie st.

Affekt (v. lat. afficio) ist eine plötzliche und gewaltsame Gemütserschütterung, welche durch äussere oder innere Überraschung veranlasst wird und unsern leiblichen Zustand stark beeinflusst. Blutumlauf, Atmung, Muskulatur und Absonderung der Drüsen werden dadurch entweder gefördert oder gehemmt. Im Affekt gerät der Mensch „ausser sich“. Natürlich richtet sich die Wucht,

mit der die Affekte auftreten, nach Konstitution und Temperament, nach Erziehung und Bildungsstandpunkt des Menschen.

Man kann die Affekte einteilen in sthenische, welche unser Lebensgefühl fördern, und asthenische, die es hemmen (Kant); oder in aktive und passive (Nahlowsky). Zu jenen gehören z. B. Zorn, Freude, Begeisterung; zu diesen Scham, Furcht, Verzweiflung. Drobisch nennt jene die Affekte der Überfüllung, diese der Entleerung. Jene sind dem Rausch, diese der Ohnmacht vergleichbar. Richtiger scheint uns die Einteilung in allgemeine und qualitative. Jene entspringen einem gesteigerten Gefühl der Lust oder Unlust. Diese schliessen sich entweder 1) an die Erwartung an: Ungeduld, Hoffnung, Verzweiflung, Furcht, Überraschung. Oder sie gründen sich 2) auf ästhetisches Wohlgefallen, resp. Missfallen: Bewunderung, Schwärmerei, Entzücken und ihr Gegenteil. 3) Intellektuelle Affekte sind: Verlegenheit, Verblüffung, Staunen, Begeisterung. 4) Moralisch-religiöse: Entrüstung, Rührung, Scham, Reue, Verzückung. 5) Aus dem Selbstgefühl entspringen: Mut, Übermut, Zorn, Kleinmut, Niedergeschlagenheit. 6) Aus der Antipathie: Neid, Schadenfreude, Groll und Ingrimm. Vgl. F. Kirchner, Schematismus der Philosophie, Halle 1888.

Die Heilung von Affekten kann nur dadurch geschehen, dass man die Anlässe dazu entweder wirklich oder in der Vorstellung des Menschen beseitigt. Ist z. B. jemand in Zorn, so schaffe man ihm den Gegenstand, der ihn dazu reizt, aus den Augen oder aus dem Sinn, indem man ihn mit anderen Vorstellungen lebhaft beschäftigt. Vgl. hier Lotze, Medizinische Psychologie, S. 441 f. Waitz, Psychologie § 44. Feuchtersleben, Diätetik der Seele VI—VIII.

Affektation oder **Affektiertheit** ist die Ziererei in Reden und Handlungen, welche den Schein zu erwecken sucht, als sei ihr etwas eigentümlich, was sie gar nicht besitzt.

Affektion (l.) = Zuneigung. **Affektionspreis** (pretium affectionis) ist der Wert, den wir einer Sache oder Leistung mit Rücksicht auf das Gefühl des Besitzers oder Leistenden beilegen. Der Gegensatz dazu ist der Marktpreis oder objektive Wert (vera rei aestimatio). Beide

Werte stehen natürlich oft im Widerspruch. So kann z. B. eine an sich ganz wertlose Tasse, die wir von unsrer Mutter ererbt haben, uns persönlich unendlich wertvoll sein. Im weiteren Sinne haben alle Dinge einen Affektionspreis, sofern sie jeder verschieden hoch schätzt; die Tugend allein hat keinen, sie allein hat objektiven Wert. Kant definiert Affektionspreis zu eng als „Äquivalent für ein Ding, das einem gewissen Geschmacke gemäss ist".

Affektlosigkeit bedeutet s. a. Gemütsruhe, nämlich Freiheit von Affekten (s. d.).

Affenliebe ist die blinde Zärtlichkeit der Eltern gegen ihre Kinder, welche deren Fehler leugnet und ihnen Schädliches giebt.

afficieren heisst Eindruck machen, zunächst auf die Sinnlichkeit, dann auf den Menschen überhaupt.

Affinität (l.) = Verwandtschaft, umfasst diejenigen Begriffe oder Urteile, welche nichtwesentliche Merkmale gemein haben; z. B. rote Rose und rote Mütze. Der Gegensatz zu solchen affinen Begriffen sind die kognaten. Denn Kognation findet zwischen den durch wesentliche Merkmale verbundenen statt, z. B. Rose und Tulpe, welche beide als Organismen gedacht werden müssen.

affirmativ (l.) bejahend heisst ein Urteil, welches ein Subjekt irgend einem Prädikat unterordnet (S ist P). Diese grundwesentliche Eigenschaft eines Urteils heisst seine Qualität. Die Bejahung (Affirmation) kann aber entweder auf den ganzen Umfang des Subjektes gehen (alle S sind P), oder nur auf einen Teil (einige S sind P). Diese Eigenschaft heisst die Quantität eines Urteils. Vgl. Urteilsformen, Verneinung.

Agathobiotik = Diätetik (s. d.).

Agathologie (gr.) = Lehre vom Guten oder von den Gütern; ein Teil der Ethik, welche gewöhnlich in die Lehre von den Pflichten, Tugenden und Gütern eingeteilt wird. Vgl. A. Döring, Philos. Güterlehre, Berlin 1888.

Agens (Plural: Agentien) heisst jedes Ding, sofern es sich bethätigt, also eine Wirkung ausübt.

Agglomerat ist ein nur äusserlich zusammengeballtes; Gegensatz: Organismus (s. d.).

Aggregat heisst ein durch blosse Ansammlung entstandenes Ganze, z. B. ein Haufen Getreide. Die Physik

unterscheidet 3 verschiedene Aggregatzustände der Körper: den starren, tropfbar flüssigen und gasartigen (oder elastisch-flüssigen). Eine Erkenntnis, deren Teile nicht organisch miteinander verbunden sind, ist ein blosses Aggregat von Notizen.

Agnosie (gr.), Unwissenheit; **Agnostiker** derjenige, welcher über die letzten Gründe alles Seins nichts zu wissen wünscht oder behauptet. Charles Darwin (1809—82) z. B. bezeichnete sich so.

Agrikultursystem (l.) ist diejenige staatswirtschaftliche Lehre, welche in der Ausbeutung des Bodens die einzige Quelle des Nationalwohlstandes sieht. Dies that schon J. Locke (1632—1704), doch erst Frz. Quesnay hat 1758 in seinem Tableau économique diese Ansicht entwickelt. Ihre Anhänger bezeichneten sich auch als Ökonomisten oder Physiokraten; auch Turgot gehörte dazu.

Ahnung ist eine dunkle Vorempfindung von etwas Zukünftigem, die sich auf (objektiv oder subjektiv) unbewusste Gründe stützt. Sie entspringt entweder einem unwillkürlichen Analogieschluss (s. d.) oder einer Gemütsstimmung. Aus solchen Ahnungen lässt sich mithin wohl auf die subjektive Verfassung des resp. Menschen ein Schluss machen, dagegen durchaus keiner auf das Eintreten des Geahnten. Aber weil der Mensch unter den vielen Möglichkeiten bisweilen auch die wirklich später eintretende sich vorstellte, so ist der Aberglaube an Ahnungen uralt und kaum auszurotten, zumal er durch rätselhafte Erscheinungen (Schlafwachen, Traumwandeln Magnetismus, Hypnotismus u. dgl.) gestützt wird.

Akademie (gr.) eigtl. Hain des Akademos in Athen, dann Schule des Platon († 347 a. Chr.), der dort seine Schüler versammelte. Die ältere Akademie (Platon, Speusippos, Xenokrates, Polemon, Krates, Krantor) war dogmatisch (s. d.), die jüngere (Arkesilaos, Lakydes, Euander, Karneades) dagegen skeptisch (s. d.). Manche unterscheiden noch die Schule des Karneades, welcher den Probabilismus begründete, als die neuere Akademie, während endlich noch andere als vierte die des Philon von Larissa, der wieder Dogmatiker war, und als fünfte die des Antiochos von Askalon aufzählen, der die platonische Philosophie mit der stoischen verband.

Akatalepsie (gr.) = Unbegreiflichkeit, welche die Stoiker von allen Dingen behaupteten.

Akosmismus (gr.) Weltlosigkeit, Leugnung der Welt, kann man sowohl den Pantheismus nennen, welcher das All ganz in Gott aufgehen lässt, als auch den absoluten Idealismus, der die Realität der Aussenwelt leugnet, als auch endlich den Spiritualismus, der alles Körperliche als Produkte des Geistes ansieht.

Akribie (gr.) (Genauigkeit, Sorgfalt in der Forschung und Untersuchung.

Akrisie (gr.) Mangel an Urteil oder Prüfung.

akroamatisch (gr.) eigtl. das Hörbare, heisst 1) die geheime (esoterisch), nur den Eingeweihten mündlich mitzuteilende Lehre oder 2) wissenschaftlich, im Gegensatz zu populär; 3) diejenige Lehrform, bei welcher der Schüler nur hört, nicht, wie bei der erotematischen oder sokratischen, auch gefragt wird.

Akrotismus (gr.) Streben nach dem Höchsten, Erforschung der letzten Dinge.

albern ist alles unverständige Denken, Reden und Handeln. Es ist entweder ein Zeichen von Dummheit oder von Narrheit.

Alethophile (gr.) der Wahrheitsfreund.

Alexandriner heissen diejenigen Philosophen, welche in Alexandria (ca. 300 a. C. — 500 p. C.) die verschiedenen älteren Systeme untereinander und mit den Religionen zu vereinigen strebten. Ihre Blüte ist Plotins Neoplatonismus. Man wirft ihnen Synkretismus und Eklektizismus vor.

Alibi (eig. „anderswo“, lat.); sein Alibi beweisen heisst darthun, dass man zu der Zeit, wo ein Verbrechen geschah, nicht am Thatorte war; wer das kann, wird freigesprochen, das Verbrechen physisch (wenn auch nicht intellektuell) begangen zu haben.

Alienation (l.) = Geisteszerrüttung.

alieni iuris homo, ein Mensch von rechtlicher Unselbständigkeit; Gegensatz: sui iuris homo.

alii sementem faciunt, alii metent: die einen säen, die andern ernten; dies Sprichwort bezeichnet solche, welche, ohne etwas selbst zu thun, die Früchte andrer geniessen.

aliis non feceris quod tibi fieri non vis = was du nicht willst, dass man dir thu, das füg' auch keinem andern zu; ein sehr einfaches und vielfach brauchbares Moralprinzip, welches schon Christus Matth. 7, 12 aufstellt, und Kant seinem kategorischen Imperativ unterlegt.

aliud sceptrum, aliud plectrum = etwas andres ist das Scepter, etwas andres die Laute, bedeutet: jeder Stand erfordert besondere Fähigkeiten.

All oder Universum (l.) ist der Inbegriff aller Dinge. Da wir es unendlich nach Raum und Zeit denken müssen, können wir es uns nicht vorstellen. Die Griechen personifizierten es als Pan, daher Pantheismus (s. d.), welcher das All-Eine (ἓν καὶ πᾶν) als Gott setzt.

Allegorie (gr.), eigtl. das Andersreden, ist die Darstellung eines Gegenstandes durch einen andern, also ein Bild, welches aber nicht nur jenen Gegenstand erkennen lassen, sondern auch selbst eine eigentümliche Geltung haben muss. Daher sind die unmittelbaren Künste: Musik und Architektur keiner Allegorie fähig. Unterarten der Allegorie sind Metapher, Fabel und Parabel. Die Poesie verwendet metaphorische, anthropomorphe und personifizierende Allegorien; die metaphorische A. verbindet ähnliche Gegenstände derselben Art, die anthropomorphe verkörpert Geistiges, die personifizierende belebt Körperliches. In der bildenden Kunst entsprechen diesen drei Arten die symbolische, hieroglyphische und plastische Allegorie. So ist das Lamm Symbol der Unschuld, während mehrere solcher Symbole die Hieroglyphe bilden; die plastische Allegorie stellt Personifikationen dar, z. B. Glaube, Liebe u. dgl. Da nicht immer die Beziehung leicht verständlich ist, so sind Allegorien mit Vorsicht zu gebrauchen.

allegorische Auslegung ist die Methode, eine Schrift auszulegen, welche anstössigen Stellen einen geheimen Sinn unterlegt, aber dabei natürlich die grammatisch-historische Bedeutung verdreht. Aus übertriebner Ehrfurcht vor dem Buchstaben entspringend, verfällt sie in Willkür und Gewaltsamkeit.

Alleinheitslehre s. Pantheismus.

Alleinherrschaft s. Staatsverfassung.

Allgegenwart (omnipraesentia) bezeichnet diejenige Eigenschaft Gottes, vermöge deren er an jedem Orte zugleich ist, vgl. Allmacht.

allgemein (universal oder generell) heisst dasjenige, welches einem Ganzen oder einem seiner Teile zukommt; das Allgemeine umfasst also einen Begriff nach Umfang und Inhalt. So ist folglich jedes Kollektivum, z. B. Volk, ein Allgemeines, ferner jede Art, z. B. Fichte, Tanne, Föhre; aber auch jedes Einzelding ist, sofern es mit allen Wesen derselben Gattung Eigenschaften gemein hat, etwas Allgemeines. Im engern Sinne fasst der Allgemeinbegriff (Klassenbegriff) die Gesamtheit der Merkmale zusammen, welche allen Gegenständen einer Klasse zukommen, z. B. Fisch. Gegensatz hierzu ist der Einzelbegriff, z. B. Gott, der Kohinor, Sokrates. Sobald diese wieder als eine Mehrheit, ein Ganzes gedacht werden, erscheinen diese Begriffe als Allgemeinheiten. So heisst also jede besondere Vorstellung nur so im bezug auf eine noch umfassendere; weil aber jener gewisse Merkmale eigentümlich sind, kann man weder vom einzelnen noch vom besondern aufs allgemeine schliessen, sondern nur umgekehrt. Wenn alle Menschen sterblich sind, so ist es auch jeder Athener und auch Sokrates; was hingegen von diesem, gilt noch keineswegs von jedem Athener, geschweige vom Menschen überhaupt. — Über den Streit der Scholastiker um die Allgemeinheiten s. d. A. Universalien, Nominalismus.

Allgenugsamkeit (Aseïtät) Gottes bezeichnet seine völlige Unabhängigkeit von der Welt, er ist nur von sich (a se) abhängig.

Allheit (Totalität) heisst eine Vielheit, sofern sie als Einheit gedacht wird, z. B. Volk, Menschheit Welt.

Allmacht (omnipotentia) Gottes bedeutet seine unbeschränkte Selbstbethätigung (absolute Energie). Diese stellt sich physisch als Allgegenwart, geistig als Allwissenheit dar. Gott vermag alles, was er will; da er aber weder Unsinniges, noch Unsittliches wollen kann, so ist es richtiger zu sagen: Gott kann alles, was er seinem Wesen nach muss. Die menschliche Freiheit beschränkt daher seine Allmacht nicht, da jene eben zum Wesen der Menschheit, resp. Welt gehört; ebensowenig das Böse, da es ein notwendiger Durchgangspunkt des Menschen ist.

Allotriologie (gr) ist die Einmischung fremder Gedanken in einen Vortrag; dies kann ein dialektischer Kunstgriff, aber auch ein Zeichen von Zerstreutheit sein.

Allsinn nannte die Identitätsphilosophie die Einheit von innerem und äusserem Sinne; er sollte, über die Formen der Zeit und des Raumes hinausgerückt, eine unmittelbare Erkenntnis des allgemeinen Lebens der Dinge gewähren. Zwar eines besonderen Organs entbehrend, vereinigt er, als Komplement der Vernunft, Verstand und Anschauung in sich, daher er auch „anschauender Verstand“ heisst. G. M. Klein, Anschauungs- und Denklehre § 77. Bamberg 1824.

Allweisheit heisst Gottes Allwissenheit, sofern sie das Gute weiss und will.

Allwissenheit (omniscientia) Gottes bedeutet, er wisse alles, sei also über Meinen, Glauben, Wähnen, Abstrahieren und Reflektieren erhaben. Vgl. Allmacht.

Almosen (ἐλεημοσύνη) eig. Barmherzigkeit, ist eine dem Dürftigen freiwillig gereichte Gabe. Sie hat nur sittlichen Wert, wenn sie nicht aus Egoismus (Eitelkeit, Strebertum u. dgl.), sondern aus Einsicht in die Notwendigkeit gegenseitiger Unterstützung gegeben wird.

alogisch (gr.) unbegründet, heisst sowohl das Unvernünftige als auch das an sich Gewisse, weil es keiner Begründung bedarf.

altera pars Petri. d. h. der 2. Teil von Petr. Ramus (1515—72) Logik, welcher vom Scharfsinn handelt. Daher sagt man von einem beschränkten Menschen, ihm fehle altera pars Petri.

alter ego = zweites Ich, d. h. Stellvertreter oder intimster Freund.

Alteration (l.) = Gemütsaufregung; alterieren ändern, erschüttern.

alternieren (l.) sich ablösen; die Alternative = Wechselfall, peinliche Wahl zwischen zwei Dingen; alternative Urteile sind solche, wo man von zwei Prädikaten beliebig das eine oder das andere setzen kann. Brutus hat Cäsar ermordet, oder Cäsar ist durch Brutus gefallen.

Altruismus (v. alter) die Liebe zum Nächsten, Gegensatz zum Egoismus.

Alyta (gr.) Unauflösliches, sowohl im allgemeinen die menschlichem Scharfsinn trotzenden Welträtsel, als auch insbesondere die Fangschlüsse der Megariker, die dadurch

unauflöslich wurden, dass man auf jede Frage nur mit Ja oder Nein antworten durfte.

a maiori ad minus, vom Grösseren lässt sich aufs Kleinere schliessen, aber nicht a minori ad maius.

amethodisch (gr.) ohne Ordnung, lehrkunstwidrig.

Ambiguität (l.) Zweideutigkeit im logischen Sinne entsteht durch unklare Begriffe oder falsch angewendete Worte.

amicis omnia communia: Freunde haben alles gemein; amicus Plato, amicior veritas: teuer ist mir Plato, teurer die Wahrheit!

Amnesie (gr.) = Nichterinnerung, Gedächtnisschwäche, während **Amnestie** das absichtliche Vergessen oder Verzeihen ist.

Amnestik (gr.) = Kunst des Vergessens; sie besteht darin, dass man seine Gedanken energisch von der betr. Sache ab- und einer anderen zuwendet. Vgl. Mnemonik.

Amphibolie (gr.) Zweideutigkeit, die entweder absichtlich, wie bei Orakeln, Witzen und dergl. oder aus Versehen, durch Verwechselung der Begriffe entstehen kann. Transcendentale Amphibolie nennt Kant die Verwechslung des reinen Verstandesobjekts mit der Erscheinung, z. B. des Begriffs Wassertropfen mit irgend einem wirklichen.

Amphilogie (gr.) = Streit, Widerspruch.

Amusie (gr.) Mangel an Kunstsinn und Bildung; amusisch ungebildet.

Anaeresis (gr.) Wegräumung der Einwände, Widerlegung des Gegners.

Anästhesie (gr.) = Unempfindlichkeit, d. h. teilweise oder völlige Lähmung der Empfindungsnerven.

Anagoge (ἀναγωγή) eig. Hinaufführung, ist eine Art mystischer Schriftauslegung, welche, die buchstäbliche Deutung verschmähend, überall Höheres, Himmlisches ausgesprochen findet. Solche Anagoge trieb z. B. der Alexandriner Philon (20 a. C. — 45 p. C.).

Analgesie (gr.) Schmerzlosigkeit, Unempfindlichkeit.

Analogie (gr.) = Ähnlichkeit, Gegensatz: Anomalie, d. i. Regellosigkeit. Im Altertum ward heftig darüber gestritten, ob die Worte dem Denken entsprechen oder

nicht, d. h. ob die Sprache ein notwendiges Naturprodukt oder Resultat willkürlicher Übereinkunft sei. — Der Schluss aus Analogie (ratiocinatio per analogiam oder argumentatio analogica) schliesst aus der Ähnlichkeit zweier Dinge in dieser und jener Hinsicht auf ihre Ähnlichkeit überhaupt; denn, sagt man, Dinge, die in mehreren Stücken übereinstimmen (analog sind), werden es auch in den anderen, d. h. in allen. So schloss Kepler aus der elliptischen Bahn des Mars, dass alle ihm ähnlichen Planeten ebensolche haben. Die Form des analogischen Schlusses ist:

A ist = a, b, c . . . n
B ist = A in a und b
―――――――――――――
B = A auch in c, d . . . n.

Es leuchtet ein, dass die Analogieschlüsse ziemlich unsicher sind, besonders wenn die analogen Merkmale unwesentlich sind. Vgl. Induktion.

Analogien der Erfahrung sind bei Kant Regeln, nach welchen aus Wahrnehmungen Einheit der Erfahrung entspringen soll, z. B. der Satz: Alles, was geschieht, muss eine Ursache haben.

Analogismus (gr.) Schluss, Beweis aus Analogie.

Análogon rationis (Vernunftähnliches) ist nach Leibniz dasjenige am Tiere, was es mit dem Menschen gemein hat. Er nannte nämlich die Tierseele eine Monade gleich der menschlichen, die der deutlichen, von Gedächtnis begleiteten Vorstellung fähig ist; sie unterscheidet sich von der des Menschen nur dadurch, dass an die Stelle des vernünftigen Denkens die blosse Erwartung ähnlicher Fälle tritt (Monadologie 26. 28).

Analyse (gr.), eig. Auflösung, ist im Gegensatz zur Synthese die Zerlegung eines Begriffes in seine Merkmale. Demgemäss heisst eine Definition eine analytische Erklärung. Ein analytisches Urteil ferner ist solches, wo das Prädikat aus dem Begriffe des Subjekts unmittelbar hervorgeht, z. B. ein gleichseitiges Dreieck hat 3 gleiche Seiten. Synthetische Urteile dagegen vermitteln die Verknüpfung von Subjekt und Prädikat erst durch ein andres Urteil, z. B. ein gleichseitiges Dreieck hat 3 gleiche Winkel. Diesen Unterschied hat zuerst der Megariker Stilpon (380—300 a. C.), dann Dav. Hume (1711

bis 1776), endlich besonders Kant (1724—1804) hervorgehoben. Aber er ist nur scheinbar, denn was für den Laien ein synthetisches, ist für den Kenner einer Sache ein analytisches Urteil. Die analytische Methode geht von den Bedingungen aus, um die Prinzipien aufzusuchen, von denen das Gegebene abhängt (regressus a principiatis ad principia), während die synthetische von den Prinzipien ausgeht. Jene heisst auch die regressive, heuristische, diese die progressive, didaktische. Den Regress vom Bedingten zur Bedingung nennt Kant qualitative Analysis; quantitative den Regress vom Ganzen auf die Teile. Vgl. Methode.

Analytik (gr.) heisst bei Aristoteles (384—322) der elementare Teil der Logik, weil er sich mit der Auflösung von Begriffen, Urteilen und Schlüssen beschäftigt. Er handelt vom reinen Denken, wobei die Gedanken nur aufeinander, nicht wie in der Metaphysik auf Aussendinge bezogen werden. Kant nennt Analytik der Begriffe die Zergliederung des Verstandesvermögens, um die Möglichkeit der Begriffe a priori zu erforschen, während die Analytik der Grundsätze ein Kanon für die Urteilskraft sein soll, jene Verstandesbegriffe auf Erscheinungen anzuwenden.

Anamnestik (gr.) Erinnerungskunst, vgl. Mnemonik.

Andacht, eigtl. Aufmerksamkeit, dann Richtung unsrer Gedanken auf göttliche Dinge. Kant definiert sie als „die Stimmung des Gemüts zur Empfänglichkeit Gott ergebener Gesinnungen." Andächtelei ist die entweder gedankenlose oder heuchlerische Übung der Andacht.

angeboren (innatus), der Gegensatz von angelernt, ist alles, was der Mensch von Geburt an besitzt. Dies sind zunächst gewisse Triebe und Fähigkeiten; angeborne Ideen im Sinne Platons dagegen giebt es nicht. Denn sonst müssten sie sich bei allen Menschen und übereinstimmend finden, was jedoch keineswegs der Fall ist. Nicht einmal de Idee Gottes ist uns angeboren, wie man leicht an den Wilden und unsern Kindern beobachten kann. — Angeborne Rechte sind solche, die der Mensch mit seiner Geburt erhalten hat; dies sind teils natürliche (die sog. Menschenrechte), dass er z. B. lebe, frei sei u. s. f., teils positive, d. h. durch Übereinkunft ihm gegebene, z. B. dass er seinen Vater beerbe u. dgl.

angemessen (adäquat) heisst eine Definition, wenn sie weder zu weit noch zu eng ist; dies erkennt man daran, dass sie sich sowohl einfach als auch kontraponierend umkehren lässt. So ist z. B. die Definition angemessen: ein Triangel ist eine dreiseitige Figur, denn man kann sagen: a) jede dreiseitige Figur ist ein Triangel und b) nichtdreiseitige Figuren sind keine Triangel. Lässt sich irgend eine Instanz gegen eine Erklärung anführen, so ist sie unangemessen (inadäquat). So führte Diogenes gegen Platons Definition, der Mensch sei ein zweibeiniges Tier ohne Federn, die Instanz eines gerupften Hahnes an. — Angemessen heisst ferner die Einteilung, die weder zu viel noch zu wenig Glieder hat, und der Beweis, welcher weder zu viel noch zu wenig beweist.

angenehm heisst alles, was uns Lust erregt dadurch, dass es der Sinnlichkeit schmeichelt, ohne dass es, wie das Schöne, einer Idee entspricht oder, wie das Sittliche, notwendig wäre. Ob etwas angenehm oder unangenehm ist, entscheidet nur das Gefühl. Da nun dieses zwar im grossen und ganzen bei allen Menschen gleich, in vieler Beziehung aber auch verschieden ist, so lässt sich keine allgemeine Regel darüber aufstellen (de gustibus non est disputandum). Ja, dasselbe erscheint demselben Menschen unter verschiedenen Verhältnissen anders; je nachdem wir in Stimmung oder körperlicher Verfassung sind. Und selbst Schmerz kann uns Lust bereiten, wenn wir ihn einer höhern Idee zuliebe ertragen, d. h. wenn die sinnliche Unlust durch seelische Lust aufgehoben wird.

Angst ist die Furcht mit dem Gefühle der Ohnmacht. Aus physischen oder psychischen Ursachen entspringend, übt sie auf unsern leiblichen und geistigen Menschen die heftigsten Wirkungen aus. Unser Blut stockt, es drängt zum Herzen, die Muskeln sind erschlafft, der Verstand betäubt, die Phantasie mit trüben Bildern erfüllt, der Wille gelähmt. Die sog. Todesangst beruht auf der zunehmenden Lähmung der Atmungsmuskeln und des Herzens.

animalisch (l. animal = Tier) tierisch, den Tieren eigentümlich. Animalische Funktionen sind die dem Tierleben eigenen Thätigkeiten, nämlich Empfindung, willkürliche Bewegung, Vorstellen und eine Art dunklen Bewusstseins; die vegetativen Functionen dagegen, welche

auch den Pflanzen zukommen, sind Wachstum und Ernährung. — Animalität = Tierheit.

Animismus (l. v. animus) ist die Lehre G. E. Stahls, wonach die denkende Seele Lebensprinzip jeder Thätigkeit im Körper sein, also auch z. B. das Wachstum desselben bewirken soll. Vgl. Lebenskraft.

animos (l.) leidenschaftlich erregt. **Animosität**, leidenschaftliche Stimmung.

animus (l.) = Absicht, z. B. nocendi, injuriandi zu schaden, zu beleidigen. Vgl. Absicht, Zweck.

Anlage ist die angeborne Fähigkeit, welche durch Übung zur Fertigkeit werden kann. Hierbei sind zwei Extreme abzuweisen: Aristoteles, Locke und Beneke betrachten den Geist des Neugebornen als eine leere Tafel (tabula rasa), auf die der Erzieher alles Mögliche schreiben könne; Origenes, Kant und Schelling meinen, die Seele sei durch einen Fall vor der Geburt so geworden, wie sie jetzt ist. Zwischen jenem Empirismus und diesem Mysticismus steht die genetische Betrachtungsweise, welche im geistleiblichen Organismus eine durch die Jahrtausende erworbene Disposition zu gewissen Fertigkeiten erkennt, mag man sie materialistisch oder spiritualistisch erklären. Es ist wohl unleugbar, dass jeder Mensch schon durch sein Geschlecht besondre Anlagen mit auf die Welt bringt; ferner durch Konstitution und Temperament; sodann durch das so oder so geartete Verhältnis der einzelnen Seelenkräfte und der vegetativen und animalen Funktionen unter einander. Weil besonders Phantasie, Empfindung, Verstand oder Wille verschieden stark angeboren zu sein pflegen, kann man von Kind auf an den Menschen eine verschiedene Empfänglichkeit für Kunst, Wissenschaft, sittliche und praktische Thätigkeit beobachten. Ein höherer Grad von Befähigung heisst Talent, der höchste: Genie. — Natürlich finden sich auch bei ganzen Familien und Völkern gewisse, durch Gewöhnung, Klima, Bodenbeschaffenheit und Vererbung befestigte Anlagen.

anmassend ist derjenige, welcher durch sein Auftreten die Anerkennung seines vermeintlichen Verdienstes oder Vorrechtes zu fordern scheint.

Anmut ist die Schönheit in der Bewegung, während die Würde die dem Unbeweglichen eigene Schönheit ist.

Das Bewegte, sei es ein Mensch oder ein Naturobjekt, braucht an sich gar nicht schön zu sein, aber es mutet uns schon an, wenn es überhaupt massvoll bewegt ist, weil wir dann eine Seele voraussetzen. Das weibliche Geschlecht, dessen Formen weich und fliessend, dessen Bewegungen gemässigt und leicht sind, hat daher besonders Anlage, anmutig zu sein. — Studierte Anmut aber ist Ziererei.

Annahme bedeutet zunächst die Entgegennahme einer Sache oder eines Versprechens; dann in der Logik den Untersatz eines Schlusses (propositio minor oder assumptio) oder die Voraussetzung. Vgl. Hypothese.

Annihilation (l.) Vernichtung, Aufhebung, Zerstörung.

Anöa (gr. ἄνοια) Unverstand, Sinnlosigkeit, Verstandesschwäche.

Anomalie (gr.) ist die Abweichung von einer Regel; ist diese ein Naturgesetz, so nennt man jede quantitative oder qualitative Abweichung davon so, die freilich wieder durch den Naturzusammenhang bedingt ist.

Anomie (gr.) Gesetzlosigkeit, Ungesetzlichkeit, Willkür, Zügellosigkeit.

Anordnung ist die zweckmässige Stellung oder Reihenfolge der Teile an einem Ganzen, welche bei wissenschaftlichen Werken durch die Logik, bei künstlerischen durch die Ästhetik vorgeschrieben wird. Beidemal entspringt sie aus der Herrschaft eines Gedankens über die verschiedenen Teile.

anorganisch ist der Gegensatz von organisch (s. d.).

Anschauung (Intuition) bedeutet die unmittelbare Vorstellung, welche zwar klar und deutlich, aber, weil nicht durch den Verstand bearbeitet, einseitig ist. Erst durch die Abstraktion wird sie zur Erkenntnis, d. h. zur allgemeinen Vorstellung, zum Begriff. Die äussere A. umfasst die objektiven Dinge (im Raume), die innere die subjektiven Vorstellungen (in der Zeit), jene fällt unter das Gesetz der Gleichzeitigkeit, diese unter das der Aufeinanderfolge. Kant unterscheidet noch die Anschauung a priori und a posteriori oder die reine und die empirische. Jene bezieht sich auf Raum und Zeit und auf das unabhängig von der Erfahrung Konstruierbare (die mathematischen Grössen); diese auf die in Raum und

Zeit wahrnehmbaren Erfahrungsgegenstände. Übrigens nennt Kant mit Unrecht Raum und Zeit Anschauungsformen; es sind vielmehr, subjektiv betrachtet, nur Anschauungsbilder. Die spekulativen Philosophen Fichte, Schelling und Hegel reden noch von einer intellektuellen Anschauung. Fichte (1762—1814) meint damit das unmittelbare Bewusstsein des Ichs; Schelling (1775—1854) den unbedingten Erkenntnisakt, in welchem Subjektives und Objektives zusammenfällt; Hegel (1770—1831) das durch notwendige Gedankenbewegung erreichbare Wissen. Fichte versteht also darunter das dem Philosophieren vorangehende Wissen, Schelling den Anfang und Hegel die Krone des Philosophierens! Schelling streift damit jenes unmittelbare Anschauen Gottes, von welchem die Mystiker reden. Neuere Denker, wie Herbart (1776—1841), Beneke (1798—1854), H. Lotze (1817—81) u. a. erkennen nur die empirische Anschauung als Grundlage und Ausgangspunkt aller Philosophie an. — Künstlerische A. ist die Betrachtung eines Gegenstandes nach ästhetischen Gesetzen.

Anstand ist das durch die Sitte, resp. Sittlichkeit geregelte Benehmen. Jenes ist der mehr äusserliche, konventionelle, dieses der innere, wahrhafte Anstand. Jener entspringt der Gewöhnung und dem Umgange, dieser dem sittlichen Charakter.

Antagonismus (gr.) ist der Widerstreit der Kräfte in der körperlichen wie der geistigen Welt; denn kein Ding verhält sich nur leidend, sondern stets reagiert es (lex antagonismi). Darauf beruht alles Leben in unserm Leibe und Geiste, in Staat, Kirche und Wissenschaft.

Antanagogé (gr.) Zurückschieben einer Beschuldigung auf den Gegner durch geschickte Wendung.

antecedens (l.) und **consequens** = Grund und Folge in der Logik, Ursache und Wirkung in der realen Welt. In Urteilen heisst antecedens das Subjekt, wenn daraus das Prädikat selbstverständlich folgt; in Schlüssen heissen Obersatz und Untersatz so, während der Schlusssatz consequens; bei Beweisen heisst der Beweisgrund antecedens.

antemundan (l.) vorweltlich.

anthropocentrisch (v. ἄνθρωπος Mensch u. centrum) nennt man diejenige Weltbetrachtung, welche den Menschen

als das Centrum der ganzen Welt ansieht, wie es z. B. jede Religion thut; aber auch diejenige Philosophie, welche den Menschen zum Ausgangs- und Zielpunkt alles Wissens macht, z. B. Kants, während Spinozas Lehre theocentrisch ist.

Anthropologie (gr.), die Lehre vom Menschen, schildert das Wesen des Menschen nach Leib und Seele, seine Entstehung, Entwickelung und Verbreitung über die Erde. Sie zerfällt je nach ihrem besondren Gegenstande in die somatische, welche den Leib, die psychische, welche die Seele des Menschen, und die sozialpolitische A., welche sein Verhältnis zur Natur und zur Gesellschaft behandelt. Die erste ist eine naturwissenschaftliche Disziplin, die zweite eine philosophische, die dritte eine historische. Die Anthropologie benützt die Resultate der Anatomie, Physiologie, Psychologie, Naturbeschreibung und Geschichte und bietet sich wiederum der Sprachwissenschaft, Rechtspflege, Ethik und Theologie als Mitarbeiterin dar.

Der Schöpfer dieser Wissenschaft ist Aristoteles (384—322 a. C.); aus der alexandrinischen Schule beschäftigen sich Herophilos und Erasistratos damit; auch der Apostel Paulus war ein grosser Kenner des Menschen. Das Mittelalter baute sie wenig an, erst Arnoldus v. Villanova (1300—1363), der die erste öffentliche Sektion zweier weiblichen Leichen in Bologna vornahm, begann wieder das Studium der Anthropologie. Die Naturphilosophen der Reformationszeit Paracelsus († 1541) und v. Helmont († 1644) waren Theosophen, doch stellte Bacon v. Verulam (1561—1626) die Erfahrung als bestes Hülfsmittel auf. Diese wandte dann einseitig J. Locke (1632—1704) und seine Schule an, welche in Materialismus ausartete. Ihr traten die Idealisten Cartesius (1596—1650), Spinoza (1632—77), Leibniz (1646—1716) und Wolff (1679—1754) gegenüber. Durch Harvey († 1658), welcher den Blutumlauf entdeckte, wurde die somatische Richtung begründet, der auch A. v. Haller angehörte, während der Vitalismus, d. h. die Annahme einer Lebenskraft, in Frankreich besonders Anklang fand. Berühmte exakte Forscher in Deutschland waren Sömmering, Blumenbach, Burdach und Joh. Müller. Die erste systematische Einteilung des Men-

schengeschlechts in (3) Rassen machte Cuvier († 1832), während Ch. Bell die moderne Nervenphysiologie begründete. J. Kants „pragmatische Anthropologie" gab manche Anregung, doch war Schellings Auffassung, dass der Mensch ein Glied am Organismus Gottes sei, fruchtbarer; jedoch knüpfte an ihn auch der Schwindel des Mesmerismus (s. d.) an, bis die neueren Psychologen: Herbart, Beneke, Lotze, Waitz, Brentano, Wundt u. a. die Psychologie naturwissenschaftlich und vergleichend bearbeiteten. Die vergleichende Methode der „Völkerpsychologie" ward dann auf Religion, Sittlichkeit und Sprache übertragen, und die von Quételet begründete Statistik leistete vielfach willkommene Hülfe; eine ganz neue Betrachtung endlich hat Darwins Theorie auch der Anthropologie aufgenötigt.

Aus der reichen Litteratur heben wir hervor: Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht 1798; Burdach, A. für das gebildete Publikum 1846; H. Lotze, Medizinische Psychologie 1852; A. Quételet, Physique sociale, dtsch v. Ricke 1838; F. G. Klemm, Allgem. Kulturwissenschaft 1854; Th. Waitz, Anthr. der Naturvölker 1859—73; Huxley, Zeugnisse f. d. Stellung d. Menschen i. d. Natur (aus d. Engl. 1863); Lyell, d. Alter d. Menschengeschlechts (a. d. Engl. 1873); Bastian, der Mensch in d. Geschichte 1860; Ch. Darwin, d. Abstammung des Menschen 1871.

Anthropomorphismus (*ἄνθρωπος* = Mensch, *μορφή* = Gestalt) ist die Vorstellung des Göttlichen in Menschengestalt. So nahe dies für uns liegt — schon der Eleat Xenophanes wies darauf hin — so falsch ist es. Und zwar legt der Mensch entweder Gott auch seinen Leib bei, sei es, dass er diesen ins ungeheure steigert (Inder) oder idealisiert (Hellenen); oder er denkt ihn nur als Geist mit allen seinen Äusserungen: Wille, Verstand, Liebe, Zorn, Reue.

Anthropopathismus (gr.) schreibt der Gottheit menschliche Affekte zu, wie Zorn, Hass, Neid, Reue, Eifersucht.

Anthropophagie (gr.) Menschenfresserei, welche von den ältesten Menschen allgemein geübt wurde und noch bei einzelnen Wilden (in Sumatra, Kalabar, Australien, am Amazonas) üblich ist, widerspricht der Menschenwürde.

Anthropotheismus (v. ἄνθρωπος u. θεός) Menschenvergötterung, kann Hegels System heissen, sofern darin des Menschen logische Kategorien als Stufen der Weltentwickelung, ja der Selbstentfaltung Gottes gelten.

Anthropotheologie Erkenntnis Gottes aus dem geistig-sittlichen Wesen des Menschen.

Antizipation (l.) = Vorwegnahme ist ein Urteil, worin etwas bestimmt wird, bevor man es wahrnimmt. Zuerst findet sich dieser Begriff bei Epikur (341—270), welcher unter „Prolepsis" eine im Voraus von einer Sache gebildete Vorstellung verstand. Kant unterscheidet A. im allgemeinen und meint damit alle Erkenntnis, wodurch ich dasjenige, was zur empirischen Erkenntnis gehört, a priori erkennen kann; A. der Wahrnehmung dagegen ist ihm das, was sich an jeder Empfindung als solcher a priori erkennen lässt.

Antilepsis (gr.) = Widerspruch, Einwand.

Antilogie (gr.) = Widerspruch, hiess bei den alten Skeptikern der Widerstreit der Gründe.

Antilogismus (gr.) = Unsinn oder Feindschaft gegen die Vernunft.

Antimoralismus (l.), Gegensatz zur Moral, entweder ein System, welches die Moral in seinen Folgerungen zerstört, z. B. Eudämonismus, Fatalismus, Materialismus u. dgl. oder praktische Unsittlichkeit.

Antinomie (gr.) eig. Widerstreit zweier Gesetze, nach Kant Widerstreit der reinen Vernunft mit dem Verstande, indem dieser eine von jener notwendig gebildete Idee der Welt als wirklich denkt. Denn da müssen wir ihr je zwei sich aufhebende Merkmale beilegen, z. B. Unbegrenztheit und Begrenztheit, Ewigkeit und Anfang in der Zeit. Die Antinomie löst sich, sobald wir die Welt nur als Idee, nicht als existierend denken. — Hierdurch stellt sich Kant freilich auf einen schroffen idealistischen Standpunkt. Diese „Antithetik der reinen Vernunft" ist auch nur scheinbar.

Antipathie (gr.), der Gegensatz von Sympathie, ist die mehr oder weniger unklare Abneigung, welche aus

physiologischen oder psychologischen Gründen entspringt. Jene beruhen auf der eigentümlichen Struktur unserer Sinne (daher die Abneigung gegen gewisse Gerüche u. dgl.), diese auf Ideenverbindungen. Es ist Sache des Charakters, die Antipathie zu beherrschen.

Antiphlogistik (gr.) die gegen die Stahl'sche Brennstofflehre 1789 aufgestellte Theorie des Lavoisier.

Antispiritualismus (l.) = Materialismus.

Antistréphon (gr.) heisst ein Argument, das gegen den, welcher es braucht, umgekehrt werden kann. Euathlus, der Schüler des Protagoras, sollte diesem sein Honorar erst dann bezahlen, wenn er einen Prozess gewonnen hätte. Er führte aber keinen, bezahlte also nicht. Da sagte Protagoras: „Ich verklage dich; gewinnst du diesen Prozess, so bezahlt du mich kraft unsres Vertrages; verlierst du ihn aber, so bezahlst du mich kraft des richterlichen Ausspruchs.“ Euathlus aber gebrauchte den Antistrephon und sagte: „Keineswegs, denn wenn ich den Prozess gewinne, so bezahle ich dich nicht, kraft des richterlichen Ausspruchs, verliere ich ihn, so bezahle ich dich nicht gemäss unserm Vertrage. —

Antithetik (gr.) ist nach Kant der Widerstreit zweier dem Scheine nach dogmatischen Erkenntnisse, ohne dass man der einen Recht geben mag; z. B. zwischen den beiden Sätzen: Es ist ein Gott. — Es ist kein Gott. Transcendentale Antithetik nennt Kant die Untersuchung über die Antinomie der reinen Vernunft.

Anziehung (Attraktion) ist das Bestreben der Körper, sich einander zu nähern, welches sich zwar in allen Dingen äussert, aber in seinem Wesen bisher nicht erkannt ist. Vielleicht ist die Anziehung eine Wirkung des Äthers. Newton hat 1666 das Gesetz aufgestellt, dass sich alle Weltkörper im Verhältnis ihrer Masse und im umgekehrten Verhältnis ihrer Entfernung anziehen. Kant hat 1786 die Materie auf die beiden Kräfte der Attraktion und Repulsion zurückgeführt (Metaphys. Anfangsgründe der Naturwissenschaft.).

Aoristie (gr.) = Unentschiedenheit, das Prinzip der Skeptiker, welche sich nicht entscheiden wollten (*οὐδὲν ὁρίζω* = ich entscheide nichts!).

Apagogé (*ἀπαγωγή* = deductio) ist die Widerlegung

eines Satzes durch den Nachweis, dass er entweder sich selbst oder seinen Konsequenzen widerspricht. Apagogischer Beweis (demonstratio apagogica) ist s. a. ein indirekter Beweis, indem man die Wahrheit oder Falschheit einer Behauptung aus der Falschheit oder Wahrheit ihres Gegenteils beweist. Die blosse deductio ad absurdum d. h. Nachweis der Ungereimtheit eines Satzes ist übrigens ein schwacher Beweis, ganz abgesehen von den Sophistereien, mit denen jener oft geführt wird. Erst durch den Nachweis, dass sein Gegenteil wahr sei, ist der Beweis stichhaltig. Vgl. Beweis.

Apathie (gr. ἀπάθεια) = Unempfindlichkeit, Gefühllosigkeit, welche entweder eine Folge von Stumpfsinn oder von Ekstase, Kummer, Überanstrengung u. dgl. ist. Im engeren Sinne bedeutet Apathie die Freiheit von Leidenschaften, welche von Spinoza als die Folge unsrer Einsicht in den Kausalzusammenhang gepriesen, von den Stoikern aber dahin übertrieben wurde, dass sie auch die edlen Affekte (s. d.) verwarfen und in Gefühllosigkeit verfielen. Auch der Skeptiker Pyrrhon empfahl sie. Maximus v. Tyrus dagegen stellt den Gegensatz von Empathischem und Apathischem auf (ἐμπαθές — ἀπαθές); jenes kommt den Dämonen, Menschen und Tieren zu, dieses den Pflanzen und Steinen. Im weiteren Sinne kann auch die wahrhaft wissenschaftliche Betrachtung Apathie heissen, weil sie ohne Vorurteile und Privatwünsche (sine ira et studio) nach der Wahrheit forscht.

Aphasie (ἀφασία) = Sprachlosigkeit, ist eine zeitweise oder dauernde Erkrankung unsres innern Sprachorgans, welches seinen Sitz hat in der 3. Stirnwindung des linken vorderen Hirnlappens. Der Kranke vermag nicht sich auf die Worte zu besinnen, welche er brauchen möchte, oder artikulierte Laute hervorzubringen. Die Intelligenz ist dabei unversehrt. Die Aphasie entspringt häufig aus einer Entzündung der innern Herzwand, wodurch sich ein Faserstoffgerinsel bildet, welches, durch den Blutstrom in die Gehirnarterie verschleppt, dort einen Bluterguss, resp. Zertrümmerung des Sprachorgans veranlasst. — Die Skeptiker verstanden unter Aphasie das Nichtreden, welches aus der Einsicht in die Unmöglichkeit entspringt, etwas Bestimmtes zu behaupten. Vgl. Aoristie.

Aphaeresis (gr.) = Abstraktion.

Apirie (gr.) entweder die Unerfahrenheit (ἀπειρία von πεῖρα Versuch) oder Unbegrenztheit (von ἄπειρον). Jenes hat zum Gegensatz die Empirie, dies die Bestimmtheit. So schreibt Platon († 347) der Vielheit Apirie zu, weil sie der Einheit entgegengesetzt sei; Anaximander († 540) aber nannte den Urstoff der Welt das Unbegrenzte (ἄπειρον) oder besser Unbestimmte.

apodiktisch (gr. v. ἀποδείκνυμι) heisst ein Urteil, mit dem sich das Bewusstsein seiner Unumstösslichkeit verbindet. So nennt Kant den Satz, dass der Raum nur 3 Dimensionen habe, apodiktisch, weil er nicht empirisch erschlossen werden könne — was aber ein Irrtum dieses Denkers war. Ebensowenig sind alle geometrischen Sätze apodiktisch, sondern entspringen zuletzt der Empirie. Ein „apodiktischer Beweis" ist übrigens ein Pleonasmus, denn Beweis heisst apódeixis. Apodiktisch wäre ein Wissen, welches wohlbegründet ist. Apodiktik (z. B. v. Bouterwek) könnte die Erkenntnistheorie heissen, sofern sie ja darauf aus ist, ein sichres Wissen zu begründen.

Aporetiker (gr.) = Skeptiker; **Aporem** (ἀπόρημα) = Schwierigkeit; Aporie (ἀπορία) = Unwegsamkeit, Zweifel, Spitzfindigkeit.

a posteriori, a priori (l.), eigtl. von hinten her und von vorn; schon Aristoteles unterschied das von Natur Spätere und Frühere; jenes ist die Erkenntnis aus den Wirkungen, dieses diejenige aus den Ursachen. Oft ist das unsrer Beobachtung Nächstliegende das Späte an sich. Leibniz (1646—1716) setzte auch die Erkenntnis a priori mit der aus den Ursachen gleich, während er den Nachweis a posteriori den aus der Erfahrung nannte. Kant hingegen änderte den Sprachgebrauch: er bezeichnet die empirische Erkenntnis, die ihre Quelle in der sinnlichen Wahrnehmung habe, als a posteriori; a priori aber sei die davon unabhängige reine Verstandeserkenntnis, welcher Allgemeinheit und Notwendigkeit zukommen. So sei der Begriff der Substanz ein apriorischer, denn er entstehe, wenn man von einem Objekt alle erfahrungsmässigen Eigenschaften fortlasse. Ähnlich sagt J. G. Fichte (1762 bis 1814), das, was lediglich durch das Wissen und nicht ausser ihm durch das Ding gesetzt werde, heisse a priori. Es

ist aber klar, dass es apriorische Kenntnisse, in dem Sinne von angebornen, überhaupt nicht geben kann. Angeboren sind uns nur die Funktionen unsres Geistes, also die Denkgesetze und Kategorien, aber nicht Vorstellungen, Begriffe, Ideen. Um die Frage, ob und wieweit man von angebornen Ideen reden könne, haben sich Idealisten (oder Rationalisten) und Sensualisten hartnäckig gestritten.

Apperzeption (l.) ist die Verschmelzung einer neuen Vorstellung oder Vorstellungsmasse mit einer älteren, ihr an Umfang und Einheit überlegenen. Zunächst steht dabei die neue Vorstellung im Vordergrund unsres Interesses, allmählich aber macht sich die ältere desto mehr geltend und eignet sich jene mehr und mehr an. — Früher setzten die Psychologen Apperzeption und innere Wahrnehmung als gleichbedeutend. Häufig wird A. mit Ichvorstellung gleichgesetzt. Kant unterschied eine empirische und eine transcendentale Apperzeption; jene soll das Bewusstsein selbst sein nach den Bestimmungen unsres Zustandes bei der innern Wahrnehmung, diese das einfache Selbstgefühl, welches alle unsre Vorstellungen begleitet und sich nicht weiter erklären lässt. Jener soll im Sinne Lockes die subjektive Einheit, dieser in Leibnizens Sinne die objektive Einheit des Bewusstseins zukommen. So setzt er also zwei Bewusstsein bei derselben Operation, das des Thuns und des Leidens.

Apperzipieren mit Bewusstsein wahrnehmen.

Appetenz (l.) Begierde, Trieb.

Apsychie (gr.) Bewusstlosigkeit, Ohnmacht; apsychisch unbeseelt.

Arbeit ist die mit Anstrengung verbundene Thätigkeit, die auf einen subjektiv oder objektiv nützlichen Zweck gerichtet ist. Arbeit steht also im Gegensatz zur Erholung, zum Spiel. Dem Kinde ist das Spiel seine Arbeit, dem fröhlichen und geübten Arbeiter wird die Arbeit zum Spiel. — Im mechanischen Sinne ist Arbeit s. a. Kraft.

Arbeitsamkeit ist die Tugend, seine Kräfte gern, zweckmässig und eifrig im Dienste des Nützlichen anzustrengen.

arbitrium liberum = Willensfreiheit s. d. W.

Archetyp (gr.) Urbild, Ideal; archetypisch urbildlich, ureigenartig.

Archeus (gr. ἀρχαῖος) der Herrscher, nach Paracelsus († 1541) und v. Helmont († 1644) das Urprinzip des animalischen Lebens in den Einzelwesen wie in dem Kosmos überhaupt. Jener dachte ihn sich als ein übernatürliches Wesen in einem astralischen Leibe, dieser als Lebensgeist (aura vitalis), welcher den Samen der Dinge gestaltet und erhält.

Architektonik (v. gr. ἀρχιτέκτων) = Systemlehre oder die Kunst, ein wissenschaftliches Lehrgebäude aufzuführen.

Archologie (gr.) Anfangs- oder Grundlehre, s. a. Fundamentalphilosophie.

Aretologie (v. gr. ἀρετή = Tugend und λόγος = Lehre) = Tugendlehre, ein Teil der Ethik (s. d.).

Arglist ist die Gesinnung und Geschicklichkeit schlechte Zwecke mit schlauen Mitteln zu erreichen.

Argument (l.) Beweis oder Beweisgrund, d. h. der Teil des Beweises, worauf seine Sicherheit beruht. A. ad hominem: Beweis aus den eignen (subjektiven) Annahmen des Gegners, dagegen ad veritatem: aus objektiven, allgemein anerkannten Gründen; argumentum e consensu gentium aus dem, was von allen zu allen Zeiten angenommen wird; a tuto: Sicherheitsbeweis, wobei man sich für etwas entscheidet, wenn es auch nicht bewiesen ist, nach dem verwerflichen Grundsatz: Wenn es auch nichts hilft, so schadet es auch nichts. So beweisen manche z. B. das Dasein Gottes a tuto dadurch, dass sie sagen, es sei immer sichrer an Gott zu glauben, als ihn zu verwerfen. Beim arg. a baculo, bei der Prügelstrafe, liegen die Argumente in der Faust. Das a. a priori entnimmt seine Beweisgründe den Vernunftgesetzen, das a. a posteriori der Erfahrung. Ferner argumentum achilleum ein Trugschluss, argumentum e contrario ein aus Erwägung des Gegenteils sich ergebender Grund. — Argumentieren beweisen, schliessen; Argumentation Beweisführung, Schlussfolgerung; argumentös reich an Stoff oder Beweisgründen. Vgl. Beweis.

Argutien (l.) Spitzfindigkeiten; argutiös spitzfindig; argutieren spitzfindig reden, schwatzen.

Argwohn ist das entweder grundlose oder nur subjektiv begründete Misstrauen in die Rechtschaffenheit andrer.

arm ist derjenige, welcher unfähig ist die notwendigsten Bedürfnisse aus eignen Mitteln zu befriedigen. Freiwillige Armut, die schon in der ältesten Zeit der Kirche aus Missverstand von Matth. 19, 21 für verdienstlich angesehen wurde, ist eine Verirrung, welche, allgemein durchgeführt, zur Aufhebung der menschlichen Gesellschaft führen würde.

Arrhepsie (gr.) Nichtschwanken, Gleichgewicht, Gemütsruhe.

Art (l. species) bezeichnet den Umfang (s. d.) eines Begriffs. Ein Begriff, der in einem höheren enthalten ist (z. B. Vogel und Tier), heisst die Art von einer Gattung, während er selbst wiederum für niedere Artbegriffe als Gattung vorgestellt werden kann, z. B. Vogel ist die Gattung, Raub- und Wasservogel sind Arten. Die Logik kennt hier keine Grenzen, da sich durch Hinzuthun irgend eines Merkmals immer neue Arten bilden lassen, während in Wirklichkeit die Grenze da ist, wo Art und Individuum zusammenfallen. — In der Naturwissenschaft behaupteten John Ray, K. Linné († 1778) und G. Cuvier († 1832), Arten seien die von Gott erschaffenen Vereinigungen derjenigen Organismen, welche von denselben Eltern abstammen und einander ähnlich sind. Darwin aber bestritt die Abgeschlossenheit der Arten und stellte die Theorie ihrer allmählichen Entstehung auf.

Artefakt (l.) Kunstprodukt, Kunsterzeugnis, Kunstwerk. Gegensatz: Naturprodukt und Manufakt.

Ascetik (v. gr. ἄσκησις) eig. Übung, heisst ein Teil der Ethik, welcher von den Mitteln, tugendhaft zu werden, handelt. Sie hat die Bezähmung und Läuterung der Triebe zum Ziel; die mönchische Ascetik (oder Askese) dagegen versucht die sinnliche Natur abzutöten, was ihr natürlich nicht gelingen kann.

Aseïtät (aseitas) = Selbstgenügsamkeit, Selbständigkeit, bezeichnet bei den Scholastikern die vollständige Unabhängigkeit Gottes von allem ausser ihm selbst.

asomatisch (gr.) körperlos, unkörperlich. Asómaton körperloses Wesen, z. B. Gott.

Asophie (gr.) Mangel an Weisheit, Thorheit.

assertorisch (l. v. assero) heisst ein Urteil, welches irgend etwas einfach behauptet oder leugnet, ohne weiter

Gründe dafür anzugeben, während das problematische etwas als möglich, das apodiktische Urteil es als notwendig hinstellt.

Assimilation (l. ad, similis), eigtl. Verähnlichung, ist die Aufnahme fremder Stoffe in einen Organismus und ihre Umwandlung in seine Substanz. Diese A. muss nicht nur auf körperlichem, sondern auch auf geistigem Gebiete stattfinden.

Assoziation (l. ad, socius), eigtl. Vergesellschaftung, gesellige Verbindung. Ideen-Assoziation heisst diejenige Verbindung unsrer Vorstellungen, kraft deren sie einander unwillkürlich hervorrufen. Schon Platon und Aristoteles reden davon, aber erst die neuere Psychologie, besonders Herbart (1776—1841) hat sie gründlich untersucht. Im Grunde ist die Ideen-Assoziation dasselbe, was man Phantasie nennt, sofern darunter das nicht durch Wille und Vernunft gelenkte Spiel unsrer Vorstellungen gemeint ist. Das Phantasieren des Kindes, des Dichters und Musikers, der Witz und das Wortspiel, die Bilder und Gleichnisse des Redners, Gedächtnis und Erfindungskraft — alles hängt von der Ideen-Assoziation ab. Trotz ihrer scheinbaren Regellosigkeit lassen sich folgende Gesetze beobachten: 1) das Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit (lex successionis et simultaneitatis), d. h. Vorstellungen, welche wir dicht hintereinander oder zugleich empfangen, rufen einander hervor. So erinnern gewisse Orte an gewisse Ereignisse, welche dort vorgefallen sind, oder gewisse Ereignisse an einander; oder, wenn man zwei Personen zugleich kennen gelernt hat, fällt einem, sobald man die eine sieht, sogleich die andre ein. 2) das Gesetz der Ähnlichkeit und des Kontrastes (lex similitudinis et oppositionis). So rufen einander ähnliche Vorgänge Vorstellungen von Personen, Sachen, Gegenden, Ereignissen hervor; aber auch Gegensätze, z. B. die Vorstellung von Himmel und Hölle, Engeln und Teufeln, Tugenden und Lastern u. dgl. Dahin gehören auch die Korrelata, wie Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, Ganzes und Teile, Subjekt und Objekt u. s. f. — Eine wohldisciplinierte Ideen-Assoziation ist die Voraussetzung alles künstlerischen, wissenschaftlichen und sittlichen Handelns.

Astasie (gr.) Unstetheit, Unruhe; astatisch unstet, unruhig.

Asthenie (gr. *α* privativum u. *σθένος* = Kraft), körperliche oder geistige Schwäche; asthenisch = schwach, namentlich von den Affekten (s. d.) gebräuchlich.

Astralgeister sind nach der Meinung des Altertums die Geister der Gestirne, nach der des Mittelalters bald gefallne Engel, bald die Seelen Abgeschiedener, bald aus Feuer entstandene Geister.

Astrologie (*ἄστρον* Gestirn, *λόγος* Lehre) ursprünglich dasselbe wie Astronomie, ist die angebliche Wissenschaft oder Kunst, aus den Sternen zu wahrsagen. Dieser uralte, noch heute von manchen geteilte Aberglaube empfing durch das kopernikanische System den Todesstoss, durch welchen die Erde zum Punkte im Weltenraum herabsank. Vgl. Mensinger, Über alte u. neuere Astrologie. Berlin 1872.

Ataraxie (gr. *α* privat. u. *ταράσσω*) unerschütterliche Seelenruhe, welche die alten Skeptiker als das Ziel ihrer Philosophie aufstellten, da der Mensch durch keinen Aberglauben, Zweifel, Widerspruch u. dgl. erschüttert werde.

Atavismus (l.) Gesetz der Erblichkeit, wonach gewisse körperliche und geistige Anlagen entfernter Ahnen in den Nachkommen hervortreten.

Ataxie (gr.) Ordnungslosigkeit der Rede, welche infolge einer Art von Nervenlähmung hervortritt; verwandt mit Aphasie.

Atelie (gr. *α* priv. u. *τέλος* Zweck) Zwecklosigkeit, Unzweckmässigkeit, kann als Gegensatz der Teleologie betrachtet werden, welche in der ganzen Natur die Herrschaft vernünftiger Zweckmässigkeit erblickt; also dasselbe wie Dysteleologie.

Athambie (gr. *α* priv. u. *θάμβος* Schreck) = Unerschrockenheit, Seelenruhe, welche Demokrit († 360 a. C.) als das höchste Glück betrachtete.

Athanasie (gr.) Unsterblichkeit. Athanatismus Glaube an die Unsterblichkeit. Athanatologie Unsterblichkeitslehre.

Athaumasie (gr. *α* privat. u. *θαυμάζειν*) sich verwundern = Nichtverwunderung, das nil admirari, welches entweder der Dummheit und Gedankenlosigkeit oder der Weisheit entspringen kann. So empfahl Demokrit dies als das höchste Gut, und Horaz (Briefe I, 6, 1) stimmt ihm bei.

Atheismus (gr. ἄθεος) eig. Gottlosigkeit, bezeichnete bei den Alten die Verachtung der vom Staat anerkannten Götter, sodass Anaxagoras, Sokrates, Aristoteles u. a., ja später auch die Christen des Atheismus beschuldigt wurden. Dieser Name passt nur auf zwei Standpunkte: den theoretischen und den praktischen Materialismus. Jener leugnet Gottes Dasein aus Prinzip, dieser aus Gedankenlosigkeit. Natürlich hat die Wissenschaft es nur mit jenem zu thun, der die einseitige Betonung der greif- und sichtbaren Realität ist. Aber so nützlich und berechtigt der Mechanismus für die exakte Naturforschung ist, so erschöpft er doch nicht die Gesichtspunkte, welche sowohl die Dinge unsrem Geiste darbieten, als auch die von ihm selbst, seiner Anlage gemäss aufgestellt werden. Nach unsrer Ansicht ist der Gottesbegriff der Schlussstein der ganzen Philosophie und Atheismus ein Resultat kurzsichtiger Einseitigkeit. Vgl. Hume, dial. concern. natural religion. 1779. Schleiermacher, Reden ü. d. Relig. 1799. Ulrici, Gott u. d. Natur. 1875.

Atheoresie (gr.) Unkenntnis, Unkunde.

Athesie (gr. α priv. u. θέσις) = Unbeständigkeit, Charakterlosigkeit. Theoretisch kann es auch den Zweifel bezeichnen, in welchen man nichts zu setzen, d. h. zu behaupten wagt.

Athesmie (gr. α priv. u. θεσμός = Band) = Zügellosigkeit, auch Mangel an Bündigkeit, Inkonsequenz.

Atom (gr. α privat und τομή Teilung) das Unteilbare, ist der kleinste Teil der Materie, welcher von den Atomisten als das letzte Reale der Welt angesehen wird. Leukipp und Demokrit (im 5. Jahrh. a. C.) definierten die Atome als kleinste, starre und harte, unteilbare und undurchdringliche Körperchen (corpuscula), welche ungeworden und unzerstörbar, sich im leeren Raume befinden. Dieser soll die Voraussetzung für die Mehrheit der Atome, ihre Bewegung, folglich aller Veränderung überhaupt sein. Beide, der leere Raum wie die Zahl der Atome, ist unendlich. Die Bewegung, welche diesen seit Ewigkeit einwohnt, geht gleich schnell von oben nach unten. Epikur († 270) hingegen wollte ihnen eine kleine Abweichung von der senkrechten Bewegung beilegen, um so die Verschiedenheit der Dinge und die Willensfreiheit zu erklären. Die

Atome unterscheiden sich nur nach Grösse und Gestalt, die Dinge sind nur Konglomerate davon, da ja die Atome unveränderlich sind. — Auch die Seele besteht aus materiellen Korpuskeln, wenn auch aus sehr feinen, glatten, runden und daher beweglichen. Unsre Wahrnehmungen sind unendlich feine stoffliche Abbilder der Dinge, die sich von ihnen ablösen und durch die Sinne in die Seele eindringen. — Diese physische Atomistik ward neuerlich von Gassendi (1592—1655), Hobbes (1588—1679), Diderot (1713—84), Holbach (1723—88) und jüngst von Vogt, Büchner und Moleschott verteidigt.

Da sich aber dagegen schwere Bedenken erheben (denn es giebt weder einen leeren Raum, noch sind Atome denkbar, welche zwar unteilbar, aber doch noch Materie sein sollen!), so haben andre Philosophen die Atome vergeistigt und zu kleinsten Substanzteilchen oder Kraftzentren gemacht. So Giordano Bruno (1550—1600), Leibniz (1646—1716), Herbart (1776—1841) und Lotze (1817—81). Vgl. Fechner, die physikal. und philos. Atomenlehre. 2. Aufl. Leipzig 1864. Vgl. Monade.

Atonie (α-τόνος Spannung), Abspannung körperlicher oder geistiger Art, die sich manchmal bis zum Stumpfsinn, ja zum Blödsinn steigert.

Atopie (α-τόπος) Ort) = Ungehörigkeit, Verlegenheit.

Atrocität (l.) Grausamkeit, Scheusslichkeit.

Attraction (l.) Anziehung (s. d. W.).

Attribut (l.) eigtl. das Beigelegte = das Merkmal, die Eigenschaft eines Dinges (s. d. W.). Die Logik unterscheidet von den wesentlichen Merkmalen die daraus abgeleiteten oder die Attribute, und zwar gemeinsame oder eigentümliche. Bei Spinoza (1632—77) hat A. den besonderen Sinn, dass er darunter die denknotwendigen Prädikate der Substanz versteht, welche zwar nicht so vollkommen sind als diese, aber doch unendlich vollkommener als die Modi, d. h. die Einzeldinge. Die Substanz hat unendlich viele Attribute, aber unser Verstand kann nur zwei davon fassen, nämlich Denken und Ausdehnung, denn alles, was er begreift, ist entweder etwas Denkendes oder Ausgedehntes. Vgl. Modus. In den bildenden Künsten sind Attr. dem Hauptgegenstande der Darstellung beigegebene Zeichen bestimmter Eigenschaften oder Zustände, also Symbole.

Auffassung ist die bewusste Aneignung einer Vorstellung oder eines Gedankens. Auffassungsvermögen die Anlage dazu. Zur Auffassung, welche noch keine Beurteilung der Sache einschliesst, gehört nicht blos Receptivität (Empfänglichkeit), sondern Reproduktion (geistige Durcharbeitung). Von der Auffassung der Dinge hängt unser Urteil und auch unsere Handlungsweise ab.

Aufklärung bedeutet 1) Klarheit des Urteils und 2) Streben, dieselbe zu verbreiten. Dies geschieht durch populäre, d. h. leichtverständliche Darstellung der Wissenschaft, durch Bekämpfung der Vorurteile und des Aberglaubens. Nachdem schon Bacon (1561—1626), Spinoza (1632—77) und Locke (1632—1704) diese Emanzipation begonnen, wetteiferten im 18. Jahrh. deutsche, englische und französische Denker, die Philosophie des gesunden Menschenverstandes zu verbreiten. Die „Freethinkers" in England, die Encyklopädisten in Frankreich und die Rationalisten in Deutschland gehören hierher. Da freilich manche, wie z. B. Bahrdt, Nicolai, Lamettrie und Holbach, ins Extrem gingen, alles Mystische als Pfaffentrug, alles Übersinnliche als Aberglaube zu bekämpfen, so kam die Aufklärung in Misskredit und Lessing, Kant und Schleiermacher traten gegen die Auswüchse auf. Vgl. Kant, Was ist Aufklärung? Lecky, Gesch. d. Aufklärung in Europa; a. d. Engl. Leipzig 1873.

Aufmerksamkeit ist die absichtliche und beharrliche Hinwendung des Geistes auf eine Vorstellung. Dadurch allein wird diese deutlich und bestimmt aufgefasst. Voraussetzung für sie ist das Interesse, welches uns entweder unwillkürlich anzieht oder unsern Willen zu energischer Bethätigung anspornt. Anhaltende Aufmerksamkeit ermüdet bald den Geist, einseitige A. zerstört ihn (durch fixe Ideen). — Die Aufmerksamkeit auf sich selber ist = Selbstbeobachtung; Aufmerksamkeit im sittlichen Sinne heisst s. a. Rücksichtnahme auf andre.

Aufopferung, d. h. die Verzichtleistung auf unsern eignen Vorteil, ist die schöne und natürliche Erscheinung der Liebe und, da sie das Gegenteil der uns angebornen Selbstsucht ist, die höchste sittliche Pflicht. Je selbstloser die Aufopferung geschieht, desto wertvoller ist sie. Bisweilen steigert sie sich zur Selbstaufopferung, wie bei

Alceste, Decius Mus, Winkelried und den Märtyrern; aber auch der, welcher sich in der Pflege Kranker oder im Dienste seines Vaterlandes oder im Kampf für eine Idee aufreibt, opfert sich selbst.

Aufrechtsehen (das) trotz des umgekehrten Netzhautbildes hat den Psychologen grosse Schwierigkeit gemacht; sie haben es physikalisch, physiologisch oder psychologisch zu erklären gesucht. Cartesius nahm eine die Umkehrung ausgleichende Nebeneinanderlagerung der Sehnervenfasern im Gehirn an. Kepler erklärte es aus dem Gegensatze der Kategorien von Action und Passion! Priestley dachte, die Korrektur geschehe durch den Tastsinn. Schopenhauer lässt die Seele das Bild nach der dem eindringenden Strahl entgegengesetzten Richtung projizieren. — Aber alle Schwierigkeiten schwinden, wenn man sich klar macht, dass die Seele zwar Gesichtsempfindungen, aber kein inneres Auge hat, um die Vorgänge auf der Netzhaut des äusseren zu beobachten! Wir sehen ursprünglich weder aufrecht, noch umgekehrt, weder einfach noch doppelt; denn wir sehen zunächst weder Gestalten noch Gesichtsfelder. Ebenso wenig wissen die Gesichtsempfindungen etwas, sei es vom Orte ihres Bildes auf der Netzhaut oder von der Lage der Netzhaut selbst. Rechts und Links, Oben und Unten sind Bestimmungen des Muskelsinnes, die wir mit dem Raumschema auf den Gesichtsinn übertragen. Das Netzhautbild ist ausserdem noch doppelt, concav, mosaikartig und von dem „blinden Fleck" durchbrochen — was alles uns doch auch nicht stört.

aufrichtig ist derjenige, welcher in Worten, Handlungen, Mienen und Gesten sich seiner Gesinnung gemäss benimmt. Der Gegensatz von Aufrichtigkeit ist Verstellung.

Augenschein oder Evidenz bedeutet die über allen Zweifel erhabene Gewissheit. Doch darf nicht übersehen werden, dass das Auge ebenso, wie die andern Sinne, Täuschungen ausgesetzt ist. Vgl. Sinnestäuschungen. Illusion, Halluzination, Vision.

Ausbildung ist die möglichste Vervollkommnung einer Person oder Sache; auch die Vollkommenheit selbst. Sie ist mechanisch, wenn die Dinge nur äusserlich bearbeitet werden, organisch, wenn sie von innen heraus sich ent-

wickeln. Ferner kann sie physisch oder geistig sein. Von Bildung unterscheidet sich A. durch relative Vollendung.

Ausdauer ist die beharrliche, aus eigner Entschliessung hervorgegangene Thätigkeit eines Menschen. Sie wird zumteil angeboren, zumteil muss sie durch Gewöhnung entwickelt werden. Jedenfalls ist Ausdauer die Mutter aller Tugenden.

Ausdehnung ist die allen Körpern zukommende Eigenschaft, einen gewissen Raum einzunehmen. Nach Spinoza (1632—77) hat die Substanz für unsern Verstand nur zwei Attribute: Ausdehnung und Denken. Der Spiritualismus oder absolute Idealismus betrachtet die Ausdehnung als die Erscheinung des Geistigen. — Ausdehnbarkeit bedeutet die Fähigkeit der Körper, ohne Änderung ihres Aggregatzustandes einen grössern Raum einzunehmen infolge des Drucks oder der Wärme.

Ausdruck heisst die Darstellung unsres Denkens oder Empfindens durch etwas Sinnliches, seien es Worte, Töne, Mienen, Geberden oder ein Stoff (Marmor, Farben u. dgl.). Je angemessener der Ausdruck dem Darzustellenden ist, desto mehr macht er Eindruck.

Ausflucht ist die Anführung eines Grundes, von dessen Nichtigkeit man selbst überzeugt ist.

Ausführlichkeit heisst die möglichst vollständige Darlegung einer Sache, welche besonders durch Zergliederung aller Merkmale erreicht wird.

Ausgelassenheit ist die höchste Stufe der Lustigkeit, welche leicht die Schranken der Sitte und der Sittlichkeit durchbricht.

Auslegung (interpretatio) heisst die Erklärung einer Rede oder Schrift oder eines Kunstwerks nach ihrem Sinn und Zweck. Vgl. allegorisch, Kritik, Hermeneutik, Accommodation.

Ausnahme (exceptio) ist die Aufhebung eines Gesetzes für einzelne Fälle. Jede Ausnahme verringert also die Giltigkeit des Gesetzes und verwandelt es aus einem allgemeinen in ein besonderes. Werden die Ausnahmen zur Regel, so hört die Gesetzlichkeit des Vorganges auf. Vgl. Gesetz, Hypothese.

Aussage heisst 1) Urteil (s. d. W.), 2) Zeugnis in bezug auf eine Thatsache.

Ausschliessung (exclusion) ist die Nichtzulassung eines Mittleren zwischen zwei Entgegengesetzten. Bei kontradiktorischen Gegensätzen gilt die Regel: tertium non datur (ein Drittes giebt's nicht), die Sache ist entweder A oder non A. Dieser Satz vom ausgeschlossenen Dritten (principium exclusi tertii seu medii) passt aber nicht auf konträr Entgegengesetztes. Denn zwar giebt es zwischen gut und nicht gut kein Drittes, wohl aber zwischen gut und böse. Im allgemeinen kann man nur sagen: Gegensätze schliessen sich aus (contraria mutuo se excludunt); die Ausschliessungssätze (propositiones exclusivae) behaupten 1) etwas mit Ausschliessung ähnlicher Dinge, z.B. Gott allein ist unfehlbar, oder 2) etwas mit Ausschliessung eines Teils vom Ganzen, z. B. Cajus hat Glück, ausser im Spiele. Jene sind Ausschliessungssätze im engern, diese im weitern Sinne.

Ausschweifung (libertinage) ist die Unmässigkeit im Handeln oder Geniessen.

Aussenwelt umfasst alle Dinge unsrer sinnlichen Wahrnehmung, welche zu unserm Innern einen Gegensatz bilden. Auf der Unterscheidung von Aussen- und Innenwelt beruht das Selbstbewusstsein und das Wesen der Persönlichkeit. Die Realität der Aussenwelt zu beweisen ist Aufgabe der Metaphysik, denn sie wird uns weder durch den Gemeinsinn (common sense) geoffenbart, wie die schottische Schule annahm, noch durch den Glauben, wie F. H. Jacobi (1745—1819) lehrte; andrerseits ist es ebenso ein Extrem, wenn der absolute Idealismus von Berkeley (1684—1753) und J. G. Fichte (1762—1814) behauptet, die Aussenwelt sei blosse Vorstellung. Auch I. Kant (1724—1804) streift daran, wenn er die Dinge an sich für unerkennbar, Zeit und Raum aber für nur subjektive Anschauungen hält. — Aber die Objektivität der Aussenwelt wird bewiesen 1) durch unsern Leib, welcher teils zu unserm Ich, teils zur Aussenwelt gehört; 2) durch die Realität von Raum und Zeit, welche, sobald die zeitliche Entwickelung als etwas Wirkliches zugegeben wird, aus der Giltigkeit der mathematisch-mechanischen Gesetze folgt; denn diese setzen einen dreidimensionalen Raum voraus. 3) Durch die physikalisch-physiologischen Thatsachen, welche nur unter Voraussetzung einer wirk-

lichen Aussenwelt ihre Erklärung finden. Vgl. meine „Hauptpunkte der Metaphysik" § 6 ff. Köthen 1880.

Austerität (l. austerus) = Strenge, nämlich der Tugend und Moral, wenn sie an Rigorismus grenzt. Vgl. Virtus austera Catonis.

Autarchie (gr.) Selbstherrschaft, Autarch Selbstherrscher.

Autarkie (gr. *αὐτάρκεια*) = Selbstgenügsamkeit, welche mit Recht die Stoiker den Weisen verhiessen, indem sie sich auf Sokrates (469—399) beriefen, welcher sagte: „Nichts zu bedürfen, ist göttlich, des wenigsten zu bedürfen, gottähnlich." In bezug auf Gott = Aseität.

Authadie (*αὐτός* selbst und *ἅδειν* gefallen) = Selbstgefälligkeit.

Authentie (gr. *αὐθέντης* sein eigener Herr) eigtl. Machtvollkommenheit, dann (von Schriften) Echtheit, welche durch die Kritik festzustellen ist. Authentisch ist die Auslegung einer Schrift, welche entweder mit den eigenen Worten des Verfassers oder in seinem Geiste geschieht. Im allgemeinen gilt der Grundsatz: Jeder ist der beste Ausleger seiner Worte (verborum suorum quisque optimus interpres). S. Kritik.

Autochirie (*αὐτός* selbst und *χείρ* Hand) das Hand an sich selbst legen, der Selbstmord. S. d. A.

Autodidakt (gr. *αὐτός-διδάσκω*) eigtl. selbstgelehrt, heisst derjenige, welcher keinen regelrechten Unterricht genossen, sondern sich durch Bücher, Muster und Lebenserfahrung selbst gebildet hat. Selbständigkeit, Kraft und Gewandtheit des Geistes sind die Vorzüge, Einseitigkeit, Selbstüberschätzung und Schwerfälligkeit im Ausdruck die Mängel solchen Studienganges.

Autodidaxie das Lernen ohne Lehrer.

autodynamisch (gr.) selbstkräftig, durch sich selbst wirkend.

Autognosie (gr.) Selbsterkenntnis, Selbstprüfung; autognostisch darauf beruhend.

Autokratie Selbst- oder Alleinherrschaft. Autokrator (Samoderschetz) Selbstherrscher. In der Ethik versteht Kant unter Autokratie die freie Selbstbestimmung zum Guten.

Automahei (gr.) Selbstwiderspruch.

Automat (gr. *ααὐτός* und *μέμαα*) sich selbst bewegendes Ding, bei Aristoteles († 322) Zufall. Dann heisst so ein Kunstwerk, welches sich von selbst zu bewegen scheint. Cartesius (1596—1650) nannte die Tiere Automaten, und Leibniz (1646—1716) bezeichnete so die menschliche Seele. Automatisch, d. h. unabhängig von vernünftiger Überlegung, sind im Pflanzen-, Tier- und Menschenkörper die Bewegungen der Säfte in den Spiralgefässen der Pflanzen, die Verbreitung der Feuchtigkeit in den Haaren der Tiere und Menschen, der Herzschlag, die Bewegung der Eingeweide und der Blutgefässmuskeln. Jene Ansicht des Cartesius von den Tieren ist aber unhaltbar, denn es lässt sich bei ihnen ein Analogon zu unsrer Überlegung und Willkür nicht ableugnen. Vgl. Analogon.

Autonomie (*αὐτός* selbst und *νόμος* Gesetz) eigtl. Selbstgesetzgebung, hiess ursprünglich das Recht eines Staates, sich selbst zu regieren, also Souveränität. Seit Kant bedeutet es auch das Recht der Vernunft, sich selbst sittliche Gesetze zu geben, während Heteronomie der Zustand ist, wo sie dieselben anderswoher empfange. Aber woher sollte das sein? Von der Sinnlichkeit? Dann wären es gar nicht sittliche Gesetze. Von Machthabern? Deren Gewalt ist nur äusserlich, positiv. Durch göttliche Offenbarung? Die müsste sich doch auch wieder vor der Vernunft legitimieren.

Autopsie (gr.) Selbstbeobachtung, eignes Sehen und Wahrnehmen im Gegensatz zu Berichten andrer.

Autoritätsglaube ist das blinde Vertrauen auf Autoritäten, d. h. auf angesehene Männer oder Bücher. Dieser Glaube ist, abgesehen von historischen Thatsachen, die man auf Grund von Zeugen annehmen muss, ein tadelnswertes Vorurteil; und auch bei den Zeugen haben wir erst zu prüfen, ob sie die Wahrheit sagen wollten und — konnten! Andrerseits hat der Autoritätsglaube auch seine Berechtigung, teils für die, welche selbst zu urteilen unfähig sind; d. h. die Unmündigen (Kinder und Ungebildete), teils für den Forscher auf den Gebieten, wo er selbst keine eigenen Untersuchungen anstellen kann.

Autós épha (gr. *αὐτὸς ἔφα*) = Er selbst hat es gesagt, mit dieser Formel schlichteten die Pythagoräer jeden

Streit. Der Ausdruck zeichnet treffend den blinden Autoritätsglauben.

Autoskopie s. a. Autopsie.

Autotelie (gr.) Selbständigkeit, Unabhängigkeit.

Autotheismus (gr.) Selbstvergötterung, die man z. B. dem Hegel'schen System vorgeworfen hat.

Axiopistie (gr.) Glaubwürdigkeit vgl. Authentie.

Axiom (gr. v. ἀξιοῦν = fürwahrhalten) ein unmittelbar einleuchtender Satz, der eines Beweises weder bedürftig noch fähig ist. Diese Grundsätze oder Prinzipien sind die Basis jeder Wissenschaft. Dahin gehören z. B. alle Sätze, deren Prädikat ein wesentliches Merkmal des Subjektbegriffes ist. So ist der Satz: „Ein Dreieck hat 3 Seiten" ein Axiom. Logische Grundsätze sind der Satz des Widerspruchs, der Identität und des ausgeschlossenen Dritten — sie sind für jeden Menschen, der überhaupt zu denken vermag, unbedingt gültig. Nach Kant sind die Axiome synthetische Sätze a priori von unmittelbarer, d. h. anschaulicher Gewissheit. Er behauptet, nur die Mathematik habe solche, und nennt die Axiome der Philosophie nur diskursive Grundsätze, deren Gültigkeit für uns blos durch die Form der Anschauung bedingt sei, wie z. B. der Satz: „Jede sinnliche Empfindung hat einen gewissen Grad."

Baculus stat in angulo, ergo pluit (der Stock steht im Winkel, also regnet es) ist der scherzhafte Beweis a baculo ad angulum, womit der häufige Fehlschluss aus dem Zusammentreffen zweier Thatsachen auf ihr Kausalitätsverhältnis verspottet wird.

Bamalip heisst der erste Modus der vierten Schlussfigur, welcher nur allgemein verneinende und partikular bejahende Schlüsse ergiebt; z. B. Alle Gebildeten bewundern Shakespeare — alle die Shakespeare bewundern, suchen ihn im Urtexte zu lesen; folglich sind einige, die ihn im Urtexte zu lesen suchen, gebildet.

Barbara bedeutet in der Logik den ersten Modus der ersten Schlussfigur, in welchem alle 3 Sätze bejahend sind; z. B. Alle Menschen sind sterblich — alle Könige sind Menschen; folglich sind alle Könige sterblich.

Barmherzigkeit ist das Mitgefühl, sofern es uns zur

Linderung der Leiden eines fühlenden Wesens (Menschen oder Tieres) antreibt.

barock (ital. barocco) eigtl. schiefrund, dann s. a. unregelmässig, seltsam, wunderlich. Es entsteht aus dem Widerspruch zwischen Zweck und Mittel, zwischen den Teilen und dem Ganzen und ist geeignet, eine komische Wirkung zu erzielen. Der Barockstil kam im 16. Jahrh. durch Bernini auf und wird durch das Schwülstige der Renaissance charakterisiert.

Baroco, der 4. Modus der 2. Schlussfigur, hat einen allgemein bejahenden Ober- und besonders verneinenden Unter- und Schlusssatz. Beispiel: Jeder Kreis hat lauter gleiche Durchmesser — diese Kurve hat keinen gleichen Durchmesser; folglich ist sie kein Kreis.

Barythmie (gr.) Schwermut.

Baseologie (gr.) Lehre von den Grundlagen der Körper, Lehre von den Basen.

Bedingung (conditio) heisst dasjenige, unter dessen Voraussetzung etwas andres gedacht werden oder geschehen kann. Jenes ist die logische, dies die reale Bedingung; jenes ist die Voraussetzung eines Urteils, dieses einer Begebenheit. Beidemal gilt das Gesetz: Ist das Bedingende gesetzt, so muss auch das Bedingte angenommen werden (Posita conditione ponitur conditionatum, et sublata conditione tollitur conditionatum). Darauf gründen sich die hypothetischen Urteile und Schlüsse. In logischer Hinsicht heisst die Bedingung der Grund (ratio), das Bedingte die Folge (consequens); in realer Ursache (causa) und Wirkung (effectus). Eine logische Bedingung ist eine solche, vermöge welcher ein logisches Ding, d. h. ein Gedanke, wahr oder unwahr ist; eine reale Bedingung dagegen ist die notwendige Voraussetzung (conditio, sine qua non), dass etwas andres ist. Höchst selten hat etwas übrigens nur eine Ursache. Da nun alles nur insofern bedingend ist, als es etwas bedingt, so sind Bedingtes (conditionatum) und Bedingung (conditio) Wechselbegriffe (correlata). Doch lässt sich der Satz, dass mit Aufhebung der Bedingung auch das Bedingte aufgehoben werde, nur in dem Falle umkehren, wenn ein Ding oder Gedanke nur durch eins bedingt ist. Man kann demnach Haupt- und Nebenbedingungen, sowie

positive und negative unterscheiden. Ein bedingter Vertrag ist ein solcher, dessen Erfüllung von einer oder mehreren Bedingungen abhängig gemacht wird. Ein bedingtes Urteil ist ein Urteil, dessen Glieder sich wie Grund und Folge verhalten.

Bedürfnis ist die empfundene Mangelhaftigkeit, nebst dem Wunsche nach Verbesserung unseres Zustandes. Kant definiert es dagegen als das Verhältnis eines lebenden Menschen zu dem nötigen Gebrauche gewisser Mittel in Ansehung eines Zweckes. — Bedarf heisst die Summe der Dinge, welche zur Befriedigung der Bedürfnisse jemandes nötig sind. Die Bedürfnisse kann man einteilen nach dem Objekt in solche, welche der Selbsterhaltung (Nahrung, Kleidung, Wohnung, Schutz, Fortpflanzung), und solche, die unsrer Vervollkommnung dienen (die Ideen des Schönen, Wahren und Guten). Ferner sind sie nach ihrer subjektiven und objektiven Bedeutung unterschieden; jenes ist die Stärke, mit welcher sie sich beim einzelnen geltend machen; dies bezeichnet die Menge wirtschaftlicher Güter, die zu ihrer Befriedigung erforderlich sind. Die Stärke des Bedürfnisses hängt ab von seiner Intensität, Allgemeinheit und Dauer. Nach ihrer Intensität unterscheidet man entbehrliche und unentbehrliche, absolute und relative, notwendige und freie; nach dem Grad ihrer Dringlichkeit aufschiebbare und dringliche; nach ihrem Zeitpunkte gegenwärtige und künftige. Berücksichtigung der künftigen Bedürfnisse neben den gegenwärtigen heisst Ersparnis. Je nachdem es sich um Kräftigung eines Zustandes oder um Beseitigung von Hindernissen handelt, stehen die positiven den negativen Bedürfnissen gegenüber. — Nach ihrer Verbreitung sind sie allgemein menschliche, nationale, soziale und individuelle; nach ihrer Dauer ständige und ausserordentliche. Die wenigsten Bedürfnisse endigen mit vollkommener Befriedigung. Sie haben ihre untere und obere Grenze; jene ist das zum rein tierischen Leben Notwendige, diese ist bei den Selbsterhaltungsbedürfnissen durch die Natur bestimmt, bei den Vervollkommnungsbedürfnissen ist sie unendlich. — Die Geschichte der Bedürfnisse zeigt eine stetige Vermehrung und Veredlung derselben. — Denkt ein Mensch bei der Befriedigung seiner Bedürfnisse nur an sich selbst, so nennt man ihn

einen Egoisten. Bei ihrer Mannigfaltigkeit ist eine Konkurrenz der Bedürfnisse unvermeidlich; doch giebt jedesmal eine Vergleichung ihrer Notwendigkeit und die Möglichkeit ihrer Befriedigung den Ausschlag.

Begehren heisst das Streben, eine Vorstellung zu verwirklichen; Begehrungsvermögen die Fähigkeit eines Wesens, seinen Vorstellungen Wirklichkeit zu verleihen. Aus ihm entspringt das Wünschen und Verabscheuen, das Streben und Widerstreben. Richtet es sich darauf, einen zukünftigen, als angenehm vorgestellten Zustand herbeizuführen, so heisst es begehren im engern Sinne; sucht es dagegen einen unangenehmen zu vermeiden, so heisst es verabscheuen. Ohne die, wenn auch dunkle Vorstellung davon entsteht keines von beiden. Die ältere Psychologie unterschied ein höheres und ein niederes Begehrungsvermögen; die neuere ein materielles und intellektuelles. Jenes umfasst die sinnlichen Triebe, dieses die geistigen. Das vernünftige Begehren heisst Wollen.

Begeisterung ist die durch physische Reize (Wein u. dgl.) oder durch lebhafte Vorstellungen erzeugte Steigerung unsrer Geistesthätigkeit, wodurch die Einbildungskraft entfesselt, das Gefühl erwärmt, das Interesse angespannt, der Verstand geschärft und der Wille gestärkt wird. Der Mensch gerät dadurch so ausser sich (in Ekstase), dass ein Geist oder ein Dämon aus ihm zu sprechen scheint; seine nüchterne Umgebung hält ihn daher für einen Propheten, Schwärmer oder Besessenen, während der Begeisterte selbst seinen Aussprüchen und Handlungen Mustergültigkeit beizulegen pflegt. Es giebt, je nach ihrem Objekt, eine logische, ästhetische, moralische und religiöse Begeisterung. Insofern sich jede von ihnen über das Alltagsleben erhebt, kommt in ihnen allen das Göttliche zur Erscheinung. — Die Menschen sind in sehr verschiedenem Grade der Begeisterung fähig; am meisten diejenigen, welche lebhafte Phantasie und ein tiefes Gemüt bei sanguinischem Temperament besitzen; doch bedürfen sie auch starker Reflexion und Willenskraft, sollen sie nicht in Schwärmerei oder selbst Wahnwitz verfallen. Jedenfalls ist Begeisterung die Voraussetzung für jede bedeutende Leistung. Vgl. Inspiration, Genialität.

Begierde (cupido) ist im Unterschied von Trieb das bewusste Streben nach einem als angenehm vorgestellten Objekt. Demnach zerfallen die Begierden in sinnliche und geistige, die letzteren wieder in unmittelbare und mittelbare. Ihr Gegenteil heisst Abscheu. Jede Begierde hat Inhalt, Stärke und Rhythmus. Ihr Inhalt ist die Vorstellung des Begehrten, d. h. die Lust, welche man durch Gewinnung des Objekts zu erlangen wähnt. Die Stärke hängt ab von dem Triebe, der Wertschätzung des Begehrten und den Hindernissen, welche man zu überwinden hat. Der Rhythmus ist das Schwellen und Sinken der Begierde, welche durch teilweise Befriedigung gestillt, aber auch aufgestachelt wird. Der Zusammenhang von Leib und Seele tritt recht bei der Begierde hervor, denn sie nimmt, wie jeder an sich beobachten kann, bald im Geiste, bald in der Sinnlichkeit ihren Ursprung, äussert sich aber alsbald auch auf der resp. andern Seite. So erzeugt die Vorstellung leckrer Speisen eine erhöhte Absonderung der Speicheldrüsen und der sinnliche Trieb nach Nahrung (Hunger) erweckt in uns alsbald Vorstellungen von Speisen.

Begreifen, eigtl. betasten, ist s. a. verstehen, von etwas eine deutliche Vorstellung haben und zwar nach seinem Wesen, seinem Zweck und seinen Ursachen. Begriffen ist also eine Sache nur dann, wenn wir nicht nur wissen, was sie ist, sondern warum sie so ist und wozu sie dient. Der Stoiker Zenon († 250 a. C.) schildert den Übergang von Erfahrung zum Begreifen, indem er die Wahrnehmung mit dem ausgestreckten Finger, die Zustimmung mit der halbgeschlossenen Hand, den Begriff mit der Faust und das Wissen mit beiden zusammengedrückten Fäusten vergleicht (Cicero, Acad. II, 47).

Begriff (conceptus) ist im allgemeinen jede Vorstellung, welche ein Mannigfaltiges zum einheitlichen Gedanken verknüpft. In ihm sind verschiedene Merkmale nicht blos beisammen, wie in der Anschauung, sondern sie sind durch die Denknotwendigkeit vereinigt, welche aus ihrer wesentlichen Zusammengehörigkeit entspringt. Daher kommt alles Denken nur durch Begriffe zustande. Der Begriff ist auch nicht etwa blos die fertige, abgeschlossene Vorstellung, sondern das Vorstellen des Gemeinsamen an mehreren Vorstellungen. Dieses Gemeinsame ist übrigens nicht

ein Dreieck, ein Mensch, ein Pferd „überhaupt“, sondern die Gesamtvorstellung aller Dreiecke, Menschen, Pferde u. s. f., welche man sich freilich nur dadurch zur Anschauung bringen kann, dass man sich ein spezielles Dreieck u. s. w. vorstellt. Insofern ist, was die Logik einen Begriff nennt, ein Ideal; denn wir denken ihn uns durch seinen Umfang (ambitus), während wir ihn durch seinen Inhalt (complexus) denken sollen. So haben wir den Begriff „Baum“, wenn wir uns das den Eichen, Buchen, Fichten, Eschen u. s. f. Gemeinsame vorstellen. Er entsteht also durch Analyse der Einzeldinge und Synthese ihrer gemeinsamen Merkmale (notae). Dies ist die psychologische Seite der Sache, die Abstraktion; die logische ist das Produkt jenes isolierenden Vorganges. Ein Begriff heisst klar, wenn das Bewusstsein ihn sowohl in sich als auch von allen andern bestimmt unterscheidet; deutlich, wenn auch die einzelnen Merkmale klar vorgestellt werden. Seit Cartesius († 1650) bis auf Kant († 1804) galt Klarheit und Deutlichkeit als Kriterium der Wahrheit; mindestens wird dadurch Richtigkeit erreicht und die Zuverlässigkeit der Erkenntnis angebahnt. — Man unterscheidet an jedem Begriff Inhalt und Umfang. Jenes ist die Summe aller seiner Merkmale, dieses die Menge der unter ihm befassten Dinge. Je reicher der Inhalt, d. h. je grösser die Zahl der Merkmale eines Begriffs, desto enger sein Umfang, d. h. desto kleiner die Zahl der Dinge, die er umfasst, denn jede Hinzufügung eines Merkmals beschränkt das Geltungsgebiet eines Begriffs. Während z. B. das Parallelogramm die Quadrate, Rektangel, Rhomben und Rhomboiden umfasst, so ist der Umfang des Begriffs „Viereck“ grösser, weil sein Inhalt kleiner ist, d. h. weil ihm das Merkmal des Parallelismus fehlt. Der Begriff, in dessen Umfang andre fallen, heisst in bezug auf diese der höhere oder übergeordnete; die niederen haben bei engerem Umfang reicheren Inhalt. — Bezüglich des Inhaltes sind die Begriffe entweder verwandt oder disparat, je nachdem sie einige Merkmale gemeinsam haben oder nicht. So sind Eiche und Buche verwandte Begriffe, Ton und Farbe dagegen disparate. In bezug auf den Umfang heissen Dinge, welche derselben Gattung angehören, homogén (aber spezifisch verschieden); die, welche kein Merkmal gemeinsam haben, heterogén (toto genere diver-

sae). Begriffe, deren Umfang ganz derselbe ist, heissen Wechselbegriffe (Correlata), z. B. gleichseitiges und gleichwinkliges Dreieck. Begriffe kreuzen sich, wenn sie zum teil in einander fallen, wie Neger und Sklave, doch müssen sie dabei überhaupt vereinbar sein. Unvereinbar dagegen nennt man die Begriffe, welche demselben Gegenstand nicht in derselben Beziehung beigelegt werden können; und zwar unterscheidet man konträre, d. h. solche, die nicht im Umfange des andern liegen können, und kontradiktorische, d. h. solche, von denen jeder Unterbegriff, der nicht im Umfange des einen liegt, in demjenigen des andern liegen muss. So schliessen die Begriffe schwarzes und braunes Pferd einander konträr, die Begriffe Sein und Nichtsein kontradiktorisch aus. Doch ist dieser Unterschied hinfällig (vgl. meine Logik S. 137). Die Angabe des Inhalts heisst Erklärung (definitio), die des Umfanges Einteilung (divisio). Vgl. d. W. Jene endet schliesslich in den Kategorien, diese bei den Individualbegriffen. Das Ideal der Klassifikation ist das wissenschaftliche System, welches alle durch Erklärung und Einteilung aus einander abgeleiteten Begriffe enthält.

Behagen ist das dunkle Gefühl der Lust, welches teils aus der Zufriedenheit mit der Gegenwart, teils aus der Erinnerung an vergangene Unlust entspringt.

Beharrungsvermögen (vis inertiae) ist die Eigenschaft der Körper, in Ruhe oder Bewegung zu bleiben, bis durch irgendeine Kraft dieser Zustand geändert wird. So beharren alle Körper in Ruhe, bis sie bewegt werden, und ein sich bewegender würde sich ins unendliche mit unverminderter Schnelligkeit fortbewegen, brächten ihn nicht Hindernisse, z. B. Reibung, zur Ruhe.

Beifall ist die Billigung, welche wir einem Urteil, einer Handlung oder einem Kunstwerk zollen, weil wir sie für wahr, gut oder schön halten. Die Skeptiker forderten, dass man ihn ganz zurückhielte; doch ist das ebenso unmöglich, als dass der Weise gegen den Beifall der andern Menschen ganz gleichgültig sei.

Beiordnung (coordinatio) heisst die Nebeneinanderstellung zweier Begriffe, welche einem höheren untergeordnet sind, z. B. sind Tier und Pflanze beigeordnet, aber dem Begriff: Organismus subordiniert.

Beispiel (exemplum) ist die einzelne, konkrete Thatsache, die aus Erfahrung oder Phantasie geschöpft wird, um einen Begriff oder Satz zu beleuchten, d. h. eine allgemeine Regel durch einen besondern Fall zu veranschaulichen. Das einzelne Beispiel beweist wenig — exempla illustrant, non probant — höchstens zeigt es, dass eine für allgemein gehaltene Regel auch Ausnahmen hat. Durch eine einzige solche Instanz wird eine Behauptung zur Hypothese. Andrerseits haben viele Beispiele zusammen Beweiskraft (Induktion), womit man sich auf vielen Gebieten begnügen muss. In der Moral besonders haben Beispiele grosse Bedeutung, weil sie sowohl die Ausführbarkeit einer Vorschrift beweisen, als auch zur Nacheiferung anspornen. Umgekehrt beweisen noch so viele Beispiele der Unsittlichkeit nichts gegen die Gültigkeit der Moralgesetze; denn diese sind in unsrer Vernunft begründet.

Beleidigung eig. s. a. Kränkung, Zufügung eines Leides, dann Verletzung von jemandes Ehre durch Worte oder Handlungen (injuria verbalis und realis). Je nachdem sie mit oder ohne Absicht geschieht, heisst sie dolós oder kulpós, d. h. geflissentlich oder unbeabsichtigt. Gesühnt werden kann die Beleidigung nur durch Abbitte und Ehrenerklärung, nicht aber durch Duellieren (s. d. W.).

Bell'scher Lehrsatz ist die von Ch. Bell (1774—1842) gemachte Entdeckung, dass die Nerven eine doppelte Leitungsrichtung haben, nämlich dass die motorischen vom Gehirn wegleiten, die sensiblen dagegen dorthin. Diese Behauptung wurde die Basis der Nervenphysiologie. Vgl. Charles Bell, The nervous system of the human body 1830, dtsch. v. Ramberg 1832.

Belohnung ist die freiwillige Vergütung einer verdienstlichen That, während Lohn der vorher ausbedungene Entgelt für eine Leistung ist.

Beobachtung (observatio) ist zunächst die absichtliche und gespannte Aufmerksamkeit auf etwas; dann, auf wissenschaftlichem Gebiet, die methodisch, d. h. nach bestimmten Gesichtspunkten und Regeln vorgenommene Untersuchung. Sobald man ein Objekt willkürlich verändert oder in gewisse, zu seiner Beobachtung geeignete Lagen bringt, stellt man Experimente an. Der Astronom

kann nur beobachten, nicht experimentieren, weil er die Gestirne nicht künstlichen Veränderungen unterwerfen kann, während der Chemiker, Physiker, Botaniker u. s. w. durch willkürliche Präparierung der Stoffe Experimente anstellt. Beobachtung und Experiment sind die Hauptmittel der exakten Forschung. Darauf hat zuerst Bacon v. Verulam (1561—1626) hingewiesen, der deshalb auch als Vater der Naturwissenschaft gefeiert wird (De augmentis scientiarium und De interpretatione naturae). Vgl. auch Sénébier, Sur l'art d'observer et de faire des expériences 2. Aufl. Genf 1502, dtsch. v. Gmelin 1776. John Herschel, A preliminary discourse of the study of natural philosophy. Lond. 1831. John Stuart Mill, a system of Logic, dtsch. n. d. 5. Aufl. 1862. W. Wundt, System d. Logik 2. Teil 1881.

Beschaulichkeit ist inbezug auf die Philosophie s. a. theoretische, spekulative Beschäftigung, inbezug auf das Leben Askese (s. d. W.).

Bescheidenheit eig. Kenntnis (vgl. Freidanks „Bescheidenheit", bescheid wissen) ist die aus richtiger Selbsterkenntnis entspringende Mässigkeit in den Ansprüchen. Sie äussert sich in der bereitwilligen Anerkennung andrer und der leichten Verzichtleistung auf Ehrenbezeugungen. Natürlich darf dies weder aus egoistischer Kriecherei noch aus Eitelkeit geschehen; von solcher affektierten Bescheidenheit sagt Goethe: „Nur die Lumpe sind bescheiden". Wahre Bescheidenheit, eine der schönsten Tugenden, pflegt hingegen die Begleiterin grosser Verdienste zu sein.

Beschleunigung s. Acceleration.

Beschreibung (descriptio) ist s. a. Erklärung, nämlich Aufzählung der charakteristischen Merkmale eines Begriffs oder Dinges.

beseelt (animatum) heisst im engern Sinne alles, was eine Seele hat, d. h. Menschen und Tiere. Da es freilich schwer ist, eine Grenze nach unten zu ziehen, so schrieb Leibniz (1646—1716) auch den Pflanzen eine Seele zu, worin ihm Fechner beistimmte, und die Alten hielten die Weltkörper für beseelte Tiere. Vgl. Seele.

sich besinnen heisst eine Vorstellung, die man gehabt hat, absichtlich wieder ins Bewusstsein zurückrufen. Vgl. Gedächtnis.

besonnen ist derjenige, welcher (eig. bei Sinnen) sich

seiner Aufgabe und Kräfte, sowie der Pflicht bewusst, daher frei ist von Unruhe, Leidenschaftlichkeit, Einseitigkeit und Verworrenheit. Mit dem Verlust der Besonnenheit verliert der Mensch das richtige Urteil über sich selbst und über die Verhältnisse, die Ruhe des Gemüts und die Konsequenz im Handeln.

Beständigkeit ist die Gleichförmigkeit unsrer Gesinnung, unsrer Denk- und Handlungsweise. Sie entspringt zum Teil aus dem Temperament, zum Teil aus der Erziehung und Charakterbildung. Da sie eine ganz formale Eigenschaft ist, kann sie sich ebenso im Guten als Treue und Ausdauer, wie im Schlechten als Verstocktheit, Hass u. dgl. äussern.

beste Welt, s. Optimismus.

bestimmt heisst ein Begriff, der von allen andern Begriffen nach Umfang und Inhalt vollständig abgegrenzt ist. Jenes geschieht durch Angabe seiner Unterarten (s. Einteilung), dies durch Aufzählung seiner Merkmale (Definition). Nur so werden Verwechselungen vermieden. — In psychologischer Hinsicht heisst der Wille bestimmt, sofern er von den Motiven abhängt und zwar dem jedesmal stärksten folgt. Vgl. Determinismus.

Bestimmung (determinatio) ist logisch die Hinzufügung eines Merkmals zu einem Begriff, wodurch derselbe genauer gegen andre abgegrenzt wird; z. B. fügt man zu „Soldat“ das Merkmal „zu Pferde“, so wird jener Begriff näher bestimmt, d. h. er wird reicher an Inhalt, aber ärmer an Umfang. Durchgängig bestimmt (omnimode determinatum) heisst ein Begriff, dessen sämtliche Merkmale man aufgezählt hat. Dabei verfährt der Verstand nach dem Gesetz der durchgängigen Bestimmung (principium determinationis): Einem durchgängig bestimmten Dinge kommt von allen möglichen einander entgegengesetzten Merkmalen jedenfalls eins zu. Wenn übrigens Spinoza (1632—77) sagte: omnis determinatio est negatio = jede Bestimmung ist eine Einschränkung, so ist das nur logisch, aber nicht metaphysisch richtig. Wohl wird durch Hinzufügung eines Merkmals der Umfang begrenzt, aber das Ding selbst keineswegs. — Im moralischen Sinne heisst Bestimmung des Menschen der Zweck seines Daseins, vgl. das höchste Gut, Moralprinzip.

Bestimmungsgrund ist logisch der Grund, welcher den Verstand zur Ableitung einer Folgerung, moralisch, der den Willen zum Handeln bestimmt.

bestürzt ist derjenige, welchem durch plötzlichen Schreck die Besonnenheit geraubt wird. Bestürzung ist ein Affekt.

betäubt ist jemand, der Empfindung und Bewusstsein verloren hat. Die Betäubung kann entweder durch Nervenreize (Gerüche, Gehirnerschütterung, Opium) oder durch Schreck entstehen. In der Moral ist Betäubung s. a. die absichtliche Erstickung des Gewissens.

betrachten heisst 1) etwas genau ansehen; was den Menschen interessiert, betrachtet er; 2) beobachten, forschen, untersuchen. Es umfasst also nicht nur die exakte Naturwissenschaft, deren Hauptmittel das Experiment ist, sondern auch die theoretische Philosophie, welche das Wesen der Dinge zu erfassen strebt. 3) In moralischer Hinsicht heisst praktische Betrachtung die Abschätzung des Verhältnisses, in welchem ein Gegenstand zu uns steht. Hierbei kann es entweder auf den Nutzen oder auf die Tugend abgesehen sein. Jenen fasst die Klugheit ins Auge, diese die Sittlichkeit. Die gemeine praktische Betrachtung fragt nur, welchen Vorteil sie dadurch habe, dass sie dies oder das thut; die höhere, sittliche Auffassung der Dinge dagegen berücksichtigt jenen weniger als die Übereinstimmung unsres Thuns mit unsern Grundsätzen und den Forderungen der Moral. Die erste Bedeutung des Wortes bezeichnet also eine allgemeine menschliche Thätigkeit unsres Geistes, die zweite das wissenschaftliche, die dritte das praktische Verhalten. Was vorzuziehen sei, Theorie oder Praxis, war ein Streitpunkt schon bei den Alten. Uns scheint keine von beiden Seiten zur richtigen Lebensführung zu genügen. Theorie ohne Praxis ist unzuverlässig, Praxis ohne Theorie blind.

Betrug (dolus) ist im allgemeinen jede absichtliche Verletzung oder Unterdrückung der Wahrheit; im engern Sinne eine gewinnsüchtige Täuschung des andern.

Bettelstolz besitzt derjenige, der seinem Stolze durch äusseres Gepränge schmeicheln will, es jedoch nicht kann, ohne die Armseligkeit seiner Umstände zu zeigen.

Beweggrund s. Bestimmungsgrund.

Bewegung nennt man die Ortsveränderung eines Körpers, Ruhe dagegen sein Verharren an demselben Orte. Bei jeder Bewegung kommen folgende 7 Punkte in Betracht: 1) die Kräfte, welche sie mittel- oder unmittelbar verursachen; 2) die bewegte Masse (Last); 3) der Weg des Schwerpunktes, welcher stets als eine geometrische Linie betrachtet werden kann; 4) der zurückgelegte Weg; 5) die Zeitdauer der Bewegung; 6) die Geschwindigkeit, die sich aus Vergleichung der beiden vorigen ergiebt; 7) die Grösse der Bewegung, d. h. die Gewalt, welche der bewegte Körper auf andre auszuüben imstande ist. Sie ist das Produkt aus Masse und Geschwindigkeit, d. h. eine Kugel von 2 Pfund Masse und 20′ Geschwindigkeit hat in der Sekunde viermal so grosse Bewegung als eine Kugel von 1 Pfund Masse und 10′ Geschwindigkeit.

Man unterscheidet absolute und relative B.; jene ist die an sich betrachtete B. im unendlichen Raume, diese die Veränderung des Orts in Beziehung auf einen andern Körper. Relative Bewegung kann nur scheinbar und relative Ruhe mit absoluter Bewegung verbunden sein. So befinden sich z. B. zwei auf der Erde stillstehende Menschen in absoluter Bewegung, weil beide mit der Erde den Raum durcheilen. Alle wahrnehmbare Bewegung übrigens ist relativ, denn für die absolute fehlt uns der Massstab. — Der wirklichen Bewegung steht die scheinbare gegenüber; doch liegt auch dieser stets eine wirkliche zu Grunde, nur dass wir sie einem andern Objekt beilegen; z. B. ist die tägliche Bewegung der Sterne scheinbar, weil sich dabei eigentlich die Erde um die Axe dreht. Gleichförmig heisst eine B., deren Geschwindigkeit sich gleich bleibt, d. h. bei welcher der Körper in gleichen Zeiten gleiche Räume durchläuft. Eine gemeinschaftliche Bewegung hat ein Ding, wenn es sich mit andern zugleich bewegt, wie z. B. unser ganzes Planetensystem; eigene B. dagegen heisst die einem Körper allein zukommende. Einfach heisst sie, wenn sie durch eine Kraft oder von mehreren nach derselben Richtung oder auch nach zwei entgegengesetzten hervorgebracht wird; zusammengesetzt, wenn sie mehreren, im Winkel aufeinanderwirkenden Kräften entspringt. Frei, wenn sie nicht bestimmten Bedingungen unterworfen ist, während die unfreie entweder rotierend oder oscillierend ist. Da

alle Bewegungen gegenseitig, relativ und vielfach nur scheinbar sind, lässt sich die Lage eines Punktes gegen einen andern nur dadurch bestimmen, das wir den einen als fest annehmen. Denken wir uns z. B. auf ein Schiff, welches auf dem Äquator von Osten nach Westen fährt, und gehen vom Schnabel zum Stern: nach welcher Richtung gehen wir da? Nach Osten? — aber wir fahren ja ebenso schnell nach Westen, als wir nach Osten gehen; nach Westen? Da ist das umgekehrte der Fall. Also stehen wir wohl still? Keineswegs, denn infolge der Erdaxendrehung fahren wir 200 Meilen in der Stunde von Westen nach Osten! Und mit der Erde bewegen wir uns in ihrer Bahn 11400 Meilen in der Stunde nach Westen! Und denken wir an die Bewegung unsres Planetensystems, so fahren wir weder nach Westen noch nach Osten, sondern in einer zur Ekliptik im Winkel stehenden Linie! — Eine von O. nach W. abgeschlossene Kugel bleibt für den Raum, in welchem die Erdaxe ruht, hinter dem Gewehr zurück und in entgegengesetzter Richtung abgeschossen, eilt sie dem Gewehr voraus. Daraus folgt der Hauptsatz der Phoronomie (Bewegungslehre): „Jede gleichförmige geradlinige Bewegung kann für den Beobachter sowohl dem bewegten Körper, als auch dem Raum zugeschrieben werden, in welchem sich jener Körper bewegt; man kann sich mithin den Körper oder den Raum in Ruhe denken.“ Die gegenseitigen Bewegungen im Innern eines Systems von Körpern erfolgen auf ganz dieselbe Weise, mag nun der Raum, in welchem sich die Körper befinden, in Ruhe sein oder sich geradlinig fortbewegen. Das wichtigste Hülfsmittel, eine Bewegung zu berechnen, ist ihre Zerlegung nach dem Satze vom Parallelogramm der Kräfte, dass nämlich ein Punkt, der 2 Kräften unterworfen ist, die Diagonale des Parallelogramms einhält, welches sich zeichnen lässt aus der Grösse und Richtung der beiden Kräfte.

Die mehr oder weniger phantastischen Spekulationen der Philosophen über die Bewegung wurden erst durch Galilei († 1642) und Newton († 1727) auf eine wissenschaftliche Grundlage gebracht. Vgl. Newton, Philosophiae naturalis principia mathematica 1686. Laplace, Mécanique céleste 1799 f. Euler, Mechanica 1736. Möbius, Mechanik des Himmels Lpz. 1843.

Interessant ist Trendelenburgs (1802—72) Versuch, alles, sowohl Sein als Denken, auf die Bewegung zurückzuführen. Vgl. seine „Logischen Untersuchungen" 3. Aufl. 1870.

Beweis (argumentatio) ist der Nachweis der Wahrheit oder Falschheit eines Urteils. Dies geschieht durch Gründe, d. h. objektiv oder subjektiv anerkannte Sätze, in denen jenes Urteil als schon enthalten aufgezeigt wird. Beweis ist demnach die Ableitung eines Satzes aus unbezweifelten Vordersätzen durch gehörige Verknüpfung. Bei jedem Beweise kommen 4 Stücke in Betracht: 1) das Objekt, welches (thesis probanda); 2) das, wodurch (Beweisgrund, argumentum); 3) das Subjekt, für welches (obnoxius probationi) und 4) die Art, wie bewiesen werden soll (modus probandi) — 1) das Objekt kann entweder ein Erfahrungs-, oder Glaubens- oder Vernunftsatz sein. Die Erfahrungssätze aus der Natur und Geschichte werden am besten durch Induktion, die Glaubenssätze durch Erfahrungen des Gefühls und die Vernunftsätze durch Deduktion bewiesen. Doch kann man für jede Art auch die andre Methode anwenden. — 2) Die Beweisgründe werden entweder der Erfahrung entnommen (Beobachtungen, Experimente, Zeugnisse) oder der Vernunft, d. h. ihren Gesetzen. Demnach unterscheidet man Erfahrungs- und Vernunftbeweise (a posteriori und a priori); jenen wohnt nur empirische, diesen absolute Gewissheit bei. — 3) Bezüglich des Subjekts giebt es solche, die für alle (ad omnes) und solche, die nur für einen (ad hominem) stringent sind. — 4) Endlich was die Art des Beweises betrifft, so stehen den direkten oder ostensiven, welche das zu Beweisende gradezu aus vorausgeschickten Sätzen ableiten, die indirekten oder apagogischen gegenüber, welche dadurch, dass sie das Gegenteil als falsch darthun, die Richtigkeit des zu Beweisenden folgern. Vermöge eines disjunktiven Obersatzes, welcher sämtliche Möglichkeiten der betr. Sphäre erschöpft, kann der indirekte Beweis durch successive Ausschliessung aller anderen die noch übrigbleibende zur Gewissheit erheben. — Der direkte Beweis ist progressiv oder regressiv, je nachdem er aus den Beweisgründen den zu beweisenden Satz (theorema) folgert oder diesen vorläufig als richtig voraussetzt und daraus auf die unvermeidlichen Bedingungen zurück-

schliesst, mit deren Wahrheit auch unser Satz bewiesen ist.

Die Beweiskraft (nervus probandi) richtet sich natürlich nach den Gründen; manche, die apodiktischen Beweise, geben volle Gewissheit, andre, die analogischen oder induktiven, nur Wahrscheinlichkeit. Neben den Hauptargumenten giebt es noch Nebengründe; sie bilden zusammen den Stoff (materia) des Beweises, während ihre logische Verbindung die Form und die rhetorische Einkleidung die Gestalt heisst. Alle 3 Gesichtspunkte sind zu beachten. Das Wichtigste ist die Vermeidung falscher Beweisgründe, dass sie weder an sich noch in bezug auf das Theorem ungehörig seien (ignoratio elenchi). Wird zu viel oder zu wenig bewiesen, so ist der Beweis verfehlt (nihil probat, qui nimium probat); ebenso beim Cirkel (circulus vitiosus, petitio principii), wo das Theorem als Beweisgrund verwendet wird. Hysteron-Próteron heisst dagegen der Fehler, wo man ein Argument verwendet, das schwieriger zu beweisen ist, als der Satz selbst. — Bei der Verknüpfung der Glieder nennt man Sprung (saltus in demonstrando) die Auslassung, dagegen Fälschung (fallacia medii tertii) die Einschiebung falscher Glieder. Unabsichtliche Fehler beim Beweisen (Paralogismen) ergeben Fehlbeweise; absichtliche Trugschlüsse (Sophismen) Trugbeweise.

Bewusstsein bedeutet im allgemeinen den wache Zustand des Geistes, in welchem sich allerlei Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle und Strebungen nebeneinander vorfinden. Über dieses empirische Bewusstsein erhebt sich der Mensch durch Aufmerksamkeit zur Bewusstheit der einzelnen Seelenzustände; er wird sich dadurch seiner bewusst. Doch dieses Unterscheiden schreitet noch weiter: er unterscheidet sich als Subjekt von seinen Vorstellungen, Empfindungen u. s. w. und diese wiederum unterscheidet er von den Dingen, durch welche jene erregt wurden. Indem sich der Mensch als Ich im Gegensatz zum Nichtich erfasst, erhebt er sich zum Selbstbewusstsein. Er erkennt die ganze Summe von Seelenzuständen, welche er in sich vorfindet, als seine eigenen; er erfasst dieselben ferner als Einheit und stellt endlich sich über alle als den autonom mit ihnen schaltenden Herrn. Der erste Akt des

Bewusstseins begreift also die Seelenzustände als Objekt, der zweite als zugehörig zu einem Subjekt, der dritte erkennt, dass das vorgestellte und das vorstellende Wesen, d. h. Objekt und Subjekt, dasselbe sind. — Freilich wird unser Bewusstsein vielfach unterbrochen durch Schlaf, Ohnmacht, Rausch, Vergessen, Fieber, Delirium, Wahnsinn. Vgl. Selbstbewusstsein, Apperzeption. — Im weitren Sinne spricht man von einem sittlichen, religiösen, politischen u. s. w. Bewusstsein, und meint damit eine Summe von Vorstellungen nebst deren Wertschätzung. — Es leuchtet ein, dass das Bewusstsein die Voraussetzung aller Erkenntnis ist. Mit seinem Wesen hat sich erst die neuere Philosophie, seit Kants Vorgang, eingehend beschäftigt.

Bildung bezeichnete bis auf Just Möser († 1794) nur körperliche Gestalt, jetzt aber das geistige Leben und zwar zunächst im Gegensatz zur Natur, zur Roheit und Naivität. Sodann liegt darin der Begriff einer gewissen Abgeschlossenheit, Vollkommenheit und Mustergültigkeit. Ein gebildeter Arzt, Jurist, Theologe u. s. f. muss seine Wissenschaft ziemlich beherrschen. Aber er darf sich nicht darauf beschränken; ein wahrhaft Gebildeter besitzt nicht nur gründliche Fachkenntnis, sondern hat auch Sinn und Verständnis für alle Gebiete menschlichen Strebens, für Wissenschaft und Kunst, für Religion und Politik. Ja, selbst ohne jede Fachkenntnis kann einer gebildet sein, der für alle menschlichen Interessen Sinn hat. Dies leitet zur höchsten Stufe der Bildung über, welche soviel ist, wie Humanität (homo sum, nil humani a me alienum puto). Diese umfasst aber nicht blos die Bildung des Verstandes, sondern auch des Willens und Gemütes. Nicht allein eine Summe von Kenntnissen macht den Gebildeten, sondern moralische, ästhetische, religiöse Bildung gehört auch dazu. Das ist die allgemeine Bildung, die durch die Schule angebahnt, aber erst durch ein ganzes Leben erworben wird! Vgl. Kirchner, Diätetik des Geistes. 2. Aufl. Berlin 1886.

Bildungstrieb (nisus formativus) nannte man nach Blumenbach (1752—1840) das Formprinzip, welches die Materie organisiere, und zwar in der Erzeugung, Ernährung, Reproduktion und Heilung der Organismen. In neuerer Zeit haben sich Naturforschung und Materialismus dagegen erklärt. Aber wenn man sich die „Idee" Platons,

die „Lebenskraft“ Liebigs und Blumenbachs „Bildungstrieb“ nach Analogie der Gesetze überhaupt denkt, so sehen wir nicht ein, was sich dagegen sagen lässt. Denn die biologischen Prozesse sind eben von den mechanischen, physikalischen und chemischen nach Kombination und Komplikation verschieden. Vgl. Blumenbach, Über den B. 1791. H. Lotze, Medizinische Psychologie 1852. Frohschammer, Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses 1877.

Billigkeit ist die Geneigtheit, die Forderungen des strengen Rechts durch Güte zu mildern. Der billigdenkende wird also aus Humanität auf sein gutes Recht verzichten, wenn er dadurch andre glücklich machen kann. Die Billigkeit im Urteilen zeigt sich in der Bereitwilligkeit, die Handlungen andrer zu erklären und zu entschuldigen. Denn summum jus summa injura = das strengste Recht ist das grösste Unrecht!

Biologie (gr. *βίος — λόγος*) eigtl. Wissenschaft vom Leben, die im weitren Sinne alle Naturwissenschaften, im engern die Gesetze des menschlichen Lebens umfasst; mithin dasselbe wie Bionomie und Physiologie.

Bitheismus (lat. u. gr.) = Dualismus, Zweigötterei.

Blödigkeit ist die aus Urteilsschwäche und Mangel an Selbstvertrauen entsprungene Schüchternheit gegen andre.

Blödsinn (*ἄνοια*, stupiditas) ist die hochgradige Schwäche des Geistes, welche 3 Stufen hat: 1) Dummheit, d. h. Schwäche des Verstandes, und Albernheit, die kindische Auffassung der Dinge; 2) Stumpfsinn, wo neben Verstandesschwäche auch Gefühl und Wille äusserst wenig entwickelt sind; 3) Blödsinn im engern Sinne, der völlige Mangel an Vorstellungen, Gefühlen und Bestrebungen, wobei der Mensch völlig unter das Tier herabsinkt. — Blödsinn ist entweder angeboren (Idiotismus) oder tritt bei alten Leuten infolge von Hirnschwund auf (Puerilität), oder er entsteht aus Gehirnkrankheiten. Endlich enden fast alle Wahnsinns- und Tobsuchtsformen mit unheilbarem Blödsinn.

Bocardo, der 5. Modus der 3. Schlussfigur mit besonders verneinendem Ober- und Schluss-, aber allgemein bejahendem Untersatz; z. B.: Einige Geladene sind nicht

gekommen; alle meine Freunde versprachen zu kommen; folglich sind einige, die es versprochen, nicht erschienen.

böse ist im allgemeinen das Gegenteil von gut. Da es nun ein vierfaches Gute giebt, nämlich das Nützliche, Angenehme, Schöne und Sittliche, so hat auch der Begriff des Bösen diesen vierfachen Sinn, und man spricht von einem bösen Geschwür, einer bösen Nachricht, einem bösen Gesicht und einem bösen Menschen. Im engern Sinne ist böse s. a. unsittlich. Das Wesen desselben besteht in der Selbstsucht, d. h. in der rücksichtslosen Verfolgung des Selbsterhaltungstriebes. Dieser ist zwar an sich berechtigt, weil notwendig; er äussert sich in verschiedenen Trieben nach Existenz, Nahrung, Ruhe, Eigentum, Schmuck, Ehre, Macht u. s. w. Solange wir diesen Trieben mit Mass, mit Vernunft und mit Berücksichtigung unsrer Nebenmenschen folgen, sind wir nicht zu tadeln. Erst die egoistische Selbstbehauptung, welche den Forderungen der Sympathie und Gerechtigkeit hohnspricht, ist böse. — Woher aber entspringt das Böse? Der Parsismus stellt dem guten Ormuzd einfach den bösen Ahriman von Anfang gegenüber. Dadurch aber wird der Begriff Gottes aufgehoben; denn zwei Götter heisst im Grunde keinen annehmen. Parsismus und Manichäismus sind also unhaltbar. — Die Ableitung Platons aus der Materie (Hyle) befriedigt auch nicht, weil das Böse doch vor allem in der Gesinnung, in der verkehrten Richtung des Willens liegt. — Ebenso wenig die Ableitung aus der menschlichen Freiheit, mag man sie mit Origenes († 254), Kant († 1804) und Schelling († 1854) als transcendentalen Akt in einen Zustand vor der Geburt setzen, oder mit Augustin († 430), Schleiermacher († 1834) und Jul. Müller († 1875) in das Diesseits. Denn die Freiheit ist ja nur ein rein formales Prinzip, erklärt also nicht, wie ein faktisch gutes Wesen böse werden konnte. Eine Ahnung vom Richtigen findet sich, wenn auch phantastisch vorgestellt, in der indisch-neuplatonischen Ansicht, wonach zwar alles durch Emanation aus Gott hervorgeht, aber als einzelnes eben böse, d. h. unberechtigt ist, sich als solches zu behaupten; ähnlich lehrt auch Hegel (1770—1831). Auch Leibniz' Theodicee (1710) hat ein Wahrheitsmoment, wenn sie sagt, das Böse sei bei der Unvollkommenheit der

Geschöpfe unvermeidlich, es habe mithin seinen Ursprung nicht in Gott, sondern in dem beschränkten Wesen der relativ besten Welt. — Nach dem allen haben wir den Ursprung des Bösen einfach im Menschen zu suchen. Der Mensch ist böse von Natur; aber so wenig der Naturzustand auf sozialem Gebiete festgehalten, sondern eben zur Kultur veredelt werden soll, so wenig darf der ethische Naturzustand bleiben, (vgl. Bildung, Humanität), weil er das Gegenteil vom Guten ist. Von Natur ist eben der Mensch noch nicht, wie er sein soll und kann. Dies lehrt uns eine Betrachtung der menschlichen Entwickelung. Jedes Kind ist, solange es ohne Selbstbewusstsein, weder gut noch böse. Sobald nun der Selbsterhaltungstrieb erwacht, zeigen sich allerlei schlechte Eigenschaften, Selbstsucht, Trotz, Grausamkeit, Ungehorsam u. s. w. Da sich nun die Sinnlichkeit jahrelang entwickeln kann, ehe die Vernunft durch die Erziehung ausgebildet wird, so findet sich der zum Selbstbewusstsein erwachte Mensch zu seinem Schrecken in einem Zustande vor, den Kant das „radikale Böse" genannt hat. Diesen Namen verdient es insofern, als es eben mit der menschlichen Entwickelung unbedingt verknüpft ist. — Das Böse muss sein (leider!), aber es soll nicht sein; es ist ebenso ein Durchgangsstadium wie die Unwissenheit, der Irrtum, die Roheit und die Kinderei. Was auf einer noch unerzogenen Stufe menschlicher Entwickelung erklärlich und entschuldbar ist, wird auf einer höheren Unsittlichkeit. Vgl. Herbart, Gespräche ü. d. Böse, Königsb. 1818. Blasche, das Böse im Einklang mit der Weltordnung. Lpz. 1827. Jul. Müller, Christl. Lehre v. d. Sünde. 3. Aufl. Bresl. 1849.

Bonismus (l.), die Lehre von der guten Welt, könnte der verbesserte Optimismus heissen, nach welchem diese Welt zwar nicht die beste aus vielen möglichen ist (der Gedanke verletzt den Begriff Gottes), wohl aber eine gute. Vgl. F. Kirchner, der Zweck des Daseins. 1882.

Braidismus s. Hypnotismus.

Buridans Esel ist eine Anekdote, wonach der Scholastiker Buridan im 14. Jahrh. zur Erläuterung seiner Ansicht von der Willensbestimmung das Beispiel eines hungrigen Esels gebraucht haben soll, welcher, zwischen zwei gleich grosse Heubündel gestellt, verhungern würde.

In seinen Schriften findet es sich nicht. Vielleicht ist es daraus entstanden, dass man seine mit allerlei Kunstgriffen ausgestattete Logik (Compendium logicae 1499) Eselsbrücke nannte.

C bedeutet in der Lehre von der Umkehrung der Urteile s. a. Contraposition, d. h. eine solche Vertauschung ihrer Hauptbestandteile, dass dabei die Qualität des Urteils verändert wird, mithin eine Art von Gegensatz entsteht, z. B. wenn das bejahende Urteil: „Gott ist allmächtig" in das verneinende verwandelt wird: „Ein Nichtallmächtiger ist nicht Gott." — Die Modalität bleibt wie bei der Conversion, unverändert, ebenso auch die Quantität. — Bei den Scholastikern bezeichnete **C** die Umdrehung des Schlusses (conversio syllogismi nach Arist. Top. 8, 14, 163 a) oder die Führung durch die entgegengesetzte Behauptung oder durch das Unmögliche (ductio per contradictoriam propositionem sive per impossibile). — Auch bedeutet C die Geschwindigkeit der Bewegung (celeritas), besonders in der Formel $C \frac{S}{T}$, d. h. man findet die Geschwindigkeit eines Körpers, wenn man den durchlaufenen Raum (*S*) mit der Zeit, die er dazu brauchte (*T*), dividiert.

Calculus Minervae, der Stein der Minerva, welcher im Äschylos (Eumen. 749) den Orest lossprach, weil die Zahl der Stimmen gleich war; sodann bezeichnet es einen vom Zufall oder vom Lose abhängigen Spruch. Auch Zufall selbst und Gottesgericht.

Calemes heisst der 3. Modus in der 4. Schlussfigur, wo der Obersatz allgemein bejaht, Unter- und Schlusssatz allgemein verneinen; z. B. Alles Irdische ist vergänglich; nichts Vergängliches macht dauernd glücklich; also ist nichts, was uns dauernd glücklich macht, vergänglich.

calvus, der Kahlkopf. Vgl. Sorites.

Camestres 2. Modus der 2. Schlussfigur, worin der Obersatz allgemein bejahend, Unter- und Schlusssatz allgemein verneinend sind. Beispiel: Alle Körper sind ausgedehnt; kein Geist ist ausgedehnt: folglich ist kein Geist ein Körper.

Cardinaltugenden heissen die Haupttugenden, in welchen die anderen enthalten sind. Platon († 347) stellte

zuerst vier auf: Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*, justitia), Weisheit (*σοφία* prudentia), Mässigkeit (*σωφροσύνη*, temperantia) und Tapferkeit (*ἀνδρεία*, fortitudo). Während sich die 3 letzteren auf die dreifache Einteilung der Seele in die vernünftige, unvernünftige (Sinnlichkeit) und mutartige beziehen, bezeichnet die erste das ganze Verhältnis des Menschen zum Sittlichen überhaupt; sie umfasst also die drei andern. Daher gab auch Aristoteles († 322) jene Einteilung auf und stellt der thätigen Tugend die Denktugend gegenüber. Die Wurzel aller Tugenden ist nicht, wie bei Platon, die Einsicht (*σοφία*), sondern die Mannhaftigkeit (*ἀνδρεία*). Daran reihen sich die ethischen Tugenden: Mässigkeit, Freigebigkeit, Grossherzigkeit, Ehrliebe und Sanftmut; die Denktugenden sind Verständigkeit und Weisheit. Daran schliessen sich die geselligen: Gefälligkeit, Wahrheit, Artigkeit, Gerechtigkeit und Billigkeit. Obgleich Aristoteles die Vierzahl verlassen und die Tugend fälschlich als das Mittlere zwischen zwei Extremen definiert hat, so enthält seine Tafel doch viele richtige Winke. Während die Stoiker zu Platon zurückkehrten, stellte Plotin († 269) vier Klassen von Tugenden auf: bürgerliche, philosophische (reinigende), religiöse und göttliche. Ambrosius schloss den 4 sog. philosophischen Cardinaltugenden Platons die 3 theologischen: Glaube, Liebe, Hoffnung an, ebenso später Petrus Lombardus († 1164), der alle 7 aus der Liebe abzuleiten sucht. Schleiermacher († 1834) endlich unterscheidet erkennende und darstellende Tugenden; jene sind Weisheit und Besonnenheit, diese Liebe und Beharrlichkeit. Unsrer Meinung nach ist folgende Tugendtafel aufzustellen (vgl. meine Ethik § 27 u. meinen „Schematismus d. Philos." 1888). Tugend ist:

vernünftige Selbstbethätigung

als Individuum		als Glied der Gattung	
organisierend	symbolisierend	organisierend	symbolisierend
1. Energie	2. Weisheit	3. Gerechtigkeit	4. Liebe
Beharrlichkeit.	Klugheit.	Humanität.	Selbstverleugnung.

Casuistik (casus = Fall) heisst derjenige Teil der Moral, welcher von den Gewissens- oder Kollisionsfällen (casus conscientiae) handelt, d. h. solchen, in denen zwei oder mehr Pflichten in Konflikt zu geraten scheinen. Casuist ist derjenige, welche solche Fälle zu lösen sucht.

In Wahrheit freilich kollidieren niemals die Pflichten untereinander, sondern nur unsre Wünsche. Spuren von Casuistik finden sich zuerst bei den Stoikern (ca. 250 a. C.). So stritten Diogenes und Antipater darüber, ob ein Kaufmann, der zur Zeit einer Hungersnot Getreide nach Rhodos bringe, aber unterwegs erfahre, dass mehr Zufuhr komme, dies sagen und einen geringern Preis fordern solle oder nicht. Auch den Fall erwogen die Stoiker, was zwei Schiffbrüchige thun sollten, die sich auf ein Brett retten, das nur einen tragen könne. Aber erst die Talmudisten und die Scholastiker haben diese meist fruchtlosen Untersuchungen fleissig angebaut. Bekannt sind die Summa Raymundiana des Raymund v. Pennaforte, die Summa Astesana vom Franziskaner Astesanus und die Summa Bartolina vom Dominikaner Bartholomäus de Sta. Concordia. Auch die Jesuiten Escobar, Sanchez und Busenbaum sind als Casuisten berüchtigt.

casum sentit dominus (den Zufall empfindet der Eigentümer) und casus non est imputabilis (Zufall darf nicht zugerechnet werden) — zwei Sätze, welche andeuten, dass der Mensch für das, was zufällig aus seinen Handlungen entspringt, nicht verantwortlich sei. Vgl. Zufall.

causa sui = Ursache seiner selbst nannten die Scholastiker Gott. Sie meinten damit, er habe sich selbst gesetzt und sei durch nichts andres bedingt. Auch Spinoza und Schelling gehen von diesem Begriff aus. So richtig übrigens Gott als absolut gedacht wird, so schliesst die causa sui eigentlich einen logischen Widerspruch in sich, dass etwas, das noch gar nicht existiert, als existent gesetzt wird. Denn Ursache heisst im Gegensatz zur Wirkung dasjenige, was zeitlich oder logisch vor einem andern gedacht werden muss.

Causalität (Ursächlichkeit) bezeichnet das Verhältnis von Ursache und Wirkung. Vgl. Ursache.

Causalnexus = Verbindung von Ursache und Wirkung, dessen Annahme die Grundlage jeder wissenschaftlichen Betrachtung der Dinge ist.

Causalprinzip ist der Grundsatz, wonach jedes Ding seine Ursache haben muss.

Cavillation (v. cavillari verdrehen) = Trugschluss.

Celarent (heisst der 2. Modus der 1. Schlussfigur, worin

der Obersatz allgemein verneint, der Untersatz allgemein bejaht und der Schlusssatz wieder allgemein verneint. Beispiel: Kein Mensch weiss die Zukunft vorher: alle Päpste sind Menschen — folglich weiss kein Papst die Zukunft vorher.

Cesare (der 1. Modus der 2. Schlussfigur mit allgemein verneinendem Ober- und Schlusssatz, aber allgemein bejahendem Untersatz; z. B.: Kein Jesuit ist ein Lichtfreund; alle Philosophen sind Lichtfreunde; folglich ist kein Philosoph ein Jesuit.

cessante causa cessat effectus = mit der Ursache fällt auch die Wirkung weg, ist eine Form des Kausalprinzips. Vgl. Bedingung, Ursache.

Chaos (v. gr. chaino = gähne) bezeichnete bei den alten Dichterphilosophen den Urstoff der Welt, den man als ganz rohe, ungestaltete, ungeordnete Masse dachte (Ovid: rudis indigestaque moles); diese musste erst durch ein höheres Prinzip: Streit, Liebe, Verstand u. dgl. geordnet und gestaltet werden. Da aber eine formlose Materie (hyle ámorphos) undenkbar ist, so muss diese Idee abgewiesen werden.

Charakter (v. *χαράσσω* prägen) = Gepräge eines Dinges, in anthropologischer Hinsicht die beständige Eigenart des Menschen. Im weitren Sinne hat solche jeder, auch der Charakterlose: seine Eigentümlichkeit ist eben, charakterlos, d. h. unbeständig zu sein. Im engern Sinne heisst Charakter soviel als bewusste und freie Persönlichkeit. Es ist also das Wesen des Menschen, wie es sich auf Grund angeborner Individualität durch blinde Gewöhnung und selbsterworbene Fertigkeit zu vernünftiger Selbstbethätigung entwickelt. Charakter heisst Entschiedenheit und Konsequenz des Handelns nach Grundsätzen. Aber im engern Sinne hat nur der sittliche Mensch Charakter; denn nur seine Grundsätze sind, weil mit der Vernunft übereinstimmend, widerspruchslos und zuverlässig. Nur er bleibt daher von Zerrissenheit des Gemüts, Zerfahrenheit des Begehrens und Unschlüssigkeit im Handeln verschont. Bei ihm allein vereinen sich Einsicht und Wille zur wahren Freiheit. „Die Geschichte des Menschen“ sagte Goethe, „ist sein Charakter“; aber er ist mehr: er ist sein eigenes Kunstwerk. K a n t sagt: der gute Charakter ist die Beschaffenheit einer solchen Willkür, die

das moralische Gefühl zu ihrer Triebfeder in ihre Maxime aufnimmt. Seine Unterscheidung zwischen intelligiblem und empirischem Charakter ist hinfällig. Jener soll nämlich derjenige sein, wodurch das Subjekt zwar die Ursache seiner Handlungen als Erscheinungen ist, der aber selbst unter keinen Bedingungen der Sinnlichkeit steht und selbst nicht Erscheinung ist; der empirische hingegen soll die Sinnesart sein, welche durch und durch mit Erscheinungen, nach beständigen Naturgesetzen, im Zusammenhang steht. Kants Irrtum steht mit seiner Ansicht vom radikalen Bösen als einem transcendenten Sündenfall in Verbindung. Vgl. Smiles, der Charakter. Lpz. 1878.

charakterologisch den Charakter betreffend. Charakterologie, Lehre vom Wesen und Entwickelungsgang des Charakters.

circulus vitiosus oder Diallele (gr.) heist der logische Fehler beim Erklären, wenn man das zu Definierende mittelbar oder unmittelbar zur Erklärung verwendet; z. B.: Selbstliebe ist die Liebe zu sich selbst. Cirkelbeweis (circulus in probando) findet statt, wenn das zu Beweisende wieder als Beweisgrund gebraucht wird; z. B. der Beweis für Gottes Dasein aus der Bibel.

Civilisation ist die Herrschaft des Menschen über die Natur, sowohl die äussre, die ihn umgiebt, als auch über seine eigne, nach Leib und Seele. Im Unterschied von der Bildung (s. d.) zeigt sie sich mehr in der auf dem Kampf mit der Natur beruhenden Ausbildung des Menschengeschlechts.

Classification (l.) oder Classifizierung heisst die Anordnung der Dinge nach Gattungen und Arten, mithin nach Begriffen, welche das mehr oder minder Gemeinsame der Dinge bezeichnen. Zur Classifikation oder Einteilung gehört 1) der Gattungsbegriff, welcher eingeteilt werden soll (totum divisum), 2) der Einteilungsgrund (principium divisionis), 3) die Einteilungsglieder (membra divisionis). Ist der Einteilungsgrund willkürlich, so heisst sie künstlich; liegt er in der Natur der Sache, so heisst sie natürlich. Analytisch ist sie, wenn sie vom einzelnen zum allgemeinen emporsteigt; synthetisch, wenn vom allgemeinen zum besondern herabsteigend. Jenes heisst generalisieren, dies

spezifizieren. Teilt man einen Begriff durch alle Arten und Unterarten nach demselben Prinzip ein, so entsteht die Untereinteilung; nach mehreren Prinzipien dagegen die Nebeneinteilung. Während also die Erklärung den Inhalt, bestimmt die Einteilung den Umfang eines Begriffs. Erst die Classifikation gewährt uns eine übersichtliche Erkenntnis der Dinge.

cogito, ergo sum (ich denke, also bin ich) lautet der Fundamentalsatz des Cartesius (1596—1650), wodurch er die Philosophie auf das Selbstbewusstsein gegründet hat. Wie die Skeptiker Montaigne und Charron ging er vom vollständigen Zweifel aus; doch gerade dieses „methodologische Zweifeln“ führte ihn auf festen Boden. Denn wollte er auch alles in Zweifel ziehen, eins, dass er nämlich zweifelt, d. h. denkt, folglich auch existiert, kann er nicht bezweifeln. — Genau würde nun folgen: Ich denke, also wird gedacht; dem Cartesius aber kam es eben darauf an, ein Axiom zu erhalten, welches er mit Recht im Selbstbewusstsein fand; denn dies ist ohne Frage die Grundthatsache des Wissens. Übrigens findet sich Ähnliches schon bei Augustin (Soliloqu. 2, 1).

Coëfficient (l.) Mitwirker, Grösse, Kraft. Coëfficienz, Mitwirkung.

Cölibat (l.) = Ehelosigkeit kann entweder freiwillig oder erzwungen sein und letzteres wieder aus politisch-sozialen, religiösen oder physischen Gründen. Namentlich aus religiösen Vorurteilen haben Schwärmer im Orient und in der katholischen Kirche die Ehe verworfen. Auch unter den Philosophen thaten es die Epikureer, vielleicht aus Bequemlichkeit, ebenso einzelne berühmte Philosophen, wie Spinoza, Leibniz, Kant und Schopenhauer. Aber abgesehen von der physischen oder ökonomischen Unmöglichkeit zu heiraten, ist jeder Mensch zur Ehe moralisch verpflichtet.

Collision (v. collido) = Zusammenstoss, nämlich der Rechte und Pflichten. Jene muss die Moral zugestehen, diese verwirft sie. So kollidieren z. B. die Rechte von A und B, wenn dieser eine Uhr kauft, die jenem gestohlen worden. Eine Collision der Pflichten aber giebt es für den moralischen Menschen nicht, denn durch sittlichen Takt wird er bald herausfinden, welche Pflicht die grössere

ist und daher zuerst Erfüllung heischt. Daher sind auch die von der Casuistik (s. d.) ausgesonnenen Fälle meistens ganz überflüssig. Die Tragödie, wie die Poesie überhaupt, hat es mit solchen Collisionen zu thun, vgl. Antigone, die zwischen der Pflicht gegen den toten Bruder und gegen den König zu wählen hat; die Choëphoren von Sophokles, worin die Pflicht der Blutrache mit der Pietät zu kollidieren scheint. Doch auch in der Tragödie findet der Held den rechten Ausweg, der freilich ein tragischer ist.

Combination (l.) ist Verbindung, und zwar in der Logik Verbindung von Gedanken (der Merkmale zu Begriffen, der Begriffe zu Urteilen, der Urteile zu Schlüssen), Im engeren Sinne schreibt man der Phantasie Combinationsvermögen zu.

comparativ (l.) vergleichsweise nennt man die Gültigkeit eines Satzes, wenn er nur auf die Vergleichung mehrerer ähnlicher Dinge beruht, z. B.: Die Franzosen (nicht alle!) sind leichtsinnig.

Complex (v. complecti) heisst ein zusammengesetzter Begriff; complexus = Inhalt des Begriffs (s. d.)

Conceptualismus, von conceptus = Begriff, ist eine Richtung des Nominalismus, welche durch Thomas v. Aquino und Wilh. v. Occam begründet wurde. Während der strenge Nominalismus Abälards die Möglichkeit allgemeiner Vorstellungen bestritt und die Begriffe nur auf die sprachliche Bezeichnung einer Mehrheit konkreter Vorstellungen durch die Einheit des Wortes zurückführte, trat der Conceptualismus für das Gegebensein allgemeiner Vorstellungen als psychischer Phänomene ein (universalia post rem!) Auch nach dem Falle der Scholastik ist dieser Gegensatz aufgetreten, indem Hobbes, Berkeley, Hume für den Nominalismus, Locke, Reid, Brown für den Conceptualismus Partei nahmen. So leugnet Hobbes (de corpore 2, 10), dass die Allgemeinheit selbst irgend im psychischen Prozesse zum Ausdruck gelange; Berkeley bezweifelt die allgemeinen Ideen (Treat. conc. the princ. of hum. knowl. Introd. 10—14). Locke hingegen spricht ausdrücklich von allgemeinen Ideen, die, aus den konkreten durch Loslösung von den Bestimmungen des Raumes, der Zeit u. s. w. entstanden, das den konkreten Gemeinsame zusammenfassen, und legt dem Erkenntnisvermögen geradezu diese

Funktion bei. (Works III, C.). Vgl. Nominalismus, Universalien.

conclusio = Schluss (s. d.).

conclusio sequitur partem debiliorem (der Schluss folgt dem schwächeren Teil) bedeutet, dass, wenn eine der beiden Prämissen negativ oder partikulär ist, es auch der Schlusssatz sein muss. Vgl. Schluss.

concret (v. concrescere) eig. das Zusammengewachsene, d. h. das erfahrungsmässig gegebene Einzelne im Gegensatz zum Allgemeinen, Abstrakten. Hegel (1770—1831) spricht auch von einem „Konkret-allgemeinen", worunter er den Begriff versteht, der sich selbst zur Besonderheit und individuellen Bestimmtheit entwickelt, also ein Einzelnes, in welchem sich das Allgemeine darstellt. Doch findet dies bei jedem Konkreten statt; denn in dem Individuum Sokrates z. B. stellt sich die Menschheit dar.

Concretianer heissen diejenigen Psychologen, welche behaupten, die Seele sei mit dem Leibe durch die Erzeugung beider gleichsam zusammengewachsen. Vgl. Traducianismus.

Concurs (concurro) eig. Zusammenlauf der Gläubiger vor Gericht, daher Bankrott; dann Mitwirkung namentlich Gottes bei den Handlungen (causae secundae) der Menschen. Besonders inbezug auf Seele und Leib lehrten die Occasionalisten Geulincx (1625—69) und Malebranche (1638—1715), dass jene gar keinen direkten Einfluss auf einander hätten, sondern des göttlichen Concurses bedürften, um einander zu beeinflussen.

Conditio sine qua non unumgängliche Voraussetzung. Posita conditione ponitur conditionatum = wenn die Bedingung gesetzt ist, so wird auch das Bedingte gesetzt, heisst s. a. die Ursache bedingt die Folge.

Connex (l.) Zusammenhang, Verbindung.

conjunctive Urteile sind solche, die bei gleichen Subjekten disparate Prädikate haben; z. B. die Kunst ist erheiternd, bildend und erziehend. Oder auch negativ: die Menschen sind weder Teufel noch Engel.

consecutiv heissen die Merkmale eines Begriffs, welche aus andern folgen. Denkt man sich z. B. den Menschen als ein vernünftiges Wesen, so ergiebt sich als consecutives Merkmal desselben, dass er irren und sündigen kann.

Consectarium (l.) = Schluss (s. d.), aber auch Folgesatz = Corollarium oder Porisma.

Consequenz (v. consequi) ist Folgerichtigkeit des Denkens und Handelns. Jene, die logische oder theoretische, verknüpft die Gedanken logisch, d. h. den Denkgesetzen gemäss; diese bringt die einzelnen Handlungen mit den einmal angenommenen Grundsätzen in Übereinstimmung. Consequenz in einem System herrscht dann, wenn sich alle Sätze als Folgerungen aus einem Prinzip ergeben. Logische Consequenz begründet übrigens nur die Widerspruchslosigkeit, nicht die sachliche Richtigkeit eines Systems, sonst müsste z. B. Hegels Lehrgebäude unangreifbar sein. Darum gilt es vor allem, stets das Prinzip zu prüfen, von dem ein Philosoph ausgeht, und die Methode, welche er befolgt.

Consequenzmacherei ist das durchaus verwerfliche Bemühen, eine Behauptung dadurch zu widerlegen, dass man Folgerungen daraus zieht, die gar nicht darin liegen, und diese dann als schädlich und gemeingefährlich darstellt. Diese aber können, wenn sie wirklich daraus folgen, vorübergehend oder nur partiell sein, und selbst wenn sie allgemein wären, so könnte eine Behauptung darum dennoch wahr sein. Luthers Behauptung, dass der Glaube allein selig mache, schädigte die Priester sehr, aber war sie darum falsch? Oder folgt aus dem allerdings bisweilen vorkommenden Missbrauch der Presse, dass die Pressfreiheit ein Übel sei?

Constabilierte Harmonie nannte Im. v. Swedenborg (1719—72), der Theosoph, die Ordnung des mechanisch-organischen Weltsystems, das er in seiner Schrift „Oeconomia regni animalis“ 1740 darstellte. Vgl. dagegen Prästabilierte Harmonie.

Constitution heist unsere ganze körperlich-seelische Anlage, welche sowohl durch die Grösse und Stärke der einzelnen Organe, als auch durch Geschlecht und Temperament (s. d.), sowie endlich durch geographische und klimatische Verhältnisse bedingt ist.

constitutiv (v. constituo = bestimme) nennt man die wesentlichen Merkmale eines Begriffs — doch sind es alle, je nach der Betrachtung. Constitutive Sätze ferner heissen die grundlegenden einer Wissenschaft, während die

regulativen nur die Richtschnur angeben zur zweckmässigen Behandlung eines Erkenntnisobjekts.

Construktion (construo) eig. Erbauung, ist die Entwickelung der Begriffe und Urteile zu einem System. Besonders Schelling (1775—1854) nannte seine Methode philosophische Construktion, wonach er nicht, wie man ihm wohl vorwarf, das Gegebene, die Natur entstehen lassen wollte, sondern das Besondere als Erscheinung der Idee nachweisen und aus ihr ableiten. Allerdings gingen seine Schüler soweit, nach einem willkürlichen Schema das aus der Erfahrung Gewonnene zu ordnen. In diesem Sinne spricht man von einem Construieren der Geschichte, d. h. einer gewaltsamen Ableitung des Faktischen aus Begriffen. Hegel (1770—1831) setzte an die Stelle der Construktion die immanente Fortbewegung des Gedankens, durch welche sich der Begriff manifestieren soll.

Contemplation (contemplor) Beschaulichkeit ist die Anschauung oder Betrachtung, bei welcher sich der Geist von allen äusseren Eindrücken freimacht, um sich in sein Inneres, seine eigene Ideen oder in Gott zu versenken. Vgl. Mystik.

Contingenz (contingo) Zufälligkeit, vergl. Zufall. Ein Beweis fürs Dasein Gottes wird e contingentia mundi (aus der Zufälligkeit der Welt) geführt. Die Welt im Einzelnen und als Ganzes, sagt man, sei nicht notwendig, daraus folge, dass man etwas Notwendiges annehmen müsse, welches allbedingend, unbedingt und erstes sei. So schliesst man also aus der durchaus zufälligen Welt auf ein absolut notwendiges, positives und kausales Wesen. Aristoteles († 322 a. C.) und im Anschluss an ihn Leibniz († 1716) und Wolff († 1754) fordern einen ersten Beweger, Cicero († 43 a. C.), Diodor v. Tarsus († 394) und Augustin († 430) eine zeitlich erste allbedingende Ursache. Und selbst Kant (1724—1804) hat diesem kosmologischen Argument einen grossen Wert beigelegt. Die Schulform lautet: Alles Existierende muss eine Ursache haben, die entweder ein durch sich selbst notwendiges Wesen oder wieder verursacht ist, bis zuletzt auf eine nicht zufällige, sondern notwendige Ursache zurückgegriffen wird. Dieses Wesen muss einen einheitlichen und zwar apriorischen Begriff haben, wozu sich nur der des allerrealsten Wesens

eignet. — Uns scheint dieser Beweis deshalb wenig stichhaltig, weil wir den Unterschied zwischen notwendig und zufällig nicht als einen objektiven anerkennen.

Continuität (l.) Stetigkeit (s. d.).

contra principia negantem disputari non potest = Gegen den, der die Prinzipien leugnet, lässt sich nicht streiten, ist ein logischer Grundsatz für das Streiten, man soll sich nämlich zuerst mit dem Gegner über die Grundsätze einigen, nach denen der Streit entschieden werden soll. Was hülfe es z. B. mit einem Menschen zu disputieren, der unsre Vernunft für unfähig hält, die Wahrheit überhaupt zu erkennen.

contra vim non valet jus = Gegen Gewalt gilt kein Recht.

Contradictio = Widerspruch, principium contradictionis = Satz des Widerspruches. Er lautet: „Ein und derselbe Begriff kann nicht das nämliche sein und nicht sein.“ Er ist also die Umkehrung des Identitätsgesetzes (s. d. u. oben A = A). Contradictio in adjecto (Widerspruch im Beiwort) entsteht, wenn von einem Subjekt ein Prädikat ausgesagt oder verneint wird, das mit ihm weder absolut noch relativ identisch ist. Jener Satz vom Widerspruch findet übrigens nicht blos auf Gedanken, sondern auch auf die Dinge Anwendung: Widersprechendes kann nicht zusammen sein, ohne sich zu beschränken und aufzuheben. Hegel hat daher Unrecht, wenn er sagt, alles Existierende sei der daseiende Widerspruch. Wie so oft, verwechselt er Gegensatz und Widerspruch. Aus unserm Satze folgt der Satz vom „ausgeschlossenen Dritten“ (s. d.). Vgl. auch Enthymem.

Contraposition (l. Umwendung) ist diejenige Formveränderung, wo die Glieder des Urteils ihre Stelle hinsichtlich der Relation wechseln, zugleich aber auch eines der Glieder die Negation in sich aufnimmt, und die Qualität des Urteils sich ändert. — Im kategorischen Urteil wird das kontradiktorische Gegenteil des Prädikats zum Subjekt und die Qualität des Urteils geht in die entgegengesetzte über; im hypothetischen wird das kontradiktorische Gegenteil des bedingten Satzes zum bedingenden und an die Stelle einer bejahenden Verbindung zwischen beiden Urteilsgliedern tritt eine verneinende und

umgekehrt. Aus dem allgemein bejahenden kategorischen Urteil wird also ein allgemein verneinendes und aus dem allgemein affirmativen hypothetischen ein allgemein negierendes. Und umgekehrt. — Besonders bejahende Urteile lassen sich übrigens nicht kontraponieren!

conträr heissen die Begriffe, welche innerhalb derselben Gattung dadurch in Widerspruch (contradictio) stehen, dass sie am weitesten von einander abliegen, z. B. A Z, in der Tonleiter d und h, während contradictorisch diejenigen, deren einer den andern einfach verneint, z. B. A und non A, sterblich und unsterblich. Aber der Unterschied zwischen conträr und contradictorisch ist nur scheinbar. Denn das qualitative Verhältnis der Unvereinbarkeit wird durch die Quantität des Abstandes nicht verändert. Und nur in bezug auf die Anzahl der Glieder lassen wir den Gegensatz zu; die Glieder einer zweiteiligen Einteilung stehen sich kontradictorisch, die einer mehrteiligen conträr gegenüber. Ein Mensch ist z. B. lebend oder tot, ein lebendiger ist entweder im Kindheits-, Jugend-, Mannes- oder Greisenalter.

Conversion (converto) heisst die logische Umkehrung eines Urteils, welche das Prädikat zum Subjekt und umgekehrt macht, mithin den Sinn des Urteils verändert. Im hypothetischen Urteil wird der bedingende Satz zum bedingten. Es giebt 3 Arten: 1) die einfache Umkehrung (conversio simplex); 2) die Umkehrung durch Veränderung der Quantität (conv. per accidens); 3) die Umkehrung durch Veränderung der Qualität = Contraposition (s. d.). Allgemein bejahende Urteile sind nur dann einfach umkehrbar, wenn sie reziprokabel sind, d. h. P dem S ausschliesslich zukommt; z. B. alle Fixsterne sind Sonnen — alle Sonnen sind Fixsterne. Allgemein bejahende Urteile, in welchen sich S und P nicht vollständig decken, sind nur unter Beschränkung der Quantität umkehrbar (conv. per accidens). Beispiel: alle Eschen sind Bäume — einige Bäume sind Eschen. Allgemein verneinende Urteile sind rein umkehrbar; aus partikulär verneinenden Urteilen kann durch Conversion überhaupt nichts gefolgert werden. Vgl. den Gedächtnisvers:

E, I simpliciter vertendo signa manebunt,
Ast A cum vertis, signa minora cape!

Zu deutsch: Kehrst du E, I einfach um, so bleiben die Zeichen; Mindre die Qualität, kehrest du A-Sätze um! Vgl. E. I.)

coordiniert = beigeordnet (s. Beiordnung).

copulativ (copula = Verbindung) heissen diejenigen Urteile, welche bei gleichen Prädikaten verschiedene Subjekte haben. Beisp.: Sowohl die Deutschen als auch die Franzosen und Slawen sind Indogermanen. Die negative Form heisst auch remotives Urteil: Weder Constantin, noch Herodes, noch Pompejus verdienen den Beinamen des Grossen.

cornutus = der gehörnte, näml. Schluss, d. h. das Dilemma (s. d.).

Corollarium (v. corolla = Kränzchen) d. h. Folgesatz (auch consectarium v. consequor) aus einem andern. Ist z. B. erwiesen, dass die 3 Winkel eines Dreiecks = 2 R., so folgt daraus, dass sie zusammen 180° sind.

Corpuskularphilosophie = Atomistik, weil sie Körperchen als letzte Reale annimmt.

Correlata (cum-refero) heissen Begriffe, die so aufeinander bezogen sind, dass sie nicht ohne einander gedacht werden können. Solche Wechselbegriffe sind z. B. Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Zweck und Mittel, Gott und Welt, Leib und Seele, Stoff und Kraft.

Creatianismus (v. creo schaffe) heisst die von der alten Kirche, Ambrosius, Hilarius, Pelagius von Pictavium, später Petrus Lombardus, Calvin, Calixtus, Musaeus und Neueren, z. B. F. Nasse vertretene Ansicht, wonach der Leib des Menschen von den Eltern gezeugt, die Seele aber von Gott geschaffen und bei oder kurz vor der Geburt jenem eingehaucht werde. Doch widerspricht diese Idee dem Begriff Gottes und der Thatsache, dass sich die Geschichte der Seele bis in die Keimzelle zurückverfolgen lässt.

Crocodilinus sc. syllogismus s. Krokodilschluss.

culpos (v. culpa = Schuld) heisst eine Beleidigung, die nicht aus böslicher Absicht hervorging, sondern aus Versehen, wobei jedoch auch einige Verschuldung vorliegt. Gegensatz: dolos. Vgl. Zurechnung.

Cultur (v. colo) eig. Pflege, Bearbeitung einer Sache, um sie zu irgend einer Verwendung brauchbar zu machen.

Im weiteren Sinne ist es die Bearbeitung der ganzen Natur durch den Menschen, indem er sie zu seinem Organ (Werkzeug) und zu seinem Symbol (Sinnbild) macht. Jene Seite umfasst das leibliche, diese das geistige Leben der Menschheit. Vgl. Bildung.

Cynismus (v. κύων = Hund) ist eine Auffassung und Führung des Lebens, welche alles, was über den Standpunkt des Tieres hinausgeht, verachtet: Comfort, Anstand, Sitte, Kunst, Wissenschaft und Bildung sind in den Augen eines cynischen Menschen nichts, ja er gefällt sich darin, sie geflissentlich zu verhöhnen. Der Name Cyniker stammt entweder daher, dass Antisthenes, Schüler des Sokrates, ca. 380 seine Schule im Kynosarges, dem Gymnasium für Nichtathener, eröffnete, oder weil man Diogenes v. Sinōpe wegen seiner Gesinnung „Hund“ nannte. Jedenfalls ist der Cynismus ein verächtlicher Standpunkt.

Dankbarkeit (von: denken) ist die Bereitwilligkeit, empfangene Wohlthaten anzuerkennen, sich ihrer zu erinnern und womöglich zu erwidern. Das erste und wichtigste ist die dankbare Gesinnung, das Dankwissen (gratias habere), welches sich natürlich im Danksagen (gratias agere) und, wo sich dazu Gelegenheit bietet, im Dankerwidern (gr. reddere) äussern wird. So wenig die Wohlthat erzwingbar ist, so wenig ist es der Dank dafür. Beides würde dadurch allen Wert verlieren. Wenn daher derjenige „seinen Lohn dahin hat“, der etwas Gutes thut, um Dank zu ernten, so ist andrerseits Undankbarkeit ein Zeichen von Roheit des Gemütes und Dankbarkeit eine schöne, aber schwere Tugend. Die Wohlthaten, die wir andern erwiesen, vergessen wir ebenso langsam als die uns erwiesenen schnell. Unedlen, selbstsüchtigen Menschen sind empfangene Wohlthaten drückend, weil sie sich nicht zum Danken verpflichtet fühlen möchten; freigebige, grossmütige dagegen, die andern oft Wohlthaten erweisen, vergessen leicht des Dankes. Daher das Wort: „Undank ist der Welt Lohn!“ — aber nur ein Thor oder Egoist kann dadurch bekümmert werden. Schwäche, Leichtsinn, Gewohnheit, Umstände, Selbstsucht verhindern so oft die Dankbarkeit, sich zu äussern. Der gute Mensch ist kein ängstlicher Gärtner, der säet und pflanzt, nur um zu ernten. Wer sich viel über Undank der Menschen beschwert,

hat nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Eigennutz Wohlthaten erwiesen.

Darapti heisst der 1. Modus der 3. Schlussfigur, worin die beiden Vordersätze allgemein bejahen, der Schlusssatz aber nur partikulär bejaht. Beispiel: Alle Cetaceen sind Wassertiere, alle Cetaceen sind Säugetiere — folglich sind mindestens einige Säugetiere Wassertiere.

Darii, der 3. Modus der 1. Schlussfigur mit allgemein bejahendem Obersatz und partikulär bejahendem Unter- und Schlusssatz; z. B. Alle Säugetiere haben Lungen, einige Fische sind Säugetiere, folglich haben einige Fische Lungen.

Darstellung ist die Thätigkeit, wodurch man einen Gedanken zur äusseren Anschauung bringt. Die Ästhetik verlangt, dass das sinnlich Anschaubare eine bestimmte Idee des Geistes ausdrücke und einen der Idee angemessnen Gefühlszustand hervorbringe. Darin liegen Anschaulichkeit, Sachlichkeit und Vollständigkeit als unerlässliche Bedingungen. Am ersten erreicht das die Plastik, viel weniger Poesie und Musik. Sie müssen erst mittels der Laute resp. Töne diejenigen Gedanken und Gefühle erregen, welche der dargestellte Gegenstand erregen würde, wenn er vor uns träte. Auf dieser Täuschung beruht die künstlerische Wahrheit. — Darstellende Künste heissen die mimischen.

Darwinismus ist die von Ch. Darwin (1808—82) aufgestellte Züchtungslehre, wonach die Arten der Organismen nicht fix und fertig auf einmal geschaffen wurden, sondern allmählich durch den Kampf ums Dasein (struggle for life) auf Grund wechselnder Existenzbedingungen und der Anpassungsfähigkeit der Organismen entstanden sind. Als Hülfsgesetze betrachtet er die Vererbung, die geschlechtliche Zuchtwahl, die Korrelation des Wachstums und die Folgen vom Gebrauch oder Nichtgebrauch der Glieder. — Die Entscheidung über die Haltbarkeit dieser Hypothese gebührt der Naturwissenschaft. Hier sei nur hervorgehoben, 1) dass der Grundgedanke einer allmählichen Vervollkommnung der Organismen sowohl philosophisch ist als auch der Bibel nicht widerspricht. 2) Die Theorie bedroht durchaus nicht den Theismus. Denn die schöpferische Thätigkeit Gottes ist ebenso gross, ja noch

grösser, wenn fortwährend neue Stufen erscheinen, als wenn die Arten am Anfang fertig ins Dasein traten. Ja, selbst wenn die Ursache einer Erscheinung noch so weit, bis in die Elemente aller Dinge zurückgeschoben wird, so müssen wir doch zuletzt bei der Ursache aller Ursachen, bei dem lebendigen Gott, anlangen. Mag die Entwickelung der Individuen von innen (wie bei Wallaces Evolutionstheorie) oder von aussen (nach Darwins Selectionstheorie) kommen, die göttliche Vorsehung und Weltregierung bliebe dadurch unangetastet. Ja, die Schöpfung gewinnt an Würde und Bedeutung, sagt O. Peschel, wenn sie die Kraft der Erneuerung und Entwickelung in sich selbst trägt. 3) Freilich verlangen wir, dass die Züchtungslehre die Teleologie nicht abweise, deren sie auf Schritt und Tritt bedarf. 4) Ferner müssen auch von jener die Wertunterschiede der Dinge festgehalten werden; wir stehen durchaus auf dem von Häckel verworfenen anthroprocentrischen Standpunkt, welcher im Menschengeist die Blüte und das Ziel aller Entwickelung ansieht. Denn wir stimmen Kant bei: „Der Mensch kann nicht gross genug vom Menschen denken". 5) Protestieren wir dagegen, dass auch das Gebiet des Geistes, besonders das ethische, in blossen Naturmechanismus aufgelöst werde. Denn die geistigen und ethischen Thatsachen sind nicht nur verschieden von den materiellen, sondern auch wertvoller als diese. 6) Daher darf das Weltall, den Menschen mit einbegriffen, nicht in eine Mechanik der Atome verwandelt werden, sollen nicht alle sittlichen Prinzipien aufgehoben sein. Denn für jenen nackten Naturalismus kann es weder Pflicht noch Tugend, weder die Idee des höchsten Gutes noch der Freiheit geben. Wir fordern daher, dass die Darwinsche Theorie sich auf das naturwissenschaftliche Gebiet beschränke und die Ethik als ein selbständiges, über die Natur erhabenes Gebiet anerkenne! Vgl. G. P. Weygoldt, Darwinismus, Religion, Sittlichkeit. Leiden 1878. R. Schmidt, d. Darwinsche Theorie. 1876.

Dasein (existentia) ist eine Art des Seins (esse), nämlich das wirklich vorhandene, bestimmte. Während das Sein zunächst nur s. a. Gesetztwerden, Gedachtsein ist, z. B. bei allen Abstrakten, haben die realen Aussendinge Dasein.

Datisi heisst der 4. Modus der 3. Schlussfigur mit allgemein bejahendem Obersatz, aber partikular bejahendem Unter- und Schlusssatz. Beispiel: Alle Engländer sind Patrioten; einige Engländer opponieren der Königin — folglich sind einige, die opponieren, Patrioten.

Dauer ist die Beharrlichkeit des Seins; wird sie absolut gedacht, so heisst sie Ewigkeit. Wie aber entsteht die Vorstellung der Zeit? In der Vorstellung der Gegenwart ist sie noch nicht eingeschlossen, denn diese ist zunächst nur der Mangel jeder Zeitbestimmung. So wenig wir die Vorstellung der Folge haben, weil wir auf einander folgende Vorstellungen haben, so wenig werden wir uns der Dauer schon dadurch bewusst, dass eine Vorstellung andauert. Dies geschieht erst dadurch, dass die Gegenwart der Zukunft widerstrebt, d. h. das Nochda einer Vorstellung die Erwartung einer anderen Lügen straft.

Decoration (l.) ist jede Ausschmückung oder Verzierung eines Gegenstandes, um ihm entweder gefälligeres oder zweckentsprechendes Aussehen zu geben. Bei Kunstwerken bedeutet sie denjenigen Teil derselben, der weniger organisch mit ihrer Idee zusammenhängt, als vielmehr zur Ausfüllung des gegebenen Raumes dient. Darin kann ein Tadel liegen, da die Ästhetik den Nachweis der Notwendigkeit einer Decoration verlangen darf.

Deduction (v. deduco), eigtl. Ableitung, ist diejenige Methode, welche das Besondre aus dem Allgemeinen ableitet. Das Mittel dieser Ableitung ist der Syllogismus (s. d.). Sie fusst dabei auf den Resultaten des Abstraktions- und Induktionsprozesses. Zunächst stellt sie die Abstraktionen in der Definition auf; die Einteilung gliedert dann die gesamten wissenschaftlichen Stoffe nach den Verhältnissen der Über-, Unter- und Beiordnung, um dadurch ein getreues Abbild der realen Beziehungen zu geben, in welchen die Dinge wirklich stehen. Der Stoff darf übrigens nicht willkürlich nach einem fertigen Schema zusammengesucht oder gar erfunden werden, sondern der Philosoph muss zu seinen Obersätzen durch fortgesetzte Induktion gelangen. Die einzelnen Induktionsreihen der Erfahrung erkennt er nämlich als Einzelfälle zu einer Induktion höherer Ordnung. Die Probe, ob dies mit Recht

geschah, muss freilich dann an der Erfahrung gemacht werden. So geht also die echte Deduction von der Induktion aus und führt zu ihr hin; sonst verirrt sie sich in apriorische Construktionen, wie Plotin, Fichte, Schelling und Hegel zeigen.

deductio ad absurdum s. Apagoge.

Definition (l. definio begrenzen) ist die vollständige Erklärung eines Begriffs, welche durch Angabe des nächsten Gattungsbegriffs (genus proximum) und des Artunterschiedes (differentia specifica) geschieht. Bei jeder Definition hat man also zu unterscheiden 1) den Begriff (definitum), 2) den in seine Merkmale zerlegten Inhalt desselben (definiens), und zwar nach Gattung und Artunterschied. Das Parallelogramm ist z. B. ein Viereck mit parallelen Seitenpaaren. — Die Definitionen zerfallen a) nach dem Objekt in Nominal- und Realdefinitionen, je nachdem nur der Name oder die Sache selbst erklärt wird; b) in essentiale oder distinguierende, je nachdem man die primären oder abgeleiteten Merkmale angiebt; c) in existentiale oder genetische Definitionen, je nachdem sie ein Objekt als vorhanden oder sich entwickelnd betrachten. — Eine gute Definition ist nicht leicht. Sie muss 1) ein kategorisches Urteil sein; 2) den höheren Gattungsbegriff und den Artunterschied enthalten; 3) die Merkmale, durch welche man definiert, müssen konstitutiv sein. Ferner muss die Definition 4) präzis, klar und adäquat sein und 5) Zirkel, Tautologien, Bilder und Einteilungen vermeiden. — Falsche Definitionen sind daher z. B. folgende: Psychologie ist Seelenlehre. Das Gute ist die Sonne im Reiche der Ideen. Ein Dreieck ist eine dreiseitige, gleichseitige Figur. Lächerlich ist das, worüber man lacht.

Definitio hybrida ist eine Erklärung, die zu viel umfasst.

Definitum heisst der zu erklärende Begriff oder das Subjekt des erklärenden Satzes.

Deisidaemonie (gr.) Dämonen- oder Gespensterfurcht, Aberglaube.

Deismus (entw. v. deus Gott oder v. δέω — fehle) ist die Ansicht, welche zwar einen Gott als Urgrund aller Dinge annimmt, ihn aber nicht, wie der Theismus, als den

persönlichen Regenten der Welt ansieht. Insofern fällt Deismus mit Naturalismus zusammen; beide verwerfen Wunder, Weissagung, übernatürliche Offenbarung und stellen die Vernunft als Norm der Religion auf. Deisten oder Freidenker (Freethinkers) nannte man demgemäss diejenigen, welche die natürliche Religion begründen wollten. Am berühmtesten sind Herbert v. Cherbury († 1648), John Toland (1670—1722), Graf Shaftesbury (1671—1713), Anthony Collins († 1729), Matthew Tindal († 1733). In Deutschland Bahrdt, Edelmann, Lessing, Mendelssohn. Vgl. G. V. Lechler, Gesch. d. engl. Deismus. Stuttg. 1841.

Demiurg (gr.) = Weltbildner, Werkmeister bezeichnet in der Kosmologie der Gnostiker (s. Gnosis) den vom höchsten Gott unterschiedenen Schöpfer der Sinnenwelt. Er ist der Vorsteher (Archon) von der untersten Stufe des Pleroma (Geisterwelt). Durch seine Berührung mit dem Chaos schuf er eine beseelte Körperwelt. Da er dem Menschen nur eine Psyche geben konnte, so verlieh diesem der höchste Gott noch die Vernunft (Pneuma). Doch der Demiurg, sich für den höchsten Gott haltend, gab den Menschen als Judengott das mosaische, sinnliche Gesetz und den psychischen, unkräftigen Messias, den Menschen Jesus. — Bei den Kirchenvätern heisst auch der Logos (s. d.) Demiurg; in der Philosophie bezeichnet man das Göttliche so, wenn es nicht als Schöpfer, sondern blos als Weltbaumeister gedacht wird.

Demokratie s. Staatsverfassung.

Demonstration s. Beweis.

Demoralisation (l.) Entsittlichung, sittliche Verwilderung, nach vorherigem bessern Zustande.

Demut ist die aus dem Bewusstsein seiner Unvollkommenheit oder Niedrigkeit entspringende Bereitwilligkeit, sich andern unterzuordnen. Die wahre Demut folgt aus richtiger Selbstschätzung, die falsche aus Egoismus oder Eitelkeit; jene ist mit dem Streben nach Vervoll kommnung verbunden, diese mit der Absicht, andre auszunutzen. Wahre Demut giebt es im grunde nur Got- gegenüber, den Menschen gegenüber geziemt uns Bet scheidenheit. Diese gilt einem Vorzuge, den man nich-

zu besitzen, jene einem Vorzuge, den man nicht zu verdienen glaubt.

Denken (cogitare) heisst im allgemeinen die Selbstbethätigung des menschlichen Geistes; im engern Sinne das nicht unmittelbar von aussen angeregte Vorstellen, während sich das Erkennen auf wirklich vorhandene Gegenstände bezieht. Beide Seiten, Denken und Erkennen, bedingen freilich einander. Denn dieses, die Kenntnisnahme vom Wirklichen, ist ebenso wenig ohne jenes, das schöpferische Nachdenken, möglich, wie umgekehrt. Im engsten Sinne bedeutet Denken die logische Trennung und Verbindung der Vorstellungen nach den Denkgesetzen (s. d.). Die durch Empfinden und Wahrnehmen gewonnenen Vorstellungen werden durch die Phantasie festgehalten und fortgebildet, das Denken aber bearbeitet sie nach der durch ihre Qualität bedingten Notwendigkeit. Seine Hauptoperationen sind dabei: Aufmerksamkeit, Abstraktion, Begreifen, Urteilen und Schliessen. Seine Vorzüge sind Einheit oder Widerspruchslosigkeit, Bestimmtheit oder Deutlichkeit, Zusammenhang und Consequenz. Dadurch erreicht es, sofern es sich auf sich selbst beschränkt, logische Richtigkeit, sofern es mit Aussendingen zu thun hat, Wahrheit.

Denkgesetze sind die stets gleichbleibenden Formen, in denen sich unser Denken vollzieht. Sie teilen mit allen Naturgesetzen die Gleichmässigkeit des Geschehens, während juridischen und moralischen Gesetzen, welche freien Persönlichkeiten eine Verpflichtung auferlegen, nicht solche Notwendigkeit beiwohnt. Da aber die Menschen durch Gefühle, Vorurteile und Motive vielfach in ihrem Denken beeinflusst sind, sie ferner aus Nachlässigkeit, Egoismus und Mangel an Methode falsche Begriffe, Urteile und Schlüsse bilden, so ist es nötig, ihnen die Denkgesetze durch logische Übungen einzuschärfen. Diese Denkgesetze sind: 1) das Gesetz der Identität, 2) der Satz des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten, 3) der Satz vom Grunde. Daraus entwickeln sich dann die Kategorien, die Lehre vom Begriff, Urteil und Schluss und die Methodenlehre.

Denklehre s. Logik.

Deontologie (gr.) Pflichtenlehre, ein Teil der Ethik, zuerst von Bentham (1735—1832) gebraucht. „Deontology or the science of morality“, ed. by John Bowring 1834.

Dependenz s. Abhängigkeit.

Descendenztheorie s. Darwinismus.

Determination (l.) eigtl. Bestimmung, ist die der Abstraktion entgegengesetzte Thätigkeit, welche einem Allgemeinbegriffe bestimmende Merkmale hinzufügt und dadurch zu einem dem Inhalt nach reichern, dem Umfange nach jenem untergeordneten Begriffe gelangt. Dass ein durch ein bestimmtes Merkmal schon determinierter Begriff ohne Widerspruch nicht auch durch das entgegengesetzte Merkmal bestimmt werden kann, sagt der Satz vom ausgeschlossenen Dritten (principium exclusi medii inter duo contradictoria) oder der Satz der durchgängigen Bestimmbarkeit aus (principium determinationis omnimodae). Vgl. Contradiction.

Determinismus (auch Prädeterminismus) heisst diejenige Ansicht vom menschlichen Willen, welche ihn in allen seinen Äusserungen durch bewusste oder unbewusste Ursachen notwendig bestimmt sein lässt, während der Indeterminismus unsern Willen in dem Sinne für frei erklärt, dass er auch eine den bestimmenden Ursachen entgegengesetzte Richtung einschlagen könnte. Während dieser seine bestimmteste Ausprägung in der transcendentalen Freiheit findet, kann der Determinismus verschiedene Formen annehmen. Die roheste ist der Fatalismus (s. d.), der die Willensakte, wie alles andre Geschehen, von einer allgemeinen, blind wirkenden Notwendigkeit beherrscht werden lässt. Einen mechanischen D. lehrt der Materialismus, der den Menschen blos als eine Maschine betrachtet. Der theologische Determinismus hingegen, den z. B. St. Paulus, Augustin († 430) und Calvin (1509—64) vertreten, lässt die menschlichen Handlungen von einem unbedingten Ratschluss Gottes abhängen (vgl. Prädestination). Der psychologische Determinismus endlich hebt die menschliche Freiheit keineswegs auf, denn er betrachtet das Wollen nicht als Folge äusserlich und mechanisch wirkender Ursachen, sondern als Ausdruck und Folge der innern Gesetzmässigkeit des geistigen Lebens selbst. Dafür spricht die Kontinuität des gesamten Seelenlebens, die durchgängige Abhängigkeit des Wollens von Motiven; dafür ferner der Umstand, dass gerade das entschiedenste Wollen sich seiner Beweggründe am deut-

lichsten bewusst ist; dass der Begriff der Causalität auf den Willen nicht minder angewendet werden muss als auf sonst irgend eine Kraft. Und der Satz des Indeterminismus: „Ohne Willkür keine Zurechnung“ kehrt sich gegen ihn selber. Denn die Zurechnung, indem sie den Faden der Causalität verfolgt, hört da auf, wo dieser abgerissen wird; bestände zwischen dem Ich und seinem Endwollen kein Zusammenhang mehr, d. h. wäre dem Ich dieses Wollen ebenso zufällig als ein anderes, so hörte jede Verantwortlichkeit des Ich für dieses Wollen auf, und ein von allen Motiven unabhängiger Wille müsste als von sittlichen Motiven unabhängig, d. h. als unfrei gelten. Ohne die deterministische Gesetzmässigkeit unsrer Handlungen wäre die Rechtspflege wie die Erziehung unmöglich; jene allein begründet den historischen Pragmatismus, die exakte Auffassung individueller Entwickelung und die Moralstatistik. Jenen Determinismus haben denn auch Spinoza, Leibniz, Kant, Herbart und Schopenhauer vertreten. Vgl. Freiheit.

deutlich heisst ein Begriff, dessen Merkmale bis zu den einfachsten Elementen vorgestellt werden. Man unterscheidet eine analytische und synthetische Deutlichkeit (perspicuitas); jene bezieht sich auf den Inhalt, diese auf den Umfang eines Begriffes. Jene erhält man durch Zergliederung eines Begriffs in seine Merkmale, diese durch Zusammenfassung der Artbegriffe unter dem Gattungsbegriff. Vgl. Klar.

Dialektik (gr.) eigtl. die Kunst der Unterredung, dann die Kunst eines regelmässigen wissenschaftlichen Verfahrens, also Logik. Die Sophisten verstanden darunter die Kunst des logischen Scheins, die Fertigkeit den Gegner durch Fang- und Fehlschlüsse zu täuschen. Als Erfinder dieser Dialektik wird Zenon genannt. Bei Platon ist es die Methode, einen Gegenstand begrifflich zu erforschen. Der Eros, welcher das Endliche zum Unendlichen zu erhöhen strebt, ist der philosophische Trieb; das Mittel, die Wahrheit zu erlangen, die Dialektik, d. h. Gesprächskunst. Da sie aber die Wahrheit sucht, so ist die Dialektik schliesslich die Wissenschaft von dem wahrhaft Seienden, von den Ideen (Phil. 58 a). Aristoteles hingegen unterschied wissenschaftliche Schlüsse von den blos dialektischen, indem er unter letzteren die Wahrscheinlichkeitsschlüsse

verstand; so wurde Dialektik fast mit Sophistik gleichbedeutend. In diesem Sinne spricht Kant von einer transcendenten Dialektik als einem scheinbaren Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in bezug auf die Welt als Ganzes und die das Geschehen in ihr betreffenden Fragen (s. Antinomie). Schleiermacher und Hegel hingegen sind zur platonischen Bedeutung zurückgekehrt. Jener betrachtet die Dialektik als eine Architektonik alles Wissens, als Organon für das richtige Verfahren im zusammenhängenden Fortschreiten alles Denkens und als Kriterium für jedes Einzeldenken, das Wissen zu sein beansprucht. Hegel (1770—1831) sieht in ihr die allein wissenschaftliche, dem Gegenstand der Erkenntnis selbst immanente Methode, deren Wesen darauf beruht, dass nicht bei den abstrakten Bestimmungen der Begriffe stehen geblieben, sondern über diese hinausgegangen und dadurch der wahrhaft wissenschaftliche Fortschritt gewonnen wird. Sie ist die Aufzeigung der dem Gegenstand selbst innewohnenden Widersprüche, denn alles Endliche schlage in sein eignes Gegenteil um, damit es sich kraft dieser Diremtion zu einer höheren, reicheren Einheit erhebe. Das Dialektische steht mithin zwischen dem abstrakt Verständigen, welches an der festen Bestimmtheit der Begriffe fest hält und dem spekulativen Denken, das, die Einheit des Entgegengesetzten als das Affirmative betont, das in ihrer Auflösung und ihrem Übergehen enthalten ist. Die dialektische Methode betrachtet das Umschlagen jedes Begriffs in sein Gegenteil und die Vermittelung des Gegensatzes zu der höheren Einheit; in ihr ist sowohl der blos unterscheidende Verstand, wie auch die blos die Unterschiede aufhebende negative Vernunft oder Skepsis als Moment enthalten. Vgl. H. Ulrici, Prinzip u. Methode d. Hegelsch. Philos. 1841.

dialektische Schule, s. a. Megariker.

Diallele (*δι᾽ ἀλλήλων*) eigtl. „durch einander" ist der Zirkelbeweis (s. circulus).

Diätetik (gr. *δίαιτα* = Lebensweise) ist die Lebenskunst, d. h. die Lehre von der vernunftgemässen Lebensweise oder von der Selbsterziehung. Auf Grund der physiologischen, psychologischen und logischen Grundgesetze hat sie diejenigen Regeln zu entwickeln, deren

Befolgung den Menschen gesund, vernünftig, sittlich und gebildet macht. Vgl. E. v. Feuchtersleben, Diätetik der Seele. 1868. F. Kirchner, Diätetik des Geistes. 2. Aufl. Berlin 1886.

Dianoia = Denkkraft. Dianöologie, Denklehre (Schopenhauer). Dianoëtische Tugenden bei Aristoteles s. a. Denktugenden.

Dichotomie (gr. *δίχα* zweimal *τομή* Einteilung) ist die zweigliedrige Einteilung, wie wenn z. B. die Gestirne in Fixsterne und Irrsterne eingeteilt werden.

dictum de omni et nullo ist der logische Grundsatz: Was von allem, d. h. der Gattung gilt (oder nicht gilt), hat auch für das Einzelne Gültigkeit (oder nicht). Beispiel: Weil alle Menschen irren, thut es auch der Papst; weil kein Mensch die Zukunft kennt, kann sie auch kein Wahrsager kennen. Übrigens heisst das dictum de omni, wiefern es bei der Induktion von vielen Einzelheiten aufs Ganze schliesst, auch dictum de exemplo, weil jedes Einzelding ein Beispiel von der Gattung ist, unter der es steht; und den Satz de nullo nennt man auch de diverso, weil etwas, das von einem Dinge ganz verschieden ist, ihm auch nicht als Merkmal zukommen kann. Eine Zusammenfassung beider ist der Satz de reciproco: Wenn kein MB ist, so ist auch kein B dieses oder jenes M, und wenn C dieses oder jenes B ist, so giebt es B, die C sind. Dieser Satz liegt allen Umkehrungsschlüssen zu grunde.

Differenz ein aus dem beziehenden Denken entsprossener Begriff, dessen Correlat die Gleichheit. Individuelle Differenz ist der Inbegriff der Merkmale eines Einzeldinges, spezifische D. der Unterschied der zu einer Gattung gehörigen Arten; generische D. der Unterschied der unter einer höheren Gattung enthaltenen niederen Gattungen.

Dilemma (*δις* zweimal, *λῆμμα* Satz) eigtl. zweiteilige Annahme ist ein hypothetisch-disjunktiver Schluss, wo der Obersatz ein hypothetisches Vorderglied und ein disjunktives Hinterglied hat, im Untersatz aber die in dieser Disjunktion enthaltenen Fälle oder Folgen und somit auch im Schlusssatze das Vorderglied oder die Voraussetzung aufgehoben werden. Er schliesst so: Wenn A wäre, so müsste es entweder B oder C sein; nun ist es weder B

noch C — also ist A überhaupt nicht. Beispiel: Wenn das Mönchtum gut wäre, so nützte es entweder den Mönchen selbst oder andern; nun aber thut es das keineswegs, denn jene verführt es zur Trägheit und Unsittlichkeit, diesen aber ist es eine Last — folglich ist es überhaupt nicht gut. Dieser aufhebende Schluss heisst wegen seiner Verfänglichkeit auch der gehörnte (cornutus), weil er den Hörer gleichsam auf die Hörner nimmt. Doch müssen, wenn er richtig sein soll, die Fälle des disjunktiven Hintergliedes vollständig sein und sich wirklich ausschliessen, mit dem Vordergliede verknüpft sein und mit Grund aufgehoben werden. Weil sich nicht immer leicht übersehen lässt, ob alle diese Bedingungen erfüllt sind, hat man oft das Dilemma zu Sophismen benutzt, vgl. Antistrephon, Krokodilschluss. Ist die Disjunktion drei-, vier- oder vielgliedrig, so heisst sie: Tri-, Tetra- und Polylemma.

Dimatis heisst der 4. Modus der 4. Schlussfigur, worin Ober- und Schlusssatz besonders bejahen, der Untersatz aber allgemein. Beispiel: Einige Russen sind Nihilisten; alle Nihilisten sind gefährlich — folglich sind einige Russen gefährlich.

Dimension (l.) Ausdehnung im Raume. Dieser hat 3 Dimensionen: Länge, Breite, Höhe (Tiefe oder Dicke). Die Linie hat nur eine (Länge), die Fläche zwei (Länge und Breite), der Körper drei Dimensionen. Zöllner dagegen nahm (Gesammelte Abh. 1878) vier Dimensionen an, da sonst zwei identische Körper, wie eine links und rechts gewundene Schnecke, nicht zur Deckung gebracht und die spiritistischen Experimente nicht erklärt werden könnten. Vgl. F. Kirchner, der Spiritismus. Berl. 1883.

Ding (ens) heisst alles, was sich ohne Widerspruch denken lässt. So lange es nur in Gedanken, nicht auch in Wirklichkeit existiert, ist es ein Gedankending (ens cogitabile). So stehen den logischen, idealen Dingen die wirklichen, realen gegenüber. Wiederum ist das Gegenteil vom Gedankendinge das Unding (non ens), das des realen Dinges das Nichts (nihil). Beispiele: Ein gleichseitiges Tausendeck ist ein Gedankending, ein viereckiger Kreis ein Unding; die Sonne ist ein reales Ding, die Chimäre ein Nichts. Was die Phantasie erdichtet, existiert

auch nicht (ens imaginarium), aber muss sich doch wenigstens denken lassen, z. B. Feen, Gespenster, goldne Berge.

Ding an sich ist bei Kant die den Erscheinungen zu grunde liegende blos intelligible Ursache; es ist die Idee eines übersinnlichen Grundes der Vorstellungen; es enthält nur den Grund, das Vorstellungsvermögen sinnlich zu bestimmen, den Stoff; aber es ist nicht selbst der Stoff der empirischen Anschauung. Kant hält nämlich Raum und Zeit nicht für etwas Reales oder den Dingen objektiv Anhängendes, sondern nur für Formen der äusseren, resp. inneren Anschauung. Aus dieser transcendentalen Idealität von Raum und Zeit folgert er, dass die sog. Aussendinge nur Vorstellungen unsrer Sinnlichkeit sind, deren Form der Raum ist, dass überhaupt alle unsre Anschauung nichts als Vorstellung von Erscheinung (Phänomenon) ist, der nicht in die Sinne fallende, völlig unbekannte Grund derselben (das Noumenon) ist das Ding an sich. — Diese Ansicht Kants ist unhaltbar. So richtig es ist, an der Wahrnehmung ein subjektives und ein objektives Element zu unterscheiden und zu betonen, dass unsre Sinne die Dinge nicht, wie sie sind, sondern nur Vorstellungen davon aufnehmen, so falsch war es, an der Wahrnehmung Form und Inhalt zu trennen und jene als Raumzeitlichkeit abzusondern. Schon die Eleaten, Demokrit, Platon und besonders die Skeptiker haben die Unzuverlässigkeit der Sinne erkannt. Aber daraus folgt nicht die Unmöglichkeit der Erkenntnis überhaupt. Und was sollen im grunde die Dinge an sich sein? Nach Kant erzeugt das Ich alle Erkenntnis schliesslich aus sich selbst; er lässt es unentschieden, ob der das Ich affizierende Grund in ihm oder ausserhalb seiner liegt. Sodann sollen die Dinge an sich dem Zusammenhange von Ursache und Wirkung enthoben sein, aber wie können sie dann auf uns einwirken? Das Ding an sich ist eben, wie Schopenhauer (1788—1860) schon bemerkte, das Ding für mich, d. h. Objekte giebt es nur für Subjekte und die Aussenwelt wird von uns nach Massgabe unsrer Sinneswahrnehmung und den Gesetzen unsres Verstandes erkannt. Andre Dinge an sich giebt es nicht; wenigstens hat es absolut keinen Zweck, sich mit Aufstellung derselben zu plagen.

Disamis heisst der 3. Modus der 3. Figur, wo der Obersatz besonders, der Untersatz allgemein und der

Schlusssatz wieder besonders bejaht. Beispiel: Einige Menschen sind Idioten; alle Menschen werden von Gott geliebt; folglich sind einige, die Gott liebt, Idioten.

Discrepanz (l.) Abweichung.

Discret (l.) unterschieden, gesondert; umsichtig, bedachtsam, verschwiegen, taktvoll. Discretion Umsicht, Rücksicht, Takt. Diskrete Grössen unterbrochene, (im Gegensatz zu den kontinuierlichen), die nur in Gedanken zusammengefasst werden; solche sind die arithmetischen, kontinuierlich sind die geometrischen. Im Sinne der Scholastik bezeichnet Diskretion die angemessene Beziehung unsres Betragens auf Zeit und Umstände (auriga virtutum).

discursiv (v. discursus = Unterhaltung) heisst die Deutlichkeit der Begriffe, wenn sie blos durch wörtliche Erklärungen bewirkt wird, während die Intuition auf Versinnlichung der Begriffe beruht. Eine discursive Erkenntnis entsteht demnach aus Begriffen, die der Verstand durch Verknüpfung allgemeiner Merkmale gebildet (construiert) hat, während die intuitive auf veranschaulichten Begriffen ruht.

disjunct (l. geschieden) sind Begriffe, die innerhalb eines dritten Begriffs einen Gegensatz bilden, z. B. Mann und Weib (beides sind Menschen), Quadrat und Parallelogramm (Vierecke). Disjunkte Begriffe sind also im Umfang eines höheren Begriffs koordiniert, sind Arten eines Gattungsbegriffs. Das Verhältnis der Disjunktion ist die logische Grundlage der Einteilung.

disjunctiv (l.) = gegensätzlich. Disjunktive Urteile sind solche, deren Subjekte oder Prädikate disjunktive Begriffe enthalten; Formel: A ist entweder B oder C; oder: entweder A oder B ist C. Der disjunktive Schluss ist derjenige, welcher durch eine bestimmte Aufstellung des einen Trennungsgliedes etwas über das andre entscheidet:

A ist entweder B oder C.

Nun ist A, B,	Nun ist A nicht B,
Also ist A nicht C	Also ist A, C.

Bekannt ist Leibniz' (1646—1716) Disjunktionsschluss: Wäre die bestehende Welt nicht die beste, so hätte Gott die beste Welt entweder nicht gekannt oder nicht schaffen

können oder nicht wollen; alle drei Annahmen aber sind unhaltbar — folglich ist die bestehende Welt die beste von allen möglichen.

Disjunction = logische Entgegensetzung.

disparate Begriffe sind diejenigen, welche unter keinem gemeinschaftlichen höheren Gattungsbegriffe stehen, also ohne Gleichheit des Inhalts sind und einem dritten Begriff als Merkmale beigelegt werden können; z. B. Vernünftigkeit und Tierheit in bezug auf den Menschen. — Disparate Urteile sind solche, deren Subjekte disparate Begriffe sind, z. B. Hector ist treu, der Affe ist possierlich. Die Zusammenstellung solcher Urteile wirkt immer komisch, wie im Leben die von disparaten Dingen.

distinct (l.) unterschieden, klar. Qui bene distinguit, bene docet = Wer gut unterscheidet, lehrt gut. Distinktion klarmachendes Urteil, Unterscheidung.

Division s. Einteilung.

Dogmatismus, Dogmatizismus oder dogmatische Methode heisst zunächst das wissenschaftliche Lehrverfahren, welches, wie die Mathematik, von Grundsätzen ausgeht und aus diesen durch Beweise die Lehrsätze ableitet. Da aber entweder die letzten Gründe unbekannt oder mindestens sehr streitig sind, so heisst Dogmatiker oder Dogmatist derjenige Philosoph, welcher ohne Prüfung und Beweis gewisse Sätze als Grundlage seines Systems aufstellt. Er gebraucht die Vernunft, ohne erst ihre Fähigkeit und ihre Grenze zu untersuchen. In diesem Sinne sind alle Philosophen Dogmatiker ausser den Skeptikern und Kritikern. Vor jedem Versuche, eine Erkenntnis zu gewinnen, hat man erst eine Erkenntnistheorie aufzustellen, d. h. die Natur und Grenzen unsrer Vernunft zu prüfen. Vgl. meine Logik I. Teil (Lpz. 1881) u. d. Hauptpunkte der Metaphysik (Köthen 1880).

Dolus (l.) der widerrechtliche Wille, das wissentlich rechtswidrige Handeln im Gegensatz zur Fahrlässigkeit. Man unterscheidet noch praemeditatio absichtliches und dolus impetus im Affekt geschehenes Vergehen. Beim Töten z. B. ist jenes Mord, dieses Totschlag.

Drama (gr.) ist die poetische Darstellung eines Ereignisses, das unter Menschen durch Äusserung und Bethätigung ihrer Empfindungen, Gedanken und Willensakte

verläuft. Äusserer und innerer Gründe wegen ist das Drama die jüngste Gattung der Poesie; denn es setzt sowohl vorgeschrittnere Zustände als auch höhere Kunstvollendung voraus. Der dramatische Dichter hat seinen Stoff in eine Reihenfolge von Dialogen umzusetzen, das Ereignis aus seinen Beweggründen herauszugestalten und die Dialoge mit Handlung zu erfüllen. Die Dialektik der Handlung muss der belebende Herzschlag der redenden Personen sein. Als poetisches Kunstwerk hat das Drama vor allem nach sinnlicher Illusion zu streben. Daher stellten französische Theoretiker des 17. Jahrh. den Kanon der sog. 3 Einheiten, d. h. des Ortes, der Zeit und der Handlung auf. Allein diese 3 Einheiten liegen weder in der „Poetik“ des Aristoteles, auf die sich jene beriefen, noch im Wesen der Sache, noch werden sie von den dramatischen Meisterwerken befolgt. Einheit der Handlung allein ist erforderlich oder vielmehr nur Einheit der Idee, denn auch Doppelhandlungen finden sich. Je nach der Art des dramatischen Kampfes und seiner Lösung unterscheidet man Tragödie, Komödie und Schauspiel. Die Tragödie (eigtl. Bocksgesang) nimmt zum Helden einen Charakter, der einen grossen, ja erhabenen Zweck verfolgt, sich aber durch Einseitigkeit, Übertreibung und dergl. in sittliche Schuld verstrickt, die er durch seinen Untergang sühnt. Die Komödie (gr. Weinlied) hat einen Helden, dessen Zweck nichtig und verkehrt ist. Zufall und Willkür spreizen sich, geraten aber mit sich selbst in Widerspruch. Indem der komische Held gehänselt und dadurch zur Einsicht in seine eigne Thorheit gebracht wird, siegt die Vernunft. So bringen beide, Tragödie und Komödie, das Wesen des Menschen und die Macht der sittlichen Weltordnung zur Darstellung. Das Schauspiel (oder Drama im engeren Sinne) nimmt dagegen von der Tragödie die ernsten Zwecke und von der Komödie den heitren Ausgang. Konflikte sittlicher Verpflichtungen, die naturgemäss erwachsen und, ohne den edlen Charakter des einen oder andern Teiles notwendig zu beeinträchtigen, sich fortspinnen und steigern können, kommen in ihnen zum Austrag, namentlich die wahrhaft menschlichen Gefühle im Kampf mit allerlei Vorurteilen. Solche Dramen sind: Lessing's „Nathan“, Goethe's „Iphigenie“, Schiller's „Wilhelm Tell“. Vgl. G. E. Lessing,

Hamburgische Dramaturgie. 1767. Fr. Schiller, Über d. Grund des Vergnügens an trag. Gegenständen. 1792. G. Freytag, Technik des Dramas. 1864.

Druckempfindung ist eine Art der sensitiven Empfindungen, welche nicht, wie die sensoriellen, an einen bestimmten Nerven gebunden sind. Und zwar hat man innerhalb der Hautdruckempfindung wieder zwischen Tast- und eigentlicher Druckempfindung zu unterscheiden. Jene bringt uns den aktiv gegen das Objekt gerichteten Druck zum Bewusstsein, diese den vom Objekt gegen die Hautfläche ausgegangenen. Der Hautsinn ist ferner überwiegend als Ganzes thätig, während der Tastsinn immer in einzelnen Gliedern zur Funktion kommt. Bei der eigentlichen Druckempfindung werden die leise Berührung mit Hartem und die kräftige Berührung mit Weichem gleich wahrgenommen; bei gleicher Druckgrösse entspringt aus der Beschaffenheit der Erregungsstelle ein specifischer Lokalton der Empfindung. Das Schema der Qualitäten bei Druckempfindungen ist also die Folge der Härtegrade, illustriert durch die Lokaltöne der Erregungsstellen. — Für unser Seelenleben hat die Druckempfindung grosse Bedeutung. Zunächst hat sie die Neigung, die Raumform anzunehmen, worin sie dem Gesichtssinn analog ist; ferner vergewissert sie uns über die Existenz der Aussenwelt. Sodann kann der Hautsinn sich selbst zum Objekt werden, er gehört also zu den rekurrenten Sinnen. Druckempfindungen begleiten uns vom ersten bis zum letzten Moment des Daseins; plötzliche Störungen darin versetzen uns daher in Unruhe, ja Schrecken.

Dualismus (l. duo — zwei) heisst die Ansicht, welche im Gegensatz zum Monismus, zwei Prinzipien annimmt und zwar 1. inbezug auf den Menschen, 2. inbezug auf Gott und 3. auf die Welt. — Jener, der anthropologische D. bezeichnet Leib und Seele als zwei Wesen, die nicht blos durch einen Gegensatz von Qualitäten, sondern auch durch die ganze Form ihrer Thätigkeit von einander getrennt, weder eine einseitige Ableitung aus einander noch eine gemeinsame aus einem dritten zulassen. Um diesen Gegensatz hervorzuheben, bedient sich der Dualismus der Prädikate: Einfach (Seele) und zusammengesetzt (Leib), übersinnlich und sinnlich, unbedingt — bedingt u. s. w. Er stützt sich vor allem darauf, dass die Verschiedenheit

der Erscheinungen doch einen verschiedenartigen Träger fordere. Ferner weist er auf den Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Vernunft hin sowohl auf dem Gebiet des Erkennens als auch des Begehrens. Auch scheint er am besten das Vorhandensein von Irrtum und Sünde erklären zu können, sowie das von apriorischen Wahrheiten und kategorischen Imperativen; er kann sich rühmen, die ursprüngliche Ansicht zu sein. Gegen ihn aber müssen wir geltend machen, dass alle jene Prädikate, die er an Leib und Seele gegenüberstellt, sich nicht ausschliessen; übersinnlich ist z. B. alles am Leibesleben, was sich unsrer Wahrnehmung entzieht; und wenn die Körperwelt „bedingt“ ist, so wird grade der Monismus begründet. Das Wesen des Geistes in die Freiheit, das des Leibes in die Notwendigkeit setzen, ist willkürlich und hinfällig. Und wenn aus der Verschiedenheit der Erscheinungen auf verschiedenartige Substanzen geschlossen wird, so fragen wir: welches sind denn jene? Man sagt: die Gruppen der blos an die Zeitform gebundenen intensiven (des Geistes) und die zeitlich-räumlichen Vorgänge. Aber dagegen betonen wir, gegeben sind uns überhaupt zunächst nur Vorstellungen! Wohl haben wir räumliche und zeitliche Vorstellungen, aber jene sind doch nicht selbst räumlich, und die Vorstellung des Körpers ist eben doch auch Vorstellung. Der Rücksicht auf ethische Interessen darf kein Einfluss auf psychologische Theorien eingeräumt werden; und den Leib für den Irrtum verantwortlich zu machen ist deshalb ganz unstatthaft, weil der Irrtum nur Sache des Urteils ist. Vor allem vermag der Dualismus nicht die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele zu erklären, besonders die Sinnesempfindung und Bewegung. Und wie verhält es sich mit der Tierseele? Sie schlechthin wegzuleugnen geht nicht an; sie bejahen heisst aber den absoluten Begriff des Geistes entweder auf die Tiere übertragen oder überhaupt aufheben. Der eigentliche Dualismus beginnt erst mit Descartes (1596—1650) und herrscht bis auf Kant, in neuerer Zeit haben ihn Krause, Günther, Ulrici u. a. vertreten. Vgl. Ruete, Über die Existenz d. Seele v. naturwissenschaftlichem Standpunkte Leipzig 1862. Flügel, die Seelenfrage Köthen 1878.

2. Der theologische Dualismus nimmt zwei Urprinzipien der Dinge, ein gutes und ein böses, an, welche

seit Ewigkeit im Streite lagen. Diese durch den Parsismus und Manichäismus vertretene Ansicht ist ungereimt, denn dadurch wird das Wesen Gottes aufgehoben.

3. Der kosmologische Dualismus stellt zwei Grundwesen auf, aus denen alles Vorhandene bestehen soll, mögen sie Geist und Materie, Denken und Ausdehnung, Kraft und Stoff heissen. Aber hier wie beim anthropologischen D. ist hervorzuheben, dass alle diese Gegensätze, Leib und Seele, Stoff und Kraft, Correlata, d. h. Wechselbeziehungen unsres Denkens sind, denen nur ein und dasselbe Wesen zugrunde liegt. Vgl. Stoff, Kraft, Monismus.

Duell (l. eigtl. Krieg) s. Zweikampf.

Duldsamkeit (Toleranz) ist die Anerkennung fremder Ansichten und Grundsätze, solange sie nicht das Wohl der Gesellschaft in Frage stellen. Diese Pflicht hat jeder Einzelne wie auch der Staat, da keine im Besitze der Wahrheit ist und jeder Mensch als moralische Person das Recht hat, zu denken was er will, wenn er nur nicht gegen das Strafgesetzbuch verstösst. Echte Toleranz entspringt keineswegs aus Gleichgültigkeit gegen Religion und Moral, sondern aus Humanität. Vgl. Lessings „Nathan“.

Dummheit ist die Schwäche des Geistes, welche sich in einem ungewöhnlichen Mangel an Urteilskraft zeigt. Vgl. Geistesschwäche, Blödsinn.

dummdreist nennt man denjenigen, der sich über das Urteil andrer hinwegsetzt und durch unbescheidene Freimütigkeit lästig wird, nur um aufzufallen.

Dynamik (gr. *δύναμις*) ist die Lehre von der Kraft, welche die Körper bewegt. Sie hat nicht nur die aus der Erfahrung hervorgehenden Gesetze der Bewegung, sondern auch das Wesen der Kräfte zu betrachten; und zwar nicht allein der körperlichen. So ist z. B. Herbarts Psychologie lediglich Dynamik.

Dynamismus ist der Gegensatz von Mechanismus. Während dieser die Naturerscheinungen nur aus der Lage, Stellung und wechselnden Verbindung der Atome zu erklären sucht (was freilich unmöglich!), so legt der Dynamismus den Naturphänomenen gewisse qualitativ bestimmte Kräfte unter, deren Wirksamkeit erst die mathematische Bestimmtheit verursache. Er stützt sich vornehmlich auf

die organischen und geistigen Vorgänge, welche der Atomismus (s. d.) nicht zu erklären vermag. Und zwar kann die Dynamik entweder den Erscheinungen gewisse ihnen innewohnende Kräfte zuschreiben, wie Kant der Materie Attraktion und Repulsion, Liebig den Organismen Lebenskraft, Wolf dem Geiste 3 Seelenvermögen; oder sie kann die Entstehung der Kräfte samt der mathematischen Bestimmtheit ihrer Wirkungsweisen den qualitativen Verhältnissen des den Phänomenen zugrunde liegenden X zuschreiben. — Nach unsrer Meinung sollten beide Ansichten mit einander verbunden werden als die denknotwendigen Correlata der Weltbetrachtung. Denn der Begriff der Kraft als Inhärenzbegriff setzt als Korrelat ein Wesen voraus, mag man es Substanzen, Monaden oder Reale nennen. Fechner hingegen hob hervor, gewisse Naturerscheinungen seien nur unter Annahme der Atome denkbar: die Farbenzerstreuung, Wärmeleitung und Wärmestrahlung. Vgl. Fechner, d. physikal. u. philos. Atomenlehre. 2. Aufl. Lpz. 1864.

E bezeichnet in der Logik einen allgemein verneinenden Satz. Vgl. Asserit A, negat E, sed universaliter ambo, Asserit J, negat O, sed particulariter ambo. Diese Gedächtnisverse des Michael Psellos (1020 geb.) übersetzte Gottsched († 1766): Das A bejahet allgemein, das E sagt zu allem Nein, das J bejaht, doch nicht von allen, so lässt auch O das Nein erschallen.

Edelmut ist die sittliche Äusserung des Selbstgefühls, welche sich über die äusserliche und niedrige Auffassung der ihr zustehenden Rechte hinwegsetzt und sich im Gefühl des bessern Selbst gern eigner Vorteile entäussert. Beispiele: Alexander, Fabricius, Scipio.

Egoismus (v. l. ego ich), eigtl. Ichtum hat eine gute und eine schlechte Bedeutung, je nachdem man es mit Selbstliebe oder mit Selbstsucht übersetzt. Jenes ist der tief in unserm Wesen begründete und daher berechtigte Trieb, uns zu erhalten und möglichst zu vervollkommnen; dieses die masslose Liebe zu uns selbst, welche ohne Rücksicht auf andrer Wohl und Wehe, die eignen Gelüste befriedigt. Die Selbstliebe ist die Grundlage aller Kultur und Sittlichkeit; die Selbstsucht hebt beide auf.

Die echte Selbstliebe führt zur Einschränkung des Egoismus, der Egoismus zerstört, was jene imgrunde erstrebt. Ohne Selbstliebe gäbe es kein Streben nach Besitz, Schmuck, Ehre und Macht; ohne Selbstliebe wären die Vorschriften der Moral und Religion wirkungslos. Es ist daher eine rigoristische Übertreibung, wenn Kant die Rücksicht auf unser eignes Wohl als unsittlich bezeichnet. Er selbst kann nicht umhin, darauf zurückzukommen. Denn wenn er nur das für sittlich erklärt, was der autonomen (s. d.) Vernunft gemäss geschieht, dieser aber den kategorischen Imperativ in den Mund legt: „Handle nach der Maxime, deren Allgemeinheit als Gesetz du wollen kannst" (Werke 9, S. 26), so liegt hierin offenbar das Interesse am Bestande der menschlichen Gesellschaft, welche schliesslich doch das höchste Gut ist. Anderswo nennt Kant die eigne Glückseligkeit den letzten Naturzweck, sie solle man aus Pflicht, nicht aus Neigung erstreben. — Die Selbstliebe ausrotten wollen, heisst Heuchler erziehen. Die wahre Selbstliebe ist aber zugleich durchaus sittlich; denn das Selbst, welches sie liebt, ist das bessere Ich, die Vernunft, welche verlangt, dass wir nicht einseitig nur an uns, sondern auch an andre denken, indem sie uns zeigt, dass wir das, was wir für uns erstreben, nur erlangen können, wenn wir andern dienen. Die Selbstsucht hingegen verfehlt völlig ihren Zweck; sie äussert sich in Begierden, welche sich selbst stets aufs neue erzeugen und den Menschen dabei verzehren; die Selbstsucht isoliert den Menschen innerhalb der Gesellschaft, ja sie führt ihn an den Rand des Elends, indem die andern gegen den Selbstsüchtigen sich verbinden, um seine schlechten Pläne zu vereiteln. Alle Sünde ist Selbstsucht: Die sinnlichen Ausschweifungen, denn der Mensch will sich den Gegenstand seiner Triebe übermässig aneignen; Ehr- und Habsucht, Neid und Rücksichtslosigkeit, Trotz und Intoleranz. — Den Kampf gegen den Egoismus eröffnet zunächst die Sympathie, welche der Mensch mit den höheren Tieren gemein hat; diese wird dann durch die Vernunft und die Schule des Lebens kräftig unterstützt. Lobschriften auf den Egoismus sind: Helvétius, de l'homme 1772 und Max Stirner, der Einzige und sein Eigentum 1845. Verteidigt wird eine sittliche Selbstliebe von: Th. Fechner, Über d. höchste Gut 1846. H. Lotze, Mikrokosmos II 1864. H. Ulrici,

Gott u. d. Mensch 1866. Pfleiderer, Eudämonism. u. Egoism. 1880. Vgl. Altruismus.

Egotheismus (l. u. gr.) Selbstvergötterung.

Ehe ist die nach gesetzlichen Vorschriften eingegangene Verbindung zweier Personen verschiednen Geschlechts zu lebenslänglicher, geist-leiblicher Gemeinschaft. Ihr physischer Zweck ist die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, ihr sittlicher die Entfaltung der Liebe. Ihre Bestimmungen kann sie nur erfüllen als Monogamie. Sittlich ist eine Ehe nur dann, wenn zwei geistig und leiblich Mündige sich aus Liebe und mit Bewusstsein ihrer gesellschaftlichen und ehelichen Pflichten zu ausschliesslicher Lebensgemeinschaft vereinigen. Demgemäss ist Concubinat, Hurerei und Conventionsheirat unsittlich. Die wahre Ehe ist die Mutter der Kultur und Sittlichkeit. Denn aus ihr entspringt die Familie, die Achtung vor dem Weibe, der patriarchalische Staat; sie führt und pflegt die Sympathie, sie erfordert zahlreiche Tugenden: Selbstverleugnung, Geduld, Mässigkeit, Offenheit, Wohlwollen, Versöhnlichkeit, Thatkraft und Treue. Da juristisch angesehen die Ehe ein Vertrag ist, so genügt zu ihrer Gültigkeit die öffentliche Bekanntmachung vor einem Beamten (Civiltrauung); so urteilte auch bis 1563 die Kirche! Erst das Tridentiner Concil forderte die kirchliche Einsegnung, da die Ehe ein Sakrament sei. Obgleich seit 1875 in Deutschland, Belgien, Frankreich u. a. die Civilehe legitim ist, wird ein ernster Mensch trotzdem einen so wichtigen Schritt, wie das Heiraten ist, nicht ohne eine religiöse Feier (kirchliche Trauung) thun.

Ehebruch (adulterium) ist die Verletzung der ehelichen Treue. Während der juridische in der vertragswidrigen Befriedigung des Geschlechtstriebes mit einem andern als dem Gatten besteht, findet moralischer Ehebruch schon da statt, wo der Gatte sein Herz einem andern zuwendet. Vgl. Goethe, die Wahlverwandtschaften 1809.

Ehre ist die Anerkennung unsrer wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge durch andre (existimatio). Da diese eine wesentliche Voraussetzung gedeihlicher Wirksamkeit ist, so hat der Mensch die Pflicht, darnach zu streben, wenn er dadurch nicht andre Pflichten versäumt; denn leicht kann man durch das heftige Trachten nach Ehren

(Titeln, Orden, Würden u. dgl.) die Ehre, d. h. die Selbstachtung und die Achtung der Guten (honor, dignitas) einbüssen. Das wahre Ehrgefühl jagt daher nicht nach äusseren Ehrenzeichen, sondern nur nach allem, was irgend ein Lob oder eine Tugend ist, und tröstet sich, falls es nicht anerkannt wird, mit dem Beifall seines Gewissens. Äussere und innere Ehre sind keineswegs dasselbe; oft haben Menschen die eine ohne die andere. Kann man nicht beide erlangen, so trachte man nur nach der innern oder moralischen, d. h. nach der auf Selbstachtung gegründeten sittlichen Würde. Auch zwischen der allgemein menschlichen und der bürgerlichen Ehre ist zu scheiden. Jene ist die dem Menschen als solchem zukommende Würde und Achtung, die nach den Grundsätzen der Moral von ihm sowohl beobachtet als auch beansprucht werden kann; diese ist die Achtung, die ihm als Rechtssubjekt gebührt, sei es überhaupt, sei es als Mitglied eines Standes (Familien-, Berufs-, Standes-, Nationalehre). Auch sie ist ein Gut, dessen Verletzung niemand dulden soll. Unsere innere Ehre kann nur durch uns selbst verletzt werden, indem wir unsittlich handeln; unsre äussre (gesellschaftliche) Ehre dagegen kann jeder antasten, der uns durch Geberden, Worte oder Thätlichkeiten beleidigt. Dafür Genugthuung zu fordern hat jeder Recht und Pflicht, natürlich nicht im Zweikampf (s. d.), sondern vor einem Ehrengericht.

Ehrerbietung ist die durch Handlungen einem andern erwiesene Hochachtung; verbindet sich damit Anerkennung und Unterwürfigkeit, so heisst es Ehrfurcht.

Ehrgefühl ist das feine Gefühl für Ehre und Schande und die Gesinnung, welche auf Ehre hält. Es ist gleichsam das Gefühl der sozialen Selbstachtung, welches uns antreibt, das Bild, welches andre von uns haben, fleckenlos zu erhalten oder, wenn nötig, wieder rein herzustellen. Daraus entspringt leider oft Zweikampf oder Selbstmord, je nach dem Charakter und der Stellung des Beleidigten. Aber das Ehrgefühl bleibt nicht dabei stehen, unser Abbild in andern als ein Heiligtum (noli me tangere) zu hüten, sondern es verlangt auch, dass darauf äusserlich Wert gelegt, dass es geehrt werde. Das Ehrgefühl hat Stufen: das Kind begnügt sich überhaupt geschätzt zu werden, etwa wie ein wertvolles Spielzeug: der Jüngling

will als freie Persönlichkeit gelten und fordert es despotisch; der Mann mag, weil er sich in seinem Stande fühlt, als etwas Bestimmtes gelten. Vgl. Lazarus, Leben der Seele (Ehre und Ruhm). 3. Aufl. 1883. Ackermann, das Ehrgefühl im Dienste d. Erziehung. 1883.

Ehrgeiz ist die heftigste Begier nach äussrer Ehre. Wenn sich die Ehrliebe dazu entwickelt, sinkt das Ehrgefühl zum sittlich gleichgültigen Selbstgefühl herab, denn dem Ehrgeizigen ist jedes Mittel recht; er schämt sich nicht die Ehre durch Ehrlosigkeit zu erkaufen. Wie jede Begierde, wächst der Ehrgeiz, je mehr er befriedigt wird, und macht daher den Menschen unglücklich.

Eid (jusjurandum) ist die feierliche, mit den für den Schwörenden stärksten Motiven verbundene Aussage. Da die menschliche Gesellschaft ohne Vertrauen, ohne Glauben an Treue und Wahrheit nicht bestehen kann, so ist der Eid eine der ältesten und wichtigsten Einrichtungen. Man beschwor schon frühe Verträge und Bündnisse; Obrigkeiten und Unterthanen, Soldaten und Bürger verpflichteten sich dadurch; besonders im Strafprozess hatte der Eid die Natur eines Gottesurteils. Gewöhnlich schwur man bei Gott oder bei den Göttern, doch auch bei anderen teuren Gegenständen, so die Hebräer bei ihrem Haupte, die Römer beim Genius des Kaisers, die Germanen bei ihrem Schwerte. Die Kirche verbot zuerst den Eid ganz, dann den Missbrauch; Justinian erlaubte nur bei dem vom christlichen Glauben als heilig Verehrten zu schwören, und der Augsburger Religionsfriede setzte für Protestanten und Katholiken fest die Formel: bei Gott und seinem heiligen Evangelium. Das Wesentliche am christlichen Eide ist jedenfalls die Anrufung Gottes als des allwissenden Richters; die Formel ist heute in verschiedenen Ländern verschieden. Die innern Bedingungen eines ächten Eides sind, dass er mit völliger Freiheit, Unterscheidungsfähigkeit, Aufrichtigkeit und zu einem gerechten Zweck geleistet werde. Deshalb sollte der Eidesleistung stets eine Belehrung über seine Heiligkeit und eine Verwarnung vor Meineid vorangehen; auch sollte die Gesetzgebung eine unnötige Vervielfältigung der Eide vermeiden. Der Meineid wird mit Recht schwer bestraft.

Es giebt zwei Hauptarten des Eides: Die eine bezieht sich auf die Vergangenheit, die andre auf die Zu-

kunft. Jener Eid versichert, dass etwas wahr sei, (jusjur. assertorium) oder dass man etwas für wahr halte, es von andern glaubwürdigen Leuten gehört (j. credulitatis), ferner dass man etwas nicht gesagt oder gethan habe (j. purgatorium). — Die andre Klasse von Eiden umfasst die Gelöbnisse, wodurch man etwas zu thun verspricht (j. promissorium; Krönungs-, Verfassungs-, Unterthanen-, Amts-Eide). Die Jesuiten dehnten auf den Eid die Mentalrestriktion aus: man könne richtig schwören, dass man etwas nicht gethan, wenn man nur hinzusetze „ehe ich geboren war!“ Kant (Relig. innerh. d. rein. Vft.) verwarf den Eid als Aberglauben, ebenso Fichte als ein „übernatürliches, unbegreifliches und magisches Mittel, sich die Ahndung Gottes zuzuziehen.“ Vgl. Stäudlin, Geschichte der Vorstellungen und Lehren v. Eide. Gött. 1824. Göschel, der Eid nach s. Prinzip, Begriff und Gebrauch 1837.

Eifersucht ist die mit Hass verknüpfte Furcht, den Besitz einer geliebten Person oder Sache mit einem andern teilen zu müssen. Vom Neid unterscheidet sie sich dadurch, dass jener ein Gut einem andern nicht gönnt, ohne es gerade selbst besitzen zu wollen. Die Eifersucht, welche „mit Eifer sucht, was Leiden schafft“, kann sich auf jedes Gut beziehen: Gelehrte, Künstler, Helden, Könige können auf den Ruhm des andern eifersüchtig sein; Freunde, Geschwister, Eltern auf die Liebe, welche den andern gewidmet wird. Im engern Sinne bezieht sich die Eifersucht auf die Geschlechtsliebe; Liebende und Gatten sind am leichtesten und heftigsten auf einander eifersüchtig, da sie ja einander ausschliesslich beanspruchen. Frauen verfallen diesem Affekt öfter als Männer, teils wegen ihrer grösseren Reizbarkeit, teils wegen der grösseren Freiheit der Männer. So schmerzlich, ja furchtbar die Folgen dieser Leidenschaft sind, so ist es den Frauen keineswegs unangenehm, wenn ihre Liebhaber eifersüchtig sind, ja sie legen es wohl darauf ab, sie dazu zu machen: denn Eifersucht zeugt von Liebe, wenn auch zugleich von Misstrauen zu sich selbst und zu der Treue des Geliebten. Vgl. Shakespeare, Othello.

Eigenschaft (attributum) heisst jedes einem Dinge oder Begriff beigelegte Merkmal, wodurch seine Eigentümlichkeit bezeichnet wird. Die Eigenschaften sind aber nicht,

wie man wohl denkt, Zustände (dieses Holz ist schwer, braun u. s. w.), sondern Thätigkeiten. Denn ein schwerer Gegenstand drückt, ein brauner reagiert durch das Licht so und so auf unsre Netzhaut u. s. f. Hieraus folgt, dass die übliche Unterscheidung zwischen wesentlichen und zufälligen Eigenschaften falsch ist; denn alle sind für den Bestand eines Dinges gleich wesentlich; nur vom Standpunkt des Betrachters erscheint die eine es mehr zu sein als die andre. Man kann auch noch konstitutive, d. h. grundwesentliche und konsekutive, d. h. abgeleitete wesentliche unterscheiden. Ferner eigentümliche, die einem Dinge allein zukommen, und gemeinsame mit andern.

Eigensinn ist die hartnäckige Verfolgung eines Grundsatzes oder eines Entschlusses, ohne dass man auf Gegengründe achtet. Er ist eine Verzerrung des Charakters, indem der Mensch sich wider bessere Einsicht an eine einmal gefasste Idee oder Absicht festklammert, nur um nicht schwach zu erscheinen. Und doch ist Eigensinn grade Schwäche! Denn der Mensch befreit sich dadurch von der Aufgabe zu prüfen und zu wählen; der Eigensinn, dieser Entschluss ohne Erwägung, tritt denn auch gewöhnlich an den Stellen hervor, wo sich ein Charakter noch unsicher fühlt. Zum Charakter verhält sich der Eigensinn wie Eitelkeit zum Stolz. Daher finden sich Eitelkeit und Eigensinn ebenso häufig beisammen als Stolz und Charakter; willensschwache Menschen sind oft die eigensinnigsten, während Vielseitigkeit des Handelns vor Eigensinn bewahrt. Der wahre Charakter hält seine Maximen beisammen und lässt sich je nach den Verhältnissen durch die Vernunft bestimmen, während der Eigensinnige blinde Konsequenz für Charakter hält. Vgl. Wolff, Gemüt u. Charakter. Lpz. 1882.

Eigentum (dominium) ist alles, was jemand mit Recht, durch Kauf, Erwerb, Geschenk oder Erbschaft besitzt, oder worauf er einen Anspruch hat. Er kann damit machen, was er will, kann es zerstören, verändern, verschenken, verkaufen u. s. f.

Einbildung (*φαντασία*) heisst 1) Vorstellung überhaupt; 2) eine Vorstellung, der nichts in der realen Welt entspricht (imaginatio), vgl. Vision; 3) eine unbegründete Vorstellung, die jemand von seinem Werte hat.

Einbildungskraft s. Phantasie.

Einfalt (simplicitas) bezeichnet 1) eine gewisse Beschränktheit des Verstandes, und da diese den Unmündigen eigen ist, 2) die Abwesenheit von Ziererei, Verstellung und Unredlichkeit. Vgl. Naivetät. Wer einfältigen Verstandes ist, kann nicht nach weitaussehenden und verwickelten Absichten handeln; wer einfältigen Herzens ist, will es nicht. Der Einfältige ist das Gegenteil vom Gewandten, Pfiffigen und Weltklugen, folgt der Stimme seines Gewissens, klügelt nicht über seine Pflichten, er übt sie aus, unbekümmert um die Folgen. Sein Leben ist naturgemäss, ohne Luxus und Ziererei; Gesinnungen und Handlungen stehen, frei von allen Nebenabsichten, in Harmonie. — Die ästhetische Einfalt oder Einfachheit besteht im ungekünstelten Zusammenstimmen aller Teile eines Kunstwerkes. Sie giebt nie mehr als der Zweck des Ganzen fordert; ihre Kunstmittel sind die einfachsten; ihre Anordnung und Verbindung ist natürlich; sie ist fern von aller Überladung und Ziererei. Solche Einfalt adelt die Werke aller wahren Genies.

Einheit ist das numerische Einmalvorhandensein eines Gegenstandes. Sodann die Übereinstimmung eines zusammengesetzten Ganzen, z. B. die Einheit des Begriffs ist die Zusammenstimmung seiner Merkmale in der Gesamtvorstellung. In der Aesthetik bezeichnet sie auch die Zusammenstimmung der Teile in sich und in der sie verbindenden Idee.

Einschlafen s. Schlaf.

Einteilung (divisio) ist die logische Operation, durch welche der Umfang eines Begriffs durch vollständige Reihen der ihm untergeordneten Artbegriffe dargestellt wird. Die Einteilungsglieder (membra divisionis) entstehen dadurch, dass der Gattungsbegriff (totum divisum) durch verschiedene Merkmale determiniert wird, welche in einer Reihe liegen, also ursprünglich selbst Determination eines der Merkmale sind, die sich in dem einzuteilenden Begriff vorfinden. Je nach der Zahl heisst die Einteilung dichotomisch, trichotomisch oder polytomisch (2-, 3-, vielgliedrig). Das Merkmal des eingeteilten Begriffs, nach dessen Determination sich die Einteilung richtet, heisst Einteilungsgrund (principium dividendi); ohne solchen würden die

Glieder nicht in einer Reihe der Unterordnung liegen. Für jeden Begriff giebt es natürlich soviel Einteilungsgründe, als Merkmale, z. B. lässt sich der Begriff Mensch nach Alter, Geschlecht, Stand, Farbe, Temperament u. s. w. einteilen. Wendet man mehrere Einteilungsgründe zugleich an, so erhält man Codivisionen, d. h. coordinierte Einteilungen; die fortgesetzte Einteilung schon gewonnener Teilungsglieder führt zur Subdivision (Unterteilung). Nur durch Anwendung aller Einteilungsgründe kann das Ideal der Einteilung, die Classifikation, erzielt werden, welche ein System z. B. der Botanik, Zoologie u. dgl. darstellt. Synthetisch heisst die Einteilung, die vom Gattungs- zu den Artbegriffen fortschreitet, analytisch, welche die gegebenen Arten in ihre Merkmale zerlegt und durch Abstraktion zu ihren Gattungsbegriffen aufsteigt. — Hauptregeln einer guten Einteilung sind: 1) sie darf weder zu eng noch zu weit sein, d. h. es darf kein Glied zu viel oder zu wenig sein; 2) die Glieder müssen sich wirklich ausschliessen; z. B. ist es falsch, die Menschen in Gebildete und Arme einzuteilen. 3) Ober- und Unterabteilungen dürfen nicht vermischt werden. 4) die Einteilung muss fruchtbar sein; z. B. würde es nichts nützen, die Menschen nach ihrer Kleidung einzuteilen. 5) Sie muss erschöpfend sein, d. h. das Einteilungsprinzip muss festgehalten werden. 6) Auch stetig sein muss sie, um jeden Sprung (hiatus divisionis) zu vermeiden.

Einzelding s. Individuum.

Eitelkeit (vanitas) bezeichnet bei Dingen ihre Vergänglichkeit, bei Menschen das Selbstgefühl, welches sich auf wirkliche oder eingebildete nichtige Vorzüge stützt. Es ist das beständige Verlangen nach fremder Bewunderung für Dinge, die gar nicht den innern Wert des Menschen ausmachen, z. B. Schönheit, Orden, Titel, Reichtum u. dgl. Der Eitle sucht blos die äusseren Zeichen der Ehre ohne ihren inneren Gehalt, ja er buhlt förmlich um Anerkennung, während der Stolze sie verschmäht. Nicht blos die Frauen sind eitel auf Schönheit, Putz, kleine Füsse und Hände, sondern auch Männer sind es, wenn auch mehr auf Geburt, Stärke, Titel, Orden ja selbst auf Kunstfertigkeiten und Kenntnisse. — Bekämpft wird sie durch Hervorhebung des Lächerlichen oder der nachteiligen Folgen.

Ekel (nausea) ist der heftige Grad des Widerwillens, welcher als Ursache oder Folge mit körperlichem Übelbefinden verknüpft ist. Er kann daher als eine Hallucination der Magen- und Geschmacksnerven (nervus vagus und glossopharyngeus) betrachtet werden. Sittlich ekelhaft heisst alles was eine gemeine Denkart verrät.

Eklektiker (v. ἐκλέγειν) heisst derjenige, welcher nicht selbst ein neues philosophisches System aufstellt noch auf einen Meister schwört, sondern von verschiedenen Systemen das Wahre, resp. ihm als wahr Erscheinende auswählt. Hierin liegt gewöhnlich ein Tadel; denn mit Recht rühmt man Consequenz und Systematik im Philosophieren, wie es uns bei Platon, Spinoza, Hegel und Schopenhauer entgegentritt, und es ist ein Zeichen von Schwächlichkeit im Denken, allerlei sich im Grunde widersprechende Gedankenspähne zusammenzuleimen. Andrerseits, wenn man bedenkt 1) dass kein Philosoph d i e Wahrheit hat; 2) dass die einseitige Verfolgung eines Prinzips oft in grobe Irrtümer führt; 3) dass selbst die originellsten Systematiker nachweislich von andern gewisse Hauptsätze entlehnt haben: so wird man den Eklektizismus nicht verwerfen, falls er nur mit selbständigem und logischem Geiste geübt wird. So waren Leibniz, Fichte und selbst Kant Eklektiker, die man gewiss nicht gering achten wird! Gewöhnlich werden Cicero, Plotin, Proklos und V. Cousin als Eklektiker bezeichnet.

Ekstase (ἔκστασις) eigtl. Aussersichsein ist derjenige Grad von Begeisterung, in welchem der Mensch seine Phantasiebilder mit wirklichen Gegenständen verwechselt. Der Schwärmer hört Stimmen, sieht Gestalten, fühlt und schmeckt etwas, wovon nichts in der realen Wirklichkeit ist. In diesen an Wahnsinn grenzenden Zustand wird er durch körperliche Störungen, Nervenüberreizung oder Ausschweifung der Phantasie versetzt. Vgl. B. A. M a y e r, die Sinnestäuschungen, Halluzinationen und Illusionen. Wien 1867. P r e y e r, die Entdeckung des Hypnotismus. Berl. 1881.

Elemente sind die Ur- oder Grundstoffe der Körper, welche nicht weiter zerlegt werden können. Die Hylozoisten haben sich bemüht, sie zu finden, Aristoteles nahm 4 an, die Naturwissenschaft 67—70.

Eleganz (l.) Anmut, Zierlichkeit, das Wohlgefällige, das zugleich modisch ist. Sprachlich bedeutet es die mit Korrektheit verbundene Rede, welche den Gedanken treu und wahr wiedergiebt, welche richtig, natürlich und treffend ist. Dazu gehört freilich vollkommene Beherrschung der Sprache in ihrem Reichtum, ihren Feinheiten und ihrer Gliederung, nebst Beachtung des Wohlklanges und Rhythmus.

Elenchus (ἔλεγχος) bedeutet 1) Beweisgrund, 2) Beweis, 3) Widerlegung durch Beweis. Ignoratio elenchi heisst derjenige Fehler im Beweisen, wobei man das zu Beweisende ausser acht lässt; mutatio elenchi oder fallacia dagegen ist die bewusste Verrückung des Beweises. Elenktie, Widerlegungskunst.

Emanation (l.) eigtl. Ausfluss, ist die Lehre des Zoroaster, der Neuplatoniker und Gnostiker, wonach alles durch Überfliessen der göttlichen Fülle (πλήρωμα) mit innerer Notwendigkeit entstanden ist. Das von dem ursprünglich Vollkommenen Emanierte entfernt sich gradweise immer mehr davon und wird so immer schlechter, wodurch jene Denker das Böse zu erklären glaubten.

Empfindlichkeit ist physiologisch die Ausstattung einer Körperstelle mit sensiblen Nervenfasern; psychologisch die zu grosse Empfänglichkeit für unangenehme Empfindungen, besonders im Verhalten andrer uns gegenüber; Empfindsamkeit (Sentimentalität) oder Empfindelei hingegen heisst die Neigung, rührenden Vorstellungen und Empfindungen sich hinzugeben. Der Empfindliche wird leicht beleidigt, der Empfindsame gerührt. Vgl. J. H. Campe, über Empfindsamkeit und Empfindelei. 1779.

Empfindung (eigtl. Innenfindung) heisst der durch einen Nervenreiz veranlasste Zustand der Seele. Es ist also die Auffassung eines Äussern in das Innere oder die Aufnahme eines Sinneseindrucks in die Seele. Im engern Sinne ist Empfindung jede durch ein körperliches Organ vermittelte Vorstellung, indem sie eben als eintretend betrachtet wird; im weitren Sinne der dadurch veranlasste Gefühlszustand der Lust und Unlust. Zu Stande kommt die Empfindung dadurch, dass ein äussrer Reiz eine Nervenfaser erregt und diese Erregung ins Gehirn fortgepflanzt wird, wo sie sich in einen psychischen Zustand

umsetzt. Empedokles (im 5. Jahrhundert a. C.) meinte, es drängen gewisse Ausflüsse von Dingen durch Poren in die Augen, Ohren u. s. w.; ähnlich lehrten Demokrit und Anaxagoras; aber schon Aristoteles († 322 a. C.) erkannte, nicht die Materie des Objekts komme in die Seele, sondern nur dessen Form. Die Scholastik lehrte wieder einen physischen Einfluss (influxus physicus) der Dinge in die Seele. Descartes denkt sich, dass der Reiz vom Organ durch die Nerven sich zum Gehirn fortpflanze und dort die vom Herzen aufsteigenden Lebensgeister bewege. Leibniz betonte die Selbstthätigkeit der Seele und lässt die Empfindung aus dunklen Perzeptionen entstehen. Kant leitet die Anschauung aus der ganz passiven Sinnlichkeit ab, welche das empirische Material hergebe, während es erst durch die apriorische Kraft des Subjektes geformt werde. Neuere Psychologen, wie Wundt, Lange und Spencer, fassen die Empfindung als subjektiv-innerliche Erscheinungsweise der objektiven Molekularbewegung in der Nervenfaser. — Die Empfindungen sind nach Inhalt, Ton und Stärke verschieden. Ferner unterscheidet man sensitive und sensorielle Empfindung; jene wird durch die Empfindungsnerven, die im Rückenmark endigen, vermittelt, diese durch die im Gehirn endigenden Sinnesnerven. Jene bringt uns den Zustand unsres eignen Leibes, diese die Aussenwelt zum Bewusstsein. Vgl. G. A. Spiess, Physiol. d. Nervensystems. Braunschw. 1844, Tourtual, die Sinne des Menschen. 1837. W. Wundt, Physiolog. Psychol. 2. Aufl. Lpz. 1880.

Empirie (*ἐμπειρία*) = Erfahrung (experientia) ist zunächst irgend eine sinnliche Wahrnehmung, sodann die systematische Verknüpfung mehrerer Wahrnehmungen, welche wir durch Beobachtung gewinnen. Diese Erfahrung, welche dem Hörensagen, also der mündlichen oder schriftlichen Überlieferung gegenübersteht, hat wegen ihrer Thatsächlichkeit und Allgemeinheit einen hohen Erkenntniswert. Freilich kann nur der schon unterrichtete und geschulte Mensch Erfahrungen machen, wie Kant richtig sagt: „Anschauungen ohne Begriffe sind blind, Begriffe ohne Anschauungen sind leer.“ Die wissenschaftliche Erfahrung vollzieht sich durch Analogie und Induktion (s. d.). Die Vorzüge der Empirie sind ihre Gewissheit und Wahrheit, d. h. die Unmittelbarkeit des

Eindrucks und die hieraus folgende Notwendigkeit des Inhalts. Ihre Mängel aber sind folgende: Dieselben Dinge machen auf verschiedene einen verschiedenen Eindruck; das Wesen der Dinge nehmen wir überhaupt nicht wahr. Der Erfahrung fehlt daher Allgemeinheit; sie erschöpft auch nicht den Umfang eines Begriffs. Endlich fehlt ihr die innere Notwendigkeit; denn wir erfahren durch sie nicht den Grund unsrer Erkenntnis. Vgl. Sensualismus, Rationalismus.

Empirismus heisst diejenige Denkart, welche alle Erkenntnis aus der Erfahrung ableitet; ihm ist die einzige Erkenntnisquelle die Einwirkung der Gegenstände auf das denkende Subjekt. Die ältere Form, der Sensualismus (s. d.) eines Epikur, Bacon, Gassendi, Hobbes, beschränkte sich dabei auf die äussere sinnliche Wahrnehmung, während Locke († 1704) auch die innere Erfahrung hinzunahm. Nach ihm giebt es keine angebornen Ideen, wie Leibniz lehrte, sondern die Seele ist eine unbeschriebene Tafel (tabula rasa), welche durch Sensation und Reflexion mit äusserer und innerer Erfahrung beschrieben wird. Locke hat insofern Recht, als es keine angebornen Ideen giebt und wir wirklich alle Erkenntnis der Erfahrung entnehmen müssen. Aber der Empirismus übersieht, dass weder die Vorstellungen, noch gar die Allgemeinbegriffe der Erfahrung entstammen; dass ferner selbst die Empfindungen psychische Akte sind, und vor allem, dass Erfahrung ohne die Kategorien unsres Geistes überhaupt nicht zu stande kommen würde. Dazu kommt, dass die Empirie immer nur einzelne Facta darbietet, ohne mit der blossen Auffassung ein Verständnis derselben zu eröffnen. Daher tritt dem Empirismus der Rationalismus gegenüber, der die Erkenntnis nicht blos auf beobachtende Sammlung, sondern auf die denkende Verarbeitung des Gegebenen gründen will. So ist z. B. in der Theologie der starre Buchstabenglaube Empirismus, die prüfende Kritik der überlieferten Schriften und Dogmen Rationalismus; in der Philosophie ist die Ableitung aller Erkenntnisse aus der Erfahrung Empirismus, Rationalismus dagegen die Operation mit reinen Verstandesbegriffen. — Ein roher Empiriker ist derjenige, welcher sich auf die Praxis beschränkt, ohne auf wissenschaftliche Theorien Rücksicht zu nehmen. Empirém heisst ein

Lehrsatz, dessen Wahrheit einzig auf Erfahrung beruht. Empirische Wissenschaften sind die, welche vorzugsweise auf Beobachtung und Sammlung des Thatsächlichen angewiesen sind, z. B. Geschichte, Naturforschung, Medizin. Vgl. a posteriori, Sensualismus. Apelt, Theorie der Induktion. Lpz. 1854.

Empyreum (gr.) bedeutet bei den alten Naturphilosophen den Feuerhimmel, d. h. den höchsten Ort, wo sich das Feuer, das leichteste Element, sammeln und alle leuchtenden Phänomene am Himmel veranlassen soll. Im Mittelalter s. a. Himmel. Empyreïsch himmlisch.

Encyklopädie (ἐν κύκλῳ παιδεία) eigtl. Unterricht im Kreise, d. h. allumfassende Unterweisung, bedeutete bei den Alten den Kreis von Wissenschaften und Künsten, den jeder freigeborne Grieche und Römer kennen musste, also dasselbe, was wir jetzt allgemein Bildung (s. d.) nennen. Das erste encyklopädische Werk soll Speusipp, Platons Schüler, verfasst haben; ihm folgten Varro, Plinius d. Ä., Stobäus, Suidas, Isidorus und Rhabanus Maurus, aber erst Bacon v. Verulam († 1626) begründete die Encyklopädie als Wissenschaftskunde (Organon scientiarum und De dignitate et de augmentis scientiarum). Aber dieser richtige Weg wurde von den folgenden Jahrhunderten nicht verfolgt, bis erst die französische Encyklopädie (1751—72) und in Deutschland Sulzer, „Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften“ (1756) das Thema wissenschaftlich behandelten. Daneben kamen Encyklopädien der einzelnen Wissenschaften auf, welche das Wichtigste daraus systematisch oder lexikalisch geordnet enthalten. Lesenswerte Encyklopädien der Philosophie sind: Hegel, Encykl. d. philos. Wiss. Heidelb. 1817. Herbart, Einl. i. d. Philos. Königsb. 1813. L. Noack, Propädeutik d. Philos. Weimar 1854. Jos. Beck, Philos. Propädeutik. Stuttg. 1851. Ad. Steudel, Philos. i. Umriss. Stuttg. 1877.

Encyklopädisten heissen die Herausgeber und Mitarbeiter der Encyklopädie (ou dictionnaire raisonné des sciences. Paris 1751—72), welche von Diderot und d'Alembert begründet, nicht blos den ganzen Umfang menschlichen Wissens darstellte, sondern zugleich das gemeinsame Organ der französischen Freidenker war. Sie

huldigten meist dem Materialismus oder dem Rationalismus; die berühmtesten sind: Diderot (1713—84), Holbach (1723—89), Rousseau (1712—78), Voltaire (1694—1778), d'Alembert (1717—83). Allmählich bezeichnete Encyklopädist jeden Anhänger dieser Richtung überhaupt, z. B. auch Condillac (1715—80), Helvétius (1715—71), La Mettrie (1709—51), Cabanis (1757—1808), Destutt de Tracy (1754—1836) u. a.

Endursache s. Zweck.

Energie (*ἐνέργεια*) = Thätigkeit (actus) bezeichnet bei Aristoteles (384—22) einen Zustand der Materie, von welcher er 3 Prinzipien aufstellt: die reine Materie (*ὕλη*), ihre Beraubung, d. h. sofern sie als nichtseiend gedacht ist (*στέρησις*), und die Form (*εἶδος*), sofern sie gestaltet ist. Durch immanente Selbstbewegung nämlich geht dieselbe aus dem Zustande der Möglichkeit (*δύναμις*) oder des relativen Nichtseins (*στέρησις*) in den der Wirklichkeit (*ἐνέργεια*) über; und weil dadurch das Streben der Natur zu seinem Zwecke kommt, so ist die Form zugleich der Zweck der Natur. Somit haben wir 4 Natur-Ursachen: die Material-, Formal-, Kausal- und Finalursache (causa materialis, formalis, efficiens und finalis); die formale und finale sind dasselbe, die bewirkende Ursache (d. h. die Bewegung, *κίνησις*) ist nicht ausserhalb der Materie, sondern ihr immanent, mithin ist die materiale und bewirkende Ursache auch identisch; sodass also nur zwei Prinzipien übrig bleiben: Stoff und Form, welche sich nur unterscheiden wie Möglichkeit (*δύναμις*, potentia) und Wirklichkeit (*ἐνέργεια*, actus). — In weitrem Sinne bedeutet Energie s. a. Kraftanstrengung besonders des Willens.

Enkekalymménos s. der Verhüllte.

Entelechie (v. *ἐντελής* vollkommen u. *ἔχειν* haben) bedeutet bei Aristoteles die Form (*εἶδος*), welche sich im Stoffe bethätigt und im Einzelwesen darstellt. Als Energie (s. d.) wird sie aufgefasst, weil sie zugleich die wirkende Ursache (*ὅθεν ἡ κίνησις*) in sich hat; als Entelechie aber insofern die Norm (*τέλος*) des Wirkens in ihr enthalten ist. Letztere bedeutet also die Zweckrealisierung, wodurch ein abgeschlossenes Ganzes, ein vollendetes Einzelding zustande kommt. Daher heisst der lebendige Organismus oder die denselben bildende Seele Entelechie (*ἐντελέχεια*),

vgl. Metaphys. IX, 8. 3. Phys. III, 1. VIII, 1. De anima II, 5. Abstrakt gedacht und entsinnlicht, ohne Hyle, als reine Form des denkenden Geistes nennt Aristoteles die Form auch beharrliches wesentliches Sein (τὸ τί ἦν εἶναι), Metaph. VII, 4—6. VII, 7, womit wohl gesagt sein soll, dass dieser gedachte Begriff im Einzeldinge war, dessen Wesen konstituierend. Vgl. Alb. Schwegler, d. Metaphysik des Aristoteles. Tüb. 1847. IV. Demgemäss bezeichnet der Stagirite die Seele als „erste Verwirklichung eines physischen Leibes, welcher der Möglichkeit nach Leben hat" De an. II, 1. Sie ist Energie, sofern sie für ihre organische Verwirklichung thätig ist; Entelechie, sofern diese Verwirklichung erreicht ist im beseelten, organischen Leibe. Vgl. Frohschammer, d. Prinzipien d. aristotel. Philosophie. München 1881. Ähnlich lehrt Leibniz (Nouveaux Essais II, 21), vgl. F. Kirchner, Leibniz' Psychol. Köthen 1875.

Enthusiasmus (ἐνθουσιασμός) oder Begeisterung ist die Steigerung aller geistigen und leiblichen Kräfte des Menschen durch die lebhafte Ergreifung einer Idee. Von der Schwärmerei unterscheidet er sich dadurch, dass er durch die Vernunft geleitet ist; besonders erfährt durch ihn die produktive Phantasie eine Steigerung. Daher kommt es, dass man die Schöpfungen der Begeisterung auf religiösem, ästhetischem und ethischem Gebiete für übernatürliche Offenbarungen der Gottheit ansieht. Vgl. Offenbarung.

Enthymem (ἐνθύμημα) eigtl. das im Gemüte, dann ein versteckter oder verkürzter Schluss, z. B. Heute geht der Mond mit Sonnenuntergang auf, denn es ist Vollmond. Entweder wird der Obersatz im Sinne (ἐν θυμῷ) behalten: Epimenides ist ein Kreter, also ein Lügner; oder der Untersatz: Alle Kreter sind Lügner, also auch Epimenides; oder man zieht das Enthymem sogar in einen Satz zusammen: Als Kreter ist Epimenides ein Lügner. Enthymeme sind aber ferner noch folgende Klassen: 1) Entgegensetzungsschlüsse (ratiocinia oppositionis), worin ein Satz aus dem andern vermöge ihres Gegensatzes gefolgert wird, und zwar a) Widerspruchsschlüsse (ratiocinia contradictionis): Dieser Winkel ist ein rechter, also ist er nicht schief; b) Widerstreitsschlüsse (ratioc. contrarietatis): Dieser Winkel ist ein rechter, also ist er

nicht stumpf. 2) Gleichheitsschlüsse (rat. aequipollentiae), wo ein Satz aus dem andern gefolgert wird, der nur den Worten nach verschieden ist, z. B. Gottes Kraft ist unendlich, also ist Gott allvermögend. 3) Umkehrungsschlüsse (conclusiones ad conversam), wo ein Satz durch Umkehrung des ersten gefolgert wird: Kein Mensch ist vernunftlos, also ist kein vernunftloses Wesen ein Mensch. 4) Unterscheidungsschlüsse (ratiocinia subalternationis) folgern einen Satz aus dem andern vermöge der Unterordnung, z. B. alle Wissenschaften bilden den Geist, folglich auch die mathematischen.

Entität (v. ens) ein scholastischer Ausdruck für Wesen.

Entschluss ist der Abschluss des Erwägens zwischen zwei oder mehreren Möglichkeiten des Handelns, aus welchen dann das feste Begehren oder Verabscheuen entspringt. Alles Wollen schliesst ja ein Denken in sich, das sich zuerst als Besinnen über Motiv, Zweck und Mittel darstellt; daran schliesst sich die Erwägung, welche die Sicherheit, Zulänglichkeit und Opportunität der Mittel abwägt. Entscheidet sich der Mensch für die eine oder andre Möglichkeit, so tritt der Entschluss ein, welcher mithin ein Abschluss sein soll des qualvollen Schwankens. Dadurch verwandelt sich das Begehren zum Wollen, der Entschluss macht es zur selbstbewussten, eigensten That des Ich. Das „Ich will“ heisst: „Ich werde“, mag auch zwischen „Ich werde“ und „Es wird“ manchmal eine Kluft bestehen. Vgl. Handlung, Wollen, Motiv, Begehren.

Entsetzen ist ein passiver Affekt, welcher aus dem plötzlichen Anblick einer übergrossen Gefahr entspringt und meist mit zeitweiser Lähmung der Bewegungsorgane verbunden ist.

entstehen heisst sich so verändern, dass etwas ist, was bisher nicht war. Daraus folgt, dass man wohl von allem Einzelnen sagen kann, dass es entstehe, resp. entstanden sei, Gott aber als Ursache von allem kann nicht entstanden sein. Vgl. Schöpfung.

Entwickelung bedeutet von Begriffen und Dingen die allmähliche Darlegung ihres Wesens nach Inhalt und Umfang, dort in Gedanken, hier in Wirklichkeit. So entwickelt sich ein Mensch, wenn er stufenweise diejenige

Grösse und Stärke, diejenigen körperlichen und geistigen Vorzüge erlangt, welche in seiner Natur veranlagt sind. Die Entwickelung vollzieht sich, wie jede Veränderung, so, dass der eine Zustand in dem Masse zu sein aufhört, als der andre zu sein beginnt. In derselben Weise legt man der Welt, oder besser der Menschheit und der Erde, eine Entwickelung von niedrem zu immer vollkommnerem Dasein bei. Vgl. Geschichte, Fortschritt.

Entzücken ist der höchste Grad der Freude, welche den Geist gleichsam von der Leiblichkeit befreit. Entzückung oder Verzückung dagegen ist s. a. Ekstase.

Epicherem (ἐπιχείρημα) eigtl. Beweis überhaupt, dann ein zusammengesetzter oder Doppelschluss, worin eine Prämisse oder beide eines einfachen Schlusses durch Hinzufügung von Gründen erweitert werden. Beispiel: Was den Geist bildet, ist lobenswert, denn es ist unsrer Bestimmung gemäss; die Astronomie bildet den Geist, denn sie reizt zum Nachdenken — also ist sie lobenswert.

Epikureer heisst im gewöhnlichen Leben ein Mensch, der dem feineren Sinnengenuss huldigt. Aber dieser Vorwurf ist gegen Epikur selbst und seine echten Anhänger ungerecht, wenn er auch schon frühe von seinen Gegnern, den Stoikern, erhoben wurde. Vgl. Lucrez, Von der Natur der Dinge. F. Kirchner, Gesch. d. Philos. 2. Aufl. Lpz. 1884.

Episyllogismus, eigtl. Nachschluss, heisst eine Schlusskette, worin der gemeinsame Satz Prämisse ist, während diejenige, worin er Schlusssatz ist, Prosyllogismus heisst. Jener schliesst progressiv oder synthetisch, dieser regressiv oder analytisch. Beispiel eines Episyllogismus bei Boethius (de consol. philos. 4, 7): Was fördert, ist gut; was übt oder bessert, fördert; also was übt oder bessert, ist gut. Das Missgeschick aber, welches den Guten trifft, dient ihm entweder zur Übung oder zur Besserung; folglich ist das Missgeschick, welehes den Guten trifft, gut.

Epoche (ἐποχή) ist das Zurückhalten des Beifalls, welches die Skeptiker vom Weisen forderten. Sodann in der Geschichte ein Haltpunkt, mit welchem ein neuer Abschnitt beginnt, auch ein wichtiger Moment überhaupt. Daher sagt man von bedeutenden Menschen, dass sie Epoche machen. Falsch ist es daher, wenn manche Schrift-

steller Epoche und Periode gleichsetzen. In der Astronomie ist Epoche der Anfangspunkt der Bewegung eines Gestirns.

Epos (ἔπος) eigtl. Wort, Sage, ist die poetische Erzählung von Thaten und Leiden der Menschen. Im engern Sinne ist das Epos oder Heldenlied die Erzählung eines Ereignisses, das phantasiegeschaffene wunderbare und menschlich wirkliche Wesen zu einem äusserlich und innerlich grossen Vorgang verbindet. Die innere Grösse liegt in den willens- und leidenschaftsstarken Charakteren, die äussere sowohl in der Ausdehnung des Konflikts über ganze Zeiten und Völker, als auch in der Ausdehnung der Entwickelung über mehrere Gesänge. — Die epische Poesie umfasst zwei Gattungen: ideale, in denen das Ereignis in phantasiegeschaffener Weise, d. h. wunderbar; reale, in denen es der Wirklichkeit gemäss, d. h. natürlich verläuft. Die idealen sind nach dem Grade des Wunderbaren mythisch (Mythus und Märchen), heroisch (Epos und Ballade) oder sagenhaft (Sage und Legende). Die realen sind ihrer Disposition nach kleine Dichtungen (Romanze, Idyll), mittlere (Geschichte, Novelle) oder grosse (Roman und historisches Heldengedicht). Vgl. W. v. Humboldt, Über Goethes „Hermann und Dorothea". 1799. W. Hahn, Deutsche Poetik. Berl. 1879.

Erdichtung (Fictio) grundlose Voraussetzung, Hypothese; im moralischen Sinne Unwahrheit, Lüge; im ästhetischen Bethätigung einer lebhaften und fruchtbaren Phantasie.

Erfahrung s. Empirie.

Erfahrungsbeweis oder Beweis a posteriori gründet sich auf Erfahrung; hierher gehört auch der Beweis aus Analogie, Induktion und Autorität.

Erfindung ist diejenige Thätigkeit des Menschen, wodurch er etwas bis dahin noch nicht Vorhandenes hervorbringt; Entdeckung dagegen nur das Auffinden eines Gegenstandes, welcher bereits in derselben Gestalt vorhanden, aber noch unbekannt war. Erfindungen und Entdeckungen sind ebenso oft Sache des Zufalls (s. d.) als Ergebnis der Forschung und geistreicher Combination.

Ergebung ist die auf dem Gefühl der Abhängigkeit von Gott beruhende Bereitwilligkeit, sich in seine

Schickungen zu fügen. Sie unterscheidet sich durch Freudigkeit und Thatkraft sowohl von der den Schmerz fliehenden Ataraxie der Stoiker, als auch von der passiven Unterwerfung des Fatalismus, als auch von der hoffnungslosen Resignation des Pantheisten und Materialisten. Schon in Platons „Phädon“ und in Sophokles' „Ödipus auf Kolonos“ finden sich Spuren dieser Ergebung, deren Motto Hiobs Wort ist: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“

erhaben heisst das Grosse, sofern es nicht niederdrückend, sondern erhebend auf uns wirkt. Es erscheint als ein Unendliches, obgleich die Vorstellung des Unendlichen an sich, z. B. eine unendliche Reihe, nicht erhaben wirkt. Kant (Krit. d. Urteilskraft) sagt, erhaben ist das, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemütes voraussetzt, welches jeden Massstab der Sinnlichkeit übersteigt. Man kann ein mathematisch und dynamisch Erhabenes unterscheiden. Das Erhabene hat also eine überragende, schwer fassliche Grösse und erscheint in seiner Form weniger gleichmässig schön gegliedert, vielleicht sogar etwas eintönig. So ist das Meer, der Sturm, furchtbare Felsen erhaben, ferner die unendliche Grösse der Welt, die Allmacht Gottes, die Unerschöpflichkeit des Menschengeistes, das tragische Schicksal eines Wallenstein. In allen diesen Fällen wird die Vernunft entweder zum Nachdenken oder das Herz zur Bewunderung angeregt. Am erhabensten erscheint uns der sittliche Charakter, welcher über die Macht des Schicksals triumphiert, selbst indem er leiblich untergeht. Vom Grossen unterscheidet sich das Erhabene so, dass jenes ungemessen, dieses aber unermesslich ist; darum hat dies einen absoluten Charakter, den es auch bei Herabsetzung seiner Raumgrösse nicht verliert. Michel Angelos Moses bleibt auch in verkleinerter Kopie erhaben! Vgl. Schiller, über d. Erhabene 1792. R. Zimmermann, Ästhetik 1865.

Erinnerung ist die Fähigkeit des Geistes, Vorstellungen, die früher einmal in der Seele gewesen sind, zu erneuern und wiederzuerkennen. Vom Gedächtnis unterscheidet sich die Erinnerung dadurch, dass jenes die unwillkürliche, diese die absichtliche Reproduktion früherer Vorstellungen, jenes mehr passiv, diese aktiv ist. Stockt das Gedächtnis,

so fehlt es am Entsinnen, stockt die Erinnerung, am Besinnen. Schon Platon und Aristoteles machten diesen Unterschied (*μνήμη* und *ἀνάμνησις*). Was die Erinnerung reproduziert, bringt sie als persönliches Erlebnis. Vgl. Assoziation, Reproduktion, Gedächtnis.

Eristik (gr. v. Eris) Streit-, Disputierkunst. Eristiker s. a. Megariker, wegen ihrer Neigung dazu, dann Streitgewandter; eristisch streitsüchtig.

Erkennen (cognoscere) ist die eigentümliche Selbstbethätigung unsres Geistes, kraft deren wir Subjekts- und Prädikatsvorstellungen als notwendig zusammengehörend aussagen. Dieser komplizierte Vorgang hat folgende Stufen: durch Nervenreize entsteht die Empfindung, welche durch die ihr zugewendete Aufmerksamkeit zur Wahrnehmung wird; das davon im Geiste zurückbleibende Bild heisst Vorstellung. Wirkliche Erkenntnis kommt nun dadurch zu stande, dass unser Geist die Übereinstimmung zwischen Vorstellung und Vorgestelltem herausfindet und in einem Urteil ausspricht. Neben diesen synthetischen Urteilen stehen die analytischen, welche durch Zerlegung einer Vorstellung in ihre Merkmale und Zusammenfassung der wichtigsten entsteht. Jenes Erkennen sucht nach objektiver, dieses nach logischer Wahrheit, dort erkennen wir, dass etwas ist, hier, dass etwas gedacht werden kann; dort befriedigt uns nur reale Gültigkeit, hier subjektive Richtigkeit. Aber letztere genügt uns nicht; wir wollen uns nicht nur in einem widerspruchslosen Gewebe subjektiver Vorstellungen bewegen; wir wollen erkennen, d. h. zur Gewissheit gelangen, ob unsre Vorstellungen mit der objektiven Aussenwelt auch übereinstimmen. Die Mittel, die unser Geist zu dem Zwecke verwendet, sind mannigfach; zunächst verfährt er den Denkgesetzen gemäss: nach dem Gesetz der Identität, des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten; ferner nach den Kategorien der Substantialität, Causalität und des Zweckes, indem er fragt, wie, warum und wozu etwas ist. Daraus bildet er ferner Schlüsse aller Art, und vermittels ihrer beweist er die Wahrheit oder Unwahrheit eines Urteils, sei es durch die deduktive oder induktive Methode.

Erkenntlichkeit die Bereitwilligkeit, uns erwiesene Wohlthaten als solche anzuerkennen und es durch die

That zu beweisen, während Dankbarkeit mehr nur den Gemütszustand ausdrückt, in welchem man der genossenen Wohlthaten gedenkt.

Erkenntnis (cognitio) ist die Übereinstimmung von subjektiver Vorstellung und objektivem Sein. Diese hat verschiedene Grade der Gewissheit: Meinen, Glauben und Wissen (s. d.); je nach der Quelle giebt es historische, intuitive, diskursive und spekulative Erkenntnis. Intuitive ist solche, die wir entweder unmittelbar aus sinnlicher Anschauung gewinnen oder wenigstens durch Zurückführung auf dieselbe belegen können; diskursive und spekulative Erkenntnisse haben ihren Ursprung aus Begriffsentwickelungen und den daraus abgeleiteten Schlüssen. Es ist eine Hauptaufgabe der Philosophie, welcher sie sich namentlich seit Locke († 1704) und Kant († 1804) unterzogen hat, Ursprung, Gesetze und Grenzen der menschlichen Erkenntnis zu untersuchen. Diese Erkenntnistheorie gehört teils in die Logik, teils in die Metaphysik. Vgl. Kant, Kritik d. rein. Vernunft. 1781. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. 1783. Beneke, Erkenntnislehre. 1820. Drobisch, Logik. 3. Aufl. Lpz. 1863. W. Schuppe, das menschl. Denken. Berl. 1870 W. Wundt, Logik. Lpz. 1881.

Erklärung s. Definition.

Ernst bedeutet 1) den Gegensatz von Scherz, also die Wahrheit einer Vorstellung und die Übereinstimmung eines Ausdrucks mit dem Gegenstande oder der Absicht der Vorstellung. 2) Im Gegensatz zur Heiterkeit die Gemütsverfassung, die aus einer Erwägung der höheren Lebenszwecke entspringt. Ein ernsthafter Charakter lässt sich mithin durch momentane Eindrücke und Täuschungen über die Wirklichkeit nicht täuschen; er bezeigt Eifer und Emsigkeit in der Verfolgung seiner Absichten und Würde im äussern Auftreten.

Erregbarkeit (Irritabilität) ist die Fähigkeit des tierischen Organismus auf Reize von aussen durch Empfindung und Bewegungen zu antworten (reagieren).

Erscheinung (phaenomenon) ist jeder Gegenstand, sofern er von den Sinnen aufgefasst wird. Sie darf also nicht mit dem Schein verwechselt werden, welchem nichts Wirkliches ausserhalb unsres Geistes entspricht. Da aber die Dinge keineswegs unmittelbar in uns hineinkommen,

sondern nur sinnliche Abbilder davon, so ist die ganze Welt, in der wir uns bewegen, zunächst nur Erscheinung, welche jedoch auf ein Sein hindeutet. Vgl. Ding an sich. In einem andern Sinne heisst Erscheinung s. a. Vision, Illusion oder Halluzination (s. d.).

Erschleichung (subreptio) heisst jeder versteckte Beweisfehler, sofern der Hinblick auf das gewünschte Resultat dazu verleitet hat, insbesondere die Heterozetesis (s. d.). Diesem Fehler sind alle Systematiker ausgesetzt, die aus einem oder wenigen Prinzipien allein ihr ganzes System ableiten, ohne dass das Besondre, welches unter jenes Allgemeine zu subsumieren ist, anderweitig, entweder empirisch oder hypothetisch, hinzugenommen wird.

Erwachen s. Traum.

Erwartung ist derjenige Zustand, wo wir durch sich uns aufdrängende Vorstellungen künftiger Ereignisse in Lust oder Unlust versetzt sind. Je nach der Klarheit der künftigen Vorstellung ist sie bestimmt oder unbestimmt; je nach der Art des Erwarteten heisst sie Hoffnung oder Furcht; nach dem Grade seiner Bildung erwartet der Mensch mehr oder weniger, daher der unheimliche Schauder bei Wahrnehmungen, die, wie z. B. ungewöhnliches Geräusch, Waldesdunkel, keine bestimmte Erwartung anregen. Die Erregung und Befriedigung von Erwartungen bringt in unser Leben einen angenehmen Rhythmus; wer nichts mehr zu erwarten hat, wird leicht lebensüberdrüssig. Je bestimmter die Erwartung wird, desto ungeduldiger werden wir; daher erscheint der Rhythmus des Lebens mit dessen Fortschritt beschleunigt. Was und wie man erwartet, hängt von des Menschen Individualität, Erziehung und Beruf ab. Dringende Erwartung verfälscht oft unser Urteil. Man hält für möglich, ja notwendig, was man erwartet. Getäuschte Erwartung verwandelt oft Angenehmes in Unangenehmes, Gleichgültiges in Verabscheutes. Das Kind erwacht, wenn die Wärterin aufhört zu singen, der Müller, wenn seine Mühle plötzlich stillsteht. Mancher ästhetische Genuss beruht auf dem Wechsel von Befriedigungen und Enttäuschungen, z. B. bei musikalischen Variationen, bei der Fuge, beim Roman. Aus unbestimmten Erwartungen entspringt die Langeweile (s. d. W.). Die Ungeduld der

Erwartung spricht sich meist durch Instinktbewegungen aus, die ebenso zwecklos sind, wie die auf- und abwogenden Vorstellungen, z. B. Trommeln, Schaukeln, Hin- und Hergehen u. dgl.

Erziehung heisst nicht blos Aufziehung, Wartung und Pflege, was bei Pflanzen und Tieren genügt, sondern zweckvolle Ausbildung des Menschen zum sittlichen Charakter. Dies ist das Ziel der Erziehung; ihre Voraussetzung ein bildungsfähiges Individuum; die Wissenschaft, welche sich damit beschäftigt, ist die Pädagogik, welche aber nicht ohne die Physiologie, Psychologie und Ethik auf Erfolg rechnen kann. Da nun niemand das Gute thun kann, wenn er es nicht kennt, so gehört zur Erziehung der Unterricht, welcher den Zögling mit Kenntnissen und edlen Gedanken erfüllt; doch dürfen diese nicht zum alleinigen Gegenstand der Erziehung gemacht werden, wie manche wollen, welche die praktische Vorbereitung für einen Lebensberuf mit Erziehung verwechseln. Vielmehr hat die Pädagogik vom Begriff des sittlichen Charakters aus diejenigen Bedingungen aufzusuchen, unter denen jener entstehen und sich befestigen kann. Das erste nun ist die natürliche Anlage (Temperament, Konstitution, Triebleben und Geistesgaben), sodann die Umgebung, in welcher ein Mensch aufwächst, fremdes Beispiel und eigne Erfahrung. Dazu muss nun die Zucht treten, welche teils abhaltend (negativ), teils fördernd (positiv) wirkt, und der bildende, erziehliche Unterricht. Denn das Begehren des Menschen beruht seinem Inhalt und Umfange nach zum grossen Teil auf seinem Gedankenkreise und auf dem Interesse, welches er in seinem eignen Innern für das Verschiedenartige empfindet. Daher ist nur derjenige Unterricht erziehlich, welcher auf jeder Stufe die sittlichen Ideen und Interessen erweckt, belebt, ordnet und kräftigt. Er allein wird dem Zögling die Harmonie, wenn nicht mit der Aussenwelt, so doch mit sich selbst verleihen, welche die Voraussetzung wahrhaft nützlicher Thätigkeit und echten Glückes ist. Auf die eigentliche Erziehung haben die Philosophen stets ihr Augenmerk gerichtet, besonders Platon im Altertum, in neuerer Zeit Locke, Kant, Herbart, Fichte, Schleiermacher und Beneke. Vgl. Waitz, Allgem. Pädagogik. 3. Aufl. Braunschw. 1852. Ziller, Allgem. Pädagogik.

2. Aufl. Lpz. 1884. Strümpell, Psycholog. Pädagogik. Lpz. 1880. F. Kirchner, Pädagogik. Lpz. 1888.

Ethik (v. ἦθος) oder Moral (v. mores) = Sittenlehre, d. h. die Wissenschaft vom Sittlich-Guten und Bösen. Auf Grund metaphysischer, anthropologischer und psychologischer Voraussetzungen hat sie das Wesen des Guten, seine Begründung, die Mittel und Hindernisse seiner Erwerbung zu schildern. Die Ethik ist also derjenige Teil der Philosophie, der es nicht blos mit der Erklärung der Erscheinungswelt, sondern auch mit der Beurteilung zielbewussten Handelns zu thun hat; die Ethik ist praktische Philosophie. Ihre Gesetze sind nicht, wie bei der Naturwissenschaft, blos Formeln für die Stetigkeit des Geschehens, sondern wirklich Vorschriften, welche befolgt oder auch übertreten werden. Nachdem Sokrates zuerst sich mit ethischen Fragen beschäftigt, hat sein Schüler Platon die erste wissenschaftliche Behandlung versucht. Aber er, wie fast alle Alten, fassten weniger den Willen als sein Objekt ins Auge, daher ihre Ethik vorwiegend Güterlehre ist und sie, ausgenommen die Stoiker, welche die Tugend betonten, dem Eudämonismus verfielen. Andrerseits verfolgten sie den wahren Gedanken, dass die Ethik alle Gebiete, besonders auch das Rechts- und Staatsleben, umfassen müsse. Das Christentum drang auf die Gesinnung, auf Reinheit des Herzens und Heiligkeit des Willens; die christliche Ethik wurde, weil sie sich auf Gottes Willen gründete, vorwiegend Pflichtenlehre. Zugleich aber zeigte sie mancherlei Mängel: das Streben nach der Seligkeit ward leicht eudämonistisch, die Betonung der Askese unnatürlich, die Unterscheidung zwischen niedrer und höherer Moral gefährlich; dazu kam, dass sich die Begründung auf die für unfehlbar angesehene Kirchenlehre als unzureichend erwies. Diesen Mängeln bemühte sich die Philosophie abzuhelfen: im 17. Jahrhundert basierten Spinoza (1632—77) und Leibniz (1646—1716) pantheistisch oder theistisch die Ethik auf die Erkenntnis; im 18. wendeten sich die Encyklopädisten wieder dem Eudämonismus zu, bis J. Kant (1724—1804) das Richtige traf, indem er die Gesinnung betonte und das höchste Gut nicht eudämonistisch in irgend einer Sache, sondern in der ihren eignen Lohn enthaltenden vernunftgemässen Tugend fand. Die Ethik ruht ihm auf der autonomen Menschen-Vernunft,

welche sich unsrer Sinnlichkeit gegenüber als kategorischer Imperativ geltend macht. Ähnlich lehrte Fichte. Freilich kann die Ethik nach unsrer Meinung einer metaphysischen Begründung nicht entbehren; denn ohne diese schweben ihre Vorschriften in der Luft. Schleiermacher (1768—1834) zeigte, dass die Ethik alle drei Gesichtspunkte, die Güter, Pflichten und Tugenden, behandeln müsse, während Hegel (1770—1831) auf den Unterschied der Moral und Sittlichkeit hinwies und Herbart (1776—1841) als Basis die ethischen Ideen oder Musterbegriffe aufstellte. Vgl. Schleiermacher, Kritik d. bisher. Sittenlehre. 1808. Stäudlin, Gesch. d. Moralphilos. 1823. Ed. v. Hartmann, Phänomenol. d. sittl. Bewusstseins. Berl. 1880. F. Kirchner, Notwendigkeit der metaphys. Grundlage f. d. Ethik. Berl. 1881.

Ethikotheologie nennt man seit Kant den Versuch, das Dasein Gottes aus der moralischen Ordnung der Welt zu beweisen, während die Physikotheologie es aus der Schönheit und Zweckmässigkeit der Natur beweist. Kant nannte Gottes Dasein in diesem Sinne ein Postulat der reinen praktischen Vernunft, d. h. etwas, das man aus theoretischen Gründen zwar nicht wissen könne, woran man aber aus praktischen Gründen glauben müsse. Vgl. Gott.

ethisch (gr.) von Ethos = Sitte, sittlich, die Sittenlehre betreffend.

ethisieren sittlich machen, sittlich auffassen.

Ethokratie (gr.) Tugendherrschaft, eine Regierungsverfassung, wo die Sittlichkeit die einzige Gesetzgeberin ist.

Ethos (gr.) Sitte, sittliche Gemüts- und Sinnesart, auch Charakter, im Gegensatz zum Pathos, der wechselnden Sinnesart.

Eubiotik (gr.) s. a. Diätetik (s. d.).

Eubulie (gr.) kluges Beraten, Klugheit.

Eubulides' Sophisma s. der Verhüllte.

Eudämonie (gr.) Glückseligkeit, Wohlbehagen.

Eudämonismus (εὐδαίμων glücklich) ist diejenige Richtung in der Moral, welche die Glückseligkeit zum letzten Ziel alles Strebens, zum Massstab des Guten und Schlechten, mithin zum Moralprinzip macht. Eudämonist heisst ein Anhänger dieser Ansicht. Da nun aber das Glück in sehr

verschiedenen Dingen gesucht werden kann, so unterscheidet man gröberen und feineren Eudämonismus. Jener, auch Hedonismus (v. ἡδονή Vergnügen) genannt, hält den Sinnengenuss für das Höchste; dieser Ansicht huldigen Aristipp, Epikur und einige Encyklopädisten, wie Helvetius. Der feinere Eudämonismus sucht das Glück in der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, in Schmerzlosigkeit, Reisen, Macht und Ehre. Dieser wird durch Demokrit, Bentham und Dav. Strauss, auch Aristoteles, vertreten. — So recht nun der Eudämonismus darin hat, dass der Mensch nach Glückseligkeit streben dürfe und solle, und dass das einzige Motiv unsres Wollens die Lust sei, so ist er doch unhaltbar, teils weil Sinnengenuss überhaupt nicht dauernd befriedigt, teils weil einseitiger Egoismus unmoralisch ist. Kant verwarf daher jede Rücksicht auf unser Glück und forderte, man solle das Gute nur aus Pflicht thun, ja pries diejenigen Handlungen, die uns Unlust bereiten, als besonders moralisch. Aber dieser Rigorismus ist auch falsch, abgesehen davon, dass er selbst bei Kant nicht frei von eudämonistischen Elementen ist. Nach unsrer Meinung soll der Mensch nach seinem Glücke streben, aber nicht egoistisch, sondern auf Grund und im Zusammenhang mit dem Glück der Menschheit überhaupt. Vgl. F. Kirchner, der Zweck des Daseins. Berl. 1882. Edm. Pfleiderer, Eudämonism. u. Egoism. Lpz. 1880.

Euhemerismus (nach Euëmeros genannt) ist die Lehre, wonach die Götter nur aus der Apotheose berühmter Männer entstanden sind. Euemeros' „heilige Geschichte" ist blos noch in Fragmenten der Ennius'schen Übersetzung vorhanden.

Eukolie Heiterkeit, Zufriedenheit, bei den Stoikern Charakter des Weisen.

Eukrasie (gr.) gute Mischung der Säfte des Körpers, also gute Konstitution (Ggs. Dyskrasie); dann gutes, heitres Temperament.

Euthanasie (gr.) ein leichter, sanfter Tod; die Kunst gut zu sterben, eine schöne Bezeichnung der Philosophie.

Evidenz (v. video) eigtl. Einsicht, dann Gewissheit, und zwar jede entweder unmittelbar durch Anschauung, wie in der Mathematik, oder durch objektiv zureichende Gründe, wie in der Philosophie, zu beweisende Behauptung.

Ästhetische Urteile können nicht zur Evidenz erhoben werden.

ewig, als das Gegenteil von zeitlich, bezeichnet das Zeitlose, d. h. das, was über Anfang, Dauer und Ende erhaben ist. Offenbar ist dies nur ein Grenzbegriff, denn wir können uns die Ewigkeit weder vorstellen noch denken; jenes nicht, weil wir stets irgend einen Anfang oder ein Ende für einen noch so langen Zeitraum vorstellen; dies nicht, weil Zeit ja doch an sich nichts ist, sondern nur ein andres Wort für Geschehen. Zeitlosigkeit würde also dasselbe sein wie Unthätigkeit, d. h. Nichtexistenz. Die Ewigkeit der Welt behaupten nicht nur die Hylozoisten, sondern auch die Pantheisten, ja auch die spekulativen Theologen, z. B. Origenes, Schleiermacher, Dorner u. a. Gottes Ewigkeit ist selbstverständlich. Fasst man mit Kant die Zeit als blos subjektive Form der Anschauung, so wäre Ewigkeit = Zeitlosigkeit, das der subjektiven Zeitform entgegengesetzte intelligible Wesen, so dass Gottheit und Welt sich unterscheiden wie Ewigkeit und Zeit.

exakt (l.) heisst genau; daher sind exakte Wissenschaften diejenigen, welche sich nicht mit Spekulationen, ungefähren Abschätzungen, Hypothesen u. dgl. begnügen, sondern nach genau bestimmten und streng bewiesenen Erkenntnissen streben. Da dies nur bei Objekten möglich, deren Erkenntnis an messbare Grössenverhältnisse gebunden ist, so heisst zunächst nur die Mathematik und deren Anwendung, Physik, Astronomie, Mechanik u. s. w. exakt.

Exaltation (l.) eig. Erhöhung, die leidenschaftliche Erhebung und Spannung des Gemüts und Willens, welche den Menschen zur Überwindung ausserordentlicher Hindernisse anspornt. Sie ist verwandt mit Begeisterung, aber auch mit Schwärmerei.

Experiment (l.) Versuch ist dasjenige Verfahren des Forschers, bei welchem er selbstthätig in den gewöhnlichen Gang der Erscheinungen eingreift und nach seiner Willkür die Naturkräfte unter Bedingungen mit oder gegen einander wirken lässt, unter denen sie grade jetzt nicht, oder vielleicht nie zusammengetroffen wären. Auf der systematischen Verwendung des Experiments beruhen die riesigen Fortschritte der Naturforschung. Die alten

Philosophen kannten das Experiment gar nicht, daher blieb ihre Kenntnis der Natur, trotz ihres Scharfsinnes, ganz mangelhaft. Erst Bacon von Verulam wies energisch darauf hin in seinem Novum Organon.

explicite (l.) ausdrücklich, Ggs. implicite nicht ausdrücklich.

ex pure negativis et particularibus nihit sequitur, logische Regel, dass aus rein negativen oder besondren Obersätzen nichts folgt.

esoterisch (gr.) für Eingeweihte (Ggs. exoterisch volksmässig, populär).

Fallacien (v. fallo betrüge) sind Trugschlüsse s. d.

falsch (falsus), das Gegenteil von wahr, ist nicht so, wie es sein soll oder zu sein vorgiebt, mag der Schein absichtlich (durch Betrug und Heuchelei) oder unabsichtlich (durch Irrtum) veranlasst werden. In der Moral ist Falschheit die absichtliche Nichtübereinstimmung zwischen der Gesinnung und ihrer Äusserung (Worten, Geberden, Handlungen), um andern zu schaden.

Familie (v. l. famulus Diener) ist die durch Geschlechtsvereinigung von Mann und Weib gestiftete Gemeinschaft mehrerer Individuen, welche nicht nur durch dieselben Interessen, sondern auch durch Gefühle und Gesinnungen zusammengehalten wird. Die Familie, besonders wenn sie auf Monogamie beruht, ist die Grundlage aller Kultur, besonders der Sitte, Religion und Gesellschaft. Durch sie werden die nachhaltigsten guten oder schlechten Einflüsse auf die heranwachsende Generation, sei's unwillkürlich durch die Sitte, sei's absichtlich durch die Erziehung übertragen. Die Auflösung des Familienlebens ist daher stets Vorbote oder Folge allgemeinen sozialen Verderbens. Vgl. Ehe. Riehl, die Familie. 7. Aufl. 1873.

Fanatismus (v. fanum Tempel) ist die leidenschaftliche Begeisterung für irgend ein Heiliges (ein religiöses, politisches, soziales System), welche den Menschen zu Gewaltthätigkeiten gegen Andersdenkende hinreisst. Vgl. Toleranz.

Fatalismus (v. l. fatum = Schicksal) ist diejenige Ansicht, wonach alle Erlebnisse und Handlungen des Menschen nicht nur durch den Causalzusammenhang des Weltlaufs,

sondern durch ein unabwendbares Schicksal vorherbestimmt sind. Was der Mensch auch thue, mag er gut oder böse handeln, das Verhängte geschieht notwendig. Diese Ansicht, welche vom Islam, von Epikur und den Stoikern vertreten wird, ist das einseitige Extrem der Wahrheit, dass alles in der Welt, auch die menschlichen Handlungen, durch Ursachen und Gründe bestimmt sind. Jenes Fatum aber ist nicht eine blinde und unheimliche Macht, welche vorher die Reihenfolge der Ereignisse festsetzt, die dann wie eine Komödie abgespielt wird, sondern das Wechselwirken der physischen, logischen und moralischen Gesetze, durch welche der Einzelne bestimmt wird, ohne dass er darum aufhörte frei zu sein. Übrigens führt auch der Pantheismus, der das Individuum zu Aktionen des All-Einen macht, dazu; ebenso der Materialismus, der die menschlichen Handlungen nur als Resultate physischer Antriebe betrachtet, und der Deismus, dem der Weltlauf ein Produkt der Naturgesetze ist. Die Folgen des Fatalismus sind einerseits kühner Todesmut und Zügellosigkeit, andrerseits Resignation und Quietismus. Vgl. Freiheit, Determinismus, Prädestination.

Faulheit ist der Zustand, worin der Mensch jede körperliche und geistige Anstrengung, besonders die regelmässige der Arbeit, scheut. Vgl. Trägheit.

Felápton heisst der 2. Modus der 3. Schlussfigur, wo der Obersatz allgemein verneint, der Untersatz allgemein bejaht und der Schlusssatz besonders verneint. Beispiel: Keine Schlange hat Füsse; alle Schlangen sind Tiere, folglich haben einige Tiere keine Füsse.

Ferio ist der Name des 4. Modus in der 1. Schlussfigur, wo der Obersatz allgemein verneint, der Untersatz besonders bejaht und der Schlusssatz besonders verneint. Beisp.: Kein Europäer kann dies Klima vertragen; einige unsrer Matrosen sind Europäer — folgl. können einige Matrosen dies Klima nicht vertragen. Argument aus dem Ferio: Argumentum baculinum (s. d.).

Ferison heisst der 6. Modus der 3. Schlussfigur mit derselben Quantität und Qualität wie in Ferio (s. d.).

Fertigkeit ist eine durch Übung erworbene Leichtigkeit in der Überwindung von Schwierigkeiten.

Fesapo heisst der 4. Modus der 4. Schlussfigur mit

allgemein verneintem Obersatz, allgemein bejahtem Unter- und besonders verneintem Schlusssatz. Beisp.: Kein Gebildeter spricht falsch; alle, die falsch sprechen, werden verlacht; folglich sind manche, die verlacht werden, nicht gebildet.

Festino ist der Name des 3. Schlussmodus in der 2. Figur mit derselben Quantität und Qualität wie Ferio.

Fetischismus oder Fetismus (v. portugies. Fetisso = facticius = gemacht) heisst eine der niedrigsten Stufen der Religion, wo der Mensch irgend einen auffallenden Gegenstand zu seinem Gott macht, aber fortwirft, wenn er seiner überdrüssig ist. Der glänzende Scherben, der messingene Knopf ist dem Neger keineswegs etwa Symbol, sondern Talisman, d. h. nicht Zeichen für ein Übersinnliches, sondern Träger desselben, ja Gott selbst. Wer jenen zu sich steckt, hat diesen und befreit sich dadurch, wenigstens in einem Punkte, von der Abhängigkeit gegenüber der Natur. Es ist offenbar die roheste Form des Pantheismus.

Fiat justitia, pereat mundus (Geschehe was Recht, mag auch die Welt untergehen) ist zwar ein Satz, den der Richter, nicht aber der Mensch gegen seinen Nächsten zu befolgen hat. Denn höher als die Gerechtigkeit steht die Billigkeit und die Liebe.

Fixe Idee (von fixus = fest) heisst jede festgewurzelte falsche Vorstellung, die keiner Berichtigung zugänglich ist. Diese Art von Geisteskrankheit, welche auch Monomanie heisst, hat das Eigentümliche, dass sich um jene fixe Idee alle anderen Gedanken und Strebungen gruppieren, ja dass der Kranke ganz logisch darnach denkt und handelt, sodass man ihn solange für ganz vernünftig hält, als jenes Gebiet nicht berührt wird. Je nachdem Verstand, Gefühl oder Wille vorwaltet, tritt eine andre fixe Idee in den Vordergrund.

Fleiss ist die beharrliche Verwendung unsrer Kräfte auf körperliche oder geistige Arbeit.

Folge bedeutet eig. dasjenige, was auf etwas andres folgt. Da nun aber häufig das einer Erscheinung Vorangehende zugleich die Ursache dafür ist, so hat jenes ursprünglich zeitliche Verhältnis eine logische Bedeutung bekommen (post hoc, ergo propter hoc); dass nämlich eine Erscheinung nur unter Voraussetzung einer andern denk-

bar ist. Grund und Folge (ratio und consecutio) sind Correlata, d. h. etwas ist nur Grund, sofern es Folgen hat, und Folge heisst etwas nur, sofern es in andrem begründet ist. Insofern hat jede Folge etwas Hypothetisches an sich. Erst seitdem der Menschheit der Satz vom zureichenden Grunde aufgegangen, kann von Erkenntnis die Rede sein. Folgerung heisst das, was man aus dem Vorhergehenden ableitet; folgerichtig (konsequent) ist ein Gedanke oder eine Gedankenreihe, wenn das Gefolgerte wirklich aus dem als Grund Gesetzten folgt; ist das nicht der Fall, so nennt man den Schluss folgewidrig. Vgl. Grund, Ursache.

Form (εἶδος) oder Gestalt, das Gegenteil von Stoff, bedeutet im allgemeinen die Gesamtheit der bestimmten Verhältnisse, in welchen ein Objekt erscheint. Der Gegensatz von Stoff und Form, der gewiss der ältesten Mythologie (Chaos) entstammt, geht durch die ganze Geschichte der Philosophie. Die ästhetische Wertschätzung der Form, welche dem Marmor erst Leben verleiht, die personifizierende Richtung unserer Phantasie und die mythologische Tradition von einem erst durch den Demiurgen geformten Chaos führten Platon zu seiner Ideenlehre (s. d.), welche die Formen als hoch über dem Stoffe schwebende, selbstgenugsame Urbilder aller Vollkommenheit ansah. Dazu kam die Grundthatsache unsres Denkens, die Abstraktion, welche von vielen Einzelvorstellungen die gemeinsamen Merkmale ablöst und dann zu Individual-, resp. Gattungsbegriffen verbindet. Da, mit ihnen verglichen, natürlich die wirklichen Dinge mangelhaft erscheinen, so gewannen dadurch die Formen an Wert. Auch Aristoteles, obgleich er die Universalien (s. d.) nicht als vor den Dingen existierend dachte, legte ihnen doch alles Wesen, alles wahrhafte Sein bei. Die Materie ist, sofern sie nicht geformt ist, überhaupt nicht. Die Formen sind das Wesentliche, der Stoff nebensächlich. So wurde aus einer ursprünglich poetischen eine grammatisch-logische Betrachtungsweise, und diese endlich zur metaphysischen. Auch Aristoteles hat vier Prinzipien: Stoff, Bewegung, Wirklichkeit, Zweck, welche offenbar auf die zwei: Stoff und Form hinauskommen. Ebenso ist der Pantheismus der Stoiker eine solche Hypostasierung der abstrakten Einheit, während die Neuplatoniker wieder in Platons Ideenlehre zurück-

fielen; in neuerer Zeit schliessen sich jenen Spinoza und Schelling an. Der Streit um die angebornen Ideen und die ewigen Wahrheiten, welcher zwischen Leibniz und Locke geführt wurde, gehört auch hierher, und es ist ein Verdienst des letzteren, die psychologische Entstehung der Ideen aufgezeigt zu haben, worin ihm dann Hume folgte. Doch noch bei Kant tritt jene Überschätzung der Form peinlich hervor; die Sinnlichkeit, meint er, gebe uns einen ungeordneten Stoff, den erst der Verstand mit seinen Formen zu ordnen habe; ja selbst in die Natur bringe er erst Ordnung hinein. Bei Hegel wurde das Spiel der logischen Formen sogar zum Selbstentwickelungsprozess des Absoluten. Aber grade dieser Panlogismus trug zur Untersuchung des Verhältnisses von Form und Stoff bei; auf die einseitige Überschätzung durch Hegel und Schelling folgte die einseitige Verwerfung der Form durch den Materialismus. Heutzutage betrachtet man beide als denknotwendige Wechselbegriffe, welche nicht ohne einander sein oder gedacht werden können. Hierauf hat zuerst Herbart (Psych. als Wissensch. § 120. Lehrb. d. Psych. § 149) und Beneke (Lehrb. d. Psych. § 122) hingewiesen.

In der Ästhetik hat natürlich die Form die höchste Bedeutung, denn alles künstlerische Schaffen ist ja Gestaltung.

formal heisst alles, was sich auf die Form bezieht, ohne die einzelnen Gegenstände zu berücksichtigen. So steht die formale Logik der materiellen Metaphysik gegenüber, weil jene es mit formalen Begriffen und formaler Wahrheit zu thun hat. Formale Prinzipien bestimmen die Form, nicht den Inhalt unsres Denkens und Handelns; die formale Wahrheit bezieht sich nur auf den logischen Charakter unsrer Erkenntnisse und entspricht den Gesetzen des reinen Denkens; das formale Recht ist die allgemeine Befugnis jedes vernünftigen Wesens, mit Freiheit die Aussenwelt zu bestimmen.

Formalismus heisst in Wissenschaft und Denken ein sich genau, oft peinlich nach bestimmten Formen richtendes Verfahren, welches oft über der Formel den Gehalt übersieht; z. B. macht man Hegel diesen Vorwurf.

Fortschritt ist die allmähliche Vervollkommnung. Ob

das Menschengeschlecht fortschreite oder nicht, ist nicht leicht zu entscheiden. Manche leugnen es, indem sie die Geschichte der Menschheit entweder dem Kreislauf vergleichen oder der Wellenlinie und sich darauf berufen, dass alles schon einmal dagewesen, ja die Menschen heute schlechter seien als je. Dagegen bemerken wir: 1) im allgemeinen sind die Triebe, Gefühle und Strebungen freilich seit Anfang des Menschengeschlechts dieselben; aber 2) hat es unleugbar in der Kultur, d. h. in der Beherrschung der Natur, gewaltige Fortschritte gemacht; 3) nicht nur sein Wissen, sondern was wichtiger ist, seine Fähigkeit zu denken, seine Art die Dinge zu begreifen, hat zugenommen; ja 4) seine Gefühle sind verfeinert, seine Ideen verklärt und seine Triebe veredelt worden; endlich 5) ist die Glückseligkeit der Menschen extensiv und intensiv gewachsen. Heutzutage befinden sich mehr Individuen in einem menschenwürdigen Dasein als früher und ihre Ansprüche an das Leben sind höher. — Nach dem allen behaupten wir den Fortschritt der Menschheit, der freilich nicht in gerader Linie stattgefunden hat, denn hier und da sind Rückschritte zu verzeichnen, sondern etwa in Form einer Spirale, welche zwar immer wieder an derselben Stelle, aber auf höherem Standort, anlangt.

Freiheit, das Gegenteil von Zwang, nicht von Notwendigkeit, bedeutet eine gewisse Unabhängigkeit von andern; die Macht oder Befugnis, sich so wie man will zu benehmen. So heisst politische Freiheit eines Volkes seine politische Selbstbestimmung. Über die Frage, ob der menschliche Wille frei sei, haben sich Philosophen und Theologen seit Platon lebhaft gestritten, indem sie entweder dem Determinismus oder dem Indeterminismus huldigten (s. d. W.). Die Frage ist deshalb so verwickelt, weil teils die Selbstbeobachtung kein sicheres Resultat ergiebt, teils moralisch-religiöse Interessen die Entscheidung beeinflussen. Zwar die absolute Wahlwillkür (libertas aequilibrii), wonach wir von zwei entgegengesetzten Handlungen jede mit derselben Leichtigkeit thun sollten, verteidigt heute wohl niemand mehr. Aber auch Kants „transcendentale Freiheit“, d. h. eine Reihe von Erscheinungen, die nach Naturgesetzen abläuft, schlechthin von selbst anzufangen, ist unhaltbar. Er sprach sie freilich dem Menschen als Erscheinung ab, verteidigt sie aber für

dessen intelligiblen Charakter als ein Postulat der praktischen Vernunft. Aber abgesehen davon, dass es keinen „intelligiblen" Charakter giebt, so fordert die Vernunft solche Art von Freiheit nicht, sondern nur, dass dem Menschen seine Thaten zugerechnet werden können.

Vor allem muss man sich klar machen, dass Freiheit weder eine Eigenschaft ist, die man ererbt, noch ein Zustand, in dem man ruhig dahinlebt, sondern ein stetes Werden. Denn von Geburt ist der Mensch unfrei, blind folgt er seinen Trieben, bis ihm durch die Erziehung mannigfache ideale Interessen zugeführt werden und dadurch sittliche Konflikte in ihm entstehen. Gedächtnis und Phantasie, Einsicht und Lebenserfahrung führen den Menschen in die Qual der Wahl, d. h. in die Alternative, ob er etwas thun oder lassen soll. Dadurch kommt er ins Schwanken, bis irgend ein äussrer oder innrer Einfluss ihn zum Entschluss bringt. Häufig aber bereut er diesen, ja oft während der That, da er wähnt, er hätte viel besser wählen können; doch dies ist nur Schein, entsprungen aus den vielen Handlungsmöglichkeiten, welche ihm die lebhafte Phantasie vorspiegelt. In Wirklichkeit war die von ihm schliesslich getroffene Entscheidung die einzig für ihn mögliche, weil durch seinen Charakter und die Verhältnisse notwendig bedingte. Freisein heisst mithin gar nicht ursach- oder grundloses oder gar gesetzloses Handeln, sondern Willensbestimmung durch die Vernunft, unbeirrt durch äussern Zwang oder die sinnlichen Triebe. Aber diese Freiheit, welche in einem sittlichen Charakter besteht, muss errungen und stets aufs neue behauptet werden. Daher geben wir Schopenhauer Recht, wenn er sagt, unser Wille sei dem Gesetz der Motivation unterworfen, ja selbst denen, welche ihn dem Kausalzusammenhange des Kosmos nicht entnommen wissen wollen. Aber die Freiheit des Menschen beruht trotzdem unerschütterlich auf folgenden Säulen: 1) Die Phantasie lässt uns zugleich verschiedene Möglichkeiten vorstellen; 2) so sehr alle Entschlüsse motiviert sind, so liegt es in unsrer Hand, die Motive zu vermehren und zu veredeln. 3) Trotz aller Einflüsse von aussen ist es doch unser Ich, unser Charakter, welcher die Entscheidung trifft. 4) Je mehr wir unsern Willen der Vernunft unterwerfen, desto freier werden wir. — Vgl. Determinismus, Indeter-

minismus, Willkür, Zurechnung, Notwendigkeit. Drobisch, d. moral. Statistik u. Willensfreiheit. Lpz. 1867. F. Kirchner, Freiheit d. Willens. Halle 1874. J. C. Fischer, d. Freih. d. menschl. Willens. Lpz. 1871. H. Sommer, Freiheit des Willens. Berlin 1880.

Fresison heisst der Name des 1. Schlussmodus in der 4. Figur mit allgemein verneinendem Obersatz, mit besonders bejahendem Untersatz und besonders verneinendem Schlusssatz.

Freude ist gesteigertes Lustgefühl mit der Vorstellung eines Gegenstandes als der Ursache derselben. Sie gehört zu den aktiven Affekten (s. d.), welche aus einer Überfüllung unsres Gemüts entspringen. Je nach Temperament, Bildung und Lebenslage empfinden die Menschen über die verschiedensten Dinge Freude. Ihr Gegenteil ist Betrübnis. — Freudigkeit dagegen ist kein Affekt, sondern eine angenehme, unbestimmte Empfindung, welche dem Bewusstsein allgemeiner Lebensförderung entstammt. „Freudigkeit", sagt Goethe im „Götz", „ist die Mutter aller Tugenden".

Freundschaft ist die innige Verbindung zweier Personen, welche, auf Liebe, Achtung oder Gleichartigkeit ihrer Interessen gegründet, sich durch herzliche Teilnahme für einander, durch freundliche Geberden, Worte und Dienste äussert. Aristoteles (Eth. Nic. 8, 9.) unterscheidet 3 Arten: Freundschaft um des Vergnügens willen (Zech-, Spiel-, Jugendfreundschaften), des Nutzens (politische, gelehrte, kommerzielle) und der Tugend. Gewiss entspricht die 3. Art allein dem Ideal, wenn auch die andern dem Charakter förderlich sein können. Am schönsten sind die Jugendfreundschaften, welche das Leben verklären; freilich dauern sie, wie alles Schöne, oft nicht lange. Die Freundschaften des Nutzens währen meist solange wie dieser selbst. Diejenigen der Tugend, welche der gemeinsamen Begeisterung für das Gute und Wahre entspringen, sind ewig. Berühmte Freundschaftspaare sind: Achill und Patroklos; Orest und Pylades; David und Jonathan; die Pythagoräer Damon und Phintias (vgl. Schillers „Bürgschaft"); Scipio und Lälius; Konradin und Friedrich; Ernst v. Schwaben und Wernher v. Kyburg; Ludwig v. Bayern und Friedrich; Egmont u.

Oranien; Carlos und Marquis Posa; Schiller und Goethe. Über die Freundschaft schrieb ausser Aristoteles Cicero („Lälius"). Vgl. Stäudlin, Gesch. d. Vorstellungen v. d. Freundsch. Hannover 1826.

Frömmigkeit ist das Gefühl absoluter Abhängigkeit vom Göttlichen. Diese Gesinnungsweise führt alles Sein und Geschehen in Natur und Geschichte, wie nicht minder alle moralischen Gebote auf Gott als das letzte Prinzip zurück. In dem religiös gestimmten Gemüte wird die Vorstellung Gottes zum Mittelpunkte aller Vorstellungen, Gefühle und Triebe und erregt im Ich, wenn dies nicht in Harmonie mit jener ist, Unlust (Furcht vor Gott), sobald es aber innig damit vereinigt ist, Lust (Gottseligkeit). Ihrem Wesen nach kann die Frömmigkeit gleich tief und stark sein, wie man sich auch Gott dabei vorstelle: ein Buddhist, ein Jude, ein Katholik und ein Evangelischer können ganz gleich fromm sein. Das Eigentümliche frommer Betrachtungsweise im Unterschied von der wissenschaftlichen, ästhetischen, praktischen u. s. f. springt ins Auge, wenn man sich verschiedene Menschen in derselben Lage, z. B. bei einem gewaltigen Gewitter denkt. Während der praktische Landwirt dessen Nutzen erwägt, der Elektriker dessen Wesen untersucht, fühlt der Fromme dabei Gottes Nähe, freilich in einer durch Nationalität, Alter, Geschlecht, Bildung und Individualität besonders bestimmten Weise. Wahre Frömmigkeit beweist sich in Thaten reiner Nächstenliebe und lautrer Moral; Frömmelei dagegen ist die aus Furcht oder Selbstsucht entspringende Nachäffung der Frömmigkeit. Wahre Frömmigkeit vollendet erst die sittliche Persönlichkeit, denn sie entspringt aus einer Harmonie von Verstand, Gefühl und Willen, während die einseitige Pflege des Verstandes zu Rationalismus oder Dogmatismus führt; die Gefühlsseligkeit zu Schwärmerei und Pietismus; die Einseitigkeit des Willens zu Fanatismus und Werkheiligkeit. Vgl. Schleiermacher, Reden über d. Religion 1799. Ziller, Allgem. phil. Ethik. Langensalza 1880. F. Kirchner, Lehrb. d. Religion. Köthen 1878.

Fundamentalphilosophie Anfangs- oder Grundlehre der Philosophie, Metaphysik.

Furcht ist das Gefühl heftiger Unlust, welche aus der

Erwartung eines künftigen Übels entspringt. Sie ist einer der passiven Affekte, welche aus plötzlicher Entleerung des Gemüts entstammen. Die Furcht jagt das Blut zum Herzen, daher das Erbleichen und der beschleunigte Herzschlag, sie lähmt den Willen und lässt unsere Vorstellungen stocken. Furcht ist oft sogar tödlich. Was Furcht erregt, heisst furchtbar. Die Furcht ist ein den lebenden Wesen natürlicher Affekt, dem der am meisten ausgesetzt ist, der die lebhafteste Phantasie hat. Stufen der Furcht sind Bangigkeit, Angst und Verzagtheit. Plötzliche Furcht heisst Erschrecken, Grausen und Entsetzen, denen auch der Mutigste ausgesetzt ist, weil auch ihn das Gefühl seiner Ohnmacht überfallen kann. Geneigtheit zur Furcht heisst Furchtsamkeit, die physisch, geistig oder moralisch sein kann; nur die letzte ist tadelnswert. Im Umgang mit Menschen erscheint die Furcht als Schüchternheit, übertriebene Höflichkeit und Kriecherei.

Futurition (l.) die Zukunft, das zukünftige Dasein, das Werden.

Galenische Schlussfigur heisst die 4., vom Arzt Galenus (2. Jahrh. n. Chr.) aufgestellte Figur des kategorischen Schlusses, welche nur die Conversion der ersten ist. Ihr Schema ist: P — M, M — S; folgl. S — P. Sie hat 5 Modi: Bamalip, Calemes, Dimatis, Fesapo und Fresison. Nur unter folgenden Regeln ergeben sich gültige Schlüsse: 1) Mit einem bejahenden Obersatz muss ein allgemeiner Untersatz verbunden sein; 2) bei irgend einer verneinenden Prämisse ist der Obersatz allgemein; 3) wenn eine Prämisse partikular oder der Untersatz bejahend ist, muss der Schlusssatz partikular sein.

Gattungsbegriffe sind solche, die mehrere in den wesentlichen Eigenschaften übereinstimmende Begriffe umfassen. Die Gattung (genus) ist demnach ebenso das reale Gegenbild zum Umfange, wie das Wesen zum Inhalte des Begriffs. Diese Beziehung findet sowohl bei abstrakten wie bei konkreten Begriffen statt. Je nach dem Gesichtspunkte der Begriffsbildung lassen sich mehrere einander umkreisende Gattungen unterscheiden, welche in absteigender Folge durch die Ausdrücke: Reich, Kreis, Klasse, Ordnung, Familie und Gattung bezeichnet werden. Für die

Anordnung der Begriffe gelten 3 Gesetze: 1) das der Homogeneität: so verschieden auch 2 Begriffe sein mögen, stets sind sie doch einem höhern untergeordnet; 2) das der Spezifikation: jeder wirklich gegebene Begriff enthält noch Arten unter sich; 3) das der logischen Affinität: zwischen Nebenarten ist stets ein Übergang denkbar.

Geberde (gestus) eine unwillkürliche Haltung und Bewegung des Körpers, welche unsre Stimmung versinnbildlicht, im Unterschied von der Mimik, welche unsre Empfindungen nur durch Veränderung der Gesichtszüge ausdrückt. Beide werden im täglichen Verkehr, von Rednern und Schauspielern in Anwendung gebracht. Eine besondere Art der Geberdensprache ist die Fingersprache (Daktylologie), welche mittels der Finger die Begriffe nach ihren wesentlichen Merkmalen andeutet. Als ihr Erfinder gilt Bonet 1620. Die Abstrakta bereiten dabei natürlich grosse Schwierigkeit. Viele Geberden hat der Mensch mit dem Tier gemein. Vgl. Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen b. d. Tieren. Dtsch. v. Carus. Stuttg. 1872.

Gedächtnis (memoria) ist das Vermögen des Geistes, Vorstellungen, die aus dem Bewusstsein entschwunden waren, unverändert wieder hervorzurufen (zu reproduzieren). Von der Erinnerung (s. d.) unterscheidet es sich dadurch, dass jene eine willkürliche, diese eine unwillkürliche Reproduktion ist; von der Phantasie dadurch, dass diese die Vorstellungen unvollständig und mannigfach verändert, das Gedächtnis sie dagegen vollständig und in ihrer alten Ordnung reproduziert. Hauptvorzug des Gedächtnisses ist also die Treue. Diese hängt ab 1) von der Stärke der ursprünglichen Auffassung, 2) vom Interesse an der Sache und 3) von der Wiederholung desselben Eindrucks. Die Treue zeigt sich wiederum als Dauerhaftigkeit, Leichtigkeit und Vielseitigkeit; die sog. besondren Gedächtnisse für Zahlen, Namen u. dgl. hängen von Interesse und Gewöhnung ab. Bei Kindern ist ein starkes Gedächtnis das erste Zeichen von Begabung; bei Erwachsenen jedoch nicht, denn wo viel Gedächtnis, pflegt wenig Urteilskraft zu sein; Abnahme des Gedächtnisses entspringt entweder aus dem Alter oder aus Gehirnkrankheit. Beispiele von ausgezeichnetem Gedächtnis sind

Themistokles, welcher die Namen aller athenischen Bürger kannte, Scaliger, der den Homer in 21 Tagen auswendig lernte, Leibniz und Euler, welche die Äneide und Hugo Grotius, welcher das ganze Corpus juris auswendig wusste. Übrigens ist Gedächtnis und Memorieren nicht dasselbe (s. d. W.) Vgl. E. Hering, Über das Gedächtnis. Wien 1870. J. Huber, d. Ged. München 1878.

Gedächtniskunst s. Memorieren, Mnemotechnik.

Gedanke ist das Erzeugnis des Denkens oder Erkennens (s. d. W.). Gedankenlosigkeit bedeutet entweder Mangel an Herrschaft über die der Seele sich aufdrängenden Vorstellungen oder unlogische Verknüpfung der Gedanken oder grosse Langsamkeit im Ablauf der Vorstellungen und Begriffe oder endlich Mangel an selbständigen Gedanken.

Geduld ist Selbstbeherrschung im Leiden, d. h. die ruhige, entschlossene Erduldung von Übeln, Anstrengungen und Widerwärtigkeiten, die wir entweder nicht abwenden können oder (aus Pflichtgefühl) nicht wollen.

Gefühl ist das Gewahrwerden (die Apperception) unsres Gesamtzustandes. Irrtümlich wird es oft mit Empfindung überhaupt und mit der Gemeinempfindung (Tast-, Gefühlssinn) unsres Leibes verwechselt. Aber Empfindungen (s. d.) sind ursprüngliche, Gefühle dagegen abgeleitete Seelenzustände, und jene bringen uns Zustände unsres Leibes, diese diejenigen unsrer Seele zum Bewusstsein. Schon jede Empfindung hat ihren Ton, d. h. sie erzeugt Lust oder Unlust in der Seele. Die aus dem fortwährenden Wechselwirken mit der Aussenwelt entstehenden Zustände der Seele, seien sie durch Empfinden, Vorstellen, Bewegung oder Streben veranlasst, heissen Gefühle; je nachdem diese harmonisch sind oder nicht, fühlt der Mensch Lust oder Unlust. — Die Sonderung des Gefühls als eines besondren Vermögens der Seele rührt erst seit Kant her, bis dahin unterschied man nur Vorstellen und Begehren. Die Gefühle lassen sich einteilen 1) dem Tone, 2) dem Inhalte nach. Dem Tone nach zerfallen sie in solche der Lust und der Unlust; jene bedeuten eine Steigerung, diese eine Minderung unsres Lebens. Beide sind wieder nach Stärke und Dauer verschieden. Freilich sind Lust und Unlust relativ: herabgesetzte Unlust

wird schon als Lust empfunden und umgekehrt. Dieselbe Sache bereitet verschiedenen Menschen verschiedene Lust oder Unlust, ja demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten. — Der Inhalt der Gefühle hängt von ihrem Ursprung ab; demnach giebt es allgemeine und besondre Gefühle; jene sind subjektiv und dunkel, diese objektiv und bestimmt, jene bringen mehr formal das Fühlen überhaupt zur Darstellung, diese sind qualitativ fixiert. Jene nennt man auch die niederen, diese die höheren. Als allgemeine, welche organisch-sinnlich sind, merken wir: Gemeingefühl, Lebendigkeit und Mattigkeit, Hemmung und Befreiung, Gelingen und Misslingen, Arbeit und Erholung, Harmonie und Disharmonie. Die höheren oder qualitativen Gefühle sind intellektuell, ästhetisch, ethisch (Selbst-, Ehr-, Rechts- und Gemeinschafts-Gefühl) und religiös. Vgl. Nahlowsky, d. Gefühlsleben. 2. Aufl. Lpz. 1884. Biunde, Empirische Psychol. III, S. 72 f. George, Psychol. Berlin 1851.

Gegensatz (oppositio) findet zwischen Sätzen statt, wenn beide zwar unwahr, aber nicht beide wahr sein können; zwischen Begriffen, wenn sie sich weder mit einander zu einem Begriff, noch mit einem dritten durch gemeinsame Merkmale vereinigen lassen. Der Gegensatz ist kontradiktorisch, wenn nicht nur die Wahrheit des einen Teils den andern falsch, sondern auch die Falschheit des einen den andern wahr macht; konträr, wenn nur das erstere eintritt.

Gehör (auditus) ist derjenige Sinn, welcher durch den Schall, d. h. die zitternd-schwingende Bewegung der Materie gereizt, Töne, Klänge und Geräusche vernimmt. Der einfache durch Schwingungen von gleichen Perioden hervorgebrachte Schall ist ein Ton; der Klang die Zusammenfassung mehrerer Töne, deren Schwingungszahlen kleinste Vielfache eines ihm zugrunde liegenden Haupttones sind; Geräusch dagegen entsteht durch unregelmässige Schallbewegung. Harmonische Töne erregen unser Wohlgefallen, disharmonische nicht; heftiger rhythmischer Lärm spricht nur robuste Naturen an, zartere werden dadurch wie durch regelloses Gesumme und schrille Töne peinlich erregt. Die Musik ist die älteste und aufs Gemüt einflussreichste Kunst. Akustische Täuschungen, die oft zu Halluzinationen Anlass geben, entstehen durch Abnormitäten des Blutlaufs im Hirn

oder innern Ohr, durch Ermüdung oder Schwäche der Nerven oder durch entotische Geräusche (d. h. Knacken, Sausen u. dgl.). Das Gehör ist ein höherer, für das Geistesleben des Menschen, besonders für die Sprache, unentbehrlicher Sinn. Ohne ihn entginge uns auch das Reich der Töne; endlich ist er wichtig für unsre Orientierung in der Natur. Vgl. Preyer, die fünf Sinne des Menschen. Lpz. 1870.

Geist (πνεῦμα, spiritus Hauch) eigtl. das Schäumende, vgl. Gischt, ist, wenigstens beim Menschen, dasselbe wie Seele (s. d.), nur dass diese die den Menschenleib tragende Substanz bezeichnet, solange sie noch nicht Persönlichkeit geworden ist. Ihr Ziel aber ist, Geist zu werden, d. h. sich durch Selbsterkenntnis und Selbstbesserung zu vergeistigen. Daher kann die Psychologie des Menschen ebenso gut „Pneumatologie" heissen. Die Unterscheidung von Geist und Seele ist ein Rest des alten spiritualistischen Dualismus (s. d.), welcher dem Leibe als toter Materie (vgl. Cartesius, Spinoza, Leibniz, Fichte) die immaterielle Seele gegenüberstellte und letztere wieder in eine vegetative, empfindende und denkende Seele (Geist) zerlegte. — Da Geist auch als Lebensprinzip angesehen werden kann, so legt man nicht blos dem einzelnen Menschen, sondern auch Gemeinschaften einen Geist bei; man spricht vom Geist einer Schule, Kirche, vom Geist eines Zeitalters, d. h. seiner Denkweise; ferner stellt man Geist, d. h. Inhalt, dem Buchstaben entgegen. Je nachdem einer viel oder wenig Geist zeigt, heisst er geistig, geistvoll, resp. geistesarm, geistlos. Geistreich ist s. a. witzig; geistlich kirchlich. Ein schöner Geist (bel-esprit) heisst ein Freund der Litteratur und Kunst, ein starker Geist ist ein Freidenker.

Geisterlehre u. Geisterseherei.

Geisteskrankheiten (Seelen- oder Gemütskrankheiten) sind abnorme Zustände des Geisteslebens, worin auf Grund physiologischer Störungen entweder einzelne Seelenvermögen (Vorstellen, Fühlen, Wollen) schlecht arbeiten oder ihre Harmonie aufgehoben ist. Die Grenze zwischen gesundem und ungesundem Seelenleben ist übrigens fliessend. Als Typen, die schon die Grenze der Psychose (Seelenkrankheit) berühren, heben wir hervor: 1) Verengung des

Vorstellungskreises, 2) grosse Zerstreutheit, 3) Heftigkeit des Wollens und Fühlens, 4) Fixe Ideen, 5) Schlafwandeln und magnetischer Schlaf, 6) Halluzination und Vision. — Die Geistesstörungen im engern Sinne zerfallen in solche der Depression und der Exaltation; dort zeigt sich übermässige Herabstimmung, hier Überspannung des Seelenlebens. A. Depression: 1) Hypochondrie und Hysterie, 2) Melancholie, 3) Monomanie. B. Exaltation: 1) Manie oder Narrheit, 2) Tobsucht, 3) Verrücktheit. — Die Ursachen der Psychose sind mannigfach: Natureinflüsse, Geschlechtsreife, Konstitution, Erblichkeit, Leben in grossen Städten, Beruf und Stand, Sorgen und Leidenschaften. Vgl. Hohnbaum, Psych. Gesundheit und Irrsinn. Berl. 1845. Wachsmuth, Allg. Pathol. d. Seele. Frkf. 1859. J. Weiss, Kompend. d. Psychiatrie. Wien 1882. v. Krafft-Ebing, Psychiatrie. Lpz. 1883.

Geistesschwäche (imbecillitas) ist die krankhaft verminderte Intelligenz, welche als Blöd-, Stumpf-, Schwachsinn, Einfalt, Dummheit oder Idiotismus auftritt. Zunächst bilden Dummheit, Stumpfsinn und Blödsinn eine Stufenreihe. Dummheit ist die Schwäche des Erkenntnisvermögens, Stumpfsinn dagegen die aller Seelenvermögen, Blödsinn die höchste Stufe des Stumpfsinns. Ursachen dafür sind entweder die angeborne Schwäche (Idiotismus), welcher auf abnormer Gehirn-, Schädel- oder Sinnesbildung beruht, oder die sekundäre, eine Folge von Gehirnkrankeiten oder vom Alter (senile Schwäche). Sie ist immer mit physiologischen und psychischen Abweichungen verbunden.

Geiz ist das unmässige Streben nach Gütern, welches, Zweck und Mittel verwechselnd, sie nur haben will, um sie zu besitzen, nicht, um für sich oder andere daraus Nutzen zu ziehen. Ja, nicht einmal der Geizhals selbst geniesst etwas davon; in der Sucht, sich die Mittel für ein frohes Leben zu sammeln, verabsäumt er das Leben zu geniessen. Dieses völlige Aufgehen des Zweckbegehrens in dem Begehren des Mittels tritt am leichtesten gegenüber dem Gelde, diesem Allmittel, auf. Grosse Leidenschaften schützen vorm Geize oder heilen davon. Daher disponiert auch das Alter zum Geize, das ja auch durch ein langes Leben den Wert des Geldes erkannt hat. Der filzige Geizhalz vergisst sich selbst über dem Golde, dies

wird ihm das Substantielle, der Geist zum Accidentiellen, er geniesst nur in der Einbildung, nie in Wirklichkeit, was ihm sein Geld verschaffen könnte. Der Geiz, eine Ausartung der Sparsamkeit, ist mit der Habsucht verwandt. Vgl. Molière, „der Geizhals“.

Gelübde sind feierliche Versprechen, etwas zu thun oder zu lassen, wenn Gott einem dies oder das gewährte. Solche Verträge mit Gott, wenn sie der Selbstsucht entspringen (do ut des) und Gott bestechen wollen, sind irreligiös. Dazu kommt, dass das Gelobte entweder gut oder schlecht oder etwas Gleichgültiges ist; das Gute muss man thun, das Böse darf man nicht thun, das Gleichgültige aber zu geloben ist, da man nicht Herr seiner Zukunft ist, unbesonnen und daher misslich. Vgl. Sprüche Salom. 20, 25.

Gemeingefühl (coenaesthesis) oder Gemeinempfindung ist der Gesamteindruck aller gleichzeitigen Empfindungen, das somatische Bewusstsein, gleichsam das vitale Gewissen oder physiologische Klima. Ihm wohnt eine gewisse Dunkelheit bei, von der sich, als dem Hintergrunde, die einzelnen Empfindungen grell abheben. Den Hauptherd des Gemeingefühls bilden die unlokalisierten Körperempfindungen, Wärme- und Druckempfindungen, isolierte Muskelempfindungen und Stimmungsempfindungen des Gesichts und Gehörs. Obgleich mancherlei Schwankungen ausgesetzt, bildet das Gemeingefühl die leibliche Grundlage für unser Ichbewusstsein; von ihm hängt besonders das sog. Temperament ab, ferner der Wechsel von Depression und Exaltation, der in der Jugend so häufig ist; darauf beruhen die sog. Ahnungen, Sympathien, Launen, Stimmungen, Träume; in ihm kündigen sich physische und psychische Krankheiten an. Vgl. Muskelgefühl.

Gemeinsinn bedeutet nicht Gemeinheit (sensus vulgaris), sondern 1) gesunder Menschenverstand (common sense, sensus communis), wie man ihn bei jedem natürlichen Menschen antrifft; 2) Gemeingefühl (s. d.); 3) Gemeingeist sowohl objektiv der ein Gemeinwesen beherrschende Geist (s. Geist), als auch subjektiv Hingebung an das Ganze im Gegensatz zum Egoismus und zur Engherzigkeit.

Gemüt (von Mut) ist die Fähigkeit des Zumuteseins, es ist die durch wiederholte Gefühlserregungen erworbene Bestimmtheit des Seelenlebens. Im Gemüte hat und ge-

niesst die Seele sich selbst, es bezeichnet ihr tiefstes Leben und Weben; es gleicht einem Instrumente, das die ihm entlockten Melodien selbst empfindet. Den Grund der jedesmaligen Gemütsstimmung bildet das Gemeingefühl (s. d.), welches dann durch zahllose kleinere Eindrücke geistig-sinnlicher Art beeinflusst wird. — Gemüt ist wie Charakter vox media, d. h. man spricht von gutem und argem Gemüt. In prägnantem Sinn heisst ein Mensch von Gemüt gemütvoll, während gemütlos sowohl der rohe als auch der blasierte heisst, dem es an Mitgefühl, Wohlwollen, Dankbarkeit u. s. w. fehlt. Die Art und Weise, wie sich die Gefühle und Neigungen eines Menschen ausbilden, machen seine Gemütsart, welche heiter oder trübe, furchtsam oder wacker sein kann. Gemütlichkeit legen wir dem bei, welcher, ohne die Absicht zu haben oder zu zeigen, durch sein Benehmen andere in eine angenehme Gemütsstimmung versetzt. Gemütsbewegungen sind alle stärkeren, oft plötzlich ausbrechenden Veränderungen der Stimmung, also Gefühle, Begierden, Affekte und Leidenschaften. Das Gegenteil ist die Gemütsruhe, womit nicht Gefühllosigkeit, sondern Harmonie der Gefühle und Strebungen bezeichnet wird. Gemütskrankheiten s. Geisteskrankheiten. Vgl. Apathie, Ataraxie. Fr. Kirchner, Über Gemütsbildung. Hamb. 1888.

Generifikation heisst die Zurückführung der Arten auf Gattungen. Vgl. Gattungsbegriffe, Division.

generisch und **spezifisch** heisst ein Merkmal je nachdem es einer Klasse oder einer Art von Begriffen zukommt. Vgl. Erklärung, Begriff.

genetisch (v. genesis) heisst das, was sich auf Ursprung oder Erzeugung einer Sache bezieht; eine genetische Erklärung giebt nicht bloss die Merkmale einer Sache an, sondern zeigt auch ihre Entstehung; die genetische Methode stellt den Bildungs- und Entwickelungsgang einer Wissenschaft resp. ihres Stoffes dar. In der Psychologie z. B. leitet sie den Ursprung der seelischen Phänomene aus ihren Elementen nach allgemeinen Gesetzen ab, wodurch sie die Einseitigkeit der deduktiven und induktiven Methode vermeidet. Vgl. W. Volkmann, Lehrb. d. Psychol. 3. Aufl. I, § 3. Köthen 1884. Spencer, Principles of Psychology I, § 61. Lond. 1855.

Genie (v. genius) eigtl. Geist, bedeutet eine ungewöhnliche Begabung, welche nicht nur Originelles, sondern Musterhaftes hervorbringt. Denn Originalität ohne Musterhaftigkeit kann auch Narrheit sein! Die Grundlage des Genies ist die mächtige Phantasie, welche eine Fülle von Vorstellungen spielend erzeugt und verbindet. Daher die Lebhaftigkeit und Kühnheit, die Klarheit, Schnelligkeit und Objektivität und der nie rastende Schöpfungsdrang der Genies. Daher ferner seine Abneigung gegen starre, feste Normen, das äusserlich Unvermittelte, Überschwengliche, oft Barocke seines Schaffens. Fehlt es ihm an Schulung, so verwildert es und zerfällt mit dem Leben und sich selbst (Günther, Lenz). Daher haben sich die grössten Genies zugleich durch Fleiss ausgezeichnet, so Rafael, Michel Angelo, Shakespeare, Goethe. (Vgl. F. A. Wolf: „Genie ist Fleiss!") Der gerade Gegensatz zur Genialität ist der Blödsinn (s. d.). Vgl. Schopenhauer, Welt als Wille u. Vorstell. I, § 36. Sogenannte Universalgenies giebt es selten, denn die Schöpferkraft ist meist auf ein Gebiet beschränkt. Solche waren Aristoteles, Leonardo da Vinci, Leibniz.

geocentrisch (gr. u. lat.) heisst die Weltansicht, welche, im Gegensatz zur heliocentrischen des Kopernikus, die Erde als Mittelpunkt der Welt betrachtet.

Gerechtigkeit ist die aus Wahrhaftigkeit entspringende Tugend, welche die Rechte der Mitmenschen anerkennt. Sie hat eine negative und eine positive Seite: jene ist die Ehrlichkeit, welche den andern nicht verletzt, diese ist die Billigkeit, die sich um des Nächsten Förderung bemüht. Auch der Natur gegenüber kann man von Gerechtigkeit reden, sofern man nämlich jedes Ding seinem Zweck gemäss behandelt. Daher kann man Gerechtigkeit die Existenzform des Universums nennen. (Vgl. Schiller: „Die Natnr ist ewig gerecht"). Die Alten rechneten sie zu den 4 Kardinaltugenden (s. d), Theognis sagte, in der Gerechtigkeit sei alle Tugend befasst (*ἐν δε δικαιοσύνῃ συλλήβδην πᾶσ᾽ ἀρετή 'στι*) und im N. T. steht oft Gerechtigkeit für Tugend überhaupt. Matth. 5, 17 f. 7, 12.

Geruch (olfactus) heisst einer der 5 Sinne, der infolge Reizung der Riechzellen die Ausdünstung der Körper wahrnimmt. Die Stärke der Empfindung hängt vom Umfang

der gereizten Stelle und der Schnelligkeit des Riechens ab. So wichtig der Geruchssinn für die Abwehr schädlicher Stoffe ist, so wenig psychologische oder ästhetische Bedeutung hat er. Nur werden uns öfters durch den Geruch frühere Stimmungen (Weihrauch, Leichenduft) ins Gedächtnis gerufen. — In neuester Zeit hat Jäger ihn als das wichtigste Mittel zur Menschenkenntnis gepriesen. Vgl. G. Jäger, die Entdeckung der Seele. Leipzig 1879.

Geschehen s. Werden.

Geschichte, von geschehen, d. h. sich verändern, heisst die Veränderung einer Sache, ohne dass sie ihrem Wesen nach verschwände. Im allgemeinen hat jedes Ding seine Geschichte, ein Baum, ein Stein, die Erde u. s. f., denn fortwährend verändert sich alles. Im engern Sinne hat nur der Mensch eine Geschichte, denn er allein besitzt Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung; es ist daher nur Metapher, wenn man von der Geschichte eines Hutes, eines Schrankes u. dgl. spricht, denn nicht sie selbst erleben etwas, sondern nur der Mensch, der ihnen seine Erlebnisse poetisch zuschreibt. Zunächst nun hat jeder einzelne seine Geschichte (Biographie), die sich aber mit derjenigen seiner Familie, seines Geschlechts, seiner Stadt, seines Staates, seines Jahrhunderts, ja der ganzen Menschheit verflicht. Die Geschichte der Menschheit umfasst also nicht blos die der Individuen und aller Völker, sondern auch alle Gebiete, welche der Mensch allmählich anzubauen gelernt hat: Ackerbau, Handel, Industrie, Kunst, Religion, Wissenschaft u. s. f. Diese Entwickelung der Menschheit heisst die objektive Geschichte. — Geschichte im subjektiven Sinne ist die Darstellung derselben; diese müsste eigentlich auch alle jene Gebiete in und neben einander umfassen; da dies aber meist die Fähigkeit des Darstellers oder Lesers übersteigt, so hat man allmählich die einzelnen Gebiete besonders behandelt, und wir haben Staats-, Kirchen-, Kunst-, Litteratur-, Handels-Geschichte u. s. w. Ein Zweig derselben ist auch die Geschichte der Philosophie. Seit dem vorigen Jahrhundert hat man auf die Kultur mehr Gewicht gelegt, und zuerst haben Voltaire († 1778) und Herder († 1803) die Kulturgeschichte entwickelt. Die Philosophie der Geschichte

endlich untersucht das Wesen der Geschichte im Unterschied von der Natur, stellt die Gesetze ihres Ursprungs und ihrer Entwickelung auf und hebt die Ideen hervor, von welchen bedeutende Individuen, ganze Perioden und Völker geleitet worden sind. Vgl. Herder, Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh. 1784 ff. Lessing, Erziehung d. Menschengeschl. 1781. Schiller, Was heisst u. z. welchem Ende stud. man Universalgesch.? 1784. Kant, Ideen zu einer allgem. Gesch. in weltbürgerl. Absicht 1784. Hegel, Phänomenol. 1832. Lotze, Mikrokosmos 3. Aufl. 1882.

Geschichte der Philosophie. Wie jede Wissenschaft, hat auch die Philosophie (s. d.) ihre Geschichte, d. h. Entwickelung. Diese führt, wie wir annehmen (vgl. Fortschritt), zu immer besserer Herausgestaltung ihres Wesens. Sie ist also die Geschichte des menschlichen Ringens nach Wahrheit. Und wenn diese uns auch nie zuteil wird, wenn auch kein Philosoph unfehlbar, kein System unangreifbar ist, so ruht und rastet die Menschheit doch nicht, die alten Probleme immer aufs neue zu untersuchen, neue Fragen aufzuwerfen und was die Einzelwissenschaften an neuen Gedanken gewinnen, zur Begründung einer haltbaren Weltanschauung zu verwerten. Der Philosoph, dessen System die Geschichte der Philosophie darzustellen hat, ist die suchende Menschheit. Die Darstellung darf weder blos gelehrt, noch skeptisch, noch konstruierend sein; die gelehrte häuft Wissensstoff, ohne den Gang der Entwickelung philosophisch aufzuzeigen; die skeptische hält die ganze Geschichte für ein zweckloses Hin und Her von Irrtümern; die konstruierende zwängt jedes System in das Schema vorgefasster Begriffe. Die philosophische allein wird den einzelnen historischen Erscheinungen gerecht, indem sie zunächst ihre Ansichten möglichst objektiv darstellt, dann ihren Gedankengang nachzuphilosophieren und endlich kritisch das Bleibende davon herauszuschälen sucht. — Quellen dieser Geschichte sind die etwa noch vorhandenen Schriften der Philosophen, ferner aber die Zeugen, d. h. ihre Schüler, Gegner und Zeitgenossen überhaupt. F. Überweg, Gesch. d. Phil. 7. Aufl. Berl. 1889. H. Ritter, Gesch. d. Phil. Berl. 1839 f. E. Dühring, Krit. Gesch. d. Phil. Berl. 1873. Lewes, Gesch. d. Phil. Berl. 1876. L. Noack, Philos. geschichtl. Lexicon. Leipzig 1879. Kirchner, Gesch. d. Phil. 2. Aufl. Lpz. 1884.

Geschlechtscharakter ist die Mann und Weib voneinander unterscheidende, imgrunde vom Geschlecht abhängige Eigentümlichkeit. Der Mann hat ansehnlicheren Knochenbau, stärkeres Muskelsystem, weitere Brust, grössere Lungen, schärfere Umrisse und grössere Masse des Körpers als das Weib. Der männliche Körper ist im ganzen grösser, kräftiger, fester, zäher, eckiger, der weibliche dagegen kleiner, schwächer, weicher und runder. Diesem somatischen Unterschied entspricht der psychische. Der Mann ist im allgemeinen unternehmender, begehrlicher, offener, aufstrebender und aufbrausender als das Weib, während dies mehr in sich gekehrt, furchtsam, rücksichtsvoll, listig, verschlossen und ruhig ist. Beim Manne wiegt der Verstand, beim Weibe das Gemüt vor; jenen bezeichnet Universalität, dieses Individualität; er steht den Dingen mehr aktiv, sie mehr passiv gegenüber; er kämpft für Freiheit, Recht und Wahrheit, sie für Sitte, Überlieferung und Schönheit; er ist energisch, produktiv, selbständig, sie hingebend, reproduktiv, anschliessend. Er macht Geschichte, sie lehnt sich an die Natur, sein ganzes Seelenleben ist ausgeprägter als das ihre; er richtet sich aufs Allgemeine, Ganze, Grosse, während sie das Einzelne, Kleine hegt und pflegt. Nach Aristoteles verhalten sich die Geschlechter wie Form und Stoff, wie Seele und Leib; den Mann vergleicht er dem Löwen, das Weib dem Panther. Jedes Geschlecht ist besondern leiblichen und seelischen Krankheiten ausgesetzt, hat seine eigentümlichen Vorzüge, Schwächen und Leidenschaften. Der Mann ist mehr dem Zorn, der Wut und Raserei, das Weib der Lust, Eifersucht und Melancholie unterworfen. Vgl. W. v. Humboldt, Über den Geschlechtschar. 1794. H. Lotze, Mikrokosmos III, S. 370 f.

Geschmack (gustus) in physiologischer Beziehung heisst der Sinn, welcher uns das Süsse, Saure, Bittre oder Salzige der Gegenstände empfinden lässt, wenn dieselben irgendwie löslich sind. Einen bestimmten Geschmacksnerven giebt es nicht, und wie sich die 3 Nervenstämme, welche Fäden in das Geschmacksorgan abgeben, in die Funktionen desselben: Bewegung, Tasten und Schmecken teilen, ist uns unbekannt. Jedenfalls gehört der Geschmack zu den niedren Sinnen, denn sein Kreis ist eng, und für die Ausbildung der höheren Fähigkeiten leistet er fast nichts;

nur für die Auswahl der Nahrungsmittel ist er wichtig. Geschmacksaufhebung und -täuschung kommt in Krankheiten und Geistesstörungen vor. — In ästhetischer Hinsicht ist Geschmack subjektiv die Fähigkeit, das Schöne zu beurteilen und vom Hässlichen zu unterscheiden; objektiv ist er der Inbegriff der ästhetischen Urteile, vorausgesetzt, dass gewisse Dinge, unabhängig vom Nutzen und von der Begierde, dem Menschen unmittelbar und unbedingt gefallen, sowie ferner, dass sich dies irgendwie begrifflich ausdrücken lasse. Der Satz: de gustibus non est disputandum (über den Geschmack lässt sich nicht streiten) bezieht sich daher nicht auf das Schöne, sondern auf das Angenehme, welches freilich dem subjektiven Ermessen anheimgegeben ist. Vgl. Ästhetik.

Gesetz (lex) von setzen, heisst im allgemeinen eine Regel, wonach etwas zu geschehen hat. Die Notwendigkeit, deren Ausdruck das Gesetz ist, ist entweder eine physische oder eine logische; es giebt Natur- und Vernunftgesetze. Jene sind nur im übertragenen Sinne Gesetze zu nennen; denn niemand hat sie gegeben, es steht nicht in jemandes Belieben, sie zu erfüllen oder zu übertreten. Die Naturgesetze sind daher imgrunde nur Formeln für die Stetigkeit des Geschehens oder für die Eigenschaft gewisser Körper, für das bleibende Resultat gewisser Verhältnisse, mit einem Wort, sie sind gar nicht Gesetze, sondern Thatsachen. Es ist z. B. ein Gesetz, dass Eisen im Sauerstoff oxydiert; das heisst doch offenbar nur, es ist eine stets beobachtete Thatsache, dass Eisen durch Sauerstoff eine Veränderung erleidet, oder Sauerstoff hat die Eigenschaft, d. h. die Kraft, Eisen zu zersetzen; ebenso verhält es sich mit den Fallgesetzen, mit dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft u. s. f. — es sind Vorgänge, die unter denselben Bedingungen immer wieder eintreten, und zwar nicht, weil ihnen jemand dies befiehlt, dem sie sich auch vielleicht einmal widersetzen könnten, sondern es geschieht so, weil es nicht anders geschehen kann. — Ganz anders die Vernunftgesetze, welche sich auf dem Gebiete der Moral, der Geschichte, des Rechts, der Religion, der Pädagogik und der Ästhetik, mit einem Wort: der menschlichen Gesellschaft bethätigen. Diese werden von der Menschenvernunft gefunden und aufgestellt, damit sie von Menschen erkannt und anerkannt

werden. Weil diese aber Personen sind, d. h. Wesen mit Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung, so steht es bei ihnen, ob sie den Vernunftgesetzen gehorchen wollen oder nicht. Daher finden wir, wenn wir die Geschichte der Individuen wie der Völker betrachten, dass sie so oft dasjenige, was ihnen die Vernunft gebietet, übertreten, indem sie ihren Trieben, Interessen, Gefühlen oder Gewohnheiten folgen. Der Unterschied zwischen Natur und Vernunftgesetzen besteht also darin, dass jene eine Notwendigkeit, diese eine Verpflichtung in sich schliessen; jene müssen, diese sollen befolgt werden; jene sind nur ein bildlicher Ausdruck für objektive Verhältnisse, diese appellieren an die subjektive Entscheidung. Dass jene unter denselben Bedingungen nicht zur Geltung kommen sollten, ist ebenso unwahrscheinlich, als dass diese nicht übertreten werden sollten. Trotzdem finden auch dort Durchbrechungen statt, wie sich diese nichts desto weniger als Regel behaupten. Jene Durchbrechungen entspringen freilich nicht aus göttlicher Willkür, sondern aus bisher noch nicht genug bekannten zureichenden Gründen. Damit hängt ein weiterer Unterschied zwischen Natur- und Vernunftgesetzen zusammen. Jene sind induktiv, diese deduktiv, d. h. jene sind durch immerhin unzureichende, nie völlig abzuschliessende Beobachtung gewonnen, diese hingegen aus der Vernunft selbst abgeleitet. Jene, weil aposteriorisch, haben nur problematische, diese, weil apriorisch, apodiktische Gültigkeit. Ein Naturgesetz also, welches durch eine Instanz nicht bewährt würde, müsste als leere Hypothese fallen gelassen werden; ein Vernunftgesetz, z. B. aus der Moral, bliebe dennoch gültig, auch wenn es 100 mal übertreten würde. Was die Vernunft als gut, wahr, schön, recht u. s. f. anerkannt hat, bleibt es, selbst wenn es tausende von Menschen, ja zeitweilig gar die Mehrzahl derselben nicht anerkennen.

Andrerseits zeigt sich bei tieferer Betrachtung doch auch wieder eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen beiden Arten von Gesetzen. Beide sind von der menschlichen Vernunft gefunden und aufgestellt worden, beide werden von ihr fort und fort modifiziert entsprechend dem Stand ihrer Erkenntnis. Ferner: Die Vernunftgesetze, welche wir für die menschliche Gesellschaft aufstellen, beruhen ebenso schliesslich auf der Natur, nämlich auf

der durch den ganzen Kosmos bedingten Menschennatur, wie die Naturgesetze, welche wir finden, schliesslich Beweise einer objektiven Vernunft sind — eine Auffassung, welche von der Metaphysik näher zu begründen ist. Vgl. übrigens: Natur, Zweckmässigkeit, Notwendigkeit, Hypothese.

Gesicht (visus) ist der Sinn, durch welchen wir Vorstellungen von der Farbe und den Umrissen beleuchteter Gegenstände erlangen. Seine „spezifische Energie“ ist das Licht, denn mag das Auge durch Lichtwellen, Elektrizität oder mechanischen Druck gereizt werden, stets hat es Lichtempfindungen. Sache der Reflexion ist es, dass wir die Dinge einfach und aufrecht sehen; ebenso werden wir ihre Grösse, Entfernung und Richtung nicht gewahr, sondern erschliessen sie. Auch erhebt der Geist die Lichtempfindung zu einer Vorstellung. Denn gesehen wird nur das Empfundene; Grösse, Entfernung, Richtung, Gestalt, Bewegung und Zahl sind alles Qualitäten, die wir nicht empfinden. Der Hauptvorzug des Auges vor den übrigen Sinnen besteht sowohl in der gleichen Empfänglichkeit aller Fasern des Sehnerven für die verschiedenen Erregungsweisen als auch in der organischen Möglichkeit, durch Bewegung die Qualität der Empfindung abzuändern.

Die Bedeutung des Gesichts für das Seelenleben ist sehr gross. Dieser vorwiegend aktive Sinn erschliesst uns die Welt mit Deutlichkeit und Anschaulichkeit; er ermöglicht den Grundprozess des Geistes, das Unterscheiden; er ist ebenso verwendbar zum Praktischen wie zum Theoretischen; er ist am wichtigsten für die Wissenschaft und Kunst. — Das Auge ist freilich auch vielfach (optischen) Täuschungen ausgesetzt.

In einem andern Sinne ist Gesicht (Plural: Gesichte) = Vision, s. d.

Gesichtswinkel ist der durch zwei Linien gebildete Winkel, die einerseits von der Stirn zum Oberkiefer, anderseits vom Ohr zur Basis der Nasenhöhle gezogen werden. Beim Menschen beträgt er nach P. Camper 65—100°, beim Orang-Utang 58°, beim Mandrill 30—42°, beim Hasen 30°, beim Pferde 23°. Bei Vögeln, Fischen und Amphibien verschwindet derselbe ganz.

Gesinnung ist die ganze Denkweise des Menschen,

aus welcher die Bestimmungsgründe seines Handelns entspringen.

Gespensterglaube s. Spiritismus.

gewiss nennen wir dasjenige, von dessen Wahrheit wir überzeugt sind; je nachdem wir uns dabei auf subjektiv oder objektiv zureichende Gründe stützen, ist etwas für uns allein oder für alle gewiss. Jenes darf daher eigentlich als nur wahrscheinlich bezeichnet werden. So sind z. B. alle Glaubenserfahrungen zwar für den, der sie hat, etwas Gewisses, was sie aber begründen, ist nur etwas Wahrscheinliches. Ebenso verhält es sich mit aller Induktion. Alle Gewissheit ist ferner eine unmittelbare, sofern sie sich auf Thatsachen, oder eine mittelbare, sofern sie sich auf Schlüsse gründet. Die letzten, fundamentalsten Thatsachen sind die Axiome, welche eines Beweises weder bedürftig noch fähig sind. Auf sie müssen auch alle Beweise schliesslich zurückgehen, wenn sie stichhaltig sein sollen. Vgl. Beweis, Hypothese, Denkgesetz, Grund.

Gewissen (von wissen) ist das Bewusstsein von unsrem Verhältnis zu Gott; es ist die menschliche Vernunft selbst, sofern sie sich über unsern sittlichen Zustand äussert. Je nach der intellektuellen und moralischen Bildung des einzelnen äussert es sich entweder als ein dunkles Gefühl der Unlust, sobald er in Versuchung zum Bösen gerät, oder als klares Bewusstsein der Pflicht. Bekanntlich giebt es sich nur bei unsern, nicht bei fremden Handlungen kund, und zwar mächtiger nach als vor denselben. Vor der That ist es, je nachdem diese gut oder böse ist, ratend oder warnend, in derselben fördernd oder hemmend, nachher lobend oder tadelnd. Es geht immer nur auf den Einzelfall, nie stellt es allgemeine Regeln auf; daher auch sein subjektiver Charakter, der es ungeeignet macht als allgemeine Norm zu dienen. Niemand, auch der Frömmste und Klügste nicht, hat mithin das Recht, sein Gewissen andern zum Gesetz zu machen. Das Gewissen ist dem Menschen, wenigstens dem zivilisierten, angeboren, denn jeder von uns hat ein unmittelbares Gefühl für Recht und Unrecht; aber es bedarf der Erziehung, wenn es auch nicht das Erzeugnis dieser allein ist. Je nach unsrer Anlage, Erziehung und Lebensführung ist unser Gewissen stark oder schwach, eng oder weit, zart oder stumpf. Da

es die subjektive Vernunft des einzelnen ist, sofern sie über Sittliches urteilt, so kann es natürlich auch irren und einzelne wie ganze Völker haben für recht gehalten, was wir heute verwerfen. Aus Gewissenhaftigkeit hat Calvin den Servet verbrannt, Ravaillac Heinrich IV. ermordet; aus Gewissenhaftigkeit haben ganze Völker ihre Eltern erschlagen, ihre Feinde verzehrt u. dgl. m. Daraus folgt, dass das Gewissen steter Erziehung bedarf. Kant nennt es die dem Menschen in jedem Falle eines Gesetzes seine Pflicht zum Lossprechen oder Verurteilen vorhaltende praktische Vernunft; J. G. Fichte: das unmittelbare Bewusstsein unsrer bestimmten Pflicht; Hegel den seiner unmittelbar als der absoluten Wahrheit und des Seins gewissen Geist; H. Ulrici das ins Bewusstsein getretene Gefühl des Sollens; Schopenhauer die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit uns selbst. Theologen wie Wuttke, Rothe, Schmid, v. Oettingen bezeichnen es als die im vernünftigen Selbstbewusstsein gegebene Offenbarung Gottes, eine Definition, welcher wir auch beipflichten.

gewissenhaft heisst derjenige, der seine Handlungen streng nach dem Sittengesetz beurteilt und seinem Gewissen folgt. Gewissensfälle sind Lagen des Menschen, wo er handeln muss, ohne über die Moralität der Handlung zur Klarheit zu kommen. Vgl. Collision der Pflichten und Casuistik. Stäudlin, Gesch. der Lehre vom Gewissen. Halle 1824. Wohlrabe, Gewissen u. Gewissensbildung. Gotha 1883.

Gewissensfreiheit ist das Recht, in seinen Reden und Handlungen seiner eignen Überzeugung zu folgen. Vgl. Gedankenfreiheit. Dieses Recht darf keinem verkümmert werden, am wenigsten auf moralischem und religiösem Gebiete, wenn dadurch das Wohl anderer oder der Gesellschaft überhaupt nicht geschädigt wird. Freilich hat derjenige, welcher seinem Gewissen folgt, auch die Nachteile zu tragen, welche ihm Vorurteil, Parteihass und Tyrannei bereiten.

Gewohnheit ist die durch öftere Wiederholung desselben Thuns entstandene Fertigkeit. Jene Wiederholung heisst Gewöhnung, welche willkürlich oder unwillkürlich sein kann. Auf der Gewohnheit, welche uns zur zweiten Natur wird, beruhen alle leiblichen und geistigen Geschick-

lichkeiten. Durch Gewohnheit lernen wir stehen, laufen, turnen, reiten; sprechen, zeichnen, schreiben. Gewohnheitsmässig gebrauchen wir gewisse Formeln des Grusses, der Konversation und Korrespondenz. Auf Gewohnheit beruht fast alles Thun der Menschen im Beruf und Verkehr, ja leider oft auch ihre Moral und Religion. Da die Gewohnheit alles Geistige allmählich mechanisiert, d. h. alles Willkürliche in Unwillkürliches verwandelt, ist sie von höchster Wichtigkeit für die Erziehung. Ebenso für die Moral, denn Gewohnheit macht uns zum Herrn oder zum Sklaven der Dinge, je nachdem wir uns zum Guten oder zum Schlechten gewöhnen.

Glaube (fides) ist die auf subjektiv zureichende Gründe gestützte Überzeugung; sie steht also zwischen Meinen und Wissen; während jenes eine zufällige, unmassgebliche Ansicht, dieses eine subjektiv und objektiv begründete Erkenntnis ist, gewährt der Glaube nur eine rein persönliche Gewissheit, welche sich entweder auf Autoritäten (Eltern, Lehrer, Überlieferung, Schriften), oder auch auf die eignen Erfahrungen des Subjekts stützt. Die Gewissheit der Meinung heisst problematisch, die des Wissens apodiktisch, die des Glaubens assertorisch. Er behauptet einfach, ohne sich durch Gegengründe irre machen zu lassen; im Gegenteil, er wird durch Widerspruch meist noch befestigt. Obgleich er einer objektiven Begründung nicht fähig ist, pflegt der Glaube dem Wissen an Überzeugungskraft keineswegs nachzustehen. Glaube heisst daher auch die Zuversicht, die der Herzenshingabe an etwas entspringt. So glaubt der Freund an den Freund, das Kind an die Eltern, der König an sein Volk, der Mensch an Gott. Diesem ethischen Glauben ist der religiöse verwandt, welcher die Realität übersinnlicher Dinge behauptet auf Grund von Autoritäten und persönlicher Erfahrung. Dieser erscheint wieder als positiver Glaube (fides quae creditur), und als Eigenglaube (fides qua creditur).

Da nun der menschliche Geist immer mehr über sich selbst und die Welt zur Klarheit kommt, ist ein Widerspruch zwischen G l a u b e n und W i s s e n unvermeidlich. Jener liebt Wunder und Geheimnisse, dieses kann und will sie nicht dulden; jener stützt sich vor allem aufs Gemüt, dieses auf die Vernunft; jener erkennt eine übernatürlich offenbarte, unfehlbare Urkunde als Norm an, welche

dieses als eine von Menschen allmählich verfasste Schriftensammlung betrachtet. Dazu kommt, dass durch die historische, psychologische und naturwissenschaftliche Forschung die Weltanschauung vielfach umgestaltet wird. Daraus erwächst für den einzelnen die schwere Aufgabe, Glauben und Wissen in Einklang zu setzen, d. h. zu untersuchen, was sich von seinem Kindesglauben gegenüber unsrer Weltanschauung als haltbar erweise; er hat sich zu fragen, was Haupt-, was Nebensache, was Kern, was Schale sei.

Andrerseits betonen wir auch, dass der Glaube von höchster Bedeutung ist auf dem Gebiete des Gemütes, der Liebe, der Moral und Religion; denn er ist die auf moralische Gründe gestützte Überzeugung von demjenigen, was zu wissen zwar unmöglich, aber anzunehmen notwendig ist. Ja auch für das Wissen hat das Glauben Wichtigkeit; denn zunächst müssen wir unsern Sinnen glauben, dann den Eltern und Lehrern, ferner den Büchern. In historischen Fragen haben wir den besten Zeugen zu glauben, in naturwissenschaftlichen denjenigen, welche von uns nicht auszuführende Experimente angestellt haben. Endlich verläuft alles Wissen zuletzt in metaphysischen Glauben, d. h. in unbeweisbare Annahmen (Hypothesen). Die Axiome unsrer Vernunft wie die psychologischen und kosmologischen Probleme, enden sie nicht schliesslich in Hypothesen? — Vgl. Ulrici, Glauben u. Wissen. Lpz. 1858.

Glück oder **Glückseligkeit** (Eudaemonie) ist derjenige Zustand, in welchem sich der Mensch in Übereinstimmung mit seinem Zwecke findet, mithin zufrieden ist. Weil aber die verschiedenen Menschen eine verschiedene Vorstellung vom Zweck ihres Daseins oder vom Wesen des Menschen haben, verstehen sie unter Glück immer etwas anderes. Die einen denken, es sei Gold, Macht, Besitz; die anderen Sinnenlust, andre wieder Ehre, noch andre Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft; andre endlich verstehen darunter Tugendhaftigkeit. Da nun das Wesen des Menschen offenbar nicht im Leibe, sondern in dem von der Vernunft beherrschten Leibe besteht, die Vernunft aber nicht nach sinnlichen, sondern nach ewigen, vernunftgemässen Gütern strebt, so kann dauernde Glückseligkeit nur in sittlicher Thätigkeit beruhen. Vgl. Eudämonismus.

Gnade ist die Güte, welche einem niedriger stehenden oder einem unwürdigen Menschen erwiesen wird.

Gnosis bedeutet die (höhere) Erkenntnis, welche die positive Religion durch Philosopheme tiefer begründen will. In der alten Kirche gab es denn auch katholische und häretische Gnostiker. Jene, wie die Alexandriner Clemens und Origenes, wollten den Glauben (πίστις) nur durch Spekulation stützen, diese verwandelten ihn durch heidnische und jüdische Ideen in eine phantastische Metaphysik, in welcher die Welt und Christentum durch Emanation aus dem Absoluten ableiteten. Vgl. Emanation, Äon, Ascetik, Logos. Auch der Neuplatonismus und Schelling gehören hierher. Vgl. C. F. Baur, d. christl. Gnosis. Tüb. 1835.

Gott bedeutet das höchste Gut oder das Absolute, welches sich die Menschen je nach ihrem Bildungsstandpunkt, nach Klima und Umgebung anders vorstellen. Mit der Darstellung und Kritik der verschiedenen Vorstellungen, welche die Menschheit allmählich von Gott gehabt hat, sowie ihrer Entstehung beschäftigt sich die Religionsgeschichte, während die Religionsphilosophie Gottes Wesen, seine Existenz und Wirksamkeit untersucht. — Furcht und Liebe (Dankbarkeit) sind die Wurzeln der Religiosität, welche mittelst der Phantasie verschiedene Naturgegenstände und Kräfte personifizierte (vgl. Religion). Die niedrigste Stufe dieses Gottesbewusstseins ist der Fetischismus, aus welchem sich dann der Polytheismus entwickelte. Dieser verehrt als Zoolatrie Tiere, als Sabäismus Gestirne, als Naturalismus Naturkräfte. Letzterer verklärte sich allmählich zum ethischen Anthropomorphismus, welcher die Götter wie verklärte Menschen schildert. In derselben Richtung bewegt sich der Dualismus, der ein gutes und ein böses Prinzip annimmt. Mit zunehmender Abstraktion erhob sich die Menschheit zum Monotheismus, dessen niedrigste Stufe der Henotheismus ist; dieser verehrt nur einen Gott, ohne jedoch die Existenz anderer Götter zu leugnen. Der reine Monotheismus hat nun drei Formen: Theismus, Deismus und Pantheismus. Der Theismus (Juden-, Christentum und Islam) denkt sich Gott als den persönlichen Schöpfer und Regenten der Welt; der Deismus nur als Schöpfer, der Pantheismus als geistiges Prinzip der Welt (s. d. A.).

Die Religionsphilosophie untersucht zunächst Gottes Dasein. Dafür haben Theologen und Philosophen eine

ganze Reihe von Beweisen aufgestellt. Schon Melanchthon († 1560) kannte deren 10, reformierte Dogmatiker, wie Polanus: 16! Diese aber lassen sich sämtlich auf 4 zurückführen, denn der Beweis a tuto hat keinen, der e consensu gentium geringen Wert. Jener sagt, Gottes Dasein sei zwar nicht ausgemacht, aber doch sichrer, dasselbe anzunehmen; dieser beruft sich darauf, dass alle Völker an eine Gottheit glauben (Arist. de coelo I, 3. Cic. Tusc. I, 13). — 1) Der kosmologische Beweis schliesst von der Zufälligkeit und Bedingtheit der Schöpfung, also a posteriori, auf einen bedingenden Schöpfer. Jedes Ding hat seine Ursache, diese wiederum u. s. f., folglich muss es eine erste Ursache (eine causa sui) geben. Dieser Beweis findet sich schon bei Aristoteles und Cicero. Wenn man auch fragen kann, woher diese „letzte" Ursache stamme, so führt uns doch dieser Gedankengang auf ein Allbedingendes, Übersinnliches. Unser Geist vermag eben bei Beobachtung des Wechsels in allem Werdenden nicht stehen zu bleiben, sondern muss das Sein eines Identischen und Unbedingten, eines Wesenhaften und Allbedingenden voraussetzen, welches ihm gerade, je mehr er in den Zusammenhang der Welt eindringt, als Einheit erscheinen wird (Aristoteles, Duns Scotus). 2) Der teleologische Beweis schliesst von der Zweckmässigkeit des Kosmos auf einen höchst geschickten Weltbaumeister, und zwar entweder physikotheologisch von der erscheinenden Schönheit und successiven Harmonie jedes einzelnen Weltobjekts auf einen ebenso beschaffenen Weltgrund (Sokrates, Augustin); oder spezifisch teleologisch aus der Zielstrebigkeit des Universums auf die Idee einer zwecksetzenden Urvernunft (Platon, Aristoteles, Fechner, Kirchner). Dieser Beweis hat sehr viel für sich; denn wenn sich auch manche Unzweckmässigkeiten oder Lücken in den Thatsachen nicht leugnen lassen, so findet sich doch solche Harmonie zwischen den Dingen untereinander, sowie zwischen den physikalischen, logischen und moralischen Gesetzen, dass wir berechtigt sind, die Existenz einer objektiven Vernunft anzunehmen. 3) Der Moralbeweis wendet den Zweckbegriff auf die sittliche Sphäre an und schliesst aus dem Widerspruch zwischen Tugend und Glück, Pflicht und Leistung, Ideal und Wirklichkeit auf eine göttliche Ge-

rechtigkeit, welche dies alles ausgleicht. Er schliesst also entweder von der Unendlichkeit des sittlichen Bedürfnisses auf das Sein eines absoluten Wertes (Jacobi); oder von der Thatsache des Gewissens und des Freiheitsbewusstseins auf einen absolut verpflichtenden höchsten Willen (Kant)) oder von unserm sittlichen Streben auf eine sittliche Weltordnung (Raimund v. Sabunde, Fichte, Ulrici). Freilich darf sie nicht als unpersönlich gedacht werden; das Schicksal, welches die Alten als etwas Über- und Ausserweltliches vorstellten, ist das Resultat unsrer psychologisch begründeten Handlungen, welche nach logischen, moralischen und physikalischen Gesetzen mit andern Verhältnissen kollidieren. Auch ist der Moralbeweis lückenhaft, sofern nicht erhellt, ob jene sittliche Weltordnung auch ausserhalb der Menschen existiere; denn sittliches Bedürfnis, Gewissen und Streben sind ja subjektiv. Dazu kommt nun 4) der ontologische Beweis, welcher aus der Idee des höchsten Wesens auf dessen Dasein schliesst. Dieses metaphysische Argument sucht also aus Gottes Wesen den Zusammenhang zwischen seinem Sein in uns und seinem Sein an sich zu ermitteln. So Augustin, Anselm und Cartesius. Wer Gott denkt, muss ihn als das vollkommenste Wesen denken; dieses muss mit allen nur denkbaren Eigenschaften ausgerüstet sein; eine derselben ist auch die Existenz — folglich muss Gott nicht nur gedacht werden, sondern auch existieren. Gegen diesen Beweis hat schon Gaunilo, Roscellin (c. 1100) und später Kant eingewendet, er beweise nur, dass Gott als existierend gedacht werden müsse, nicht aber, dass er existiere. Dagegen aber bemerken wir, dass wenn Gottes Denknotwendigkeit bewiesen ist, wir alles haben, was wir brauchen.

Hiermit kommen wir zur Kritik aller dieser Beweise überhaupt. Es ist richtig, jeder einzelne ist nicht stringent, aber zusammen haben sie doch grosses Gewicht. Ferner handelt es sich ja überhaupt nur darum, die Notwendigkeit der Idee Gottes nachzuweisen. Endlich sind alle jene Kategorien: Ursache, Zweck, Moral, Wesen nur solche unsrer Vernunft. Ob z. B. die Welt als solche und an sich einen Zweck habe, ist viel unwichtiger herauszufinden, als dass wir Menschen eben genötigt sind, nach Zwecken zu handeln und bei allen Dingen nach dem

Zweck zu fragen. Das religiöse Gefühl des Menschen besteht eben darin, dass er sich und alles abhängig setzt vom Absoluten. Für ihn existiert also Gott so real wie alles Geistige überhaupt d. h. mehr als das Sinnliche! Dieses Gefühl findet dann an den in jenen Gottesbeweisen benutzten Gedanken tiefere Begründung. Ist für uns die Vielheit der Weltdinge undenkbar ohne allbedingende Einheit und ohne vernünftigen Zweck; hat das Leben des Einzelnen wie der ganzen Menschheit keinen Zweck ohne die sittlichen Massstäbe, so ist eben die Existenz Gottes soweit bewiesen, als sie bewiesen zu werden braucht, d. h. die Idee Gottes ist für uns denknotwendig.

Das Wesen Gottes ergiebt sich aus dem bisherigen, denn Sein und Wesen bedingen einander. Wie die Wahrheit, ist Gott für uns erkennbar und unerkennbar zugleich; jenes, weil ja sein Geist in uns lebt, dieses, weil seine Fülle weit über unsre beschränkte Einsicht hinausgeht. In gewissem Sinne hat Spinoza recht, wenn er sagt: Omnis determinatio est negatio (jede Bestimmung ist eine Verneinung), d. h. sobald wir mehr von Gott aussagen als seine Existenz, beschränken wir sein Wesen; andrerseits lässt sich doch auch kein Wesen ausdrücken ausser durch Prädikate, die immer nur eine Seite, also etwas Beschränktes ausdrücken. Gott und Raum sind entweder alles oder nichts! Aber so wenig uns die Widersprüche, in welche sich die Definition von Kraft, Stoff, Atom, Universum u. s. w. verwickelt, davon abhalten, diese denknotwendigen Begriffe zu gebrauchen, so wenig verzichten wir auf Gott, weil wir ihn nicht entbehren können, weder für unser Gemüt noch für die vernunftmässige Auffassung der Welt. Am passendsten scheint es uns, ihn als „das vollkommene Sein“ zu definieren. Da nun Sein soviel als Thätigkeit, diese wieder Wechselwirknng ist, dieses aber nur unter Voraussetzung einer Ordnung, d. h. einer zweckmässigen Harmonie denkbar ist; Zweckmässigkeit, Ordnung, Harmonie aber wiederum dasselbe ist als Vernunft, so haben wir aus jener einfachen Definition das Wesen Gottes als das objektiv Vernünftige erschlossen. Die pantheistische Strömung unsrer Philosophie fasste Gott unpersönlich, so Fichte als moralische Weltordnung, Schelling als absolute Indifferenz, Schleiermacher als einfache Kausalität der Welt, Hegel als die absolute,

sich in der Welt realisierende Vernunft. Dagegen trat die theistische Richtung des J. H. Fichte, G. Ulrici und C. Schwarz auf, welche die Persönlichkeit mit der Immanenz zu vereinigen strebt. Ihn aber persönlich zu denken, sind wir durch unser eignes Wesen genötigt. Persönlichkeit ist die höchste Kategorie, die wir kennen, folglich müssen wir sie auch Gott beilegen. Will man ihm besondre Eigenschaften zuschreiben, so würde dem ontologischen Argument die Macht, dem teleologischen die Weisheit, dem moralischen die Gerechtigkeit, dem kosmologischen die Liebe entsprechen. Daraus lassen sich dann die andern Eigenschaften: Gnade, Langmut, Güte u. s. w. ableiten. Vgl. Religion, Glaube, Theodicee. Schleiermacher, der christliche Glaube. 1821. F. E. Beneke, System d. Metaphysik. 1840. M. W. Drobisch, Religionsphilosophie. 1840. Pfleiderer, Religionsphilos. 1878. R. Seydel, d. Religion u. d. Religionen. 1872. F. Kirchner, Metaphysik. 1880.

Gottähnlichkeit ist ein Ideal, welches nicht blos die Bibel (Genes. 1, 26. Matth. 5, 48), sondern auch Platon und andre Philosophen aufgestellt haben. Und in dem Sinne, dass Gott das vollkommenste Wesen und das Ideal ist, welches unser Geist bilden muss und dem er zustrebt, ist jener Begriff auch richtig.

Grösse ist die Vielheit des Gleichartigen, eine Vorstellung, welche den Vorzug hat, dass ich, sobald ich ihren Anfang kenne, mir ihre Fortsetzung leicht zu entwerfen vermag. Sobald also eine gleichartige Mannigfaltigkeit zusammengefasst wird, haben wir eine Grösse (quantitas). Alle Grössen sind natürlich relativ: was im Vergleich zum kleineren gross, ist, mit grösserem verglichen, klein. Die wichtigsten sind die Zahl- und die Raumgrössen, doch lässt sich der Begriff der Grösse nicht nur auf alles anwenden, das der Vermehrung oder Verminderung fähig ist, sondern auch auf dasjenige, was der Dauer und Gradbestimmung unterliegt. Man unterscheidet extensive, protensive und intensive Grössen, je nachdem die Ausdehnung räumlich, zeitlich oder graduell ist. Alle wirklich gegebenen Grössen sind endlich; lässt sich für die Konstruktion einer Grösse keine bestimmte endliche Grenze nachweisen, so heisst sie unendlich. Vgl. Unendlichkeit, absolut.

Grossmut (magnus animus) bedeutet nicht grossen Mut, sondern grosse Gesinnung, d. h. Erhabenheit über gemeine Denk- und Handlungsweise. Diese tritt besonders darin hervor, dass man Kleinigkeiten als solche behandelt, Beleidigungen leicht verzeiht und sich durch vergängliche Vorteile oder selbst Gefahren nicht zu unwürdigen Schritten verleiten lässt.

Grund (ratio) heisst ein Urteil (Satz, Gedanke), unter dessen Bedingung zugleich ein andres als Folge gesetzt wird. Die Anerkennung jenes führt also die Notwendigkeit, auch dieses anzuerkennen, mit sich. Das Verhältnis von Grund und Folge ist die Abhängigkeit eines Gedankens von einem andern. Dieses Verhältnis nachweisen heisst etwas begründen oder beweisen (s. Beweis); die von einem andern abhängenden Gedanken entwickeln heisst folgern. Der Satz vom zureichenden Grunde (principium rationis sufficientis), welcher lautet: „Setze nichts ohne Grund“, enthält die Anerkennung, dass unsre Erkenntnis ohne Beziehung auf ihre Gründe zusammenhangs- und haltlos wäre. Stützt sich unser Urteil auf objektiv zureichende Gründe, so begründen sie ein Wissen oder Erkennen; subjektiv zureichende ein Glauben; sind sie aber unzureichend, so kann daraus nur ein Wähnen oder Meinen hervorgehen. Alle Begründung (Demonstration) endet zuletzt in Axiomen (Grundsätzen oder Prinzipien), welche einer Begründung weder fähig noch bedürftig sind. — Man hat zwischen Erkenntnisgrund und Realgrund (Ursache) zu unterscheiden; jener entscheidet über die Richtigkeit unsrer Schlüsse, dieser über die Wahrheit unsrer Erkenntnis. Häufig fällt Ergänzungs- und Realgrund, d. h. Grund und Ursache, nicht zusammen; z. B. wenn ich sage: „Die Störche kommen, also wird es Frühling“, so ist die Ankunft der Störche wohl für mich der Erkenntnisgrund für den Eintritt des Frühlings; Realgrund aber ist grade umgekehrt der Frühling für die Ankunft der Störche. Der Grund für die Vorstellung einer Sache ist nicht immer Grund für ihr Sein. Aus den Gründen können wir freilich oft auf die Ursachen schliessen. Vgl. Causalgesetz, Folge, Beweis, Schliessen, Bedingung. Schopenhauer, Über d. vierfache Wurzel vom zureichenden Grunde. 1813.

Grundbegriffe sind 1) die reinen oder ursprünglichen Begriffe des Verstandes, welche auch Stammbegriffe oder Kategorien (s. d.) heissen; 2) diejenigen Begriffe, aus welchen sich die anderen oder wenigstens viele ableiten lassen. In diesem Sinne ist der Titel des vorliegenden Werkes zu verstehen.

Grundsatz (principium) bedeutet 1) ein allgemeines Urteil, aus welchem andre durch Folgerung abgeleitet werden (s. Deduktion); 2) eine Richtschnur unsres Handelns (Maxime). Vgl. Moralprinzip. Beide müssen schliesslich im Wesen der (logischen, resp. physischen) Natur des Menschen begründet sein, wenn sie Anerkennung finden sollen. Darin beruht aber der Mangel mancher sonst äusserst konsequenter Systeme, dass jenes Grundprinzip unbegründet ist. Vgl. Prinzip.

Grundteilchen s. Atom.

gut heisst im allgemeinen alles, dem der Mensch einen Wert beilegt, weil es ihm Lust bereitet, sei es in der Erinnerung oder im Genuss oder in der Hoffnung. Diese Lust aber entspringt aus der Steigerung unsres Lebensgefühls, unsrer Selbstbethätigung. Da diese nun nicht ohne ein vorgestelltes Ziel sein kann, so verbindet sich mit der Wertschätzung eine Art von intellektuellem Wohlgefallen. Man unterscheidet ein vierfaches Gute: das nützliche, angenehme, ästhetische und ethische. — Nützlich ist ein Ding, sofern es uns als Mittel zu irgend einem Zwecke dient. Diese Wertschätzung ist ganz subjektiv, denn dasselbe Ding, welches dem einen nützlich ist, kann dem andern schädlich oder wenigstens für ihn unbrauchbar sein. Daher hat das Nützlich-Gute nur relativen Wert. Angenehm heisst das Gute, welches unsern Sinnen Lust bereitet; auch dies ist subjektiv, ja noch mehr als das Nützliche; denn während dies doch den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen muss, um zu wirken, hängt das Sinnliche so sehr vom Subjekt ab, dass über den Geschmack niemand streiten will. Das Ästhetische unterscheidet sich vom Nützlichen insofern, als seine Brauchbarkeit gar nicht dabei in Frage kommt; dagegen ist es mit dem Sinnlichen verwandt, als es auch vom Geschmack und von den (höheren) Sinnen abhängt. Dadurch aber erhebt es sich über das Angenehme, dass es ein interesse-

loses Wohlgefallen erregt und dies aus der Harmonie zwischen Inhalt und Form, Idee und Erscheinung entspringt. Wohl ist dies auch eine Zweckmässigkeit (wie beim Nützlichen und Angenehmen), aber eine ideale; sein Wert ist ein objektiver. Insofern ist ihm endlich das Ethische verwandt. Es erweckt unser Wohlgefallen, weil es der Idee des Menschen entspricht; diese Lust ist also ideal, aber zugleich intellektuell und (wie beim Nützlichen) praktisch, ja so sehr, dass nicht blos die Handlung, sondern auch der Guthandelnde für uns Wert erhält. Das Nützliche erfreut uns, das Angenehme vergnügt, das Schöne gefällt, das Sittliche imponiert! Das Schöne und Gute hat bleibenden, das Nützliche und Angenehme nur vorübergehenden Wert; jene objektiven, diese subjektiven. Andrerseits gruppieren sich die vier Arten so: dem Schönen und Sinnlichen gegenüber verhalten wir uns überwiegend passiv, rezeptiv; dem Nützlichen und Sittlichen hingegen aktiv. Jene wenden sich an unser Gefühl, diese an den Willen.

Im ethischen Sinne ist also gut dasjenige, welches an sich wertvoll und von einer Persönlichkeit mit Bewusstsein und Freiheit gethan wird.

Gut, sittliches. Da sich bei jeder Handlung dreierlei unterscheiden lässt: das Handeln selbst, die Person, welche handelt, und das Objekt, das dadurch hervorgebracht wird, so zerfällt die Ethik in die Pflichten-, Tugend- und Güterlehre (vgl. Ethik). Ein sittliches Gut ist im allgemeinen alles, was durch sittliches Thun erworben wird und zur Förderung der Menschheit dient. Zunächst muss es irgendwie gut sein, d. h. uns Lust, Lebensförderung bereiten. Es muss aber irgendwie Produkt unsrer sittlichen Thätigkeit sein; alles in der Welt kann dazu werden; das Sinnliche: Genuss, Reichtum, Macht wird uns aber auch leicht ein Gegenstand der Versuchung und Sünde. Wir dürfen es also weder durch Diebstahl, Betrug u. dgl. erwerben, noch es selbstsüchtig erstreben oder auch verwenden, sondern wir haben es wieder in den Dienst des Allgemeinen, der Menschheit, zu stellen. In diesem Sinne kann und soll alles in der Welt zum sittlichen Gute werden. Man kann demnach äussere, leibliche und geistige Güter unterscheiden, d. h. die sichtbare Welt um uns her, unsre leiblichen Kräfte und unsern Geist mit seinen

Fähigkeiten und Errungenschaften. Die Stoiker wollten nur die geistigen als wahre Güter anerkennen, während sie die andern als gleichgültig (ἀδιάφορα) bezeichneten, aber, wie gezeigt, mit Unrecht. Auch blieben sie sich darin nicht konsequent: einiges sollte annehmlich (ληπτά), andres nicht annehmlich (ἄληπτα), und unter jenem manches vorzüglich (προηγμένα) sein. Nach unsrer Meinung gehört alles zu den sittlichen Gütern, mögen wir die Dinge zum Organ oder Symbol, d. h. zum Werkzeug oder Abbild unsres Geistes machen. Beidemal, beim Organisieren wie beim Symbolisieren, verhält sich der Mensch entweder aneignend oder bildend. Daraus ergiebt sich folgende Gütertafel (deren genauere Begründung s. in meiner „Ethik“ S. 142 ff.):

I. Organisieren:		II. Symbolisieren:	
Bilden	Aneignen	Bilden	Aneignen
das Notwendige:	das Nützliche:	das Schöne:	das Wahre:
Leib	Mann u. Weib	Religion	Kirche
Kleidung	Ehe	Kunst	Schule
Eigentum	Familie	Sprache	Litteratur
Handwerk	Sitte	Philosophie	Wissenschaft
Reichtum	Gesellschaft	Persönlichkeit	Nationalität
Kultur		Bildung	

Das höchste Gut ist nun nicht nur dem Range nach das erste, sondern auch das, welches alle anderen miteinschliesst. Je nach dem Gesichtspunkt wird man es anders bestimmen, je nachdem man auf die Menschheit Rücksicht nimmt. Metaphysisch hat man darunter Gott zu verstehen; nach unsern Betrachtungen über das sittliche Gut überhaupt werden wir es als Humanität, d. h. eine wahrhaft menschliche, folglich der Vernunft gehorchende und daher auch glückliche Menschheit definieren.

gutmütig s. Gemüt.

Habitus (l.) Gewohnheit, bleibende Eigenschaft; habituell, gewohnt, bleibend.

Habsucht ist die leidenschaftliche Begier nach Besitz, nur um zu haben. Sie ist die objektiv gewordene Selbstsucht: der Habsüchtige will eine Million haben, der Selbstsüchtige Millionär sein oder scheinen; jener schrumpft vor seinem Gelde zusammen, diesen bläht es auf; jenem ist das Geld sein Götze, diesem sein Sklave. Vgl. Geiz.

Häcceität (haecceitas v. haec), barbarisch-scholastische Bezeichnung für Einzelheit, Individuum.

Halluzination (v. hallucinare = faseln) ist die Sinnesvorspiegelung, wo der Mensch eine reproduzierte Vorstellung für eine Empfindung nimmt und diese veräusserlicht, d. h. in die Aussenwelt projiziert. Von der einfachen Sinnestäuschung (Nachbilder, Doppeltsehen) unterscheidet sie sich durch die Zusammengesetztheit der Wahrnehmungen. Entweder usurpiert eine Vorstellung eine schon vorhandene Empfindung oder sie begründet selbst erst eine. Es handelt sich dabei entweder um abnorme Empfindungen im Innern des Leibes, oder in den peripherischen Sinnesorganen oder solchen, die aus Reaktion gegen äussere Erregungen stattfinden. Zu jener gehören die Wahngebilde der Säufer von Ratten und Flammen im Unterleib, die Kugel der Hysterischen. Bisweilen bilden sich Seelenkranke, Sterbende, Trunkene ein, sie hätten einen ganz andern Leib, etwa von Glas, Holz oder dgl. Zur zweiten Art sind die Gesichtsbilder Sterbender, das Glockengeläute bei Kongestionen des Gehirns, der Leichengeruch, der manche stets verfolgt, zu rechnen. Bei der dritten Art glaubt der Mensch, wenn er sich selbst im Spiegel sieht, einen Toten, einen Dämon zu sehen, oder fort und fort Schimpfworte zu hören. Eine Abart der Halluzination ist die Vision (s. d.). Oft werden Mörder vom Gesicht ihres Opfers verfolgt, Pascal sah, seitdem er in Gefahr gewesen, in die Seine zu stürzen, zeitlebens einen Abgrund neben sich, Shakespeares Macbeth leidet auch an Halluzinationen. Wie ansteckend diese Psychose ist, zeigt der Hexenglaube, die Gespensterfurcht, das „zweite Gesicht" (second sight) der Schotten und das „Ragl" der Wüstenreisenden. Vgl. B. A. Mayer, die Sinnestäuschungen, Halluzinationen u. Visionen. 1869. Leubuscher, Grundzüge z. Pathol. d. psych. Krankheiten. 1848. Clemens, die Sinnestäuschungen. 1858. Perty, d. myst. Erscheinungen d. mschl. Nat. 2. Aufl. 1872.

Handlung (actio) ist eine zielbewusste Äusserung des menschlichen Willens. Vier Stücke gehören dazu: Ein Ziel, ein Motiv, der Entschluss und die Ausführung. Das Ziel ist die Vorstellung eines Dinges oder Vorganges, welcher durch irgendwelche Mittel realisiert werden muss. Dies bleibt aber solange nur eine Idee, als nicht ein Motiv, d. h. ein Beweggrund unsern Willen anreizt. Die Motive wurzeln stets in Gefühlen der Lust oder Unlust,

welche sich als sinnliches, ästhetisches, praktisches, religiöses oder ethisches Interesse darstellen. Solange jedoch diese noch in der Schwebe sind, kommt es noch nicht zum Handeln. Erst wenn das eine Motiv stärker wird als alle übrigen, kommen wir zum Entschlusse. Doch auch jetzt ist noch das Schwerste zu thun: die Ausführung, welche ebenso sehr den Verstand, wie den Willen in Anspruch nimmt, um die richtigen Mittel herauszufinden und energisch anzuwenden. Vgl. Zurechnung, Freiheit, Wahl. — S. Smiles, der Charakter. 1878. In der Kunst heisst alles, was Leben und Bewegung zeigt, im engeren Sinne das Auftreten des Menschen, besonders im Epos und Drama, während die Fabel nur das Ganze der dargestellten Bewegungen bedeutet; im engsten Sinne enthält das Drama Handlung, wo sie selbst gleichsam vor uns erscheint nach Entstehen, Fortgang und Abschluss, durch das Wechselwirken bewusster und freier Persönlichkeiten. In Skulptur und Malerei bezeichnet Handlung nur s. a. Bewegung.

Hang (propensio) ist die besonders starke Disposition, etwas zu wollen, also eine heftige Neigung (s. d.) zu etwas.

Haplose (*ἅπλωσις*) = Vereinfachung, bedeutet bei Plotin († 270 p. C.) die Vereinigung der Seele mit Gott.

haptische (gr.) Täuschung s. a. Gefühlstäuschung, Täuschung des Tastsinns.

Härese (*αἵρεσις*) bedeutet bei den alten Philosophen eine Sekte oder Schule, in der Kirchensprache eine Ketzerei, d. h. Abweichung von der geltenden Kirchenlehre.

Harmonie (*ἁρμονία* = Zusammenfügung) ist eigentlich die den Klanggesetzen angemessene gleichzeitige Verbindung von Tönen. Von der Musik hat man das Wort auf jede wohlgefällige Übereinstimmung eines Mannichfaltigen übertragen, besonders auf die bildende Kunst; daher spricht man auch von einer Harmonie der Anordnung, des Ausdrucks, des Helldunkels, der Farben u. s. w. — Die Philosophie strebt nach einer harmonischen Weltanschauung, d. h. einer Vereinigung des Glaubens mit dem Wissen, der Forderungen des Gemüts mit den Resultaten der Forschung. Ein harmonischer Charakter ist derjenige, bei welchem alle Grundkräfte des Geistes gleichmässig ausgebildet sind, wie es uns an Sokrates, Cäsar, Goethe u. a.

entgegentritt. Die Pythagoräer sprachen von einer Harmonie der Sphären, d. h. einem gesetzmässigen Kreislauf der Himmelskörper um Hestia, das Centralfeuer. Leibniz (1646—1716) nahm eine „prästabilierte" (d. h. vorherbestimmte) Harmonie zwischen Leib und Seele an, um ihr Zusammenwirken zu erklären. Denn, lehrte er dualistisch, beide folgen unabhängig von einander ihren eignen Gesetzen; der Leib wird durch den Mechanismus, die Seele durch Zwecke beherrscht. Sie stimmen zusammen wie zwei kunstreiche Uhren. (Vgl. Kirchner, Leibniz. Sein Leben und Denken. 1876.) — Man kann diesen Ausdruck auch auf das Universum übertragen, dessen Teile jedenfalls in prästabilierter Harmonie, wenn auch in andrer Weise, stehen. — Swedenborg (1689—1772) spricht von einer „konstabilierten" Harmonie, was die Stufenfolge der Geschöpfe bedeutet. Die Materialisten alter und neuer Zeit nennen endlich die Seele die „Harmonie des Leibes". So schon Philolaos, Aristoxenos, Dikäarch und Galen. Vgl. Seele.

Hass (odium) ist die leidenschaftliche Abneigung gegen denjenigen, welcher uns Unlust bereitet hat. Der Hass, das Gegenteil der Liebe, verabscheut einen Menschen nicht nur, sondern möchte ihn auch vernichten. Er entspringt meist dem Eigennutz, dem Neide, gekränktem Ehrgeiz oder getäuschter Liebe. Insofern er dem Gehassten Wichtigkeit beilegt, unterscheidet er sich von der Verachtung. Dinge kann man im Grunde nicht hassen, denn man vermag sie wohl zu zerstören, aber nicht ihnen zu schaden. Auch der Hass gegen das Böse ist nur ein Bild für Abscheu vor demselben.

hässlich ist das Gegenteil von schön, also der Widerspruch zwischen Sinnlichem und Idee bis zum Siege jenes. Die höchste Steigerung des Hässlichen im natürlichen Dasein ist das Ekelerregende, die krasse Sinnlichkeit; im geistigen die Gemeinheit des Charakters, die unverhüllte Selbstsucht. Sobald dagegen geistiges Leben ins Hässliche hineinleuchtet, kann auch ein Verbrecher wie Richard III. oder ein Lump, wie Falstaff, ästhetisch schön sein. Das Hässliche tritt jedesmal mit einer gewissen Anmassung an uns heran, wodurch es sich vom ästhetisch Indifferenten unterscheidet. Daher ist die Natur als solche niemals hässlich, sondern wird es erst durch unsre Auffassung. Der

Affe erscheint erst hässlich, sobald man ihn mit dem Menschen vergleicht. Streng genommen kann nur ein Kunstwerk hässlich sein, weil es etwas bedeuten soll und will. Vgl. K. Rosenkranz, Ästhetik des Hässlichen. 1853.

Häufelschluss s. Sorites.

Heautognosie (gr.) Selbsterkenntnis; Heautonomie Selbstgesetzgebung (Ggs. Heteronomie) = Autonomie; Heautontimorumenes der Selbstquäler, Selbstpeiniger, Titel eines Stückes von P. Terentius Afer († 159 v. Chr.).

Hedonismus (v. ἡδονή = Vergnügen) ist die niedrigste Stufe des Eudämonismus, welche das Vergnügen, den Sinnengenuss für das Höchste ansieht. Aristipp, der Stifter der Kyrenaiker, heisst daher Hedoniker.

Hegemonikon (ἡγεμονικόν) d. h. Herrschendes nannten die Stoiker das Grundvermögen der Seele, welches die verschiedenen Seelenvermögen zur Einheit zusammenschliesse (Diog. Laert. VII, 110).

heilig (v. Heil) bedeutet 1) unverletzlich (sacer), 2) vom gewöhnlichen Gebrauch abgesondert, 3) Zeichen oder Symbol des moralisch Vollkommenen. So giebt es heilige Gegenstände, Örter, Gebräuche, Schriften, aber auch Personen, Gefühle und Gedanken. 4) kann auch das Recht, die Wahrheit, der Staat, das Vaterland heilig heissen, also Begriffe und Verhältnisse. Endlich 5) heisst Gott, das höchste Wesen, so.

Heimweh (Nostalgie) ist eine durch unbefriedigte Sehnsucht nach der Heimat oder nach den heimatlichen Verhältnissen hervorgerufene Melancholie, welche zugleich die körperliche Gesundheit angreift und zum Tode führen kann. Vgl. Zangerl, üb. d. Heimweh. Wien 1821.

Hellsehen s. Somnambulismus.

Hemerose (ἡμέρωσις) Bezähmung sc. der Seele nannten die Pythagoräer die Beherrschung der Leidenschaften, die sie mit wilden Tieren verglichen.

Hemmung der Vorstellung ist eine Hauptlehre Herbarts, wonach gleichzeitige entgegengesetzte Vorstellungen sich hemmen und dann verschmelzen sollen. Er schreibt ihnen nämlich eine Art von Elastizität zu, vermöge deren sie sich wie Kräfte beeinflussen, und sucht die Art und den Grund dieser Wirksamkeit durch mathematische Rech-

nung zu bestimmen. So spricht er von einer Dynamik, Statik und Mechanik der Vorstellungen. Vgl. Herbart, Psychol. als Wissensch. 1824—25. — Doch diese Theorie erscheint uns unhaltbar: Nicht die Vorstellungen, sondern das Vorstellen, d. h. das Bewusstsein wird gehemmt. Ferner widerspricht diese Ansicht der Voraussetzung Herbarts, dass die Seele ein einfaches, unveränderliches Reale sei; sodann könnte Hemmung gar nicht eintreten, da jede Störung ja durch die Selbsterhaltung der Seele aufgehoben wird. Auch sind die Vorstellungen keineswegs so selbständige Wesen, die sich heben, halten oder hemmen, sondern das Bewusstsein, von aussen oder innen erregt, schaltet frei mit ihnen. Die Gefühle und Interessen streiten sich wohl, d. h. kommen in Conflict mit einander, nicht aber die Vorstellungen. Die Stärke der letzteren hängt aber von der Aufmerksamkeit ab.

Hemmungssumme der Vorstellungen nennt Herbart den Inbegriff des in den einzelnen Vorstellungen gehemmten Vorstellens; Hemmungsverhältnis dagegen das Verhältnis der einzelnen Quantitäten. Vgl. Herbart, Psychol. als Wissensch. § 36. W. Volkmann, Psych. I, 168f. 338f. 1884.

Henaden (v. *ἑνάς*) = Einheiten nannte Platon seine Ideen, vgl. Monaden.

Henotheismus (v. *εἷς* und *θεός*) = Eingottlehre heisst die Vorstufe des Monotheismus, auf der zwar ein Stammesgott verehrt, aber die Existenz anderer Götter nicht geleugnet wird. Dies ist der Standpunkt des Mosaismus.

Herakles wurde wegen seiner Bekämpfung der Ungeheuer von den Cynikern als Ideal betrachtet und auch äusserlich nachgeahmt. — Herakles am Scheidewege (*σύγγραμμα περὶ τοῦ Ἡρακλέους*) ist eine reizende Allegorie des Prodikos (c. 400 a. C.), worin jener zwischen der Tugend und Wollust, die ihm als schöne Frauen erscheinen, wählt. Vgl. Xenophon, Memorab. II, 1.

Herz (cor), der Mittelpunkt des Gefässsystems und somit der Ernährung, des Stoffwechsels und des Lebens, wurde von den alten Hebräern, Ägyptern, Indern u. a. als Sitz der Seele angesehen; ebenso von den Pythagoräern. Seit Demokrit versetzten die Hellenen dahin den Mut oder Zorn (*θυμός*), während Aristoteles wieder

die ernährende und empfindende Seelenkraft dahin verlegt, doch kehren Stoiker und Epikureer zur Volksansicht zurück. Seit Herophilos von Alexandrien (c. 300) galt das Gehirn als Sitz der Seele. Da jedoch der Herzschlag durch die Gemütsbewegungen sehr beeinflusst wird, so galt das Herz doch immer wieder als Organ der Gefühle, und man redet daher von einem herzlosen, beherzten Menschen, herzlicher Teilnahme u. dgl. Weil das Lernen nicht ohne Lust und Liebe zur Sache möglich ist, sagt der Franzose apprendre par coeur.

Hesychie (*ἡσυχία*) = Stille ist dasselbe wie die Ataraxie der Skeptiker, also Gemütsruhe; der Stoiker Chrysipp (c. 250 a. C.) verstand darunter das Abwarten beim Disputieren.

Hesychiasten s. Quietismus.

heterogén (*ἕτερος* der andere *γένος* Gattung) = ungleichartig, unähnlich; Gegensatz: homogen.

Heteronomie s. Autonomie.

Heterozetesis (*ἕτερος* anders, *ζήτησις* Frage) ist eine verfängliche Frage, die so oder anders beantwortet werden kann. Vgl. Cornutus, Krokodilschluss, Sophisma.

Heuchelei (*ὑπόκρισις*) ist die Verstellung, welche dem Streben entspringt, anders zu erscheinen als man ist. Manchmal will man besser erscheinen, eine Heuchelei, die, dauernd geübt, allmählich nicht ohne vorteilhaften Einfluss auf den Charakter ist. Gewöhnlich aber verstellt man sich nur, um Mächtigen zu gefallen; man heuchelt politische, religiöse, ethische Grundsätze, um zu avancieren, also um's liebe Brot, aus Selbstsucht, Liebedienerei und Feigheit. Diese Heuchelei ist desto verwerflicher, je wichtigere Fragen dabei inbetracht kommen. Schon wenn jemand liebenswürdig gegen den ist, den er hasst oder verabscheut, so heuchelt er; doch steht dabei vielleicht nichts Wichtiges auf dem Spiele. Aber wenn man orthodox und konservativ oder heterodox und liberal zu sein vorgiebt, nur um eine Stelle zu erjagen, so ist man ein Lump.

Heuristik (*εὑρίσκω* finde) ist die Erfindungskunst oder die Anweisung, auf methodischem Wege Erfindungen zu machen. Früher suchte man sie in einer willkürlichen

Kombination logischer Begriffe, so Raimund Lull mit seiner Ars magna (Grossen Kunst) und Leibniz mit seiner Kombinationskunst (ars combinatoria). Fruchtbarer waren Lord Bacon's Winke in seinem Novum Organon. Es ist unmöglich, sowohl für alle Wissenschaften eine Methode zu erfinden, als auch die Erfindung verschiedener Methoden auf Regeln zu bringen: Scharfsinn, Kombination, Genie und Zufall thun das meiste. Am leichtesten ist noch das Erfinden, wo es sich um Verfeinerung von Instrumenten, Maschinen u. dgl. handelt. Fast unmöglich dagegen ist es, dem künstlerischen Erfindungsgeiste Bahnen zu weisen. — Das heuristiche Verfahren in der wissenschaftlichen Darstellung ist die Schilderung des Weges, auf welchem die Lehren einer Wissenschaft gefunden worden sind oder wenigstens hätten gefunden werden können. Sie überliefert die Disziplin also nicht als etwas Fertiges, sondern als werdende. Dieses Verfahren, das man auch genetisch oder analytisch nennt, hat hohen pädagogischen Wert. Für die Naturwissenschaft ist vor allem die Induktion brauchbar; doch hat auch die Teleologie heuristische Kraft.

Hochmut (eigtl. hoher Mut) ist die hochgradige Selbstschätzung auf Grund eingebildeter Vorzüge, welche sich in geringschätzigem, verletzendem Betragen gegen andre äussert. Er findet sich am häufigsten bei Adligen und Parvenus. Weil oft Stolz in Hochmut ausartet, werden beide leicht mit einander verwechselt, z. B. sagt man fälschlich: Geldstolz, Gelehrtenstolz, Adelsstolz.

höchstes Gut (summum bonum) s. Gut.

Hodegetik (ὁδός Weg und ἡγεῖσθαι führen) eigentlich Wegführung = Einleitung in eine Wissenschaft, vgl. Propädeutik.

Höflichkeit, eigtl. höfisches Benehmen im Gegensatz zur „Dörperlichkeit" (d. h. Tölpelei), ist die Fertigkeit, anderen durch Reden, Geberden und Handlungen diejenige Aufmerksamkeit zu beweisen, die ihnen nach bürgerlichen Verhältnissen und den Sitten des Landes zukommt. Freunden und Verwandten gegenüber ist Höflichkeit verdächtig, da sie Mangel an Herzlichkeit beweist; gegen gemeine Naturen dient sie als eine Art von Schutz. Übertriebene Höflichkeit zeugt von Kriecherei.

Hoffnung ist der Affekt freudiger Erwartung oder erwartender Freude. Um hoffen zu können, muss man die Erinnerung erfüllter Wünsche, gelungener Pläne haben; wem alles misslang, der verlernt allmählich das Hoffen. Weil aber die Hoffnung auf ein künftiges, also höchstens wahrscheinliches Gut geht, so ist sie nicht ohne Besorgnis, dass das Erwartete auch nicht eintreffen könne, also mit Unlust verbunden. Wohl stärkt sie des Menschen Kraft im Thun und im Leiden; da sie aber die Phantasie entfesselt, so malt sich der Hoffende die Zukunft meist zu rosig aus, sodass er bitter enttäuscht wird, oder er versäumt über den Zukunftstäuschungen gar die Pflichten der Gegenwart. Die Alten stellten die Hoffnung als leicht einherschreitendes Mädchen dar, in der Rechten die Granatapfelblüte, mit der Linken das Gewand etwas lüftend.

Hohn ist der mit hämischer Verachtung verbundene Spott. Er entspringt dem Hasse, Stolze oder Neide. Hohngelächter ist nicht der Affekt, sondern nur die Grimasse des Lachens, um den Verhöhnten noch tiefer zu kränken.

Holomerianer (gr.) diejenigen Spiritualisten, welche die Geister irgendwo im Raum, und zwar sowohl dem Ganzen als jedem Teile nach, existieren lassen. Ggs. Nullibisten, welche leugnen, dass von einem Geiste überhaupt ausgesagt werden könne, er sei irgendwo.

Homöomerien (gr.) nennt Anaxagoras v. Klazomenä (500—434) die letzten gleichartigen Mischungselemente der Dinge (cf. Anaxag. bei Simplikios in Aristot. Phys. 34).

homo sum, ergo humani nil a me alienum puto = „ich bin ein Mensch, nichts Menschliches, halte ich, ist mir fremd“, ein Wort des Terenz († 155 a. C.) im Heaut. 1, 1.25, welches schon von Cicero (de off. I, 9) und Seneca (ep. 95) als Prinzip der Humanität erkannt wurde. In der That lässt sich daraus die theoretische und die praktische Philosophie ableiten. Vgl. Humanität, höchstes Gut.

Homologie (eigtl. Beistimmung) nannten die Stoiker die mit sich selbst übereinstimmende Vernunft und das ihr angemessene Leben (*τὸ ὁμολογουμένως ζῆν*). Cicero übersetzt es (de fin. III, 6) mit convenientia, Seneca (ep. 31) mit aequalitas ac tenor vitae per omnia consonans sibi.

Die Pythagoräer verstanden unter Homologie die Ähnlichkeit mit Gott (s. d.), indem sie dem Schüler zuriefen: Folge Gott (ἕπου θεῷ)!

Hörnerfrage (κερατίνη ζήτησις, cornuta quaestio) ist die sophistische Art zu fragen, um einen in Verlegenheit zu setzen, welche Eubulides erfunden haben soll. Er fragte z. B.: „Hast du die Hörner abgeworfen?“ Antwortete man „Nein!“ — so folgerte er: „Also hast du sie noch!“ Sagte man Ja, so schloss er: „Also hast du welche gehabt“. Zu sagen: „Ich konnte keine abwerfen, weil ich keine hatte“ war verboten; denn die Megariker wollten, dass man nur Ja oder Nein antwortete.

Hörnerschluss s. Dilemma, Cornutus.

hübsch (eigtl. höfisch) bezeichnet einen niederen Grad der Schönheit, eine wohlgefällige, wenn auch nicht vollkommene Erscheinung.

Humanität, eigtl. Menschlichkeit, bezeichnet zunächst das für den Menschen im Unterschied vom Tier Charakteristische, also den Gegensatz zu Bestialität, Brutalität. Da diess aber durch Erziehung und Unterricht ausgebildet werden muss, so bedeutet es auch die harmonische Bildung, welche nicht blos gewisse Kenntnisse, sondern auch Gemüt und Charakter umfasst. Eine Folge davon ist das humane, d. h. leutselige und freundliche Benehmen gegen Schwache, Niedere, Arme u. s. w. Denn dem wahren Menschen ist ja nichts Menschliches fremd, weder ein geistiges oder sittliches Gut, noch das Mitgefühl für fremdes Leid. Da nun im 15. Jahrhundert die alten Künste und Wissenschaften ihre Wiedergeburt (Renaissance) feierten, erschienen sie dem verzerrten, beschränkten Zeitalter als einzig menschlich, daher nannte man sie Humaniora und die sich ihrem Studium widmeten, Humanisten (Reuchlin, U. v. Hutten, Erasmus v. Rotterdam u. a.). Allmählich verloren diese sich aber in Buchstäbelei und Pedanterie, sodass ihnen im 18. Jahrhundert der Philanthropinismus (s. d.) entgegentrat, der das ausschliessliche Studium der alten Sprachen mit Recht bekämpfte. Aber noch heute ist der Streit zwischen Humanismus und Realismus nicht geschlichtet.

Die Idee der Humanität, welche die Einheit des Menschengeschlechts zur Voraussetzung hat, ist erst ganz

allmählich zur Anerkennung gelangt. Im Altertum verachtete und hasste jedes Volk das andre. Erst Alexanders Züge, durch welche griechische Sprache und Litteratur Gemeingut der Völker wurde, sowie die Kyniker und Stoiker haben den Satz in Aufnahme gebracht, dass alle Menschen Brüder seien. Ihm schloss sich das Christentum und die Philosophie an, die Dichter haben sie gefeiert, und seit der französischen Revolution ist es ein Dogma aller Gebildeten, dass es kein höheres Ziel gebe, als ein Mensch zu sein!

Humor (l.) eigtl. Feuchtigkeit heisst 1) Laune (s. d.), 2) diejenige Komik, deren Vater der Schmerz ist. Der Humorist beklagt weder noch bewitzelt er das Übel, sondern lächelt, wie Jean Paul sagt, unter Thränen; d. h. er fasst die moralischen, physischen oder intellektuellen Übel als Totalität, zu welcher er sich aber auch selbst rechnet. Er poltert daher nicht wie der Moralprediger, noch geisselt er die Menschen wie der Satiriker thut, sondern er schildert sie gutmütig, liebevoll und nicht ohne innige Teilnahme. Ohne diese liebevolle Teilnahme kein Humor. Er ist je nach seiner Aufgabe ernst oder heiter, streng oder milde; jetzt dämpft er unser verblendetes Entzücken, dann hebt er unsern gesunkenen Mut; das Übermenschliche macht er menschlich, das Kleinste bedeutend — er ist ein Kaleidoskop der Empfindungen. Gute Humoristen sind natürlich selten: Aristophanes; Rabelais, Fischart, Shakespeare, Cervantes, Hippel, Jean Paul, F. Reuter; Dickens, Thackeray, W. Raabe.

hybride Schlüsse (syllogisimi hybridae) sind solche, wo ein Umkehrungsschluss mit einem ordentlichen verbunden ist; z. B.: Gott ist eine Intelligenz. Gott ist der Urgrund aller Dinge — Flgl. ist der Urgrund aller Dinge eine Intelligenz. Hier hätte erst der 2. Satz noch umgekehrt und geschlossen werden müssen, dass der Urgrund eben Gott sei. Vgl. Enthymem.

Hyle (gr.) Urstoff, Materie.

Hylozoisten (ὕλη = Stoff, ζωή = Leben) heissen die ionischen Naturphilosophen, welche der Materie eine ursprüngliche Lebenskraft zuschrieben, die sich in den Erscheinungen der Natur offenbare. So sah Thales (c. 600) das Wasser, Anaximenes (c. 530) die Luft, Heraklit (c. 490)

das Feuer als Prinzip des Weltprozesses an. Diese Ansicht ist eine Art von Materialismus, der entweder dynamisch oder mechanisch auftreten kann, je nachdem die Welt als Produkt einer Kraft oder nur neben einander geschichteter Stoffe angesehen wird.

Hylopathismus (gr.) die Lehre, welche dem Stoffe Gefühle, Affekte und Leidenschaften beilegt.

hyperphysisch = übernatürlich = supranatural (l.).

Hypnotismus (v. *ὕπνος* Schlaf) ist eine künstliche (durch lange Fixierung eines glänzenden Objekts) erzeugte abnorme Einseitigkeit des Bewusstseins, resp. eine abnorme, weil einseitige Konzentration des Bewusstseinsprozesses. Er umfasst mithin alle früher als Mesmerismus, animalischer Magnetismus, Somnambulismus, Od und Rapport bezeichneten Erscheinungen, die sich auf bekannte psychische und physiologische Prozesse zurückführen lassen. Die etwa noch vorhandenen Dunkelheiten bestehen in wissenschaftlichen Schwierigkeiten, die in der noch unvollkommenen Nervenphysiologie begründet sind. Vgl. W. Preyer, d. Entdeckung des Hypnotismus 1881. R. Heidenhayn, der sog. tierische Magnetismus 1880. A. F. Weinhold, Hypn. Vers. 1880. G. H. Schneider, d. psychol. Ursache der hypnotischen Erscheinungen 1880.

Hypostase (*ὑπόστασις*) eigtl. Unterlage, Substanz, dann Person.

hypostasieren (gr.) etwas zum Gegenstand, zur Substanz machen, ihm Wirklichkeit beilegen, indem man das Merkmal eines Gegenstandes zum Gegenstande selbst macht.

Hypothese (*ὑπόθεσις*) Voraussetzung, Annahme, Bedingung. Ihre einfachste Form ist das hypothetische Urteil: „Wenn A ist, so ist B." Hier ist also die Gültigkeit des Nachsatzes (thesis) durch die des Vordersatzes (hypothesis) bedingt. Hypothetisches Verhältnis heisst demnach das Verhältnis von Bedingung und Bedingtem, Grund und Folge, Ursache und Wirkung. Hypothetisch aber ist eine Behauptung, welche, weil ihre Gültigkeit erst von einer andern abhängt, ungewiss, zweifelhaft ist. Hypothesen im engern Sinne sind Annahmen, welche man macht, um für eine Menge von Erscheinungen das Gesetz, den Erkenntnisgrund zu finden. Jede ist also ein

Versuch, die Lücken unsrer Erfahrung durch Begriffe auszufüllen und zu erklären; eine vorläufige Annahme einer ungewissen Prämisse, die auf eine dafür gehaltene Ursache geht. Sie ist freilich keine willkürliche, aus der Luft gegriffene Behauptung, sondern das Resultat zulässiger Rückschlüsse aus Erfahrungen und zugleich die Prämisse versuchsweiser Deduktionen. Die Form der Hypothese ist die Weise jedes werdenden Begriffs; sie dient dazu den logischen Zusammenhang der Thatsachen zu vermitteln. Eine gute Hypothese muss 1) die resp. Thatsachen wirklich erklären; 2) so einfach als möglich sein; 3) sie darf nicht viele Hülfshypothesen erfordern und 4) keinem Vernunft- oder Naturgesetz widersprechen. Erwiesen ist sie, d. h. aus Wahrscheinlichkeit zur Gewissheit geworden, wenn entweder alle anderen Erklärungen sich als logisch undenkbar oder faktisch unhaltbar herausstellen, während sie selbst den Thatbestand genügend erklärt, oder wenn sie noch über Gebiete Licht verbreitet, die bisher unbekannt waren. Sie erlangt dadurch den Rang wissenschaftlicher Lehrsätze, z. B. die Gravitationshypothese Newtons, Laplace's Hypothese von der Kosmogonie, Darwins Hypothese von der Entstehung der Arten u. s. f. Undulationshypothese, die Annahme eines Äthers u. a. Ihre Aufstellung hängt ebenso sehr von Gelehrsamkeit als von scharfsinniger Kombination und glücklichem Blick ab. Vgl. Apelt, Theorie der Induktion. J. St. Mill, Logik II. W. Wundt, Logik I.

Hypotypose (v. ὑποτυποῦν entwerfen) bedeutet bei den alten Philosophen Entwurf, Compendium. So hat man die pyrrhonischen, d. h. skeptischen Hypotyposen des Sextus Empiricus (3. Jahrh. n. Ch.).

Hysteron-Proteron (ὕστερον-πρότερον = Späteres-Früheres) heisst derjenige Fehler im Denken oder Reden, wo man das, was nachfolgen sollte, zuerst nimmt. Dies ist wohl im Interesse des Vortrages erlaubt, nicht aber beim Beweise.

I bedeutet in der Logik einen besonders bejahenden Satz wie A einen allgemein bejahenden. Aus lauter besonders bejahenden Sätzen kann nichts gefolgert werden. Vgl. Darii, datisi, disamis.

Jähzorn ist der plötzlich und gewaltsam hervorbrechende Affekt des Missvergnügens.

Ich (ego) bezeichnet bei der unmittelbaren Selbstwahrnehmung das im Wechsel der körperlichen und geistigen Zustände identische Subjekt, den Träger aller der Thätigkeiten, die jeder in seinem Bewusstsein vorfindet. Die Realität desselben ist dem naiven Menschen so gewiss, dass die Formel: „so wahr ich bin" eine der stärksten Beteuerungen der Realität ist. Früher nahm die Psychologie zur Erklärung der Ichvorstellung einen „inneren Sinn" nach Art der äusseren an, und noch Kant leitet sie von einer „Synthesis der Apperception" ab. Aber sie hat eine lange Geschichte. Für den Unmündigen (d. h. das Kind, den Naturmenschen und den Ungebildeten) fällt das Ich offenbar ganz mit dem Leibe zusammen, denn durch Gesicht und Getast, Gemeingefühl, Muskelempfindung und Schmerz wird er alsbald der Aussenwelt entgegengestellt. Durch ihn treten wir in Erscheinung, orientieren wir uns im Raume, treten mit der Welt in Wechselwirkung und vergewissern uns, ob wir wachen oder träumen. Er ist der Sitz unsrer Vorstellungen, Gefühle und Strebungen. — Allmählich aber lernt der Mensch, dass sein Ich nicht mit dem Leibe ganz identisch sei. Denn sowohl kann dieser verletzt oder verstümmelt werden, ohne dass jenes darunter leidet, als auch nimmt jenes an Tiefe, Umfang und Klarheit zu, während er verfällt. Infolge dessen sehen wir das Ich als den ideellen Kern unseres Wesens an, der wiederum seine lange Entwickelungsgeschichte hat je nach den verschiedenen Verhältnissen unsres Lebens. So schwer es auch ist anzugeben, was dasselbe eigentlich in diesem Moment sei, so drängt sich seine Kontinuität und Identität jedem auf; es ist die Summe aller unsrer Lebenserfahrungen, die Seele selber. Die Existenz dieses empirischen Ich spricht Cartesius (1596—1650) in dem berühmten Satze aus: Cogito, ergo sum = Ich denke, also bin ich; d. h. ich bin ein Denkendes, folglich existiere ich als Subjekt des Denkens. Dieses Ich ist nichts körperlich, sinnlich Wahrnehmbares; es erscheint selbst nicht; ja auch seine Daseins-Äusserungen treten nicht äusserlich in Erscheinung. Dritte nehmen nur körperliche Modifikationen wahr, welche ein äusserlicher

Ausdruck dessen sind, was im Innern des Ich vorgeht. Aus ihnen erschliessen wir nur dieses, wenn dieses Schliessen auch infolge unserer eignen Erlebnisse, der Übung und der Verständlichkeit der Äusserungen fast den Charakter der Unmittelbarkeit annimmt. Wirklich wahrgenommen wird von jedem nur sein eignes Ich. Die Äusserungen des Ich aber sind: Empfindung, Gefühl, Sinnesperzeption, Vorstellen, Wollen, Handeln und Bewusstsein. Von diesen 7 Akten tritt nur der erste unvermischt auf, während die übrigen immer von anderen Elementen begleitet und zumteil der Isolierung gar nicht fähig sind. Alle 6 ersten aber werden dem Ich im Bewusstsein offenbar es ist das Innewerden, das klare, innerliche Auffassen, Haben und Festhalten der objektiven und subjektiven Erscheinungen in ihrem Detail wie in ihrer Totalität. Man kann es mit einem Lichte vergleichen, das sich ruhig, doch intensiv über die Gegenstände ausgiesst, aber ohne einen Gegenstand sich nicht manifestieren kann. Das Ich ist nicht, sondern hat Bewusstsein; auch wird der Inhalt des Ich dadurch nicht vermehrt, sondern nur erhellt. Es ist auch nichts Individuelles, vielmehr bei allen gesunden Menschen dasselbe, nur eben von verschiedener Klarheit! Ein spezieller Gegenstand desselben ist das eigne Selbst; in dieser Hinsicht heisst es Selbstbewusstsein. Es ist nicht eine reflektierte oder reflexive Bewegung des Bewusstseins nach innen oder gar nach aussen. Denn nicht das Bewusstsein ist Subjekt, sondern das Ich, und zwar in seiner geistigen und leiblichen Totalität. Das Selbstbewusstsein besteht also nur darin, dass die Lebensäusserungen des Ich ein Gegenstand des Bewusstseins werden.

Das „reine Ich“, d. h. den von allen empirischen Elementen geschiedenen Begriff desselben, hat J. G. Fichte zum Ausgangspunkt seiner Philosophie gemacht. Es fällt mit dem „Absoluten“ Schellings und mit Hegels „Idee“ zusammen.

Nach allem bisherigen ergiebt sich, das Ich ist nur ein psychisches Phänomen, d. h. die Vorstellung des Ich ist nicht die Vorstellung eines Wesens — denn dies ist die Seele — oder eine Zusammensetzung von Wesen, sondern lediglich das Bewusstwerden einer Wechselwirkung innerhalb eines unübersehbaren Vorstellungskom-

plexes. Daher kann man das Ich sowohl die reichste als auch die ärmste Vorstellung nennen, jenes was ihren eignen Inhalt, dieses was den Umfang des zugrunde liegenden Vorstellungskreises betrifft. Die Vorstellung von allem ist an sich selbst ganz unbestimmt und wird nicht als etwas Vorgestelltes, sondern bloss als ein Punkt gewusst; es ist Zeichen eines Realen, aber selbst nichts Reales.

Störungen in den Funktionen des Ich sind verhängnisvoll; sie bestehen 1) in Störungen in der Wechselwirkung des Ich mit den übrigen Vorstellungen (Unterbleiben der inneren Wahrnehmung); 2) Störungen innerhalb der Vorstellungskreise des Ich (Aufhebung des Selbstbewusstseins); 3) Entwickelung eines abnormen Ich und Unterdrückung des normalen durch jenes. Die erste Art findet sich während des Hellsehens, des Erwachens aus einer Ohnmacht, während heftiger Affekte und Beobachtung äusserer Vorgänge, auch bei künstlerischer Konzeption wie in Träumen. Die 2. Art tritt beim Übergang von einer Altersstufe in die andre auf, bei habitueller Trunkenheit und fortgesetztem Opiumgenuss. Die 3. Art bezeichnet eine Seelenkrankheit, welche mit einer Veränderung der Gemeinempfindung beginnt, sich in einer Verfälschung der Leibesvorstellung zeigt (man wähnt, einen Leib von Glas, Butter u. dgl. zu haben!) und in voller Halluzination eines zweiten Ich endet! Im Wahnsinn ist das abnorme Ich an Stelle des normalen getreten. Vgl. v. Krafft-Ebing, Psychiatrie, Stuttg. 1883. Kirn, d. periodischen Psychosen, Stuttg. 1878. E. Hitzig, Ziele u. Zweck der Psychiatrie, Zürich 1876.

Idee (*ἰδέα*) heisst eigentl. Bild, Gestalt, Anblick. Platon († 347 a. C.), welcher diesen Begriff zuerst in die Philosophie eingeführt hat, versteht darunter das bestimmte Wesen oder das Was der Dinge oder was jedes Ding an sich ist, also das Allgemeine und wahrhaft Wirkliche in dem sinnlich erscheinenden Einzelnen, das Eine, sich selbst Gleichbleibende im Mannigfaltigen. Als einfaches, für sich seiendes, selbständiges, vollkommenes, unkörperliches und unräumliches Wesen beharrt jede Idee im Wechsel der Erscheinungen, unveränderlich. Als lebendige Kräfte sind die Ideen die ewigen Musterbilder, deren Abbilder die sinnlichen Einzeldinge sind. Es giebt also so viele Ideen, als es Gattungen und Arten

von Dingen giebt, die unscheinbarsten, ja schlechtesten nicht ausgenommen. Alle werden durch die Idee des Guten unter sich befasst. Wie die Sonne in der sichtbaren Welt, so ist in der übersinnlichen das Gute die Quelle alles Seins und Wissens, des Erkennbaren wie des Erkennens selbst; und wie die Sonne höher ist als Licht und Auge, so ist das Gute höher als Sein und Wissen, die Idee des Guten ist Ursache alles Seins und Wissens, ist die göttliche Vernunft selbst. Vgl. Th. Achelis, Platons Metaphysik 1873. S. Ribbing, Genet. Darstell. d. platon. Ideenlehre 1863. Vgl. Nus.

In der englischen und französischen Philosophie bedeutet Idee nur s. a. Vorstellung. In der deutschen dagegen seit Kant Gedanke, Vernunftbegriff, im Unterschied von den sinnlichen Anschauungen und Verstandesbegriffen (Kategorien). Eine Idee ist nach Kant ein Begriff, der die Möglichkeit der Erfahrung übersteigt, dem also kein kongruierender Gegenstand in den Sinnen gegeben werden kann. Da die Vernunft bei ihm sowohl theoretisch als praktisch ist, so unterschied er theoretische und praktische Ideen. Jene sollten Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sein, diese sich im kategorischen Imperativ des Sittengesetzes kundgeben. Dazu kommen noch drittens die ästhetischen Ideen, die durch Beziehung der Vernunft auf die Einbildungskraft entstehen sollen. — J. G. Fichte definierte die Idee als einen selbständigen, in sich lebendigen und die Materie belebenden Gedanken, als deren Ausflüsse er die schöne Kunst, die soziale Tugend, die Wissenschaft und die Religion betrachtete. — Der Hegelianer Erdmann nennt die Idee den mit der innersten Natur des Gegenstandes zusammenfallenden Zweck desselben. Neuere Philosophen reden von der Idee Gottes, der Freiheit, der Unsterblichkeit, des Staates, des Wahren, Guten und Schönen — niemals von der Idee des Bösen. Sie bezeichnen nämlich damit solche Objekte und Begriffe, deren unvollziehbare Vorstellung mit einer gewissen ästhetischen oder sittlichen Lust verbunden ist, und worin sich zu ergehen der Phantasie einen Reiz gewährt. Aber die Benennung „Begriff“ genügt schon! — Über fixe Ideen s. Monomanie.

Ideenassociation s. Association.

ideal (von Idee) heisst 1) das der Idee, dem Muster-

bilde Entsprechende. 2) das Nichtwirkliche, im Gegensatz zum Realen, in diesem Sinne ist es s. a. ideell. In jenem Sinne giebt es soviele Ideale, als Gebiete menschlicher Thätigkeit, besonders ästhetische und ethische; aber auch die Wissenschaft strebt nach einem Ideal, der Wahrheit. Die Ethik zeichnet Ideale der Vollkommenheit, die Kunst jagt dem Ideal der Schönheit nach. Und sofern manche diesen Idealen nahe gekommen sind, bezeichnet man sie selbst oder ihre Werke als Ideale. So nennt man den Apoll von Belvedere, Phidias' Zeuskopf, Rafaels Sixtina Kunstideale, weil sie die Idee mustergültig zur Darstellung bringen. Auch der einzelne Mensch hat Ideale, d. h. Ziele seines Strebens; das sind entweder historische Personen, wie Achill für Alexander, Cäsar für Napoleon I., oder frei von der Phantasie entworfene Bilder. Psychologisch richten sich die Ideale der Menschen nach ihrer Geistesbildung. Wie Einzelne, so haben auch ganze Zeiten und Völker ihre Ideale. — Idealisieren heisst, ein Wirkliches einer Idee gemäss gestalten, also verklären. Der Künstler soll die Natur nicht einfach nachahmen, sondern sie idealisieren. Vgl. Schillers Gedicht: Die Ideale. K. Hase, Ideale und Irrtümer 1873.

Idealismus ist die Ansicht, dass nur die Ideen das wahrhaft Reale sind, mithin Platonismus. Im Mittelalter nannte man aber die Anhänger dieser Ansicht grade Realisten, weil sie die Gattungsbegriffe für etwas Wirkliches hielten (universalia sunt res). Seit Descartes änderte sich wieder die Bedeutung des Wortes, indem es die Theorie bezeichnet, welche die Realität der Aussendinge leugnet. Man fragte sich nämlich, wie denn die Aussenwelt auf die Seele einwirke, und ob nicht die Annahme jener überhaupt nur eine Vorstellung dieser sei. Descartes († 1650), Malebranche († 1715) und Leibniz († 1716) begnügten sich damit, einen physischen Einfluss des Körperlichen aufs Geistige zu leugnen und an dessen Stelle die Systeme der Assistenz, des Okkasionalismus und der prästabilierten Harmonie zu setzen; aber sie leugneten nicht die Realität der Körperwelt, obgleich Malebranche meinte, es sei sehr schwer zu beweisen, dass es Dinge ausser uns gebe. Erst der Empirismus geriet auf den Gedanken, die Annahme einer

objektiv existierenden Körperwelt für Täuschung zu erklären, nachdem Hobbes († 1679) und Locke (1704) gezeigt, dass die sinnlichen Qualitäten der Dinge nicht ihr Wesen, sondern blos Erscheinung seien, und die Voraussetzung von Aussendingen empirisch nur den Empfindungen entstamme. G. Berkeley († 1753) erklärte den göttlichen, nicht den menschlichen Geist für den Urheber der Vorstellung von der Täuschung einer scheinbar objektiven Aussenwelt. Dabei wollte er die Wirklichkeit der Weltdinge keineswegs leugnen, sondern nur behaupten, dass körperlich-materielle Wesenheiten nicht ausserhalb unsres Geistes existieren, wo sie durch einen höheren Geist nach Naturgesetzen erzeugt werden. Und solche sinnlichen oder wirklichen Erscheinungen (Ideen) existieren auch als Ideen Gottes fort, ohne dass wir sie zu haben oder wahrzunehmen brauchen, und haben ausserhalb unsres Geistes wenigstens im göttlichen Geiste ein wirkliches Dasein. Aber die wirkliche Welt bilden eben nur die geistigen Wesen, und was man die sinnliche Erscheinung der Dinge nennt, sind in Wahrheit die Dinge selbst. — Von diesem dogmatischen ist Kants kritischer oder transcendentaler Idealismus verschieden. Dieser beruht auf der Lehre, dass zwar der Stoff der Erfahrung durch die Empfindung gegeben werde, und dass dazu die Dinge an sich als Ursachen vorausgesetzt werden müssen, dass aber die Formen der Erfahrung (Raum, Zeit und die Kategorien) als Bedingung jeder möglichen Erfahrung in uns a priori, d. h. unabhängig von der Erfahrung, bereit liegen, und dass wir die Dinge daher immer nur erkennen, wie sie erscheinen, nicht aber, wie sie an sich sind. — J. G. Fichte ging noch einen Schritt weiter und hielt die Voraussetzung realer Dinge an sich für überflüssig, wenn sich nachweisen liesse, durch welche Thathandlung das Ich, als das allein Produktive unsres Vorstellungskreises, überhaupt dazu komme, sich den Schein einer objektiven Aussenwelt vorzuzaubern. Hiernach ist also das Ich, das sich selbst und die Welt vorstellende Subjekt, sowohl Träger als auch Urheber der als objektiv gegebenen Erscheinungswelt. Diesem subjektiven Idealismus stellte Schelling den objektiven gegenüber, indem er die Identität von Sein und Denken auch unabhängig vom Ich als Fundament der Philosophie

ansah; nach ihm hatten die Begriffe und Ideen im Gebiete des geistigen wie des körperlichen Daseins kraft der intellektuellen Anschauung absolute Produktivität. Daran schloss sich endlich Hegels absoluter Idealismus; hatte Fichte gesagt: Das Ich, das denkende ist — so erklärte Hegel: Das Denken, der Begriff, die Idee, resp. der Denkprozess, das immanente Werden des Begriffs ist das allein Wirkliche und Wahre. — Aber auch die nachhegelschen Philosophen Herbart, Schopenhauer und v. Hartmann verfallen dem Idealismus, obgleich namentlich der erste von ihnen sein System Realismus genannt hat. Vgl. F. Kirchner, Grundprinzip des Weltprozesses. Köthen 1882. S. d. A. Aussenwelt, Realität, Dasein.

Idealität Begriffsmässigkeit, Urbildlichkeit, Vollkommenheit; auch Empfänglichkeit und Begeisterung für Ideale.

Idealrealismus oder Realidealismus bezeichnet diejenige Auffassung, nach welcher sich die Idee in den Dingen allmählich herausgestaltet (Hegel); oder welche die Forderungen des Idealismus und Realismus zu versöhnen sucht.

Identität (v. idem dasselbe) Einerleiheit schreibt man Begriffen zu von gleichem Inhalt oder denselben Merkmalen. Absolute Identität wird zwischen zwei Begriffen selten oder nie stattfinden. Denn in der Natur giebt es nicht zwei völlig gleiche Dinge (principium identitatis indiscernibilium). Nur inbezug auf denselben Gegenstand oder Begriff giebt es völlige Identität (A = A). Identität des Bewusstseins konstituiert das Ich. Alle andern Dinge stehen nur in relativer Identität (princip. identitatis relativae), d. h, sie haben nur einige Merkmale mit einander gemein. So sind z. B. Tiger und Löwe relativ identisch, indem sie beide vierfüssige und zum Katzengeschlecht gehörige Säugetiere sind.

Identitätsphilosophie wird die Philosophie Schellings genannt, weil sie von dem Satze ausgeht, dass Denken und Sein identisch sei. Auch die Systeme des David v. Dinanto († 1210) und Hegels († 1831) heissen so.

Ideographik (v. ἰδέα u. γράφειν schreiben) ist die Kunst, Gedanken durch eine für alle Menschen verständliche Schrift auszudrücken; man nennt sie auch Pasigraphie. Besonders Leibniz hat sich darum bemüht.

Ideologie heisst eigentl. Ideenlehre, und man könnte so jede Philosophie nennen. Die Franzosen, namentlich V. Cousin (1792—1867), bezeichnen so die Metaphysik. Napoleon I. nannte politische Schwärmer Ideologen.

Idiosynkrasie (v. ἴδιος eigen, σύγκρασις Mischung) ist die eigentümliche Empfänglichkeit des Organismus für gewisse Reize und seine Reaktion darauf. Sie spricht sich manchmal durch unüberwindliche Abneigung gegen gewisse Speisen, Getränke, Gerüche, Töne aus, manchmal durch die Folgen der Einwirkung, selbst wenn diese unbewusst oder zuerst angenehm war, so im Nesselfieber nach Erdbeergenuss oder in der Ohnmacht nach dem Geruch von Rosen. Bei andern zeigt sich die Idiosynkrasie darin, dass sie begehren, was andere verabscheuen, oder ihnen nicht gleichgültig ist, was den meisten schadet. Bald ist die Idiosynkrasie dauernd, bald vorübergehend. Auch gegen Personen richtet sie sich und heisst dann auch Antipathie.

Idiot (gr.) eigtl. Privatmann, dann Ignorant, Pfuscher; endlich s. a. Schwachkopf. Idiotismus heisst 1) Eigenheit im Ausdruck; 2) Blödsinn.

Idol (εἴδωλον) Götzenbild; Idolatrie oder richtiger Idololatrie (v. εἴδωλον und λατρεῖν dienen) = Götzendienst.

Jesuitismus ist das Moralsystem der durch Ignatius Loyola († 1556) gestifteten Gesellschaft Jesu. Ihre scholastisch-casuistische Moral geht darauf aus, durch plausible Scheingründe alles Schlechte zu rechtfertigen, wenn es nur den Interessen des Ordens dient. Abgesehen davon, dass sie die Unfehlbarkeit des Papstes, den Fürstenmord und die Inquisition verteidigt, dem Aberglauben Vorschub geleistet und die Wissenschaft überall bekämpft haben, vertreten viele Jesuiten folgende verhängnisvolle Lehren: 1) den Probabilismus, dass man auch das Schlechte thun dürfte, wenn man nur irgend eine Autorität dafür anführen könne — und wofür wäre das nicht möglich? 2) Die reservatio mentalis oder Amphibologie, wonach man sich bei Versprechen, Aussagen und Schwüren einer zweideutigen Redeweise bedienen darf. 3) Die Lehre von der philosophischen Sünde, wonach der Mensch nur da Unrecht thut, wo er mit vollem Bewusstsein um das Böse handelt; daher ist Diebstahl, Mord, Ehebruch u. s. f. nicht Sünde, wenn man

zwar die That, aber nicht die Sünde wolle, oder aus Unaufmerksamkeit, Leichtsinn, Leidenschaft oder Irrtum handle. Ja, wenn man aus unüberwindlichem Irrtum glaube, Lüge und Gotteslästerung sei von Gott befohlen, so solle man es thun! 4) Die Methode der Absichtslenkung, wonach eine böse Handlung nicht aus der Absicht zu sündigen, sondern aus ganz anderm Motiv geschehen kann. So z. B. kann jemand sich am Ehebruch mit einer Frau erfreuen, nicht weil sie verheiratet, sondern weil sie schön ist, oder Dirnen in sein Haus aufnehmen, nicht damit sie dort sündigen, sondern bei ihm wohnen. 5) Die Lehre, dass der Zweck die Mittel heilige, wonach selbst das Schlimmste erlaubt ist, wenn es dem Orden, der Kirche oder dem Papste nützt. 6) Der Satz, dass zur Vergebung der Sünde und Seligkeit schon die attritio genüge, d. h. die Furcht vor Strafe oder die Unlust über die Folgen der Sünde. Nach dem allen leuchtet ein, dass die Jesuitenmoral ein Hohn auf die christliche wie die philosophische Ethik ist. Vgl. Ellendorf, Moral und Politik der Jesuiten. Darmst. 1840. Joh. Huber, Der Jesuiten-Orden.

Ignorabimus = wir werden nicht wissen, ist die Losung des Prof. E. Du Bois-Reymond in seiner Schrift: „Von den Grenzen des Naturkennens“ Lpzg. 1872 und „Die sieben Welträtsel“ Lpzg. 1882. Er bezeichnet dort sieben Schwierigkeiten als unüberwindlich für unser Denken: 1) Das Wesen der Materie und Kraft, 2) den Ursprung der Bewegung, 3) das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung, 4) die Willensfreiheit, 5) den Ursprung des Lebens, 6) die anscheinend zweckmässige Einrichtung der Natur und 7) das menschliche Denken und Sprechen.

ignoratio elenchi s. elenchus.

Illation (l.) Schluss, Schlussfolge.

illegat (l.) ungesetzlich.

Illusion (v. illudo) Täuschung findet auf 5 verschiedenen Gebieten statt. 1) Die logische Illusion entsteht durch Fehler im Denken, durch Bildung falscher Begriffe, Urteile und Schlüsse. Vgl. Sophismen. — 2) Die metaphysische Illusion ist die Verwechselung der Erscheinung mit den Dingen selbst. S. Ding an sich. — 2) Die ästhetische ist die durch die Kunst erzeugte Täuschung, vermöge welcher man das Dargestellte für die

Sache selbst hält; doch darf sie nur Mittel sein, das Schöne zu verkörpern. Das Wohlgefallen daran entspringt aus der dadurch provozierten Phantasie des Beschauers. — 4) Die psychologische Illusion ist der Sinnestrug, welcher von einer wirklichen Empfindung ausgeht, dann aber diese als Äusseres aus der Seele heraussetzt und schliesslich Lokalisation und Projektion mit einander verwechselt. Die Halluzination (s. d.) irrt in der Substanz, die Illusion im Attribut der objektiven Wirklichkeit; jene bezüglich des Dass, diese des Was; jene bedarf der Zurücknahme, diese der Korrektur. Die Illusion entspringt entweder aus Abnormitäten der Sinnesorgane (Entzündung, Erkältung, Lähmung) oder aus Anwendung von Spiegeln, Linsen u. dgl. Auch bei Seelenkrankheiten findet sie sich. Die Ursachen der Illusion sind mithin überwiegend physiologisch und physikalisch, weniger psychologisch. Vgl. Sinnestäuschungen. — 5) Moralische Illusionen könnte man noch die Selbsttäuschungen nennen, denen wir uns unser Leben lang hingeben, verleitet durch Hoffnung und Furcht, Erinnerung und Begierde, Liebe, Freundschaft, Ehrgeiz, Stolz und Eitelkeit. Alle Güter des Lebens als Illusionen hinzustellen haben sich die Pessimisten Schopenhauer und v. Hartmann bemüht. Sie übersehen aber, dass dadurch für ihr System gar nichts bewiesen wird. Denn wenn die Illusionen zweifelsohne den Menschen beglücken, so bestärken sie ihn eher im Optimismus! Vgl. F. Kirchner, Der Zweck des Daseins. Berlin 1882.

Imagination (l.) s. Phantasie.

immanent (l.), eigtl. drinbleibend, heisst dasjenige, was nicht über eine Sache oder einen Begriff hinausgeht. Man unterscheidet 1) immanente Ursachen von transeunten; jene liegen in dem sich verändernden Dinge selbst, diese gehen über dasselbe hinaus. So nennt Spinoza Gott die immanente Ursache der Welt, denn er ist ihm nur formell, logisch von ihr verschieden. 2) Der immanente Vernunftgebrauch beschränkt sich nach Kant auf die Grenzen der gegebenen Erscheinungswelt, während der transscendente sie überschreitet. 3) Man nennt immanente Methode diejenige, welche sich durch den Gegenstand der Untersuchung selbst bestimmen lässt.

Immaterialität (l.) = Stofflosigkeit ist eine Eigenschaft, welche seit Cartesius († 1650) viele der Seele beilegen. Aber dieser Dualismus zwischen Seele und Leib ist unhaltbar, sowohl wegen des Widersinns einer substanzlosen Substanz als auch der Schwierigkeiten, wie die immaterielle Seele und der materielle Leib auf einander wirken sollen. Die Lösungsversuche des Okkasionalismus und Prästabilismus (s. d.) sind misslungen. Vgl. Seele, Leib.

impalpabel (l.) unfühlbar, unempfindbar, ungreifbar.

Imperativ s. kategorisch.

Impossibilität (l.) = Unmöglichkeit; per impossibile ducere (durchs Unmögliche führen) heisst in der Logik einen Satz in sein kontradiktorisches Gegenteil verwandeln, z. B. A ist B in A ist nicht B, weil, wenn A = B wahr ist, der Satz A = nicht B notwendig falsch, also unmöglich ist.

Impuls (l.) Antrieb, Anstoss, Drang, Anreizung, Beweggrund (s. d.).

Imputation (l.) s. Zurechnung.

inadaequat s. adaequat.

incongruent (l.) nichtübereinstimmend, abweichend, unregelmässig.

Indeterminismus (l.) s. Determinismus, Freiheit, Äquilibrium.

Indifferentismus (l.) ist Gleichgültigkeit gegen Wesen und Wert wichtiger Dinge. Der Indifferentist will sich für keine von beiden Seiten entscheiden, weil er für keine eine besondere Neigung hat oder überhaupt keine Kenntnis davon nimmt. So giebt es politische, philosophische, religiöse und moralische Indifferentisten, mögen sie es aus Ignoranz, Feigheit, Egoismus oder Hochmut sein. In jedem Fall ist der Indifferentismus verwerflich, weil der Gesellschaft gefährlich und des Menschen unwürdig. Wer die Fähigkeit, der hat auch die Pflicht, zu den wichtigen Lebensfragen der Menschheit Stellung zu nehmen; am elendesten ist der totale Indifferentismus, den nichts mehr interessiert, weil er sich gegen alles blasiert hat.

Individualbegriff ist diejenige Art der Gegenstands-

begriffe, welche aus der wiederholten Anschauung desselben Gegenstandes entspringt. Er entkleidet die Wahrnehmung ihrer räumlichen und zeitlichen Beziehung zu andren Dingen und erhebt sich vermittelst des Gemeinbildes vom Gegenstande zum Gattungsbegriff desselben.

Individualität ist die geistige Eigentümlichkeit eines Wesens, der Inbegriff seiner Eigenschaften. Insofern ist jeder Mensch ein Original; denn schon leiblich betrachtet giebt es nicht zwei gleiche Menschen, geschweige geistig. Jeder hat sein eigenes Temperament (s. d.), seine Körperkonstitution und seine Anlagen, deren besondere Zusammenstellung die Vorbedingung seiner Leistung, seines Glückes ist. Ist Denken, Fühlen und Wollen gleichmässig schwach veranlagt, so wird solcher Mensch garnichts besonderes leisten, doch in seiner Beschränkung zufrieden sein; ist eine gleichmässig starke Anlage vorhanden, so wird er ein sehr nützliches und glückliches Glied der Gesellschaft. Das sind die harmonischen Naturen, denen die Menschheit am meisten verdankt. Bei den übrigen wiegt eine Funktion des Geistes vor. Übrigens ist Individualität und Charakter nicht dasselbe. — Das Prinzip der Individualität (principium individuationis) hat lange die Philosophie beschäftigt, indem man dadurch, dass man mit Platon die Ideen (Universalien) für das wahre Wesen der Dinge hielt, nun in Verlegenheit war, wie man die Entstehung der individuellen Eigentümlichkeiten erklären sollte.

Individuation ist die Bestimmung als Einzelwesen. Über das Prinzip derselben (principium individui) haben sich Nominalisten und Realisten im Mittelalter heftig gestritten. Jene behaupteten, das Individuum werde in und mit der Wirklichkeit (so die Scotisten), die Realisten dagegen durch die Gattung (so die Thomisten). Leibniz verfocht 1663 die nominalistische These, als deren erste Vertreter er Petrus Aureolus und Durandus anführt, „was ist, ist durch sein Dasein selbst Individuum“. Spinoza dagegen fasste als Prinzip die Negation auf.

Individuum (l.) bezeichnet eigtl. ein Unteilbares, dann ein Wesen, dem eine eigenartige geistige Regsamkeit innewohnt. Es zeigt neben seinem Gattungscharakter stets eine gewisse Eigentümlichkeit. Vgl. Organismus.

Indolenz (l.) eigtl. Schmerzlosigkeit, dann Empfindungslosigkeit, Unempfindlichkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit.

Induktion (l.) ist die Methode, welche sich des Schlusses vom Besondren aufs Allgemeine bedient, d. h. ein Merkmal, welches sie bei mehreren Dingen findet, bei allen derselben Art voraussetzt. Natürlich hat dieser Schluss nicht solche Stringenz, wie der Syllogismus, der vom Allgemeinen aufs Besondre schliesst. Die Induktion erzielt nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewissheit, es sei denn, dass man alle Teile von einem Ganzen kontrolliert habe. Dies ist natürlich bei der Naturwissenschaft unmöglich, welche dafür an der Voraussetzung, dass die Natur gesetzmässig verfahre, eine starke Stütze hat. Da aber die Erfahrung nach Raum und Zeit unendlich ist, so kann die Induktion nie zur Apodiktizität führen. Die Unterscheidung zwischen induktiver Aufzählung des Einzelnen (inductio individualis) und der Arten (ind. specialis) ist überflüssig, denn diese beruht auf jener. Die Form des induktiven Schlusses ist:

A, B, C, D . . . . sind M (oder nicht M),
X befasst A, B, C, D . . . . unter sich,

Flgl. sind alle X wahrscheinl. M (oder nicht M).

Oder nach der 3. Schlussfigur:

A, B, C, D . . . . sind M,
A, B, C, D . . . . sind P

Jedes M ist P.

Beispiel: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn haben Axendrehung; diese 6 sind die alten Planeten, flgl. haben sämtliche alte Planeten Axendrehung. Zuerst soll Sokrates das induktive Verfahren angewendet haben (Aristot. Metaph. I, 6), indem er einzelne gleichartige Thatsachen zu einem allgemeinen Satze zusammenfasste. Platon erkannte dies als die eine Seite des Begreifens, Aristoteles hält sie für die mehr populäre Erkenntnisweise, denn als wissenschaftlich gilt ihm nur die vollständige Induktion (inductio completa), gegen welche keine Ausnahme (als Instanz) vorliegen dürfe. Erst Bacon v. Verulam († 1626) hat die Theorie der Induktion versucht (Nov. Organ. I, 105); er verlangt ein methodischeres Verfahren als blosse Aufzählung einzelner Fälle, wogegen sich immer andere aufführen lassen. Die Dogmatiker Car-

tesius, Spinoza, Leibniz und Wolff schätzten die Induktion gering, und selbst die Empiristen Locke und seine Schule machten keinen rechten Gebrauch davon, bis erst in jüngster Zeit philosophierende Naturforscher die Theorie richtig entwickelt haben. Vgl. Whewell, Gesch. d. indukt. Wissensch. dtsch. v. Littrow (1839—42). J. Stuart Mill, Logik. dtsch. v. Schiel. 1849. Apelt, Theorie d. Induktion. 1854. W. Wundt, Logik. 1880.

Vollständige Induktion (ind. completa) ist bei einer unendlichen Zahl von Gliedern nur möglich, wenn 1) die Glieder sich räumlich zu einem Continum zusammenschliessen, sodass eine Übersicht über alle in endlicher Zeit möglich wird (wie in der Geometrie); 2) bei diskreten Objekten, wenn sich syllogistisch beweisen lässt, dass was für ein n-tes Glied gilt, auch für jedes (n + 1)te Glied gelten müsse. Die unvollständige Induktion führt nur zu partikularen Schlüssen, findet jedoch, wie gesagt, an der Voraussetzung eines Kausalzusammenhangs der Dinge ihre Stütze. Die Induktion hat besonders die Wissenschaften von der organischen Natur gefördert; die von der anorganischen haben Induktion mit der von der Mathematik vollzogenen Deduktion verbunden. Beide Methoden, die induktive wie die deduktive, haben übrigens gleichen wissenschaftlichen Wert; denn jene verwendet fortwährend diese, während sich die obersten Sätze dieser nicht syllogistisch ableiten, sondern nur induktiv feststellen lassen. Das syllogistische Verfahren ist synthetisch, das Induktive analytisch. Der Unterschied der Induktion von der Abstraktion liegt darin, dass jene auf den allgemeinen Satz, diese auf den allgemeinen Begriff geht. Der häufigste Fehler ist bei jener die falsche Verallgemeinerung (fallacia fictae universalitatis), d. h. man verwechselt eine unvollständige Induktion mit der vollständigen, oder man setzt fälschlich einen strengen Kausalzusammenhang von Subjekt und Prädicat des Schlusssatzes voraus (post hoc, ergo propter hoc!).

infinitiv ist soviel wie unendlich, unbegrenzt, **indefinitiv** dagegen unbestimmt. Ein Progress ins Infinitive (progressus in infinitum) ist ein Rück- oder Fortgang ins Unendliche, zw. von Ursache zu Ursache u. s. f.

Influxus physicus physischer Einfluss herrscht nach

Ansicht derjenigen zwischen Leib und Seele, welche, wie J. G. Fichte (1797—1879) meinen, dass jeder Teil in dem andern die seinen eignen entsprechenden Veränderungen hervorbringe. Auch Influxismus, Influxionssystem oder Systema influxus physici genannt.

Inhalt eines Begriffs nennt die Logik die Summe seiner Merkmale. (S. Begriff.)

Inhärenz (l.) ist das Verhältnis der Eigenschaften oder Accidentien zur Substanz (s. d. A.)

Inspiration s. Offenbarung.

Instinkt (v. lat. instingere antreiben) oder Naturtrieb ist die dem Trieb analoge Präformation des tierischen Organismus, kraft dessen er zu zweckmässigen wenn auch nicht zielbewussten Bewegungen veranlasst wird. Wie auch im Menschen durch gewisse gefühlsartige Erregungen, die in organischen Vorgängen begründet sind, Bewegungskomplexe hervorgerufen werden, so antwortet auch dies „Gewissen des Organismus“ bei den Tieren auf gewisse äussere oder innere Reize, ohne dass Willensakte oder Vorstellungen vorangingen. Daher ist der instinktive Trieb selbst dunkel, die Begehrung aber, in der er sich äussert, nicht. Die Natur bedient sich des Instinktes, um das Gefühl durch Einrichtungen des Organismus zu bestimmen, wodurch das Psychische fast ausgeschlossen wird, und zwar desto mehr, je tiefer ein Wesen in der Rangordnung der Organismen steht. Der Schein von Zweckmässigkeit im Handeln entspringt also aus der körperlichen Präformation, sodass oft der Instinkt durch eine kleine Veränderung an dieser mit verändert wird. Er modifiziert sich mit dem Typus des Tieres. Zu beachten ist ferner, dass komplizierte Bewegungen, die beim Menschen nur unter Voraussetzung von Gehör, Gesicht und Reflexion denkbar sind, beim Tiere aus der körperlichen Gemeinempfindung unmittelbar hervorgehen. Andrerseits übt doch auch Zeit, Ort, Stoff, Thätigkeit u. s. f. Einfluss auf den Instinkt, ja auch Beobachtungen, Erfahrungen, Nachahmungen, Gewohnheiten und sogar absichtliche Einübung ist manchen Tieren nicht abzusprechen. So bebrütet der Strauss in heissen Gegenden seine Eier gar nicht, am Senegal nur nachts, am Kap immer. Ältere Tiere folgen ihrem Instinkt mit mehr Behutsamkeit; so

lernen früher nicht scheue Robben den Menschen fliehen, Ameisen bauen da, wo sie Überschwemmungen ausgesetzt sind, auf Bäumen. Im allgemeinen gilt: Wo viel Instinkt, da ist wenig Denken! Der Instinkt behält stets etwas Blindheit und Rücksichtslosigkeit; so spinnt eine Raupe, der man ihr Gespinst zerstört, so lange bis sie daran stirbt. Beim Menschen kann man daher kaum noch von Instinkt, sondern nur von Trieben sprechen. Die Kultur verdrängt jenen, bei Verwilderung oder Krankheit tritt er erst wieder hervor. Jedenfalls erkennt man an den Instinkten das Walten der teleologischen Weltvernunft, welche die Tiere, ihnen selbst unbewusst, richtig leitet. Kant erklärt den Instinkt richtig (WW. X, 31) als ein Gefühl des Bedürfnisses, etwas zu thun oder zu geniessen, wovon man noch keinen Begriff hat. Er ist das Lebensprinzip, die Idee des Organismus, die Fortsetzung der nach Endursachen wirkenden Natur (Schopenhauer). Vgl. Burdach, Blicke ins Leben. Lpz. 1842. Autenrieth, Ansichten ü. Nat. u. Seelenleben. Stuttg. 1836. Schütz, der sog. Verstand d. Tiere. Pad. 1880. H. Schneider, d. tierische Wille. Lpz. 1880. Büchner, aus dem Geistesleben der Tiere. Brl. 1877.

Intellect (l.) = Verstand; intellektuell geistig, das was sich auf das Wissen, die Erkenntnis bezieht. So unterscheidet man intellektuelle Bildung von der moralischen und ästhetischen. Intellektuelle Erkenntnisse, d. h. Begriffe, stehen den sensualen, d. h. den sinnlichen Wahrnehmungen gegenüber. Intellektualismus ist daher der Gegensatz von Sensualismus und Empirismus. Jener leitet alle Erkenntnis aus den angeborenen Kategorien des Verstandes ab. Intellektuale Anschauung nannten J. G. Fichte und Schelling, ähnlich den Mystikern, die unmittelbare Anschauung, welche ohne sinnliche Wahrnehmung und Reflexion in Gott versetze — eine freilich willkürliche Behauptung.

Intellectualsystem nannte Ralph Cudworth (1619 b. 1688) seine Widerlegung des Atheismus. 1678.

Intelligenz (l.) heisst 1) Erkenntnis, und zwar die verstandesmässige, im Gegensatz zur sinnlichen. 2) Das Vermögen, solche zu erwerben, 3) ein Wesen, das jenes Vermögen hat. In diesem Sinne ist nur der Mensch eine

Intelligenz. Anaxagoras, des Sokrates Lehrer, hat zuerst die Welt von einer höchsten Intelligenz, dem Nus (νοῦς) abgeleitet (s. d. W.)

intelligibel (l.) eigtl. verständlich, dann das, was nur dem Verstande, nicht den Sinnen zugänglich ist. So spricht man von der intelligiblen Welt, einem intelligiblen Charakter, welcher (nach Kant) Gegensatz und Voraussetzung des empirischen sein soll. Vgl. Charakter.

Intension (l.) oder Intensität, Anspannung, Steigerung der Kraft im Gegensatz zur Extension (Ausdehnung), die oft zu jener in umgekehrtem Verhältnis steht; intensive Grösse daher s. a. Gehalt, extensive = Umfang. Intensives Leben ist das nach seiner Bedeutung, nicht nach seiner Dauer beurteilte.

Intention (l.) Absicht. Intentionalismus, Lehre der Jesuiten (s. d.), dass der Zweck das Mittel heilige.

Interesse (l.) eigtl. das Darinsein, ist die Teilnahme, die wir einer Sache schenken. Es ist fast dasselbe wie die Aufmerksamkeit, denn wo diese, fehlt auch jenes und umgekehrt. Daher ist es so schwer, bei Anfängern für einen Unterrichtsgegenstand Aufmerksamkeit zu erwecken; man muss Interesse stiften, wo man auf jene rechnen will; die Vorschrift: „unterrichte interessant" kommt deshalb darauf hinaus: „unterrichte so, dass ein Interesse erwacht!" Wovon wir schon eine Vorstellung haben, interessiert uns; was uns zu bekannt oder zu fremd ist, langweilt. Allgemeine Interesselosigkeit zeugt entweder von Rohheit oder von Blasiertheit. Je nach Bildung, Erziehung, Beruf, Alter und Geschlecht hat der Mensch verschiedene Interessen. Dem sinnlichen Menschen ist nur das Sinnliche, Nützliche interessant; das Wohlgefallen am Schönen dagegen ist interesselos, d. h. es entspringt nicht dem Eigennutz, dem Interesse am Nützlichen. Von dem die einzelnen Stände, Geschlechter u. s. f. Interessierenden ist das, was allen Menschen interessant sein sollte, verschieden. Dies ist das wahrhaft Menschliche, das an sich Wertvolle; wozu natürlich nur dasjenige gehört, was die höheren Thätigkeiten beschäftigt oder Ausdruck derselben ist, d. h. was entweder durch seine bedeutsame Form oder seinen ausgezeichneten Gehalt die Aufmerksamkeit der Gebildeten reizt. Daher erhebt sich das ästhetische, sitt-

liche und religiöse Interesse über alle andern. Der Streit zwischen den verschiedenen Interessen erregt in uns die Qual der Wahl. S. Freiheit. — Interessiert heisst sowohl teilnehmend als eigennützig. Wenn Kant das Wohlgefallen am Schönen daher „uninteressiert“ nannte, meinte er uneigennützig, Herder († 1803) dagegen dachte, indem er hiergegen opponierte, man habe auch am Schönen ein, wenn auch reines, Interesse. Vgl. Schön, gut, Ästhetik.

Intermundien (l., *μεταχόσμιον*) nannte Epikur die Zwischenräume zwischen den verschiedenen Welten, wohin er die Götter versetzte, damit sie ein sorgloses Leben führten. (Diog. Loert. X, 89.)

Intoleranz (l.) Unduldsamkeit, das Gegenteil von Duldsamkeit (s. d. W.).

Intuition (l.) = Anschauung (s. d. W.).

Involution (l. v. involvo) eigtl. Einwickelung, nannte Leibniz (1646—1716) den Tod im Gegensatz zur Evolution = Entwickelung. Involution der Vorstellungsreihe heisst bei Herbart (1776—1841) die Reproduktion durch die letzteingetretene Vorstellung. — Involvieren eigtl. einhüllen, dann mit sich bringen; z. B. involviert die Annahme einer Bedingung auch die von den Konsequenzen.

Ionische Philosophie s. Hylozoismus.

Ironie (v. *εἴρων* der Spötter) ist die Redeweise, die spottend das Gegenteil sagt von dem, was sie eigentlich meint. Dieser Schalksernst lobt, wenn er tadelt, und umgekehrt. Sokrates († 399 a. C.) war darin Meister, indem er, um den Gegner zur Einsicht in dessen Unwissenheit zu bringen, sich unwissend stellte und ihn so zum Auskramen seiner lückenhaften Weisheit veranlasste. Die Romantiker verstanden dagegen unter Ironie das Gegenteil der künstlerischen Begeisterung, das Schweben des Künstlers über seinem Stoff, sein freies Spiel mit ihm. Fr. Schlegel fasste sie gar als ein sich Hinwegsetzen über alles Wesentliche und Ernste, als blasiertes über alles Hinaussein. Hiergegen protestierte Hegel mit Recht.

Irrtum heisst ein falsches Urteil, sofern es für wahr gehalten wird. Veranlasst wird er stets durch einen Schein des Wahren (species veri), d. h. durch subjektive Verhältnisse, die für objektiv angesehen werden. Denn

wenn ein Mensch etwas für falsch, d. h. undenkbar oder unzutreffend, erkennt, hält er es nicht mehr für wahr, mag er es auch aus Eigennutz, Furcht oder Bosheit dafür ausgeben. Jener Schein aber hat entweder scientifische Ursachen oder moralische: mangelhafte oder schlecht geschulte Urteilskraft, Vorurteile, Leidenschaften oder Mangel an Aufmerksamkeit sind seine Quelle. Bezieht er sich auf die logische Form des Urteils, so heisst er formell, auf den Inhalt, materiell. Jener widerspricht den Gesetzen des Denkens, dieser dem Thatbestande. Logisch falsch ist z. B. der Satz: „Gott ist tot"; sachlich falsch: „Die Sonne läuft um die Erde". Formelle Irrtümer lassen sich aus den logischen Gesetzen des Geistes, materielle dagegen nur durch das Studium der resp. Wissenschaften erkennen und widerlegen.

Alle Irrtümer sind also Sache des Verstandes, nicht der Sinne, des Gefühls oder des Willens; denn sie entspringen stets einem falschen Schlusse. Übereilung in der Annahme und Trägheit in der Prüfung veranlassen ihn zumeist; daher jene zahlreichen Sinnestäuschungen (s. d.), die Verwechselung von Einbildungen und Raisonnements mit sinnlicher Anschauung; jene Parteilichkeit und Leichtgläubigkeit in historischen Dingen, jene Verwechselung der Erkenntnisquellen, jene zahlreichen Paralogismen (Fehlschlüsse) und Sophismen (Trugschlüsse).

Zur Vermeidung des Irrtums strebe man vor allem nach ruhig-klarer Gemütsstimmung; sodann mache man es sich zur Pflicht a) selbst zu denken, b) sich möglichst von Vorurteilen zu befreien, c) aufmerksam und konsequent zu denken, d) fremde Ansichten getreu aufzufassen und scharf zu prüfen. Vgl. Widerlegung, Kritik.

Jurare in verba magistri (auf die Worte des Meisters schwören) vgl. Autos epha.

Kabbala (hbr.) eigtl. das Empfangene; dann mündliche Tradition, und zwar einer geheimen, göttlichen Weisheit. Auf Grundlage der Emanationslehre haben die Kabbalisten seit dem 12. Jahrh. allerlei mystisch-theosophische Spekulationen ausgebildet, denen sie durch Pseudepigraphen den Schein des Altertums gaben. Wie Elias will auch die Kabbala Vorläufer des Messias sein, wie jener mit feurigen Rossen in den Himmel dringen.

Sie strebt die Sinnenwelt aus dem „Ensof“ (dem Unendlichen) zu erklären, dessen notwendige Selbstoffenbarung sie ist. Vom Ensof und zu ihm hin entwickelt sich alles. Die 10 Sephiroth (Lichtströme) bilden die 4 Welten, nämlich Aziluth (d. h. die vollkommene, die unveränderlich ist), Berah (die veränderliche), Jezirah (die geformte Welt) und Asiah (die lebende). Hauptquelle dieser krausen Phantastik ist das Buch Jezirah, welches im 9. Jahrh. p. C. abgefasst, aber dem Rabbi Akiba (2. Jahrh.) zugeschrieben wurde; und das Buch Sohar aus dem 13. Jahrh. Im 15. und 16. Jahrh. beschäftigten sich auch christliche Gelehrte damit, so Pomponatius, Ficinus, Pico v. Mirandola, Reuchlin, Agrippa, Paracelsus u. a. Vgl. Jellinek, Beitr. z. Gesch. der Kabbala. 1851.

Kahlkopf (calvus) ist dieselbe Art sophistischer Frage wie Acervus (s. d. W.).

Kalokogathie (gr. καλός schön, ἀγαθός gut) = die Schöngüte bezeichnet den Inbegriff des Schönen und Guten; denn die Hellenen gingen von der Voraussetzung aus, dass in einem schönen Leibe meist auch eine schöne Seele wohne. Freilich machte Sokrates eine Ausnahme.

Kanonik (v. κανών = Richtschnur) nannte Epikur die Logik, die er ausschliesslich in den Dienst seiner hedonischen Ethik stellt, dabei aber die schwierigen Lehren übergeht und der Sinneswahrnehmung sowie der daraus hervorgehenden Gesamtvorstellung die Entscheidung über die Wahrheit zuschreibt. Vgl. Diog. Laert. X. 31. Kant verstand darunter die Wissenschaft vom richtigen Gebrauch des Erkenntnisvermögens.

karg ist derjenige, welcher aus übertriebener Sparsamkeit sich auf die unvermeidlichsten Ausgaben beschränkt und dabei selbst auf Schmuck und Bequemlichkeit des Lebens verzichtet.

kataleptische Phantasie nannten die Stoiker eine Vorstellung, welche ihren Gegenstand richtig auffasst (καταλαμβάνω). Die Skeptiker leugnen, dass es solche überhaupt gebe. Vgl. Skepsis, Trope.

katechetisch (κατηχεῖν unterrichten) oder sokratisch heisst diejenige Methode des Unterrichts, welche nicht, wie die akroamatische (s. d.)., einfach vorträgt, sondern den Stoff durch Frage und Antwort anzueignen sucht.

Katachrese (gr.), lat. Abusio, eig. Missbrauch, ist die Anwendung eines Wortes in uneigentlicher Bedeutung, z. B. das Schwert schläft in der Scheide; katachrestisch = uneigentlich.

Kategorie (gr.) eigtl. Aussage (l. praedicamentum) ist logisch eigtl. jedes Merkmal, das auf einen Gegenstand, jedes Prädikat, das auf ein Subjekt bezogen wird, sodann bedeutet es einen der allgemeinsten Stammbegriffe, unter welche alle Gegenstände der Erfahrung, sofern sie gedacht werden, fallen. Manche unterscheiden übrigens Kategorem und Kategorie (praedicabile und praedicamentum), wovon dies den Urbegriff selbst, jenes den daraus abgeleiteten Begriff bezeichnet. Sehr frühe kam der menschliche Geist auf solche Stammbegriffe, denn das Begreifen selbst führt dazu. Setzen wir doch, sobald wir uns ein Objekt vorstellen, nicht nur ein Ding, sondern zugleich zahlreiche Beziehungen desselben zu andern in Raum und Zeit; seine Gestalt, Grösse, Farbe, Bewegung, Lage u. s. w. drängt sich uns auf. Dass diese aber Grundfunktionen unsres Geistes sind, erhellt bald; denn Farbe, Grösse, Zahl, Mass, Bewegung, ferner Thun, Leiden, Ursache, Wirkung bringt unser Geist zu den Dingen hinzu. Nur dadurch wird die unbewusst und zufällig entstandene Vorstellung zum Begriff, dass unser diskursives Denken nach unveränderlichen Gesetzen gewisse Merkmale den Objekten beilegt.

Schon der Pythagoräer Alkmäon scheint versucht zu haben, die Kategorien aufzuzählen, aber erst Aristoteles nahm deren 10 an: Substanz, Quantität, Qualität. Relation, Thun, Leiden, Ort, Zeit, Lage und Haltung (substantia, quantitas, qualitas, relatio, actio, passio, ubi, quando, situs, habitus; *οὐσία, ποσόν, ποιόν, πρός τι, ποιεῖν, πάσχειν, ποῦ, ποτέ, κεῖσθαι, ἔχειν*). Diese Aufzählung in seiner „Topik" (I, 7) hat er in seiner „Metaphysik" (14,2) verlassen, wo er nur Substanzen, Leiden und Relationen unterscheidet. Seine Schüler, die Peripatetiker, fügten zu jenen 10 aber noch 5 Postprädikamente hinzu: Gegensatz, Vorausgehen, Nachfolgen, Zugleichsein, Bewegung (*ἀντικείμενον, πρότερον, ὕστερον, ἅμα, κίνησις;* oppositum, prius, posterius, simul, motus). Aristoteles aber hat diese ganze Tafel ganz willkürlich zusammen-

gestellt, weder ihre logische und metaphysische Bedeutung, noch ihre Entstehung und Anwendung nachgewiesen. — Die Stoiker stellten sich dann auf den metaphysischen Standpunkt. Alles ist zunächst etwas, mag es im Geist oder in der Aussenwelt existieren. Dies „Geschlecht“ teilt sich aber in 4 Unterarten: Substanz, wesentliche und unwesentliche Qualität, Relation (ὑποκείμενον, ποιόν, πὼς, ἔχον, τὸ πρός τι, πὼς ἔχον). Sie erkannten richtig, dass die Kategorien nicht blos tote Eigenschaften, sondern Potenzen, Selbstbethätigungen der Dinge seien. Dann folgte Plotin, welcher wieder 10 Kategorien annahm. 5 intelligible: Einheit, Bewegung, Ruhe, Identität und Anderssein; und 5 sinnliche: Substanz, Relation, Accidenzen, Thun und Leiden und was aus den 4 ersten Bestimmungen folgt. Seit Plotin wurde einseitig die metaphysische Bedeutung der Kategorien hervorgehoben. So stellt Laurentius Valla († 1457) Substanz, Qualität, Thätigkeit auf; Spinoza († 1677): Substanz, Attribute, Modi; Locke († 1704): Substanz, Modus, Relation; Leibniz († 1716): Substanz, Quantität, Qualität, Aktion und Passion.

Erst Kant († 1804) betonte wieder die logische Seite, indem er darin die allgemeinen und notwendigen Elementarbegriffe unsres Geistes sah, wodurch ihm erst eine Erfahrung möglich werde, die aber jenseits der Grenzen der Empirie zu leeren Formen herabsinken. Während Aristoteles seine 10 Kategorien nur aufgezählt hatte, suchte Kant nach einem heuristischen Prinzip und glaubte dies in den Urteilsformen zu finden, da ja denken gleich urteilen sei. Demnach stellt er 12 auf: der Quantität: Einheit, Vielheit, Allheit; der Qualität: Realität, Negation, Limitation; der Relation: Subsistenz, Inhärenz, Causalität; der Modalität: Möglichkeit, Wirklichkeit, Notwendigkeit. Die ersten 6 nannte er mathematische, die andern dynamische. Ausserdem stellte er die Formen der sinnlichen Anschauung (Raum und Zeit) auf und den „Schematismus der Einbildungskraft“, welcher die sinnliche Empfindung mit den Kategorien verbinde. Aber gegen Kant's Tafel bemerken wir: 1) ihre Beschränkung auf die Logik ist einseitig; 2) ihre Ableitung von den Urteilsformen willkürlich; 3) die Auslassung der sinnlichen Prädikamente (Raum, Zeit, Bewegung) ein Mangel; 4) die

Urkategorie der Realität wird vermisst; 5) es ist ein Irrtum zu sagen, die Kategorien seien die Fächer und Formen, durch welche der rohe Stoff der Wahrnehmung erst geordnet werden müsse. — Bei den spekulativen Philosophen Fichte, Schelling und Hegel werden die Kategorien wieder hypostasiert und zu Selbstbestimmungen des Absoluten erhoben.

Nach unsrer Meinung müssen beide Seiten hervorgehoben werden: die Kategorien sind sowohl die logischen Formen unsres Denkens als auch die Formen des Wirklichen, welche, ohne selbst zu sein, alles Konkrete bestimmen. Wir meinen, es gebe überhaupt nur 3 Kategorien, unter welche alle aristotelischen und kantischen fallen: Substantialität, Causalität und Teleologie. Denn zuerst fragen wir uns, was dies oder das Ding sei; dies führt uns zur Aufsuchung seiner Eigenschaften, die sich aber bald als Thätigkeit (Causalität) und zwar Wechselwirkungen mit andern Objekten herausstellen; hierunter sind alle andern Kategorien begriffen; endlich ist Wechselwirkung undenkbar ohne eine Weltordnung, d. h. ein zweckvoll geordnetes Ganze (Teleologie). — Vgl. Trendelenburg, Gesch. d. Kategorienlehre. 1846. Überweg, System d. Logik. 5. Aufl. 1882. C. Prantl, Gesch. d. Logik. 1855. F. Kirchner, Logik. 1881. Schematismus zur Philosophie. Halle. 1888.

kategorisch (*κατηγορεῖν* aussagen) eigtl. aussagend, behauptend, dann bestimmt. Kant nennt daher das Sittengesetz den kategorischen Imperativ, denn es gebiete einfach und schlechthin, unabhängig von jedem andern Gebote und jeder Rücksicht auf Nutzen und Vergnügen. Auch meinte er, das Moralprinzip müsste ein blos formales sein, damit es nicht, durch Rücksicht auf eine Materie, hypothetisch werde. Es lautet: „Handle so, dass die Maxime deines Handels geignet sei, ein allgemeines Gesetz für alle Menschen zu werden“ (Werke VIII, 47). Aber die Tauglichkeit dieses Prinzips ist sehr fraglich. Denn da Kant gar kein Sittengesetz aufstellt, sondern nur die Allgemeingültigkeit eines solchen, so überlässt er es dem Ermessen jedes Einzelnen, was er dafür halten will; und wie schwierig und unsicher ist es für diesen zu erwägen, ob seine Maxime sich zum Allgemeingesetz eigne! Ferner ist es falsch, dass er das Sittengesetz zur

blossen Verstandessache macht; dies that er aus Furcht, durch Rücksicht auf unsre Glückseligkeit das Gesetz seiner Autonomie zu berauben. Aber sein rigoristischer Standpunkt ist undurchführbar (vgl. Eudämonismus). — Ein kategorisches Urteil ist dasjenige, in welchem ein Prädikat dem Subjekt schlechthin beigelegt oder abgesprochen wird. Gegensatz: hypothetisch.

Katharsis (gr.) Reinigung von Affekten und Leidenschaften erstrebten die Pythagoräer durch Askese. Aristoteles stellt dieselbe als Wirkung der Tragödie dar in seiner „Poetik". Vgl. Drama.

Kathartik (Katharktik od. Kathartikón) bezeichnet die Logik, sofern sie geeignet ist, unsern Verstand von Fehlern und Mängeln zu reinigen.

Kettenschluss s. Sorites.

Keuschheit (eigtl. Reinheit) ist die Gesinnung, welche den Menschen alles, was sich auf die Geschlechtsverhältnisse bezieht, mit heiliger Scheu betrachten lässt. Ein keuscher Mensch vermeidet also nicht nur geschlechtliche Ausschweifungen vor der Ehe, sondern auch Unmässigkeit in derselben; er ist schamhaft in Handlungen und in Worten, ja selbst in Gedanken.

klar heisst eine Vorstellung, die wir nicht blos haben, sondern die wir auch als solche gewahr werden. Denn zwischen dem Vorhandensein von Vorstellungen in uns und ihrer Wahrnehmung ist ein Unterschied. Sie bleiben solange dunkel, bis sie perzipiert werden. Dies geschieht durch die Anschauung. Ein Begriff dagegen heisst klar, wenn ich ihn von anderen unterscheide, während er erst dadurch deutlich wird, dass ich ihn bestimmt nach Inhalt und Umfang denke, also noch Merkmale an ihm unterscheide. Klar ist eine Abhandlung resp. ein Vortrag, wenn der Hörer nicht nur wirklich erfährt, was der andre sagen will, sondern auch dieses logisch richtig gedacht ist. Klarheit des Geistes hat derjenige, welcher das Leben selbstdenkend auffasst und gestaltet.

kleinlich ist der Mensch, welcher sich gern mit nichtigen Dingen beschäftigt und ihnen über Gebühr Wert beilegt.

Kleinmut heisst der Mangel an Mut, sowohl gegen-

wärtige Übel zu ertragen als auch künftigen entgegenzugehen.

Kleptomanie od. Kleptosyne (gr.) Stehlsucht.

klug ist derjenige, welcher zur Ausführung eines Zweckes die besten Mittel erkennt und gebraucht. Klugheit ist also mehr als Erkenntnis, weniger als Weisheit. Denn die Einsicht ist nur theoretisch, die Weisheit sittlich. Ein kluger Mensch fragt nicht darnach, ob seine Zwecke und Mittel sittlich erlaubt sind, ihn interessiert es nur zu wissen, ob er zu seinem Ziele kommt. Klugheit ist ferner nicht dasselbe wie Gelehrsamkeit oder Bildung; sie ist nur deren Voraussetzung für beide. Die Moral soll nicht Klugheits-, sondern Weisheitslehre sein; jenes ist der Eudämonismus. Die Lebensklugheit ist auch nicht immer sittlich.

kombinieren (l.) verbinden, verknüpfen, vergleichen, berechnen, vermuten. Kombination Verbindung mehrerer Urteile und Schlüsse zur Erforschung der Wahrheit. Kombinationsvermögen die Fertigkeit des Verstandes, durch Verbindung mehrerer Wahrnehmungen und Schlüsse die Wahrheit zu finden; kombinatorisch verknüpfend, vergleichend.

komisch (v. *κῶμος* lustiger Gesang) ist der Gegensatz von erhaben (s. d.). Während hier die innere Idee die sinnliche Erscheinung, überragt dort das Sinnliche und Zufällige die Idee. Es schlägt ihr, die sich spreizt, gleichsam ein Schnippchen und mahnt sie an ihre irdische Schwäche. Komisch ist z. B. ein Druckfehler, der einen Autor anstatt von der Richtigkeit seiner Ansicht, von deren Nichtigkeit sprechen lässt. Der Sturz des Erhabenen erzeugt das Tragische, wodurch unser Mitleid erregt wird. Komisch dagegen ist, was sich durch einen innern oder hineingetragenen Widerspruch in ein unschädliches oder doch als unschädlich aufgefasstes Nichts auflöst; daher definiert es Aristoteles als „etwas Ungereimtes, das unschädlich ist.“ Was dem einen komisch erscheint, kann für den andern sehr traurig sein. Der Widerspruch des Komischen muss zunächst als Überraschung auftreten; jeder plötzliche Übergang aus dem Erhabenen ins Niedere, dem Schönen ins Hässliche, dem Furchtbaren ins Gewöhnliche wirkt komisch. Man denke an einen Triumphator, der im

feierlichsten Moment stolpert; an den Hässlichen, der sich für schön hält; an den bramarbasierenden Falstaff, der davonläuft u. s. f. Man unterscheidet das Niedrig- und das Fein-Komische, je nachdem das Erhabene, das zu Falle kommt, und das Komische, welchem jenes unterliegt, derbsinnlicher oder mehr geistiger Natur sind. Das Niedrigkomische ist das Burleske, z. B. der Hanswurst, Eulenspiegel, das Unanständige, Bäurische, Tölpelhafte, Plumpe, überhaupt das Tierische am Menschen, ja das Tier selbst (der Affe, Esel). Feiner ist das Komische des Verstandes, der Witz. Die höchste Stufe ist der Humor (Don Quixote v. Cervantes), weil hier nicht der Einzelne, sondern die Tollheit überhaupt verspottet wird. Weil das Komische gleichsam der Zank zwischen Materie und Geist ist, darf dieser nicht ganz überwunden scheinen, sonst ergäbe sich das Hässliche. Daher kann sich das Komische nur in den Künsten entfalten, die der Materialität am meisten entrückt sind. Es giebt keine komische Baukunst, und auch in der Plastik tritt das Komische nur wenig hervor. Dagegen sehr in der Malerei, Musik und Poesie. Vgl. J. Paul (Fr. Richter), Vorschule d. Ästhetik. 1813. F. Vischer, ü. d. Erhabene u. Komische. 1837. Hecker, Physiol. u. Psychol. d. Lachens u. d. Komischen. 1873.

kompakt (l.) eigtl. dicht, derb, gediegen, heisst ein Begriff, der viele Merkmale enthält.

konventionell (l.) auf Übereinkunft beruhend, herkömmlich, besonders was im geselligen Leben wie durch einen stillschweigenden Vertrag als schicklich, giltig und richtig anerkannt ist.

Körper ist dasjenige, was mit empfindbaren Qualitäten den Raum erfüllt. Die Geometrie nennt die bestimmten Räume selbst, ohne Rücksicht auf die sie erfüllende Materie, Körper. In der Physik unterscheidet man nach ihrem Aggregatzustande feste und flüssige, an letzteren tropfbar- und elastischflüssige (z. B. Luft und Licht). Bei den festen unterscheidet man harte und weiche, spröde und elastische. Ferner teilt man sie ein in organische und unorganische, die organischen wieder in beseelte und unbeseelte. Ausser der Ausdehnung besitzt der Körper Undurchdringlichkeit (d. h. zwei Körper

können nicht denselben Raum erfüllen); ferner Teilbarkeit, Porosität, Trägheit (d. h. die Eigenschaft, dass ein Körper seinen Zustand nicht von selbst ändern kann), sowie Ausdehnbarkeit und Zusammendrückbarkeit (Extensibilität, Kompressibilität). Die Körperlehre ist daher teils allgemeine Naturlehre, teils spezielle, wie Astronomie, Mineralogie, Botanik, Zoologie und Somatologie; letztere handelt vom menschlichen Körper und ist also ein Teil der Anthropologie.

Körperchen (corpusculum) = Atom (s. d. W.).

Kosmologie (*κόσμος* = Welt, *λόγος* Wort) die Lehre von der Welt, ist ein Teil der Metaphysik; sie untersucht ihre Entstehung resp. Dauer, ihre Grenzen, ihre Beseelung, ihre Kräfte und Ursachen. Darauf gründet sich der kosmologische Beweis vom Dasein Gottes (s. Gott). Kosmogonie (d. h. Weltentstehung) ist die mythologische Ansicht der Alten von der Entstehung der Welt, worin zugleich die Theogonie, d. h. der genealogische Bericht von den Göttern enthalten war. Vgl. Hesiods Theogonie, der die Welt nebst den Göttern aus dem Chaos und der Erde vermittelst des Eros (Liebe) entstehen lässt. Ähnlich leitet die Edda die Welt aus Niflheim, Manu's Gesetzbuch aus dem Dunkel ab. — Die Alten dachten, der Kosmos (das Weltall) sei die Kugel des Sternenhimmels, die sich um die Erde als ihr Centrum drehe. Aus ihrer Bewegung, welche für vollkommen galt, weil sie Bewegung der Teile mit Ruhe des Ganzen vereinige, gehe alle Bewegung der Elemente und Organismen hervor. Die alten Philosophen hielten den Kosmos für ein lebendes Wesen, ja die Hylozoisten, Eleaten, Peripatetiker und Stoiker für Gott selbst; die Platoniker dagegen für ein Ebenbild desselben voller Schönheit und Harmonie, dessen Teile nach den Intervallen der Musik geordnet seien. Anaximander und die Epikureer nahmen eine Vielheit von Welten an. Nach Aristoteles besteht die Welt aus vielen beweglichen Hohlkugeln, an welchen die Gestirne befestigt sind. Um die Erde bewegen sich der Reihe nach die Sphäre des Mondes, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn und zu äusserst der Fixsternhimmel. Dieser besteht aus feurigem Äther, dem feinsten Stoffe, dem 5. Elemente (daher Quintessenz genannt), während die Erde aus dem Nie-

derschlag der gröbsten Stoffe. Diese Ansicht von Eratosthenes und Ptolemäus mathematisch begründet, war die (ptolemäische) Weltansicht bis auf Kopernikus. Doch schon der Pythagoräer Aristarch von Samos behauptete, die Sonne sei der Mittelpunkt der Welt, um den sich auch die Erde drehe. Aus der ursprünglich wohl rein poetischen Redeweise, Sonne und Mond seien die Augen des belebten Kosmos, die Erde und die Gebirge sein Leib, der Äther sein Verstand, hat sich die Vorstellung der Naturphilosophen Paracelsus, Van Helmont u. a. entwickelt, wonach sie den Kosmos als **Makrokosmos**, den Menschen als **Mikrokosmos** (d. h. als grosse und kleine Welt) ansahen, welche einander entsprechen und wovon jener diesen beeinflussen sollte (Astrologie). Erst durch Kopernikus (1473—1543) trat an die Stelle einer sich umdrehenden Kugel ein unendlicher Ozean von Welten. Diese, von dem Papst wie Melanchthon als unchristlich bekämpfte Theorie ward durch Giordano Bruno, Galilei, Keppler und Newton gestützt und zur Geltung gebracht. Nun drängten sich neue Fragen in den Vordergrund, ob die Welt end- oder unendlich, ewig oder entstanden sei, ob sie untergehen könne oder nicht, woher die Beseelung, ob ihr Stoff und ihre Energie sowie ihr Wärmevolumen sich ändre u. s. w. Fontenelle behauptete 1686, nicht blos die Erde sei bewohnt, Kant versuchte 1755 in der „Allg. Naturgesch. und Theorie des Himmels“ die jetzigen kosmischen Verhältnisse aus einem ursprünglichen Dunstball zu erklären, der in Rotation gekommen sei. Mädler nahm einen Fixstern im Bilde des Herkules als Weltcentrum an u. s. w. Aber alle diese Hypothesen bedürfen noch erst der Bestätigung.

Kosmologische Antithetik nennt Kant die Darstellung des Widerstreits (der Antinomie), in welchen sich die speculative Vernunft verwickele, wenn sie die kosmologische Idee nach den 4 Gesichtspunkten der Quantität, Qualität, Relation und Modalität entwickelt und daraus die 4 kosmologischen Probleme ableitet, ob die Welt dem Raume nach endlich oder unendlich sei, ob es in der Welt etwas Einfaches gebe oder ob alles zusammengesetzt sei, ob es in der Welt auch freie oder blosse Naturwesen gebe, und ob die Welt ihrem Dasein nach selbst zufällig oder notwendig sei. (Krit. d. rein. Vernunft, Abschn. 3)

Vgl. Antinomie. Kirchner, Hauptpunkte d. Metaphys. § 10.

Kosmopolit (*κόσμος* = Welt, *πολίτης* = Bürger) ist derjenige, welcher nicht das Land, das ihn hervorgebracht, sondern die Welt als sein Vaterland betrachtet. Sofern dadurch die wohlwollende Gesinnung gegen alle Menschen ausgedrückt sein soll, ist dieses Weltbürgertum zu loben, doch darf dadurch nicht unser Patriotismus, die Liebe zu unserm Vaterlande aufgehoben werden. Denn so wenig ein Mensch seine Individualität ausziehen kann, so wenig vermag er seine Nationalität zu verleugnen. Es war daher falsch, wenn die Cyniker sagten, wo es ihnen gut ginge, sei ihr Vaterland (ubi bene, ibi patria). Pfleiderer, Kosmopolitismus 1875.

Kraft (vis, *δύναμις*) ist die Fähigkeit eines Körpers, auf einen andern verändernd einzuwirken, oder allgemeiner: die Bedingung für die Wirklichkeit einer Wirkung oder das innere Prinzip der Möglichkeit und Wirklichkeit gewisser Erscheinungen. Was sie freilich selbst sei, vermögen wir nicht zu erkennen, sondern nur aus ihren Wirkungen im Stoffe zu erschliessen. Insofern ist Kraft nur ein andres Wort für Ursache; vielleicht für Bewegung; Kraft und Stoff sind Korrelata. Da nun jede Wirkung mit Notwendigkeit aus ihrer Ursache hervorgeht, so lässt sich diese aus jener berechnen, und es gilt der Grundsatz, dass beide einander proportional sind. Freilich wirken bei jeder Erscheinung fast immer mehrere Ursachen zusammen, daher können wir nur da, wo die Erscheinungen nach allen Seiten unsern Beobachtungen und Messungen zugänglich sind, eine genauere Kenntnis der Kräfte erwarten. Wo diese ihre Wirkung auf grössere, leicht messbare Entfernungen hin erstrecken, wie die Schwerkraft, kann man beobachten, dass sie, wenn sie zwischen 2 Punkten auftreten, genau in den Graden zwischen diesen wirken, also die Entfernung zwischen ihnen zu vermehren oder zu vermindern streben, und dass die Grösse ihrer gegenseitigen Einwirkung im umgekehrten Verhältnis der Quadrate ihrer Entfernungen steht. Suchen die Kräfte die Entfernung der beiden Punkte zu vergrössern, so heissen sie abstossende; zu vermindern, anziehende. Wo sie anders, als in der sie verbindenden Linie zu wirken scheinen, hat man noch irgend eine

unbekannte Kraft vorauszusetzen. Die **Mechanik** (v. μηχανή = Maschine) handelt von den gegebenen Kräften und ihren Wirkungen. Eine Kraft heisst **gegeben**, sobald man ihre Richtung, Grösse und ihren Angriffspunkt kennt. Ihre Richtung ist die Linie, in welcher sie ihre Wirkung äussert oder eine Bewegung hervorzubringen bestrebt ist; ihre Grösse findet man durch Vergleichung mit einer bekannten, als Einheit angenommenen Kraft; ihr Angriffspunkt heisst der Punkt, in welchem sie als unmittelbar wirkend gedacht wird. Wirken **zwei** Kräfte auf einen Körper, so kann man sie durch ihre resultierende Diagonalkraft ersetzen, indem man aus den beiden als Seiten ein Parallelogramm konstruiert und die Diagonale von dem Angriffspunkt nach dem gegenüberliegenden Winkel zieht; umgekehrt kann man eine Kraft in zwei andre zerlegen. Liegen die gegebenen Kräfte in einer Linie, so ist die Resultierende gleich ihrer Summe, wenn sie nach derselben Richtung; gleich ihrer Differenz, wenn sie nach entgegengesetzter wirken. Bei mehreren Kräften hat man jene Vereinfachung mehrmals vorzunehmen. Ist die Resultierende aus mehreren Kräften gleich Null, so heben sie sich auf und der Körper, auf den sie wirken, ist in **Ruhe**, sonst bewegt er sich nach der Richtung der überwiegenden Kraft. Die Einwirkung der Kräfte ist entweder momentan (Stoss) oder dauernd.

Übrigens wird Kraft in zwiefachem Sinne gebraucht: einmal bedeutet sie **Druck** oder **Zug**, sofern eine bewegte Masse eine andere in Bewegung setzt, sodann **Arbeit**, d. h. Druck und Zug verbunden mit Bewegung oder Massenbewegung. Diesen Sinn hat z. B. Pferdekraft, lebendige Kraft, Spannkraft, Erhaltung der Kraft, Einheit der Kraft u. s. f. Die Grösse der Arbeit wird durch das Produkt aus der Grösse der Kraft und der Länge des Weges, den ihr Angriffspunkt in der Richtung der Kraft zurückgelegt hat, gemessen. **Energie** heisst die Fähigkeit eines Körpers Arbeit zu leisten, mag sie in einem ruhenden Körper ruhend = potentiell oder in einem bewegten thätig = aktuell sein. Die potentielle Energie einer aufgezogenen Uhrfeder setzt sich allmählich in die Bewegungsenergie der sich drehenden Räder um. Umgekehrt geht die Bewegungsenergie eines emporgeworfenen Steines in Energie der Lage über; fällt er

hernach, so tritt wieder der umgekehrte Prozess ein. Die Gesamtenergie aber bleibt immer dieselbe. Schlägt derselbe zuletzt am Boden auf, so verwandelt sich seine Bewegungsenergie in Wärme, ohne Verlust oder Gewinn. Und die gesamte im Weltall vorhandene Energiemenge ist unveränderlich. Nach diesem Prinzip von der Erhaltung der Kraft gehen sämtliche Energien (Schall, Licht, Wärme, Elektrizität, chemische Trennung und Verbindung, mechanische Energie) in einander über und stellen nur verschiedene Erscheinungen desselben Wesens dar. Vgl. v. Helmholtz „Über d. Erhaltung d. Kraft". Berl. 1847 u. ö.

Kraniologie s. Phrenologie.

Kreiserklärung, Kreisbeweis ist die Erklärung, der Beweis, welche sich im Kreise drehen, vgl. circulus vitiosus.

Kriecherei ist die übertriebene sich selbst wegwerfende Demut, welche gewöhnlich aus Eigennutz, bisweilen aus Feigheit entspringt. Durch solchen übermässigen Diensteifer setzt man sich selbst herab und verleugnet seine Menschenwürde.

Krieg ist der gewaltsame Kampf zwischen Völkern oder Parteien innerhalb desselben Volkes. Er entsteht, wenn der Rechtszustand (der Friede) zwischen ihnen gestört und durch Verhandlungen nicht herzustellen ist. „Der Krieg", sagt Schiller treffend, „ist schrecklich wie des Himmels Plagen, doch er ist gut, ist ein Geschick wie sie". Schon ehe er wirklich ausbricht, zeigt er seine nachteilige Wirkung: Handel und Wandel stocken, die Staatspapiere sinken, Kunst und Wissenschaft feiern, denn was irgend dazu geeignet ist, eilt zu den Waffen, um das Vaterland zu verteidigen. Und der Krieg selbst, wie verwüstet er Stadt und Land, bedeckt die Schlachtfelder mit Toten und Verwundeten, beraubt die Familien ihrer Ernährer und Kinder und häuft durch Kontributionen und Kriegskosten ungeheure Schulden auf den Staat, auf die Kommunen und Einzelnen. Und wer den Tod fand, ist noch glücklich zu preisen gegen die Elenden, die krank oder verkrüppelt heimkehren. Trotz alledem ist der Krieg ein Geschick, unvermeidlich bei der Natur des Menschen, ja er hat auch sein Gutes. Nach langer, dumpfer Frie-

denszeit ist ein frischer Krieg geeignet, die Menschen aus ihrer kleinlichen Misere herauszureissen. Er entfaltet die schönsten Tugenden: Tapferkeit, Todesmut, Vaterlandsliebe; die Zurückgebliebenen sorgen für die Krieger im Felde. Der Parteihader schweigt. Sieger wie Besiegte haben Nutzen: jener gewinnt Geld, Macht, Land und Ruhm, dieser lernt seine Schwäche kennen, eignet sich vieles von jenem an und verbessert Heer, Festungen, Strassen und Hülfsmittel. Auch auf die Künste übt der Krieg guten Einfluss: die verwüsteten Städte steigen schöner aus der Asche, Denkmäler werden für die Sieger und die Besiegten errichtet, Lieder zur Anfeuerung der Krieger und zum Andenken an ihre Thaten gedichtet, Epen und Dramen feiern bedeutende Episoden. Die Wissenschaft hat auch Vorteil: Kriegswissenschaft, Geographie, Sprach- und Völkerkunde, Statistik, Hygiene u. s. w. werden gefördert. Und was ein Volk durch den Krieg gewinnen kann, beweist sowohl Hellas nach den Perserkriegen als auch Deutschland nach 1870. Es ist daher nicht nur ein unausführbares, sondern auch schädliches Beginnen der sog. „Friedensapostel", wenn sie die Kriege überhaupt beseitigen wollen; denn es sind Elementarprozesse im Völkerleben, deren Veranlassung meist nichtig, deren Ursache aber bedeutend genug ist. Vgl. Tzschirner, Über den Krieg. 1815. Lasson, d. Kulturideal u. d. Krieg. 1868.

Kriterium (*κριτήριον* v. *κρίνω* = urteile) ist Kennzeichen, Merkmal, Prüfstein der Wahrheit. Man unterscheidet formale und materielle Kriterien; jenes sind die logischen Regeln, die Grundgesetze unsres Denkens. Widerspruchslosigkeit und Konsequenz sind die Kriterien richtigen Denkens. Da es aber bei der Erkenntnis der Wahrheit auch auf den Inhalt des Gedachten ankommt, so geben die Thatsachen das materiale Kriterium ab, an ihnen haben sich die Theorien und Systeme zu bewähren (verifizieren). Natürlich kann weder die göttliche Inspiration noch das Gefühl das letzte Kriterium abgeben; denn jene bedarf selbst erst der Rechtfertigung (vgl. Offenbarung), dieses ist nicht zuverlässig, weil zu subjektiv. Die Stoiker stellten die rechte Vernunft (*ὀρθὸς λόγος*) als solches auf, womit der gesunde Menschenverstand (common sense) der englischen Empiristen übereinstimmt; aber

auch dies Kriterium halten wir für unzuverlässig, da der Menschenverstand der Schulung bedarf. Vgl. Irrtum, Wahrheit, Anlage, Skepsis.

Kritizismus (v. Kritik) nannte Kant sein eignes System, welches auf der Maxime beruhe eines allgemeinen Misstrauens gegen alle synthetischen Sätze a priori, bevor nicht ein allgemeiner Grund ihrer Möglichkeit in den wesentlichen Bedingungen unsrer Vernunft erkannt worden. Es ist also der Zweifel des Aufschubs, einen Satz für wahr anzuerkennen, bevor man nicht das Erkenntnisvermögen selbst untersucht hat. Kritizismus steht mithin im Gegensatz zum Dogmatismus, der jene propädeutische Arbeit vernachlässigt, und zum Skeptizismus, der an der Möglichkeit des Wissens überhaupt verzweifelt.

Kritik (*κριτική* sc. *τέχνη*) heisst 1) Beurteilung einer Sache, 2) die Fähigkeit zu urteilen, 3) die wissenschaftliche Darstellung der aus der Natur eines Gegenstandes hervorgehenden Regeln. Dem Gegenstande nach ist die Kritik verschieden, besonders aber bezieht sie sich auf die höchsten menschlichen Fähigkeiten: Wissenschaft, Kunst, religiöses und sittliches Leben. Die philosophische Kritik prüft eine Erscheinung nur nach ihrer Idee und dem Verhältnis, wie diese zur Darstellung kommt. Die Kunstkritik beschäftigt sich entweder mit dem innern, idealen Wert des Kunstwerks oder mit seiner äusserlichen, mechanischen Bearbeitung; jenes ist die ästhetische, dieses die technische Kunstkritik. Die sittliche Kritik richtet den sittlichen Wert der Gesinnungen, Worte und Werke. — Die historische Kritik prüft sowohl die Zeugnisse für die berichteten Thatsachen als auch die Wahrscheinlichkeit dieser selbst. Zunächst hat sie die Echtheit und Authenticität der Zeugnisse festzustellen; dann hat sie zu fragen: 1) Waren die Erzähler Augenzeugen? 2) Haben sie die Wahrheit sagen wollen? 3) Waren sie überhaupt imstande es zu thun? 4) Ist, was sie sagen, Bericht oder Räsonnement? 5) Ist das Zeugnis, trotz teilweiser Widersprüche, irgendwie zu verwerten? Daran schliesst sich die Kritik der Thatsachen selbst: Sind sie glaubwürdig 1) unter den damaligen Verhältnissen? 2) bei den so und so gearteten Personen? 3) nach den bekannten Naturgesetzen? — Die philo-

logische Kritik, welche teilweis mit jener zusammenfällt, prüft die schriftlichen Denkmäler, um sowohl ihre Echtheit als auch ihren Text festzustellen, wobei sie auch jene subjektiven und objektiven Gesichtspunkte zu beachten hat.

Krokodilschluss (crocodilinus) oder gehörnter Schluss oder Dilemma ist ein Fangschluss, der von einer Disjunktion mit möglichst allgemeinem Einteilungsgrund ausgeht. Berühmt war im Altertum die Geschichte des Weibes, dem ein Krokodil sein Kind geraubt hatte und es ihr zu geben versprach, wenn sie ihm darüber die Wahrheit gesagt haben würde (Gellius X, 5). Die Frau sagte: „Gut, du giebst es mir nicht wieder.“ Nun sagt das Krokodil, du hast entweder die Wahrheit gesagt oder nicht. Hast du sie gesagt, so soll ich dir dein Kind ja nicht geben; hast du aber nicht die Wahrheit gesagt, so erhältst du es nicht zurück gemäss unsrem Kontrakt! „Nein,“ sagt die Frau, „im Gegenteil, ich erhalte das Kind auf jeden Fall! Sagte ich die Wahrheit, so musst du es mir laut dem Protokoll wiedergeben, soll ich aber die Wahrheit nicht gesagt haben, so musst du es mir erst recht wiedergeben!“ — Ein ähnlicher Fangschluss ist der Antistrephon (s. d.).

Kummer ist die dauernde tiefe Unlust über etwas. Aus den verschiedensten Ursachen entspringend, gehört er zu den lähmenden (asthenischen) Affekten (s. d. W.). — Kümmerlich heisst s. a. dürftig.

Kunst (v. können, l. ars, gr. τέχνη) bezeichnet zunächst Geschicklichkeit (vgl. Kochkunst!). Die Kunst im eigentlichen, ästhetischen Sinne ist die schöne Darstellung einer Idee. Entsprungen aus dem Gefühl, genährt durch die Phantasie, sucht sie Geistiges zu sinnlicher Erscheinung zu bringen. Nicht auf das Nützliche, sondern auf das Schöne ist sie gerichtet. Um die Götter zu verherrlichen, sich selbst zu schmücken, das Bild geliebter oder verehrter Personen in Stein, Farbe u. dgl. festzuhalten, haben die Menschen Kunstwerke geschaffen. Die Kunst unterscheidet sich von der Natur und von der Wissenschaft. Sie ist Nachahmung der Natur, denn sie verwendet ihre Vorbilder zu Symbolen, ihre Stoffe zur Darstellung; doch beschränkt sie sich nicht darauf und

idealisiert sie; das Gesetz der Natur ist Notwendigkeit, das des Künstlers Freiheit. Mit der Wissenschaft hat die Kunst die Geistesthätigkeit gemein, sie ist auch eine Sprache und hat es mit Gedanken zu thun; aber sie schaltet nicht mit Begriffen, Urteilen und Schlüssen, ihr Organ ist vorwiegend die Phantasie, nicht der Verstand. Auf Grund des dem Menschen angebornen Nachahmungs- und Spieltriebes entsteht die künstlerische Subjektivität, wenn sich künstlerische Phantasie mit warmer Sinnlichkeit, schwungvoller Begeisterung und besonnener Reflexion verbindet. Dazu muss dann noch die technische Schulung treten, damit die Idee ihren angemessenen Ausdruck finde, und die künstlerische Individualität, damit etwas Eigentümliches, Originelles, Klassisches entstehe.

Eingeteilt werden die Künste nach den Verhältnissen, in welchen sie darstellen. Sie zerfallen darnach 1) in die wesentlich in räumlichen Verhältnissen darstellenden oder bildenden Künste: Architektur, Plastik und Malerei; 2) in die wesentlich in zeitlichen Verhältnissen darstellenden oder tönenden: Poesie, Gesang, Instrumentalmusik; 3) in die zugleich räumlich und zeitlich darstellenden oder mimischen Künste: Tanz, Gymnastik, Schauspielkunst. Eine andere Einteilung richtet sich nach dem dargestellten Gegenstande. In der Nachbildung der bewusstlosen, rein sinnlichen Formenwelt bewegt sich die bildende Kunst; in der Auffassung menschlicher Thaten und Charaktere die Poesie, in der Bethätigung des elementaren, empfindenden Geistes die Musik. Die bildende Kunst zerfällt dann wieder in Baukunst, Plastik und Malerei, je nachdem sie sich ausschliesslich in den Formen der anorganischen Natur bewegt oder zur Darstellung der organischen, besonders menschlichen Gestalt fortschreitet, oder sogar schliesslich Licht und Farbe, die Natur- und Menschenwelt durchgeistigen, in ihren Bereich zieht. — Tanz, Gymnastik und Schauspielkunst bleiben zwar auch nicht bei dem Nützlichen stehen, aber sie sind nicht freies Bilden, sondern nur Umbilden; sie können die angeborne Körperlichkeit des Künstlers nur steigern, aber nicht überspringen. Daher hat Kant diese als „anhängende“ Künste bezeichnet.

Lachen (risus) ist ein physiologischer Vorgang, der sich durch stossweise, konvulsivische Ausatmung der Luft,

meist mit gleichartigen Tönen der Stimme und fröhlichen Gesichtszügen verbunden, äussert. Es entsteht entweder durch körperliche Reizung (Kitzel) zur Ableitung und Ausarbeitung eines den Centralorganen durch Empfindungsnerven aufgedrungenen Reizes; oder durch den Reiz des im Lächerlichen liegenden Kontrastes, um diesen Reiz vom Gesicht auf Rückenmarksbewegungsnerven zu entladen. In diesem Falle ist das Lachen ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts, oder das schnell ausbrechende Vergnügen über eine wider Vermuten bemerkte unschädliche Ungereimtheit. Die Reflexbewegung des Lachens kann nur durch grosse Energie, durch Schliessen des Mundes, Tiefatmen unterdrückt werden; bisweilen wird es zum Krampf, bei übertriebenem Lachen reizbarer Personen oder auch beim Lachkrampf Hysterischer. Das Lachen hat der Mensch vor dem Tiere voraus, sodass man sagen kann, wer lacht über die Schlechtigkeit und Thorheit der Welt, steht höher, als wer darüber weint. — Lächeln ist ein mehr in sich gekehrtes Lachen, welches mit Sympathie verbunden ist; man lächelt über das Harmlose. Vgl. Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen, Stuttgart 1874.

lächerlich ist das, was Lachen erregt. Dies geschieht überall da, wo es nicht durch Kitzel oder Lachkrampf bedingt ist, durch eine Ungereimtheit, deren plötzliche Wahrnehmung uns belustigt, ohne dass uns das Missvergnügen über die Unvollkommenheit Unlust bereitet. Was jemand lächerlich findet, hängt von seiner Bildung ab; denn wir fühlen uns dem verlachten Gegenstand überlegen. So lacht der Ungebildete über den Hanswurst, an dem der Gebildete gleichgültig vorübergeht, während dieser über feine Charakterzüge lacht, die jener gar nicht merkt. Vgl. das Komische.

Langeweile ist das Gefühl der Unlust, welches aus mangelhafter Beschäftigung entspringt. Ein Grundtrieb unsres Wesens strebt nach Thätigkeit; wenn wir etwas zu thun haben, sei's Arbeit oder Spiel, sei's Schlaf oder Traum, so merken wir nichts von der Zeit. „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen“. Haben wir dagegen nichts zu thun, d. h. hat unser Geist nichts, womit er sich beschäftigt, so empfindet er die Gegenwart als Druck, er hat das anhaltende Bewusstsein eines Nochda, ohne dass

die daraus sich entwickelnde Erwartung auf etwas Neues befriedigt würde. Die Zeit weilt lange, wo dieselben Vorstellungen zu lange weilen, während der Geist immer ungestümer davon hinwegstrebt. Zwei Gründen entstammt daher die Langeweile: entweder der Langsamkeit und Monotonie der Vorstellungen, während unsre Erwartung immerfort auf dasselbe zurückgeworfen wird; oder der zu grossen Schnelligkeit und Buntheit der Vorstellungen, wo wir nicht Musse haben sie aufzufassen. Dort stört uns das Neue, das nicht kommen will, hier das Neue, das dazwischen gekommen ist. Derselbe Vortrag langweilt den einen, weil er ihm zu trivial, den andern, weil er zu hoch ist. Jener wird durch das Dargebotene zurückgehalten, dieser möchte es zurückhalten. Die Störung der Gegenwart kommt jenem von innen, diesem von aussen; jener hat sich gelangweilt, diesen hat der Vortrag gelangweilt. Beidemal beginnt die Langeweile mit einem Affekt und endet mit Schläfrigkeit. Minder entwickelte Tiere, das Kind in der ersten Lebensperiode, der Wilde langweilen sich nicht; daher hat Helvetius scherzhaft gesagt, der Mensch unterscheide sich dadurch vom Affen, das er sich langweilen könne. Andrerseits ist es ein Zeichen von geistiger Regsamkeit, sich überhaupt nicht zu langweilen. Im Traume, wo Fixierungen und unbestimmte Erwartungen seltener sind, tritt Langeweile fast nie ein. Vgl. Nahlowsky, d. Gefühlsleben. § 12. Zweite Aufl. 1884. Kant, Anthropol. § 60. Drobisch, Empir. Psychol. § 61.

Laster ist der zur Fertigkeit gewordene Hang zur Verletzung eines Sittengebotes, mithin das Gegenteil von Tugend. Der Mensch, der einem Laster (Völlerei, Unzucht, Heuchelei) fröhnt, befindet sich in sittlicher Knechtschaft, aus der er sich nur durch plötzliche Umkehr oder allmähliche Selbsterziehung befreien kann. Es giebt so viele Laster als Tugenden. Wenn Aristoteles behauptet, die Tugend sei die Mitte zweier Laster so ist das ein Irrtum, vgl. Tugend.

Latitudinarier (v. latitudo — Breite) eig. Weitherzige, heissen diejenigen, welche ein weites Gewissen haben, mögen sie theoretisch oder praktisch einer laxen Moral huldigen. In der Kirchengeschichte nennt man die freiere

Richtung in England so, welche, wie Burnet, Clarke, Cudworth, die Glaubenslehre rationalisierten. In der Aesthetik sind Latitudinarier die, welche alles zulassen, was gefällt, z. B. Schlegels „Lucinde“, Grecourts Gedichte, Makarts „Fünf Sinne“.

Laune (vielleicht v. luna — Mond) bedeutet 1) Humor (s. d. W.), 2) die Veränderlichkeit der Gemütsstimmung, die oft von einem Extrem zum andern, ohne deutliches Bewusstsein des Grundes, übergeht. Dieser Charakterzug entspringt aus Mangel an Selbstbeherrschung. Gute Laune ist die aus nicht klar vorgestellten Ursachen entspringende Heiterkeit, die uns befähigt, alles von der angenehmen Seite aufzufassen. Üble Laune dagegen ist fortwährender Verdruss ohne namhafte Ursache. Man fasst die Dinge von der widrigen Seite auf, zeigt sich gegen andre mürrisch und verdriesslich, wird beim Lachen höhnisch und beim Spotte beleidigend. Ein launischer oder launenhafter Mensch ist bald verstimmt, bald heiter, ohne zu wissen warum. Dadurch wird er sich und seiner Umgebung zur Plage. Launig dagegen heisst ein Einfall, welcher einer Sache oder Situation eine heitere Seite abgewinnt.

Lapis philosophicus s. Stein der Weisen.

lax (l.) schlaff.

Leben nennt man diejenige Existenzweise gewisser Körper, welche sich durch Regsamkeit und Spontaneïtät kundgiebt. Genauer betrachtet, beruht es auf folgenden Eigentümlichkeiten: 1) Physikalisch: Die Körper sind aus kleinen rundlichen Zellen gebildet; 2) chemisch bestehen sie aus ternär und quaternär zusammengesetzten Grundbestandteilen (organischen Radikalen), welche ausserhalb der Organismen leicht zersetzt werden, innerhalb derselben aber durch den sog. Stoffwechsel eine stete Verjüngung (Um- und Neubildung) erfahren. 3) Ihre Thätigkeit geschieht von innen heraus (Spontaneïtät), wenn sie auch der Anregung von aussen bedürfen. Sie wachsen durch innere Vervielfältigung und Umbildung der zelligen und andren Gebilde gleichsam nach einem Urbilde (Typus). 4) Sie erzeugen aus sich durch Sprossen oder Eier neue Geschöpfe (Fortpflanzung), welche ihnen nach Art und Gattung ziemlich genau entsprechen. 5) Trotz jenes

Stoffwechsels, einer gewissen Eigenwärme und der oft durch Bewegung geförderten Ernährung hören endlich, nachdem sie verschiedene Altersstufen durchlaufen, die Lebensfunktionen auf (Tod), und sie fallen dem Wechselwirken der allgemeinen physikalisch-chemischen Kräfte anheim (Verwesung).

Die leblosen Körper hingegen sind entweder ungeformt (amorph) oder krystallinisch; sie sind binär zusammengesetzt, unterliegen den zersetzenden Einflüssen der Aussenwelt (Verwitterung), ohne sich zu reproduzieren; sie wachsen nicht durch innere Fortentwicklung, sondern höchstens durch Ausscheidung; sie haben keinen Kreislauf der Säfte, keine Eigenwärme, Empfindung, Selbstbewegung. Sie pflanzen sich nur durch Keim und Samen fort. — Übrigens ist der Unterschied zwischen Lebendem und Leblosem nicht fundamental. Das eigentliche (organische) Leben hat 3 Stufen: 1) das latente oder Keimleben in den Samen und Eiern, welches seine Lebensfähigkeit viele Jahre lang behauptet; so sind Samen, bei 2000jährigen Mumien gefunden, noch zum Keimen gebracht worden. Ähnliche Erscheinungen zeigt der Larven- und Puppenzustand mancher Insekten, der Winterschlaf vieler Pflanzen und Tiere; der Scheintod. 2) Das pflanzliche (vegetative) Leben besteht aus Wachstum, Ernährung, Absonderung und Fortpflanzung, ohne Ortsbewegung und Empfindung. Doch zeigen sich hier viele Übergangsstufen wie z. B. bei den Sensitiven, der Fliegenfalle und den Schwärmzellen. 3) Das tierische (animalische) Leben zeigt Empfindung, willkürliche Selbstbewegung und Seelenleben. Die Wissenschaft vom Leben heisst Biologie; Hülfswissenschaften sind: Pflanzen- und Tierkunde, Anatomie und Physiologie. — Der Kuriosität wegen setzen wir die Definition des Lebens her, die der Hegelianer Gabler giebt: „Die Reflexion des Unendlichen an und aus ihm selbst in sich, wodurch es in der Selbstbeziehung seines aus seinen entfalteten und aus einander getretenen Unterschieden auf sich als Einheit ein Subjekt des Selbst und damit lebendige Wirklichkeit wird, ist das Leben überhaupt und in seiner Bestimmtheit das Lebendige" (Philos. Propädeutik I, 2, S. 113). Vgl. Moleschott, Kreislauf des Lebens. 1852. Gorup-Besanez, Lehrb. d. physiol. Chemie. 1874. H. Lotze, Mikrokosmus I.

Lebenskraft (vis vitalis) oder Lebensprinzip nennen viele Physiologen und Philosophen die teleologisch-plastische Kraft der Organismen. Früher nahm man Lebensgeister an (spiritus vitales), welche die Verrichtung des Lebens besorgen sollten, dann einen eignen Bildungstrieb (nisus formationis), zuletzt trat die Lebenskraft an deren Stelle. Treviranus beschrieb sie als eine stets wirksame, unzerstörbare Materie, Autenrieth als eine selbständige, von der Materie lostrennbare Kraft. Gegenüber dieser dynamischen steht die mechanische Betrachtung der modernen Physik, nach welcher das Leben nicht Ursache, sondern Produkt eines Systems von Bedingungen und Mitteln ist, welche nach denselben mechanischen, physikalischen und chemischen Gesetzen wirken, wie die übrigen Naturwesen. Vgl. Liebig, Chemische Briefe. 1856. J. Müller, Hdbch. d. Physiol. d. Menschen. 4. Aufl. 1844. Schopenhauer, Parerga, II, 127. J. Frohschammer, Phantasie als Grundprinzip d. Weltprozesses. 1877.

Lebensphilosophie s. Diätetik.

Leere nennt man einen Raum, worin sich kein Körper befindet. Aber es liegt auf der Hand, dass es absolut leere Räume, wie sie die alten Atomisten annehmen, nicht geben kann. Insofern kann man den von Torricelli († 1647) der Natur zugeschriebenen „Abscheu vor der Leere“ (horror vacui) gelten lassen. Denn die Bewegung des Lichtes, der Kometen u. s. w. beweist, dass auch der Weltenraum nicht leer ist. Um ein ausserweltliches Leeres anzunehmen, müsste man erst beweisen, dass die Welt eine Grenze habe.

legal (v. lex Gesetz) heisst eine Handlung, welche einem Gesetze angemessen ist. Legalität steht der Moralität gegenüber; jene ist die äusserliche, diese die innerliche Übereinstimmung unsrer Handlungen mit dem Gesetz. Manche Handlung ist legal, ohne moralisch zu sein, wenn sie nämlich nicht der sittlichen Gesinnung entspringt. Hierauf hat Kant hingewiesen. Loyal dagegen ist derjenige, welcher seine Pflicht nicht aus Furcht, Egoismus oder Heuchelei, sondern von Herzen thut.

Lehnsatz (gr. λῆμμα) heisst ein Lehrsatz, den eine Wissenschaft von der andern herübernimmt, dieser den

Beweis dafür überlassend. So gebraucht z. B. die Mechanik die Lehrsätze der Geometrie, die analytische Geometrie die der Algebra, die Psychologie die der Metaphysik u. s. f. Ein Lemma ist also nicht zu verwechseln mit Dilemma oder mit Hypothese.

Lehrsatz oder Theorem (*θεώρημα*) nennt man eine Behauptung, welche aus den Grundsätzen einer Wissenschaft bewiesen, d. h. durch Schlüsse abgeleitet ist.

Leib (corpus) ist ein beseelter, d. h. tierischer oder menschlicher Körper; Pflanzen schreibt man nur bildlich einen Leib zu. Unser Leib ist das Correlat der Seele, ja sie selbst, soweit sie in Erscheinung tritt. Deshalb identifiziert beide der naive Mensch, sein Ich geht zunächst ganz in dem Leibe auf. Er hat auch die höchste Bedeutung für die Entwickelung der Ichvorstellung wie für die Erkenntnis der Aussenwelt. Ob wir wachen oder träumen, merken wir durch Reizung des Leibes. In ihm berührt sich Innen- und Aussenwelt. Denn er löst, berührt, nicht nur Tast- und Druckempfindung aus, sondern ist auch der einzige Gegenstand, der durch blosse Vorstellungen in Bewegung gesetzt werden kann. Der Leib ist endlich auch, da wir in ihm alle Empfindungen lokalisieren (s. d. W.), häufig der Ausgangspunkt hochgradiger Halluzination (s. d.), indem wir entweder Teile desselben für gläsern, hölzern, wächsern u. dgl. ansehen, oder sogar einen förmlichen Wahnleib substituieren. Über das Verhältnis von Leib und Seele s. Dualismus.

leiden (pati, *πάσχειν*), das Correlat von thun, welches aber ebensowenig völlig passiv ist, wie das Thun ganz aktiv. Denn jede Aktion ruft Reaktion hervor und alle Dinge stehen in Wechselwirkung. Vgl. Eigenschaft. — Das Leiden ist ein starkes Gefühl der Unlust, welches durch äussere oder innere Übel hervorgerufen wird.

Leidenschaft (passio, *πάθος*) ist eine dauernde Begierde, die zuletzt so stark geworden ist, dass sie des Menschen Willen beherrscht, ihn also in positive Unfreiheit versetzt. Sie stiftet einen Gegensatz zwischen Wille und Vernunft, zwischen Wollen und Wissen. Die Leidenschaft ist rücksichtslos und einseitig. Der Eigensinn hört nicht das Urteil der Vernunft und entschliesst sich, ohne erwogen zu haben; die Leidenschaft hört es und ent-

schliesst sich dagegen. Sie hindert uns an der Ausübung der höhern Willensthätigkeit, macht uns unfrei, raubt die ruhige Besinnung und den unbefangenen Blick in die Welt, obgleich sie inbezug auf ihr eignes Ziel den Verstand schärft. Sie entsteht aus drei Quellen: zunächst wird irgend ein Vorstellungskreis isoliert, zweitens gestaltet sich derselbe zur bestimmten Neigung um, drittens behauptet sich dieselbe wie eine fixe Idee. Innere Zerrissenheit befördert die Leidenschaften. Vielseitigkeit des Interesses hemmt sie. Die Leidenschaft stellt sich als Seelenkrankheit dar. Häufige Befriedigung einer Begierde führt ebenso zur Leidenschaft wie gänzliche Unterdrückung; ebenso auch teilweise Befriedigung derselben. Auch aus stillen, scheinbar harmlosen Gewohnheiten (Liebhabereien u. dgl.) entspringt sie; ebenso aus vagem Phantasieren und scheinbar kühlem, sophistischem Raisonnement. Die Leidenschaft ist blind bezüglich des Zieles, scharfsichtig betreffs der Mittel. Ihr Wahlspruch heisst: stat pro ratione voluntas (anstatt des Grundes gilt ihr Wille). Ihre Maximen sind nicht Urteile über, sondern durch und für das Wollen. Sie kann wohl den Schein des Charakters annehmen, weil sie zäh ihr Ziel verfolgt, dem Wollen Einheit verleiht, aber zum wahren Charakter fehlt ihr Ruhe und Einsicht; alle Leidenschaften sind blind, sie wissen weder den Wert der Objekte noch die Interessen des Subjekts richtig abzuschätzen. Durch Leidenschaften glücklich werden wollen heisst sich wärmen durch ein Brennglas. Leidenschaftlichkeit kann nur in demselben Sinne Charakter heissen wie Charakterlosigkeit. Denn solange die Leidenschaft noch um die Herrschaft ringt, versetzt ihr Ausbruch in Exaltation, ihr Zurücktreten dagegen in Depression. Dadurch erscheint sich der Mensch selbst bemitleidenswert, als Opfer einer fremden Macht, eines Dämons; gelangt die Leidenschaft zur Herrschaft, so verleiht sie ihm scheinbar Kraft und Einheit, die nach dem vorangegangenen Kampf mit sich selbst das Gefühl der Befreiung hat. Aber bald tritt Schwäche, Abstumpfung und Ekel ein, da sich die Leidenschaft durch die Einseitigkeit des Interesses und die Verschrobenheit ihrer Wertschätzung selbst ruiniert. Der Mensch sucht sich aus der durch die Tyrannei der Leidenschaft herbeigeführten Verödung des Gemütes meist durch eine andere Leidenschaft zu retten.

Man kann die Leidenschaften in objektive und subjektive einteilen. Dort hebt die Befriedigung das Selbstgefühl des Subjekt auf, hier wird es gesteigert; dort giebt es sich an den Genuss hin, hier will es sich selbst geniessen. Jenes sind Leidenschaften des Habens, diese des Seins. Beidemal ist das Erwachen vom Scheine der Befreiung begleitet; dort aus den Fesseln eines Nichtich, hier aus denen eines fremden Ich. Kant teilt die Leidenschaften in angeborne und erworbene; doch ist keine angeboren, sondern nur die Triebe. Praktischer ist die Einteilung in physische und geistige. Jene sind: 1) Völlerei, Trunksucht, Leckerhaftigkeit, Wollust. 2) Rauflust, Faulheit. 3) Spielwut, Unterhaltungssucht, Plaudersucht. Geistige Leidenschaften: 1) Ehrsucht, Herrschsucht. 2) Habsucht, Geiz, Verschwendung, Sammelwut. 3) Liebe, Eifersucht, Hass, Rache. — Trieb, Begierde, Neigung, Hang und Leidenschaft, das ist die Stufenreihe des Wollens, die der Mensch durchläuft. Affekt und Begierde sind übrigens nicht dasselbe; denn Affekte gehen aus Gefühlen, Leidenschaften aus Trieben hervor. Jene sind momentane, diese dauernde Verrückungen des Ichs. Der Affekt macht blind, die Leidenschaft, wenn auch nur nach einer Seite hin, scharfsinnig. Jener greift mehr den Körper, diese die Seele an. — Derselbe Mensch kann gleichzeitig von mehreren Leidenschaften beherrscht werden, die aber nur ein Kompromiss, keine Verschmelzung mit einander eingehen. — Bekämpfen kann man sie, indem man ihr Entstehen verhütet, die entstehende dämpft und die entstandene ausrottet. Man vermeide die Absonderungen einzelner Vorstellungskreise, wende die Aufmerksamkeit von den verlockend ausgemalten Phantasiebildern, man lasse sich nicht ins Labyrinth der Wünsche ein. Ferner ist eine harmonische Lebensanschauung ein Schutz gegen die Leidenschaften, auch fleissige, fast pedantische Pflichterfüllung, Veränderung der Lebensweise. Vgl. Platon, Staat IX. Leibniz, Nouv. Essais. p. 258. Descartes, Des passions. 1649. Spinoza, Ethik. B. 3. 4. 1677. Kant, Anthropologie. 1798. Maass, Über die Ldsch. 1805. Feuchtersleben, Diätetik d. Seele. 1838. Biunde, Empir. Psychol. II. 1831. H. Klencke, Diätetik d. Seele. 1873. Kirchner, Diätetik d. Geistes. 1884.

Lemma (λῆμμα) s. Lehnsatz.

liberum arbitrium s. Freiheit.

Libertin (frz.) Freigeist, dann Wüstling. Libertinage Ausschweifung. Libertiner (Apostelgesch. 6, 9) in Freiheit gesetzte Juden; später eine pantheistisch-antinomistische Sekte, die, um 1530 durch Coppin aus Lille gestiftet, Emanzipation des Fleisches lehrte. In Genf ward sie 1555 durch Calvin (1509—64) unterdrückt.

Liebe (ἔρως, amor) ist das Wohlgefallen an etwas mit dem Bestreben ihm wohlzuthun und sich mit ihm zu vereinigen. Die Liebe hat Wohlgefallen am Wohlsein eines andern. Zuerst entsteht im Menschen das Wohlgefallen an dem Objekt, sei es eine Person oder Sache; er legt ihm einen Wert bei und fühlt sich so daran gefesselt, dass der Verlust desselben ihm schmerzlich erscheint. Damit verbindet sich dann bald die Illusion, dass sich im geliebten Gegenstande dasselbe Gefühl rege, selbst wenn er unbeseelt ist. Denn die Liebe beseelt auch das Tote, wie man an der Naturanschauung der Kinder, der kindlichen Menschen und der Dichter sehen kann. Da die Liebe ihre Befriedigung in der Gegenwart des Geliebten findet, so spricht sich die Nichtbefriedigung ihres Begehrens als Sehnsucht aus. Wie jede Neigung, erwächst auch die Liebe zunächst aus der Gewohnheit (Anhänglichkeit), wie man aus der Liebe zu Eltern, Geschwistern, Spielkameraden und zur Heimat erkennt. Anderen, gleichartigen Personen gegenüber wird sie zum Streben nach Vereinigung. Liebe will im andern leben, sie hat ihr reinstes Selbstgefühl im Mitgefühl mit dem andern. In diesem Streben nach völliger Durchdringung liegt freilich auch der Anspruch auf Alleinbesitz. Hierin unterscheidet sie sich von der Freundschaft, die selten einseitig ist. Augustin († 430) nennt die Liebe: vita quaedam, duo aliqua copulans vel copulare appetens. Trin. 8, 10. Thomas Aquin († 1274): complacentia appetibilis seu boni. Summa I, 2 qu. 26. — Nach Veranlassung, Individualität, Charakter und Bildungsgrad ist natürlich die Liebe verschieden. Die Wurzel von allen ist wohl die uns mit den Tieren gemeinsame Sympathie, welche in der Eltern-, Geschwister- und Verwandtenliebe ihre Darstellung findet und sich dann zur Liebe gegen Stamm, Volk und Vater-

land ausdehnt. Die Geschlechtsliebe entspringt einem Triebe, verklärt sich aber durch die Dauerhaftigkeit und Konzentrierung desselben auf ein Individuum; sie hat für Kultur und Moral die grösste Bedeutung. Je enger sie sich beschränkt, desto intensiver ist sie. Sie hängt an der Existenz des Individuums, an seinem Besitz und Genusse, während die Freundschaft, die auf Wertschätzung beruht, nicht an den ausschliesslichen Besitz gebunden ist. Es kann Liebe ohne Achtung und Achtung ohne Liebe geben; in der Freundschaft verknüpft sich beides. Die Geschlechtsliebe ist daher auch nie selbstlos; sie giebt das eigne Ich nicht auf, sondern will sich mit dem fremden verschmelzen. Wird ihr dies versagt, so entwickelt sie sich zur Leidenschaft, während sie im andern Falle (in der Ehe) sich zu ruhiger Freundschaft abklären kann. Wo der liebende Mensch sich selbst vergisst, sich für andre aufopfert, da tritt eine andre Art der Liebe hervor, nämlich das uneigennützige Wohlwollen (l'amour désintéressé). — Die Liebe zur Menschheit, Wahrheit, Freiheit, Kunst u. dgl. setzt voraus, dass man diesen Begriffen Realität beilegt, wobei freilich Täuschungen nicht selten sind, wie bei einer so schwärmerischen Stimmung natürlich. Die Liebe zu Gott (amor dei) ist nach Plato, Spinoza und J. G. Fichte der höchste moralische Affekt; sie entspringt aus dem Streben des Menschen nach Vollkommenheit. Die sog. platonische Liebe ist vom Streben nach Geschlechtsgenuss völlig frei. Liebe zu den Feinden ist das Wohlthun auch gegen die, welche uns schaden, weil sie Menschen sind wie wir. — Übrigens betrachteten Empedokles, Heraklit und Zoroaster Liebe und Hass als die Prinzipien aller Dinge. Vgl. Dualismus.

limitativ (v. limitatio = Beschränkung) heisst ein Urteil, welches durch Einschränkung eines Prädikats etwas Positives aussagt. Sage ich: „die menschliche Seele ist unsterblich", so limitiere ich das Wort „sterblich" und behaupte mehr, als wenn ich sage: die menschliche Seele ist nicht sterblich; denn hier bliebe es dahingestellt, ob sie überhaupt gelebt habe und fortlebe.

liquet (l.) es ist klar, deutlich, ausgemacht; non liquet es ist unklar, lässt sich nicht entscheiden.

Localisation (v. locus = Ort) ist die Verlegung der

Empfindungen und Gefühle an eine bestimmte Stelle in unserm Leibe oder der Aussenwelt. Dieses psychische Phänomen ist übrigens nicht angeboren, denn die Kinder lokalisieren nicht und Blödsinnige verlieren diese Fähigkeit. Sie entsteht durch die Reproduktion, welche die ortlose Empfindung mit einer in ein Raumschema eingeordneten Vorstellung verknüpft. So verlegen wir den Schmerz des Zahnnerven in den Zahn selbst; die Stockung der Respiration in die Lunge, den Kopfschmerz hinter die Stirn, den Druck in den Magen, bohrenden Schmerz in die Knochen u. s. w. Oft werden nach Amputationen Schmerzempfindungen noch in das amputierte Glied verlegt. Lokalisation der Gefühle finden insofern statt, als wir unsre Freuden gern in Vergangenheit und Zukunft verlegen, unsre geistigen Schmerzen auf leibliche ableiten, wir endlich vielfach unsre Gefühle fast unablöslich mit einem Objekt verknüpfen, z. B. der Soldat seine Selbstgefühle, Vaterlandsliebe u. dgl. m. mit der Fahne.

Localzeichen sind nach Lotze, Helmholtz und Wundt die von der Licht- und Tastempfindung selbst verschiedenen Empfindungen von der Eigentümlichkeit einer gewissen Primitivfaser der Seh- und Tastnerven. Es sind also charakteristische Nebenbestimmungen neben dem Inhalte der Empfindung. — Freilich muss man fragen: 1) Wie soll eine solche Nebenbestimmung noch neben dem Inhalt gedacht werden? 2) Warum fasst die Seele die Qualitäten der Lokalempfindungen als Lokalitäten und nicht auch als blosse Qualitäten, wie bei den Tastempfindungen? 3) Warum sprechen jene Psychologen nicht auch von Temporalzeichen? — Wir können daher die Lokalzeichen nur als die eigentümliche, durch die Besonderheit der Erregungsstelle bedingte Färbung des Empfindungsinhalts selbst ansehen. Vgl. Lotze, Mikrokosmus I, 332 f. Helmholtz, Phys. Optik. S. 539.

Logik (v. *λόγος* = Denken) ist die Wissenschaft vom Denken, sofern sie sich mit den Gesetzen, nicht mit dem Inhalt des Denkens beschäftigt. Man nennt sie daher eine formale Disziplin im Unterschied von den materialen. Von der Psychologie unterscheidet sich die Logik dadurch, dass jene die Naturgesetze unsres Geistes, diese dagegen die Normalgesetze desselben untersucht, d. h. jene schildert die geistigen Prozesse, wie sie sind, diese, wie

sie sein sollen. Die logischen Gesetze stehen übrigens in der Mitte zwischen den Naturgesetzen und denen der Moral; während die einen nur Formeln sind für ein stetiges Geschehen, die andern eine wirkliche Verpflichtung, eine Forderung enthalten — sind die logischen zwar Naturgesetze, denn alle normalen Menschen denken ungefähr gleichmässig; andrerseits, weil jeder durch subjektive Gefühle, Vorurteile und Interessen beeinflusst wird, gilt es, die logischen Grundgesetze immer wieder einzuschärfen. Zu den andern Wissenschaften steht die Logik im Verhältnis einer Führerin. Denn sie zeigt die Methoden, die jene anzuwenden haben; sie beschreibt den Prozess des Erkennens, den jene verfolgen, jede auf ihrem Gebiete. Aber während es die Wissenschaften mit der Erkenntnis irgend eines materialen Objektes zu thun haben, kümmert sich die Logik um das Erkennen selbst. Jene suchen Wahrheit, diese Richtigkeit. Sie ist die Wissenschaft vom Wissen. Ihr einziges Augenmerk ist darauf gerichtet, zu sehen, wie das Wissen zustande kommt, wodurch es gehemmt, resp. gefördert wird. Ihr praktischer Nutzen ist gross. Was die Mathematik für die Naturkenntnis, das leistet die Logik für jede Erkenntnis. Man lernt dadurch Begriffe, Urteile und Schlüsse richtig bilden, seine eignen Behauptungen beweisen, die des Gegners widerlegen; man unterscheidet leichter Wahrheit und Irrtum, erkennt die Schwächen im Raisonnement und hütet sich selbst vor Beweisfehlern. Daher heisst die Logik auch Dialektik (s. d. W.). Von dieser Art war sie auch ursprünglich bei den Sophisten, Megarikern, bei Platon und selbst Aristoteles, der mit Recht der Vater der formalen Logik genannt wird. Seit Kant hat man die Logik entweder im Zusammenhang mit der Metaphysik oder mit der Psychologie behandelt. Kant hatte ja gezeigt, dass der Mensch in den Gesetzen des eignen Denkens ein getreues Abbild von den Grundverhältnissen der Erfahrungswelt habe. Daher schrieben seine Nachfolger: Fichte, Schelling und Hegel den blossen Denkformen auch inhaltliche Bedeutung zu, wenn auch nicht für den speziellen Stoff der Empirie, so doch für deren allgemeine Gesetze. So ward die Logik zu einer materialen, objektiven Wissenschaft, besonders bei Hegel, der sie ganz mit der Metaphysik identifiziert. Die Hegelsche

Logik ist die Wissenschaft des Universums, unter welche alle Dinge fallen, sofern sie gemäss den allgemeinen und notwendigen Gesetzen des Daseins, welche eben die Denkgesetze sein sollen, sind. Der Begriff bewegt sich nach Hegel wesentlich in den schon von Aristoteles festgesetzten Formen des Urteils und Schlusses, aber nach „dialektischer“ Methode (s. d.). Ähnliche Versuche sind von Bardili, F. Krause, J. J. Wagner, Schleiermacher und Baader gemacht worden. — Dagegen betonten Fries, Beneke und Herbart die anthropologische Grundlage der Logik. In neuerer Zeit hat sich diese Richtung in St. Mill, Whewell und Wundt noch mehr nach der physiologischen Seite ausgebildet. Vgl. C. Prantl, Gesch. d. Logik. 3 Bde. Lpz. 1855 f. F. Harms, Gesch. d. Log. Berl. 1880. — Eingeteilt sollte die Logik werden in 3 Teile: Erkenntnistheorie, Elementarlehre und Methodenlehre. Denn vor allem hat sie die Möglichkeit der Erkenntnis und die Grundgesetze unsres Denkens zu untersuchen, bevor sie im 2. Teile Begriff, Urteil und Schluss, im 3. von der systematischen Verknüpfung der Denkformen handelt. Vgl. Überweg, Log. 5. Aufl. Bonn 1882. Trendelenburg, Log. Untersuchungen. 3. Aufl. Berl. 1876. St. Mill, Syst. d. deduktiv. u. indukt. Logik. 1862. Lotze, Log. 1874. W. Wundt, Log. 1880. Kirchner, Katechism. d. Log. 1881.

logisch zur Logik gehörig, den Gesetzen der Logik angemessen; logisch-richtig = denk-, folgerichtig. Logismus (gr.) Vernunftschluss. Logizität Denkrichtigkeit.

Logos (gr. *λόγος*) heisst sowohl Gedanke als auch Wort. Die jüdisch-platonische Philosophie (besonders Philon) verstand darunter den von Ewigkeit her gedachten Gedanken Gottes von sich selbst, an dem er als dem gegenständlichen Nicht-Ich das Selbstbewusstsein seines Ich hatte, der aus Gott herausgetreten und wesentlich geworden sei, den von Ewigkeit gezeugten Sohn Gottes, den Abglanz der göttlichen Vollkommenheit, den Schöpfer der Welt und das alle Menschen zur Weisheit, Tugend und Wissenschaft leitende Wesen. Diese neuplatonische Idee nahm dann auch Johannes auf: Christus ist das fleischgewordene Wort Gottes, welches von Anfang an war, durch das die Welt geschaffen, ja das selbst Gott

ist. Denn der Ewige, Unerkennbare bedarf, menschlich gedacht, des Wortes, um sich zu offenbaren, er muss sprechen, damit etwas geschehe, nachdenken, um etwas zu erfinden. Und wie wir an unsrer Persönlichkeit das Denken hypostasieren (s. d.), d. h. von uns selbst sondern und selbständig machen, so dachte man sich auch Gott als Subjekt-Objekt. Dazu kamen allerlei Sätze, die sich daraus entwickeln liessen: der Gedanke ist Gottes Sohn, er ist Gott selbst, wenn auch nicht in seiner Totalität; er ist teils in ihm verborgen (λόγος ἐνδιαθετός), teils in der Schöpfung sichtbar geworden (λ. προφορικός); er hat alle Propheten begeistert und ist zuletzt in Jesu Fleisch geworden. Das persische „Hanover", das talmudische „Memra" (beides Wort), der platonische Nous (Verstand), die apokryphische „Weisheit" sind alles Analogien zum Logos. Vgl. Duncker, Zur Gesch. d. christl. Logoslehre 1848. M. Heinze, D. Lehre v. Logos i. d. griech. Philos. 1872.

Logomachie (gr. λόγος u. μαχή Schlacht) ist Wortstreit, d. h. ein Streit zwischen Leuten, die imgrunde einig sind, aber nur in den Worten, Bezeichnungen einer Sache von einander abweichen. Übrigens ist keineswegs jeder Streit um Worte und Begriffe eine Logomachie; denn oft kommt darauf alles an.

Lüge (mendacium, ψεῦδος) ist eine absichtliche, bewusste und pflichtwidrige Unwahrheit. Darunter fällt also nicht blos die falsche Aussage, sondern auch absichtliche Zweideutigkeit und Unbestimmtheit, Zurückhaltung, Verstellung, Wortbrüchigkeit und Verräterei, Täuschung und Heuchelei. Gewöhnlich entspringt die Lüge der Selbstsucht, oft auch der Feigheit und Schmeichelei. Unzweifelhaft ist die Lüge verwerflich, weil jeder Mensch auf das köstliche Gut der Wahrheit ein Recht hat und die sittliche Gemeinschaft der Menschen durch die Lüge aufgehoben wird. Doch nicht jede Unwahrheit ist Lüge, sondern, wie gesagt, die pflichtwidrige. Die scherzhafte Täuschung ist ebenso wenig unsittlich, wie die Kunst, die ja auch Illusionen erweckt. Ebenso ist die Lüge aus guter Absicht nicht tadelnswert, z. B. Kindern und Kranken gegenüber. Auch Feinden und Räubern gegenüber scheint uns die Lüge erlaubt, denn diese haben keinen Anspruch auf unsre Wahrhaftigkeit; sonst

müsste ja jede Kriegslist verwerflich sein! Wer wollte die sog. Notlüge tadeln, durch welche vielleicht das Leben gerettet werden kann? Auch die konventionellen Lügen sind nicht durchaus verwerflich. Aus Bescheidenheit, Höflichkeit, Liebe und dgl. darf man wohl bisweilen die Unwahrheit sagen, wenn nur niemand dadurch geschädigt wird. Freilich, die Schranke des Erlaubten ist hier sehr zart; nicht jeder fromme Betrug (pia fraus) ist sittlich! Vgl. Augustinus, de mendacio. H. Krause, ü. d. Wahrhaftigkeit. 1844. Böhme, d. Moralität der Notlüge. 1828. Heinroth, die Lüge. 1834.

Lull'sche Kunst (ars magna Lulli) ist eine schematische Anordnung der Begriffe, welche Raimund Lull (†1350) zur übersichtlichen Erkenntnis und leichteren Mitteilung der Begriffe entworfen hat. Die Mittel dieser Logik sind Buchstaben zur Bezeichnung der Grundbegriffe, Figuren (Dreiecke, Quadrate, Kreise), womit die Beziehungen derselben bezeichnet werden, und Abteilungen, welche durch Zusammensetzung dieser Figuren entstehen. Aber die Auswahl war willkürlich, die Definition Kreiserklärung, die Kombination ganz mechanisch, daher ist Lulls „grosse Kunst“ wertlos. Sie ist übrigens später von G. Bruno, Athan. Kirchner, ja selbst Leibniz wieder aufgenommen worden. Vgl. Helfferich, R. Lull. Berl. 1858.

Lust (voluptas) ist das Gefühl der Befriedigung, welches entweder aus der Förderung unsres Lebensgefühls entspringt oder aus der Beseitigung seiner Hemmung. So bereitet uns ebenso die Befreiung aus unbequemer Lage Lust als der Genuss irgend einer Annehmlichkeit. Die von der Vorstellung eines Gegenstandes erzeugte Lust wird allmählich zum Motiv, nach dem Besitz desselben zu streben. Die einem Eindruck oder einer Beschäftigung beigemischte Lust heisst das Angenehme. Lust schöpfen wir sowohl aus der Gegenwart (Genuss), als aus der Vergangenheit (Erinnerung) und der Zukunft (Hoffnung). Das Angenehme der sinnlichen Eindrücke heisst sinnliche Lust (vgl. Gut); sobald die Fähigkeit, Angenehmes als solches zu empfinden, ermattet, ist dies ein Zeichen von Ungesundheit. Man unterscheidet subjektive und objektive Lust; die subjektiven Lustgefühle erzeugen sich bei jedem Menschen verschieden je nach Temperament, Nei-

gungen und Stimmungen, in den verschiedenen Graden der Heiterkeit, Fröhlichkeit, Lustigkeit und Ausgelassenheit; die objektiven Lustgefühle dagegen entstehen bei allen auf gleiche Weise: es sind die moralischen, ästhetischen, religiösen und intellektuellen Lustgefühle.

Die Erklärung der Lust ist nicht leicht. Hobbes († 1677) leitet sie ab aus dem Verhältnis des Reizes zur Bewegung der Lebensgeister im Herzen und in den Nerven; ähnlich Hartley aus der Schwingungsweite der Vibrationen der Nervenfaser. Morell suchte den Schmerz in dem Übergewicht der aktiven Nerventhätigkeit über die reaktive und die Lust in der Ausgleichung beider. Teleologisch betrachtete Leibniz († 1716) die Lust als die Empfindung einer Vortrefflichkeit an uns oder anderen. Ähnlich definiert Mendelssohn († 1786) das sinnliche Vergnügen als die Vorstellung einer erhöhten Vollkommenheit des Leibes, während Hegel († 1831) sagt: „Das Üble ist nichts anderes als die Unangemessenheit des Seins zum Sollen“ (Encyclop. § 472), und Burdach: „der Schmerz ist der Wächter des Lebens.“ Während Platon die Lust im blossen Aufhören der Unlust sah, versetzt sie Aristoteles in die wesengemässe Thätigkeit. Kant sieht in ihr Ziel und Motiv des Begehrens; „sie ist ein Zustand des Gemütes, in welchem eine Vorstellung mit sich selbst zusammenstimmt, als Grund entweder diesen selbst zu erhalten oder ihr Objekt hervorzubringen.“ Schopenhauer dagegen hat wieder die Negativität der Lust einseitig betont, sie ist ihm blosse Schmerzlosigkeit, woraus dann folgt, dass kein Schmerz durch Lust je aufgewogen werden könne. Über die Bedeutung der Lust für die Ethik s. Hedoniker, Eudämonismus. Vgl. Nahlowsky, d. Gefühlsleben. 2. Aufl. 1884.

Lustspiel s. Drama und komisch.

Luxus (l.) ist jeder das Mass notwendiger Bedürfnisse überschreitende Aufwand. Nicht nur materielle, sondern auch geistige, ja sentimentale und moralische Genüsse gehören dazu. Von Weichlichkeit oder Sinnlichkeit unterscheidet sich Luxus dadurch, dass er für Tauschwerte erworben wird. Wer länger als nötig auf weichem Rasen ruht, wer müssig die würzige Frühlingsluft einatmet, treibt noch nicht Luxus. Ebensowenig wer die Freuden des

Naturgenusses, der Lektüre, des Familienverkehrs auskostet. Luxus dagegen ist alles, was sowohl über ein leibliches oder geistiges Bedürfnis hinausgeht als auch mit Aufwand von wertvollen Dingen verknüpft ist. Freilich bleibt der Massstab immer relativ; denn was für diesen Luxus, ist für jenen Bedürfnis; Gewohnheit, Sitte, Standesverhältnisse, Mode, Geschlecht, Alter, Gesundheitszustand haben darauf Einfluss. In wirtschaftlicher Hinsicht ist der Luxus ohne Zweifel etwas Gutes, denn er hebt den Nationalwohlstand; der einzelne, ja ganze Stände können verarmen, wenn ihnen nicht die Produktion zur Hülfe kommt. Gewiss wird er ein Sporn zu nützlicher Thätigkeit sein, sowohl für Konsumenten als auch Produzenten; nur dann ist er sittlich (vgl. Gut). Selbstverständlich ferner, dass wir ihn auf unsre, nicht auf fremde Kosten treiben. Auch kommt es darauf an, mit welchen Gegenständen er getrieben wird, auf seinen Umfang und den Zusammenhang mit den andern Verhältnissen eines Volkes. Eine schwerwiegende Konsequenz desselben aber ist der Ruin, in den er oft den Verschwender stürzt, die dadurch hervorgerufene Sucht zu prunken, zu erwerben, die Überschätzung der materiellen Güter, die Geneigtheit zu allen Mitteln, die Geld einbringen: Untreue, Erpressung, Bestechlichkeit; die Verachtung des Rechts, des einfachen Familienglücks, der niederen Stände.

Freilich die Luxusgesetze, welche Jahrhunderte lang der Staat gegeben hat, bekämpfen das Übel nicht; ebenso wenig die Luxussteuern, die dem Staat noch wenigstens etwas einbringen. Die Erziehung allein, welche uns die geistigen Güter schätzen lehrt, kann den Luxus auf sein richtiges Mass zurückführen. Vgl. Pinto, sur le luxe. Amst. 1762. Dumont, théorie du luxe. Par. 1771. Roscher, Ansichten d. Volkswirtschaft. Lpz. 1861.

M bedeutet in der Logik den Mittelbegriff (terminus medius) eines kategorischen Schlusses (s. d.).

Magie ist die angebliche Kunst, durch geheimnisvolle Mittel die Natur zu beherrschen. Entsprungen dem erklärlichen Wunsche, die Zukunft zu erfahren, resp. zu beeinflussen, sowie der absoluten Unkenntnis der Naturgesetze, findet sich dieser Aberglaube schon bei den rohesten Völkern und hat sich trotz aller Aufklärung insgeheim

erhalten. Betrogene und Betrüger (oft in einer Person!) glauben durch Formeln, Ceremonien, Diät, Askese oder bestimmte Gegenstände übernatürliche Wirkungen auszuüben. Die Herrschaft über Wind und Wetter, die Beschwörung der Toten, das Wahrsagen aus der Hand, dem Schatten u. dgl., das Behexen durch Blick, Wort oder Tränkchen, das Besprechen des Blutes, der Rose, des Feuers u. a., die Kunst sich zu verwandeln oder unsichtbar zu werden, Gold zu machen u. s. w., alles gehört in die Magie. Je nachdem Engel oder Teufel, himmlische oder höllische, kirchliche oder unkirchliche Mittel verwandt wurden, unterschied man weisse und schwarze Magie. Vieles davon beruhte auf Schwindel, manches auf schlauer Benutzung auch heute noch nicht ganz erforschter Phänomene (Hypnotismus u. dgl.). Vgl. Schindler, das magische Geistesleben. 1855. Perty, d. myst. Erscheinungen. 1861. H. Schneider, d. hypnotischen Erscheinungen. 1880.

Magnetismus (tierischer) oder Mesmerismus ist die kunstgemäss veranlasste Einwirkung eines Nervensystems auf das andre. Mesmer († 1815), Wienholt, Gmelin, Wolfart, Hufeland, Passavant, Ennemoser u. v. a. haben sich eingehend damit beschäftigt. Vor allem ist festzuhalten, dass die durch die Magnetiseure hervorgerufenen Zustände auch oft von selbst, oder infolge von Krankheiten oder Arzneimitteln entstehen. Ferner haftet an den Nerven unzweifelhaft ebenso wie am Magneten ein eignes Imponderabile, nämlich die Innervation, von deren Schwanken unser ganzes Leben, besonders Schlaf und Wachen abhängt. Das Wachen verbraucht Innervation, der Schlaf stellt sie wieder her. Alles, was die Innervation im Hirn mindert oder modifiziert, erzeugt Schlaf und zwar in verschiedenem Grade: tiefen Schlaf, Schlaf mit Träumen, mit Bewegung, Somnambulismus und Hochschlaf. Dergleichen entsteht entweder durch Krankheit oder mittelst Opium, Hanf, Bilsenkraut, Chloroform und Druck aufs Vorderhirn. Auf ähnliche Weise bringt nun das Magnetisieren, d. h. das regelmässige Bestreichen, Schlaf hervor. Auch magnetisiertes Wasser wird dazu benutzt. Heilsam hat sich dieser „Lebensmagnetismus" besonders gezeigt bei Krämpfen, Geschwülsten, Rheumatismus. Doch ist

natürlich Kritik und Erfahrung zu seiner Anwendung nötig. Vgl. Somnambulismus, Hypnotismus.

major (der grössere) und **minor** (der kleinere) bezeichnet in der Logik sowohl den Ober- und Unterbegriff (terminus major und minor) eines Urteils, als auch den Ober- und Untersatz (propositio major und minor) eines Schlusses.

Makrobiotik (μακρὸς lang, βίος Leben) ist die Kunst, das Leben zu verlängern oder richtiger zu erhalten, indem man möglichst naturgemäss lebt. Imgrunde ist also M. dasselbe wie Diätetik (s. d.). Schon Cardan schrieb 1580 ein solches Buch (de sanitate tuenda ac vita producenda), doch erst Hufelands Buch 1796 behandelte das Thema richtig. Vgl. Heinroth, Seelengesundheitskunde 1823. Feuchtersleben, Diätetik der Seele 1838. K. Hartmann, die Kunst, des Lebens froh zu werden 1872. F. Kirchner, Diätetik des Geistes 1884, 2. Aufl. 1886.

Makrokosmos und **Mikrokosmos** (gr.) die grosse und die kleine Welt, bei den Naturphilosophen des 16. Jahrhunderts, besonders Paracelsus (1493—1541), die Welt als menschlicher Organismus im grossen und der Mensch als eine Welt im kleinen, womit sich der Glaube verband an eine Übereinstimmung beider und eine Beeinflussung des Menschen durch die Gestirne (vgl. Astrologie).

mala fide (l.) wider besseres Wissen, böswillig, Gegensatz: bona fide in gutem Glauben.

Malerei ist die Kunst, auf einer Fläche Körper mit Farben darzustellen. Wie die Plastik abstrahiert sie, aber nicht, wie diese, von der Farbe, sondern von der Körperlichkeit. Was wir sehen, ist Farbe und Form; aber die Form wird für uns nur durch die Unterschiede und Grenzen der Färbung erkennbar, indem wir die Erfahrungen des Tastsinnes und des Auges zur Hülfe nehmen. Ein plötzlich sehend gewordener Blinder würde alle plastischen Gegenstände auf einer Fläche sehen. Die Farbe ist also das konkreteste Anschauungsmittel in der Natur und das konkreteste Darstellungsmittel der Kunst; folglich hat sich die Malerei mehr mit Realitäten als mit Abstraktionen zu beschäftigen. Unkünstlerisch sind ferner alle

Werke, welche durch Vereinigung von Form und Farbe, Naturtäuschung (Illusion) an die Stelle des schönen Scheins setzen, z. B. bemalte Wachsfiguren, Panoramen u. dgl. Doch soll die Malerei die von ihr dargestellten realen Objekte stets zu Trägern von Ideen machen, und der Realismus der Darstellung hat desto mehr zurückzutreten, je mehr ein Objekt der rein-ideellen Sphäre angehört. Extreme sind Spiritualismus und Naturalismus. Die Beachtung des Verhältnisses von Idee und Realität heisst Stil.

Malismus (l.) entweder die Lehre vom Bösen oder die Annahme eines bösen Prinzips überhaupt.

Mandeville's Bienenfabel (The fable of the bees 1714) ist ein Buch des holländischen Arztes Mandeville (1670 bis 1733), welches den Nachweis versucht, dass, was gut und böse sei, nur willkürlich von den Gesetzgebern fixiert worden, die philosophische Tugend eine Erfindung von Betrügern, die theologische von Narren sei. — Es ist überflüssig, diesen Antimoralismus zu widerlegen.

Manichäismus ist eine Art des Dualismus (s. d.), eine persisch gedachte Gnosis.

Manie (*μανία*) Wahnsinn bedeutet sowohl eine Seelenkrankheit (s. d.), als auch eine krankhaft einseitige Geistesrichtung, z. B. Erotomanie, Kleptomanie, Pyromanie (Richtung auf Liebe, Stehlen, Brandstiften). So sagt man auch, jemand habe eine wahre Manie, mit andern Streit anzufangen. Die eigentliche Manie charakterisiert sich durch grosse Exaltation des Ich, Lust an Bewegung um ihrer selbst willen (rhythmische Bewegungen, rhythmische Sprache, Wiederholung von Reimen), Zungentollheit, erhöhtes Selbstgefühl (Projekte; Wahn, Reichtum, Schönheit und Talente zu besitzen), bei aller Furchtsamkeit leibliches und geistiges Wohlbefinden, gewaltsame Ablenkung jedes Gespräches auf das eigene Ich. Hieraus entwickelt sich der eigentliche Wahnsinn (s. d.). Vgl. Krafft-Ebing, d. Melancholie 1874. Lehrb. d. gerichtl. Psychopathologie 1881.

Manier (fr.) eigentl. Benehmen, plur. s. a. Sitten. In der Ästhetik bezeichnet es entweder die geistlose Mache eines Künstlers oder die sklavische Nachahmung eines andern. Manier ist also Stil (s. d.) ohne Geist.

Manifestation (l.) Offenbarung, Kundgebung, z. B.

unseres Willens; in der neueren Naturphilosophie die Erscheinung des Unendlichen im Endlichen oder die Entzweiung des Absoluten, wodurch dasselbe in Gegensätzen (als Ideales und Reales, Subjekt und Objekt, Geist und Materie) hervortritt.

Mantik (gr.) s. Wahrsagekunst.

Mass ist die bekannte und bestimmte Grösse, nach welcher eine andere unbekannte der Ausdehnung oder Menge nach bestimmt wird. Alle Masse lassen sich zurückführen auf solche des Raumes, der Zeit und der Masse.

Mässigkeit ist das Masshalten, d. h. das Beobachten der durch die Vernunft gezogenen Grenzen sowohl im Geniessen als auch im Arbeiten. — Mässigung dagegen ist s. a. Selbstbeherrschung. Die Alten zählten die Mässigkeit zu den Cardinaltugenden (s. d.).

Materialismus heisst diejenige Weltansicht, welche die Materie (s. d. W.) als die Grundursache aller, auch der psychischen Erscheinungen ansieht. Diese Ansicht wird aber völlig verschieden, je nachdem man der Materie im Weltall ausser und vor aller Organisation schon seelische Eigenschaften beilegt (Hylozoismus) oder man das psychische Leben nur als eine Kette von Funktionen oder Thätigkeiten des organischen Leibes ansieht (reiner Materialismus). Während jener eigentlich Pantheismus und mit Religion und Moral wohl verträglich ist, führt dieser notwendig zum Eudämonismus und Atheismus. Im Altertum vertraten letzteren Leukipp, Epikur und Lucrez, in der Neuzeit Hobbes, Helvetius, Holbach, Diderot, Lamettrie, Vogt, Moleschott, Büchner u. a.

Gegen den Materialismus aber bemerken wir; 1) die Materie, näher betrachtet, löst sich in etwas Übersinnliches auf (vgl. Materie). 2) Die Materialisten gehen von der irrigen Annahme aus, die Welt sei so, wie sie uns erscheine. 3) Die schroffe Gegenüberstellung von Kraft und Stoff ist unhaltbar; beide Begriffe sind Correlata. 4) Nicht der Stoff ist das wahrhaft Gewisse, sondern der Geist; das Selbstbewusstsein ist der sicherste Ausgangspunkt alles Philosophierens. 5) Der Gegensatz einer sinnlichen und übersinnlichen Welt ist unleugbar. 6) Es ist wissenschaftlicher, alles aus Kräften abzuleiten, als aus Stoffen. Vgl. Holbach, Système de la Nature 1770.

Lamettrie, L'homme machine 1748. Büchner, Kraft und Stoff. 8. Aufl. 1864. K. Vogt, Physiol. Briefe 1847. Dagegen: Ulrici, Gott u. d. Mensch. I. 1866. J. H. Fichte, Anthropol. 3. Aufl. 1876. Wundt, Physiol. Psychol. 2. Aufl. 1880. F. A. Lange, Gesch. d. Materialismus. 3. Aufl. 1876. O. Flügel, D. Materialism. 1865. F. Kirchner, D. Zweck des Daseins 1883.

material oder **materiell** stofflich, körperlich; wesentlich, inhaltlich, sachlich, (Ggs. formal und formell), sinnlich (Ggs. ideell, geistig).

Materialität (l.) Körperlichkeit, Stofflichkeit, das Bestehen aus blosser Materie.

Materialisation (l.) Verkörperung, Verkörperlichung, welche die Spiritisten ihren Spirits (Geistern) zuschreiben. Vgl. dagegen: F. Kirchner, „Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters." 1883.

Materie (l., gr. ὕλη) Stoff, bedeutet im Gegensatz zur Form zunächst das Sachliche, Ungeformte, Ungestaltete. So unterscheidet man die Materie eines Kunstwerks von seiner Gestalt; ferner seine Materie, d. h. seinen Gehalt von der Darstellung. Demgemäss stellt Kant der Form unsrer sinnlichen Empfindungen (nämlich dem Raume und der Zeit) ihre Materie gegenüber, d. h. was wir durch Gehör, Gesicht u. s. w. wahrnehmen; oder materielle Sittengesetze, welche vorschreiben, nach welchen Objekten wir streben sollen, den formalen, die nur auf die Verhältnisse unsrer Thätigkeit gehen. — Im metaphysischen Sinne bezeichnet Materie dasjenige, was den Erscheinungen zugrunde liegt; natürlich haben die Philosophen je nach ihrer Gesamtansicht andres darunter verstanden. Die Hylozoisten betrachteten einfach einen oder mehrere sinnliche Stoffe (Wasser, Luft u. s. f.) als Grundprinzip. Platon stellte zuerst den Stoff in schroffen Gegensatz zu den Ideen und des Aristoteles Metaphysik ruht durchaus auf dem Gegensatz von Hyle und Form, wovon jene nur das der Möglichkeit nach, dieses das Wirkliche, die Veränderung aber der Übergang aus jener in diese ist. Um die Frage, wie dies geschehe, stritt das ganze Mittelalter; die einen fassten es als Bestimmung der Materie durch die Form, die andern als Entwickelung der Form aus der Materie. Durch Cartesius († 1650) ward

die Materie wieder anders bestimmt; denn da er von dem Gegensatz zwischen Denken (Geist) und Ausdehnung ausging, so definierte er die Materie als das im Raum Ausgedehnte, Undurchdringliche, Bewegliche, Teilbare. Demgemäss erklärte er alle körperlichen Vorgänge aus mechanischen Veränderungen. Hieran schlossen sich die beiden Richtungen des Dualismus (Malebranche, Leibniz), der sich bis zum Idealismus steigerte (Berkeley); und des Materialismus, der das geistige Leben aus leiblichen Funktionen erklärte. Dieser stützte sich besonders auf die durch die Naturwissenschaft erneuerte Hypothese der Atome, welche materiell, aber physisch unteilbar sein sollten. Diese Vorstellung widerspricht sich aber selbst (vgl. Atom). Dazu kommt, dass uns die Dinge gar nicht so erscheinen, wie sie sind; denn Gestalt, Lage, Grösse, Farbe u. s. w. sind Eigenschaften, die wir ihnen beilegen. Kant liess dasjenige, was der Materie als dem im Raum Beweglichen eigentlich zugrunde liege, auf sich beruhen, suchte aber die Undurchdringlichkeit und Kohäsion dieses Phänomens durch anziehende und abstossende Kräfte zu erklären. Freilich bleiben auch da Schwierigkeiten genug. Denn wo sollen jene Kräfte sein? In oder zwischen den Atomen? Schiebt man aber zwischen die materiellen Moleküle Ätheratome, so erheben sich gegen sie dieselben Schwierigkeiten. Die Identitätsphilosophie von Hegel und Schelling konstruierte die Materie aus einer Spannung relativ geistiger Kräfte oder Potenzen und erklärte Geist und Materie als an sich identisch, nur verschieden in der Erscheinung. Herbart lässt die Materie aus nichtausgedehnten geistigen Realen bestehen, die in gewissen Fällen zu chemischer Vermischung gelangen sollen — ein offenbarer Widerspruch. — Nach unsrer Meinung sind Materie und Form, Stoff und Kraft Correlata: Kräfte nennen wir die Eigenschaften eines Dinges, welche wir durch bestimmte Wirkungen auf andre Dinge erkennen; Stoff dasjenige an einem Dinge, was wir nicht weiter in Eigenschaften auflösen können oder wollen. Vgl. F. A. Lange, Gesch. d. Materialismus. 3. Aufl. 1876. F. Kirchner, Grundprinzip des Weltprozesses 1882.

Mathematik (gr.) eigentl. Wissenschaft überhaupt, dann Grössenlehre oder Messkunst, die Lehre von den Raum- und Zahlengrössen. Pythagoras stützte seine Phi-

losophie ganz darauf, Platon wollte keinen Nichtmathematiker (ἀγεομετρής) aufnehmen und mischt, besonders im „Timäus" mancherlei Mathematisches in seine Lehren. Die Neuplatoniker suchten die pythagoräische Zahlenspielerei wieder hervor, Spinoza und Wolf suchten der Philosophie durch mathematische Methode mehr Evidenz zu geben, und Herbart hat diese besonders auf die Psychologie angewandt. Aber sachlich sind Mathematik und Philosophie zwar verwandt, aber doch verschieden, formell ist die mathematische Methode dem Philosophieren eher hinderlich, sofern sie dadurch ein steifes, schwerfälliges, pedantisches Aussehen gewinnt.

Maxime (maxima scil. regula) höchster Grundsatz, den jemand sich selbst für Theorie oder Praxis nimmt. Im Unterschied vom Gesetz ist die Maxime eine subjektive Regel. Kant formulierte seinen kategorischen Imperativ unter andern so: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne." Vgl. kategorisch, Moralprinzip, Prinzip.

Mechanismus (v. μηχανή = Maschine) nennt man, im Unterschied vom Organismus, ein Wesen, das nur durch mechanische Kräfte, also Druck und Stoss, verändert wird; ferner versteht man auch die Weltansicht darunter, welche, wie der Materialismus glaubt, alle Dinge nur für Maschinen ansieht. Vgl. Lamettrie, L'homme machine. 1748.

medicina mentis = Heilkunde des Geistes, ein Name für die Logik (s. d.).

Meditation (l.) Nachdenken, sinnende Betrachtung; stilles Gebet, Andacht.

Medium s. Spiritismus.

medius terminus s. Mittelbegriff.

Meineid s. Eid.

Meinung (δόξα, opinio) ist das Fürwahrhalten aus objektiv und subjektiv unzureichenden Gründen. Das Meinen ist also nur ein wahrscheinliches, problematisches Urteil über eine Sache. Es unterscheidet sich vom Glauben und Wissen nicht inhaltlich, sondern hinsichtlich der Gründe, die es stützen. Die Meinung kann sich jeden

Augenblick in Glauben oder auch Wissen verwandeln. Zu den Meinungen gehören übrigens auch die Conjekturen, Hypothesen, Analogien und Induktionen! — Die öffentliche Meinung ist das Urteil, welches die Menge über etwas fällt. Da die Menge aber nicht sehr urteilsfähig ist, so darf man ihre Meinung nicht überschätzen; andrerseits aber auch nicht verachten, weil sie durch massgebende Leute bestimmt wird.

Melancholie (μέλας schwarz, χολή Galle) ist die Seelenkrankheit, welche in dem Hange, sich traurigen Vorstellungen hinzugeben, besteht. Der Mensch fühlt eine allgemeine Depression seines Ich, ohne dass er die Kraft hätte, sie abzuschütteln. Schwach und schweigsam, plan- und hoffnungslos dämmert der Melancholiker so hin. — Melancholisches Temperament s. Temperamente. — Ursachen der Melancholie sind entweder wirkliches oder eingebildetes Unglück, fixe Ideen (über Gott, Ehrgeiz, Liebe) oder körperliche Störungen in der Verdauung und Blutbereitung. Vgl. v. Krafft-Ebing, D. Melancholie 1874. J. L. A. Koch, Psychiatrische Winke für Laien 1880. J. Weiss, Compendium d. Psychiatrie 1881.

Memorieren (l.) ist die mit Absicht vollzogene Aneignung von Vorstellungen. Es ist also eine willkürliche Reproduktion, während das Gedächtnis eine unwillkürliche ist. Schon Kant unterschied mechanisches, judiziöses und ingeniöses Gedächtnis. Während das erste die Vorstellungen einfach aneinander reiht, ohne auf den Inhalt Rücksicht zu nehmen, achtet das zweite auf Gleichheit der Vorstellungen, ihren logischen und sachlichen Zusammenhang; das ingeniöse Memorieren endlich verbindet Vereinzeltes auf künstliche (meist witzige) Weise nach Ähnlichkeit und Kontrast, und zwar symbolisch durch Erfindung eines Zeichens (814 für Karl d. Gr.) oder topologisch, durch Einordnung in eine Reihe. Alle diese Kunstgriffe anzuwenden ist Sache der Mnemotechnik oder Anamnestik. Die sicherste Art zu memorieren ist jedenfalls die judiziöse.

Mensch (eigtl. der Denkende v. Mennisc) ist der vollkommenste aller Organismen. Denn er hat das ausgebildetste Nervensystem und Gehirn, seine Glieder, symmetrisch geordnet, bedingen den aufrechten Gang, er übertrifft

alle Tiere durch seine Sprachfähigkeit, d. h. seinen Verstand. Dieses Merkmal genügt, um ihn von dem Affen zu unterscheiden (s. Darwinismus). Der Mensch wird grade durch seine Hülflosigkeit, Nacktheit und physische Schwäche zur Anwendung seines Verstandes genötigt. Er entwickelt sich langsamer als alle Tiere; er allein kommt unter allen Klimaten fort, er geniesst die mannigfaltigste Nahrung.

Vor allem aber unterscheidet sich der Mensch von den Tieren dadurch, dass er Person ist, d. h. ein selbstbewusstes, freies Wesen. Während jene in die ihnen angeborenen Instinkte und Vorstellungskreise gebannt bleiben, entwickelt er durch Analyse und Synthese seinen Geist zu wunderbarer Feinheit, Fülle und Tiefe. Sein Denken verwandelt die Wahrnehmungen zu Vorstellungen, Begriffen und Ideen; es verbindet sie zu Urteilen und Schlüssen; es macht Versuche, stellt Hypothesen auf und konstruiert Systeme, alles mit Hülfe der Sprache, welche sich fortwährend an Reichtum und Präzision entwickelt. Durch Vernunft erhebt sich sein Wille über das dunkle, blinde Triebleben, durch jene erhält er Motive, welche ihn von diesem frei machen. Denn freies und vernünftiges Handeln ist dasselbe. Die reine Bethätigung der Vernunft heisst Erkennen, dessen objektives Erzeugnis die Wahrheit, dessen subjektives Produkt die Überzeugung ist. Die Überzeugung vom Sittlichen heisst Gewissen. — Der Mensch ist aber nicht blos ein leiblich-geistiges, sondern auch soziales Wesen (*ζῶον πολιτικόν* Aristot.). Durch Geschlecht und Sympathie wird er zur Familie, durch die Not zur Staatengründung geführt, während das Bedürfnis nach Vervollkommnung seiner geistigen Anlagen die Religions-, Erziehungs- und Bildungsanstalten hervorruft. Das soziale Leben des Menschen in seinem Fortschreiten bildet die Geschichte der Menschheit. Vgl. Geschichte, Geist, Tier, Humanität.

Menschentum s. Humanität.

Mentalreservation (reservatio mentalis) s. Jesuitismus.

Merkmal (nota) oder Prädikat ist die Vorstellung, die zur Bestimmung einer andern dient. Jeder Begriff (notio) besteht aus gewissen Merkmalen; man zergliedert, analysiert ihn also, indem man diese aufsucht, und zwar nicht nur die nächsten, sondern auch die scheinbar un-

wesentlichen. Widerstreitend heissen zwei Merkmale, wenn sie sich aufheben, wie gut und böse, einstimmig, wenn sie, wie gut und schön, mit einander bestehen können. Konstitutiv, absolut, primitiv oder wesentlich heisst ein Merkmal, ohne welches ein Begriff überhaupt nicht denkbar ist. Korrelativ sind diejenigen Merkmale, die sich an derselben Vorstellung voraussetzen, z. B. frei und vernünftig an der Vorstellung: Geist. Vgl. Begriff.

Mesmerismus ist die nach ihrem Erfinder F. A. Mesmer (1733—1815) genannte Lehre vom tierischen Magnetismus, welcher, durch Bestreichen geweckt, sich von einem Menschen auf den andern übertragen und dort Heilung von Krankheiten bewirken soll. Vgl. Magnetismus.

Metabase (*μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*) ist ein logischer Fehler, der darin besteht, dass man beim Disputieren und Beweisen nicht bei der Sache bleibt, sondern von einem aufs andere überspringt. Vgl. Elenchus.

metamathematisch heissen die Spekulationen, welche sich mit der Untersuchung der Raumdimensionen beschäftigen. Darnach soll unser dreidimensionaler Raum, wo ein Punkt durch drei Koordinationen bestimmt ist, nicht der einzig denkbare, sondern nur eine Spezies des allgemeinen analytischen Begriffs von Raum sein, für den es, als eine n-fach ausgedehnte Mannigfaltigkeit, keine bestimmte Zahl von Dimensionen gebe. In einem Raume von n-Dimensionen werde der Punkt durch n-Koordinaten bestimmt. Ein Raum von vier Dimensionen z. B. sei logisch denkbar, wenn auch nicht vorstellbar; in ihm würde die Euklidische Geometrie nicht gelten. Zöllner hat hieraus gefolgert, dass unsre Welt nur ein Schattenbild der Dinge an sich oder der Ideen der vier Dimensionen seien, und dadurch die spiritistischen Phänomen erklären wollen. Vgl. H e l m h o l z, Ursprung u. Bedeutg. d. germ. Axiome. Braunschw. 1876. L i e b m a n n, Zur Analysis d. Wirklichk. 2. Aufl. 1880. B. E r d m a n n, d. Axiome d. Geometrie. Lpz. 1877.

Metapher (*μεταφορά*) eigtl. Übertragung, dann Bild, ist die V e r t a u s c h u n g des gewöhnlichen Ausdrucks mit dem bildlichen z. B. Wunde statt Kränkung, Hafen statt Zuflucht. Die Sprache, selbst die philosophische, ist reich an Meta-

phern. Es giebt vier Arten: 1) Man setzt einen sinnlichen Ausdruck für den andern (ein Wald von Masten); 2) man vergeistigt das Sinnliche durch Personification (das Meer tobt); 3) man versinnlicht das Geistige (die Säule des Staates): 4) man vertauscht ein geistiges Bild mit einem andern (Kraft ist dein Wort). — Eine weiter ausgeführte Metapher heisst Allegorie (s. d.). Metaphorisch s. a. bildlich, uneigentlich.

Metaphysik (τὰ μετὰ τὰ φυσικά die Bücher des Aristoteles hinter der „Physik") ist die Wissenschaft, die es mit den letzten Gründen alles Seins, also mit dem, was „hinter der Physik", zu thun hat. Aristoteles nannte sie „Theologie" oder „Erste Philosophie". Diese Grundwissenschaft ist nicht nur die schwerste, sondern auch älteste Wissenschaft. Denn solange Menschen sind, haben sie geforscht nach dem Wesen, Zweck und Grunde der Dinge, nach dem, was den Bau der Welt im innersten zusammenhält. Sie ist auch die wichtigste, denn sie behandelt, worauf es doch schliesslich am meisten ankommt, Wahrheit, und die Fundamentalbegriffe, welche von allen andern Wissenschaften vorausgesetzt werden, hat grade sie zu untersuchen: Sein, Werden, Bewegung, Raum, Zeit, Ding, Veränderung, Ursache, Grund, Zweck, Kraft, Stoff, u. s. f. Dass über so wichtige Begriffe die Ansichten sehr auseinandergehen müssen, leuchtet ein, daher ist die Geschichte der Metaphysik die der theoretischen Spekulation überhaupt. Nachdem die alten Hylozoisten einfach irgend ein „Element" als Prinzip der Dinge angenommen, bemühten sich Platon und Aristoteles um die Feststellung des Verhältnisses von Materie und Geist; die Anschauungen dieser zwei Denker haben dann das Mittelalter beherrscht. Durch Hinzunahme christlicher Dogmen und empirischer Naturerkenntnisse wurden die metaphysischen Fragen noch komplizierter. Seit Cartesius waren die Lösungsversuche entweder monistisch (Spinoza, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, v. Hartmann, Frohschammer), oder pluralistisch (Leibniz, Herbart, Lotze), oder dualistisch (Cartesius, Malebranche, Baader, Ulrici). Daneben traten Philosophen, wie Locke, Hume und Kant, hervor, welche imgrunde der Metaphysik alle Berechtigung absprechen und dem Skeptizismus (oder Kritizismus) huldigend, dasjenige, was die Methaphysik bisher gelehrt,

für notwendige, aber doch nur subjektive Aussagen unsrer Vernunft ansahen. Kant besonders verwarf sowohl den Sensualismus Lockes, wie den Idealismus Leibnizens (beides nannte er Dogmatismus), indem er behauptete, die Erfahrungserkenntnis sei ein Erzeugnis des Verstandes als einer spontanen und kombinierenden Thätigkeit, welche in der sinnlichen Empfindung einerseits, in den apriorischen Anschauungen und Kategorien andrerseits den Stoff zu ihren Gebilden habe. Nachdem in neuerer Zeit A. Comte verkündigt hat, das metaphysische Zeitalter sei vorüber, haben sich viele der „exakten" oder „wissenschaftlichen" Philosophie gewidmet, d. h. einseitig auf die Psychologie und Logik geworfen. Nach des Verfassers Ansicht ist die Metaphysik weder überflüssig noch erfolglos, wenn sie nur auf kritisch-exaktem Grunde ruht, d. h. einerseits sich bewusst ist, dass alle ihre Aussagen sich in den Kategorien unseres Verstandes bewegen müssen, andrerseits die Resultate, welche die exakte Forschung erzielt, weise benutzt. Vgl. Kant, Prolegomena z. e. jed. künft. Metaphys. 1783. Schwab, Welches sind d. Fortschritte, die d. Met. seit Leibniz gemacht hat? 1796. Herbart, Einl. i. d. Philos. 1813. Beneke, Syst. d. Metaph. 1840. Ulrici, Glauben u. Wissen. 1858. Lotze, Metaph. 1879. Frohschammer, d. Phantasie a. Grundprinzip. 1877. Kirchner, Hptpunkte. d. Metaph. 1880.

Metempsychose (*μετά* über, *ψυχή* Seele) heisst die angebliche Wanderung der menschlichen Seele durch verschiedene tierische und menschliche Körper. In dieser phantastischen Lehre berührt sich der Pantheismus, der alles für beseelt hält, mit dem Dualismus, dem diese Erde als ein Straf- und Läuterungsort erscheint. Wir finden die Metempsychose oder Mentensomatose (Körperwechsel) beim Brahmaismus, Buddhismus, bei der ägyptischen Geheimlehre, bei Pherekydes und Pythagoras, Empedokles, Platon, Plotin, Pindar, Cicero und Virgil. Auchbei der Kabbala, den Manichäern, amerikanischen Wilden und afrikanischen Negern. Schon Aristoteles hat dagegen das schlagende Argument geltend gemacht, dass sich die Seele nicht gleichgültig gegen ihren Körper verhalte.

Methode (*μετά* nach, *ὁδός* Weg) ist das planvolle Verfahren zur Erreichung eines Zweckes, nicht blos auf wissenschaftlichem, sondern auch auf praktischem Gebiete.

Der Gegensatz dazu ist das planlose, fragmentarische, rhapsodische Thun, das von subjektiven Einfällen und Launen geleitet wird. Unentbehrlich ist die Methode für die Wissenschaft, sodass methodisch und wissenchaftlich dasselbe ist. Jede Wissenschaft bedarf einer eigenen Methode. Die Methodenlehre ist ein Teil der Logik (s. d.). Gilt es aus einer Vielheit beobachteter Fälle allgemeine Gesetze abzuleiten, wie in der Naturwissenchaft, so empfiehlt sich die induktive M. Sind dagegen Forderungen aus Prinzipien durch Schlüsse abzuleiten, wie in der Philosophie, ist die deduktive M. vorzuziehen. Jene heisst auch regressiv oder analytisch, diese progressiv oder synthetisch. Je nachdem ferner das Ganze der Wissenschaft vorausgesetzt und entwickelt wird, unterscheidet man die systematische M. von der heuristischen oder genetischen Methode. Es war ein Irrtum des Spinoza und Wolff, wenn sie die mathematische oder Euklidische M., die von Erklärungen und Axiomen zu Lehrsätzen fortschreitet, für die einzig wissenschaftliche hielten und auf die Philosophie übertrugen. In dieser gilt als einzige Methode das willkürlose notwendige Fortschreiten des Denkens. Als kritische M. bezeichnet Fries († 1843) die Beurteilung der menschlichen Verstandeskräfte; dialektisch nannte Hegel die von ihm angewandte M., die durch Aufzeigung der in einem Begriff enthaltenen Widersprüche zu immer höheren Synthesen emporsteigt; sie soll die wahrhaft genetische, mit den Begriffen zugleich die Natur der Dinge darlegende Methode sein (s. Dialektik).

Was den Vortrag einer Wissenschaft, den Unterricht, betrifft, so unterscheidet man die akroamatische von der erotematischen (dialogischen, katechetischen, Sokratischen), Dort trägt der Lehrer in einem Zuge vor, das Verständnis dem Hörer überlassend, hier sucht er durch Frage und Antwort den Stoff dem Schüler anzueignen. Darstellend heisst die Methode, welche das System einer Disziplin vorführt, entwickelnd, welche den Schüler zur eignen Erzeugung der Gedanken anleitet. Diese Art des Vortrages ist besonders für die Philosophie geeignet. Endlich unterscheidet man die gelehrte M. von der populären, von denen sich jene an die Fachleute, diese an die Gebildeten überhaupt wendet. Vgl.

W. Wundt, Logik II. 1881. Stuart Mill, Induktive u. dedukt. Logik, dtsch. v. Schiel. 1849.

Mikrokosmos s. Makrokosmos.

Mikromegas (gr.) ein Gernegross; so heisst die Hauptperson in einem von Voltaires (1694—1778) philosophischen Romanen, in welchem er die Widersprüche der Philosophen über das Wesen der Seele verspottet.

Milde bezeichnet s. a. Mildthätigkeit, d. h. die bereitwillige Unterstützung Armer; sodann Nachsicht in der Beurteilung, resp. Bestrafung andrer.

Mimik s. Kunst.

Minor s. Major.

Misanthrop (*μισεῖν* hassen, *ἄνθρωπος* Mensch) der Menschenfeind, ist derjenige, welcher nicht nur diesen oder jenen Menschen, sondern den Menschen als solchen hasst und verachtet. Aber dieser Standpunkt, mag er durch noch so üble Erfahrungen entstanden sein, ist theoretisch und praktisch unhaltbar; theoretisch, denn er macht den Fehlschluss von einzelnen auf alle; praktisch, denn er isoliert den Misanthropen und macht ihn unglücklich.

Missbehagen heisst die Unlust, deren Gründe uns nicht deutlich bewusst sind.

missbilligen ist nicht dasselbe wie „nicht billigen“, denn dies bezieht sich mehr auf eine Behauptung, jene dagegen auf Thaten, heisst also s. a. tadeln.

Missbrauch (abusus) heisst der fehlerhafte, der Bestimmung einer Sache zuwiderlaufende Gebrauch. Hier gilt die Regel: abusus non tollit usum (der Missbrauch hebt den Gebrauch nicht auf), d. h. eine Einrichtung, z. B. die Darstellung des Nackten, wird deshalb nicht überhaupt verwerflich, weil sie manchmal aus unsittlichen Motiven entspringt.

missfallen ist s. a. nicht gefallen, d. h. Unlust erwecken.

Missgunst s. Abgunst, Neid.

Misstrauen ist die Geneigtheit, von andern mehr Böses als Gutes zu vermuten; Misstrauen gegen uns selbst ist ein Mangel an Selbstvertrauen.

Mitbewegung heisst die instinktive Bewegung, mit welcher der Zuschauer oft die Bewegung affektvoll Erregter, z. B. der Schauspieler, Tänzer u. dgl. begleitet. Sie entspringt aus der Übertragung des Reizes von einer motorischen Faser auf die andre.

Mitfreude ist die Lust an fremder Lust oder die selbstlose Teilnahme an der Freude anderer. „Zum Mitleid", sagt Jean Paul, „genügt der Mensch, zur Mitfreude gehört ein Engel". Denn der Egoist entschliesst sich allenfalls zum Mitleid, nie aber zur Mitfreude; doch dem praktischen Menschenfreunde gilt jenes mehr als diese, weil Mitleid leichter werkthätig wird als Mitfreude.

Mitgefühl ist die Nachbildung fremder Gefühle, welche aus dem lebhaften Vorstellen derselben entspringt. Indem wir uns an Stelle des andern setzen, empfinden wir dessen Gefühle nach. Freilich entsteht daraus nicht immer Sympathie, sondern, wenn die Vorstellungskreise zu verschieden sind, teilweise Antipathie. Daher sympathisieren wir oft mit derselben Person in dieser Hinsicht, während sie uns im übrigen gleichgültig, vielleicht antipathisch ist. Das allseitigste und innigste Mitgefühl empfindet eine Mutter für ihr hülfloses Kind; später wenn ihre Vorstellungskreise sich sondern, empfindet jene weniger lebhaft mit. Kummer hat viel eher auf unser Mitgefühl zu rechnen als lebhaft geäusserte Freude. Kinder, Kranke, Mütter sympathisieren lebhaft mit einander. Das monogamische Familienleben entwickelt das Mitgefühl mehr als Polygamie. Greise, die sich bei reicher Lebenserfahrung rege Empfänglichkeit bewahrt haben, besitzen viel Mitgefühl. Gehen die Vorstellungskreise zu weit auseinander, so hört das Mitgefühl auf; die Phantasie ist also ein Hauptfaktor dabei. Daher muss der tragische Held uns verständlich sein, sollen wir anders mit ihm fühlen. Asketen, Verdüsterte, solche, die durch sehr gute oder sehr schlechte Fügungen isoliert sind, haben selten Mitgefühl. Die kühle Höflichkeit, die nicht auf fremde Vorstellungskreise eingehen will, untergräbt das Mitgefühl. Im ganzen ist es übrigens durch die moderne Kultur gesteigert worden. Vgl. Gegengefühle, Sympathie.

Mitleid ist die aus Teilnahme am Leiden andrer entspringende Geneigtheit ihnen zu helfen. Diese Art des

Mitgefühls ist viel verbreiteter als die Mitfreude, weil sich zu der Unlust auch eine Art von Lust (the luxury of pity) nämlich die Steigerung des Selbstgefühls, andern helfen zu können, beigesellt, ferner das Vergnügen, augenblicklich nicht selbst zu leiden; ja manchmal ein wenig Schadenfreude. Mitleid schmeichelt dem Selbstgefühl und geht, wo es werkthätig wird, leicht in Liebe über, weil es ein bleibendes Verhältnis stiftet; Mitfreude dagegen hat die Liebe zur Voraussetzung. Wichtig sind auch die Stimmungen und Verhältnisse des Zuschauers. Trübsinn und Kummer disponieren zum Mitleid, doch bleibt es meist kontemplativ, der Heitere und Glückliche entledigt sich desselben durch schnelle That. Geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Stolz weist geschenktes Mitleid zurück, während Eitelkeit es sucht. Der gewöhnliche Mensch will lieber beneidet als bemitleidet sein.

Mittel heisst dasjenige, welches uns zur Erreichung eines Zweckes verhilft. Die begehrte Wirkung heisst Zweck, die begehrte Ursache Mittel. Dieses wird begehrt um jenes willen. Zuerst wird der Zweck begehrt, aber das Mittel muss erst erreicht werden, denn es verursacht jenen. So entsteht eine Kausalreihe, die in sich selbst zurückläuft; das Begehren des Zweckes verursacht das Begehren des Mittels, dieses verursacht gewisse Gliederbewegungen, diese verursachen eine Veränderung in der Aussenwelt, und diese Veränderung verursacht die Empfindung, welche ursprünglich begehrt wurde. So wird also der Zweck (finis) zur Ursache, aber er selbst wird wieder durch das Mittel verursacht. Er ist Zweckursache (causa finalis), die Mittel sind Mittelursachen (causae intermediae). Wir begehren manches als Mittel, was wir nicht als Zweck wünschen, oft freilich begehren wir schliesslich auch als Zweck, was wir nur als Mittel wollten. Das beste Beispiel ist das Geld, man will es zunächst meist nur als Mittel, um edlere Wünsche zu befriedigen, oft aber entwickelt sich daraus der Geiz, der es an sich begehrt. — Der bekannte jesuitische Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel" ist nur dann richtig, wenn das Mittel an sich nicht schlecht ist, z. B. beim Arzte, dessen Schneiden und Brennen wir um des Zweckes willen (die Heilung) gutheissen.

Mittelbegriff (terminus medius) heisst in der Syllogi-

stik derjenige Begriff, welcher den Zusammenhang zwischen zwei andern vermittelt. S. Schluss.

Mittelursache s. Mittel.

Mnemonik oder Mnemotechnik (μνήμη Gedächtnis, τέχνη Kunst) nennt man die Kunst, durch gewisse Mittel das Gedächtnis zu besondren Leistungen zu bringen. Die Geschichte dieser anamnestischen Kunst hat 3 Perioden. Als Erfinder wird Simonides genannt (Quintil. Jnst. 11, 2) doch kannten sie schon die Ägypter; die Sophisten trieben sie eifrig, während Platon und Xenophon sie verachten. Aristoteles dagegen schätzt sie. Cicero und Quintilian handeln davon, empfehlen aber mehr eifriges Denken, Lesen und Schreiben. Die 2. Periode der Anamnestik ist das Mittelalter, wo sich fast alle bedeutenden Köpfe emsig damit beschäftigen, besonders Celtes, Bruno, Mirandola. Aretin zählt im 15. Jahrh. mehr als 50 Autoren auf! Die 3. Periode, die neuere Zeit, urteilt durchschnittlich geringschätzig über die sog. Kunst. Denn es mögen selbst einzelne staunenswerte Leistungen erzielt werden, für Schule, Wissenschaft und Leben hat sie keine Bedeutung, da sie zu sehr die blinde Ideenassoziation, zu wenig den Verstand in Anspruch nimmt. Die beste Art zu lernen ist das judiciöse Memorieren (s. d.). Vgl. Gedächtnis, Erinnerung, Einbildung, Phantasie. Vgl. Aretin, Mnemonik. 1810. H. Kothe, Lehrb. d. Mnemonik. 1852.

Modalität (l.) bezeichnet zunächst die Art und Weise, wie etwas geschieht oder gedacht wird. Nach Kant soll es eine Bestimmung der Urteile sein, wodurch ihr Verhältnis zum Subjekt bezeichnet werde, je nachdem ein Urteil entweder blos für möglich oder für wirklich oder für notwendig erklärt wird, also für den Urteilenden entweder problematisch oder assertorisch oder apodiktisch ist. Möglichkeit, Willkürlichkeit und Notwendigkeit heissen daher die Modalitätsbegriffe. Kant hält sie für besondere Funktionen, Stammbegriffe des Verstandes. Aber ganz mit Unrecht. Alle 3 Arten von Urteilen sind kategorisch oder assertorisch, mag ich sagen S ist P, S kann P sein, oder S muss P sein. Sie bezeichnen nur verschiedene Grade meiner Erkenntnis. Denn entweder beruht meine Behauptung auf einer Wahrnehmung oder auf Schlüssen

aus einigen Bedingungen oder aus allen. Ferner leugnen wir den Unterschied zwischen realer Möglichkeit und Notwendigkeit: was nach den Verhältnissen geschehen kann, muss auch geschehen. Der Begriff der Möglichkeit ist nur subjektiv. Ebenso hinfällig ist der Unterschied zwischen Wirklichkeit und Notwendigkeit; alles Wirkliche geschieht notwendig (vgl. Zufall). Das problematische Urteil bezieht sich gar nicht auf das Subjekt, sondern bezeichnet nur die Unsicherheit des Redenden; der Form nach ist es also assertorisch, dem Inhalt nach hypothetisch; dem Umfange nach singulär, nicht universell. Vgl. meine Logik § 16. Lpz. 1881.

Mode (l.) bezeichnet im allgemeinen, was an einem Ort Sitte ist in Kleidung, Wohnung, Umgang u. s. w., im engeren Sinne die grade herrschende Art sich zu kleiden, wobei man besonders an das rasch Wechselnde denkt. Der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Mode hängt von der Kulturstufe eines Volkes ab, von Reichtum, Industrie, Verkehr, geographischen, politischen u. a. Verhältnissen. Je ärmer, unkultivierter, kleiner und isolierter ein Stamm ist, desto weniger wird die Mode wechseln. Nur Unkenntnis und Befangenheit wird sie verdammen. Sie belebt die Industrie, erfreut den regen Sinn der Menschen, welcher immer Neues schauen und erfinden will. Die Mode beherrscht die Männer ebenso wie die Frauen; selbst die Uniform ist ihr unterworfen. Was der Ignorant als ehrwürdige Volkstrachten bewundert, sind Reliquien einer einst auch bekämpften Mode. Ein Narr verwirft die Mode, der Weise unterwirft sich ihr lächelnd. Das fanatische Anathema des Zeloten vermag ebenso wenig gegen sie als die treffendste Persiflage des Humoristen. Vgl. H. Hauff, Moden u. Trachten. 1840. Weiss, Gesch. d. Costüms. 1853 f. Vischer, Mode u. Cynismus. 1877. Lessing, der Modeteufel. 1885.

Modus (l.) ist die Art und Weise eines Dinges zu sein (m. essendi) oder zu handeln (m. agendi). Da dieses nun als das Veränderliche für nicht so wesentlich gehalten wird, als die Substanz des Dinges, so wird oft Modus mit Accidenz gleichgesetzt, z. B. von Spinoza (1632—77). „Unter Modus,“ sagt er Eth. I def. 5, „verstehe ich Zustände (affectiones) der Substanz oder das, was an einem

andern ist, durch das es auch vorgestellt wird!" Nicht als etwas Positives kommen die Modi zur Substanz hinzu, sondern sind deren Einschränkungen, Negationen, weil Determinationen (denn „omnis determinatio est negatio" sagt Spinoza) wie ein mathematischer Körper vermöge seiner Bestimmtheit eine Negation der unendlichen Ausdehnung ist. Die Modi sind nicht Bestandteile der Substanz, diese ist früher als ihre Affektionen; also nicht etwas Konkretes, sondern das durch den abstrakten Begriff des Seins Gedachte. Vgl. Substanz, Attribut.

Modus ponens und **M. tollens** unterscheidet man bei ursprünglich-hypothetischen Schlüssen, die auf dem Verhältnis der Abfolge beruhen. Jenes ist der Schluss von der Setzung des Objekts (Grundes) im Untersatze auf die Setzung des Prädikats (der Folge) im Schlusssatz; dieses der Schluss von der Aufhebung des Prädikats (der Folge) im Untersatze auf die Aufhebung des Subjekts (des Grundes) im Schlusssatz. Beispiel:

1)	2)
Wenn A gilt, so gilt B	Wenn A gilt, so gilt B
A gilt	B gilt nicht
also gilt auch B.	also gilt auch A nicht.

möglich ist dasjenige, was sich ohne Widerspruch denken lässt. Diese logische Möglichkeit, die Denkbarkeit einer Sache, ist die einzig richtige. Das Unmögliche ist also der Widerspruch (contradictio in adjecto). Wenn manche doch von einer realen Möglichkeit reden und damit meinen, was den Naturgesetzen nicht widerspricht, so übersehen sie, dass ja diese Gesetze auch nur Resultate unseres Denkens sind. Nur soviel können wir zugeben, dass jene logische Möglichkeit, die wir einzig zulassen, in eine formale, innere und eine materiale, metaphysische geschieden werde. Jene widerspricht nicht den (logischen) Grundgesetzen unsres Geistes, diese nicht den Gesetzen, die wir für die Aussenwelt gefunden haben. Aber es erhellt, dass auch diese wiederum nicht den Grundgesetzen unsres Geistes widersprechen dürfen. In der physischen Welt giebt es überhaupt weder Mögliches noch Unmögliches, sondern nur Wirkliches und Unwirkliches. Der Irrtum, die Möglichkeit als eine Art von Wirklichkeit (esse in potentia) gegenüber der faktischen Wirklichkeit (esse actu) anzusehen, rührt von Platon und

Aristoteles her. Jener hielt sogar die Existenz der Dinge in den Ideen für realer als in der Aussenwelt, dieser versteht unter Materie das Mögliche, welches erst durch Hinzutritt der Form zum Wirklichen wird. So wird erst durch die Form eine Bildsäule, während sie es aus dem Stoffe werden kann. Die Materie ist nur „der Möglichkeit nach seiend" (δυνάμει ὄν), die Form dagegen der Wirklichkeit nach (ἐνεργείᾳ ὄν oder ἐντελεχείᾳ ὄν). Aristoteles irrt aber, wenn er die Gestaltung des Stoffes durch die Form für den objektiven Übergang des Möglichen ins Wirkliche ansieht. Denn der Stoff, z. B- das Erz der Bildsäule, war, bevor es in die Form dieser gebracht wurde, auch schon wirklich, auch schon geformt; nur inbezug auf die Natur betrachten wir es als Stoff. Stoff ist also der subjektive Begriff des Möglichen, fälschlich in die objektive Welt hineingetragen. — Ein andrer Unterschied ist der zwischen dem physisch und moralisch Möglichen. Ich kann manches, was ich nicht darf. Das physisch Mögliche kann geschehen, das moralisch Mögliche darf geschehen; jenes ist das Ausführbare, dieses das Erlaubte (I can kill, but I may not, I must not kill). Vgl. Form, Modalität, Kategorie. Vgl. F. A. Lange, Gesch. d. Materialism. I, 162 f. F. Kirchner, Über den Zufall. Halle 1889.

Moment (movimentum) eigtl. Bewegung, nämlich des Auges, daher Augenblick, heisst zunächst Zeitpunkt; momentan daher s. a. vorübergehend. Hegel nennt Momente die Begriffsbestimmungen, die der dialektische Prozess durchläuft. Jeder Begriff, jedes Ding ist Moment, d. h. vorübergehender Durchgangspunkt der Idee. In der Mechanik ist das statische Moment einer Kraft das Produkt derselben in den senkrechten Abstand ihrer Richtung von einem Punkt, einer Linie oder Ebene. Das Moment der Trägheit eines Körpers in Beziehung auf einen Punkt nennt man das Produkt der Masse dieses Körpers in das Quadrat seiner Entfernung von dem gegebenen Punkte. In der Ästhetik heisst M. der Augenblick der Handlung, den die darstellende Kunst fixieren muss, um zu wirken. Beim Wollen ist das Moment der ausschlaggebende Grund.

Monade (μονάς) heisst eigtl. Einheit, wie denn Euklid sagt, die Zahl sei aus Monaden zusammengesetzt. All-

mählich aber verband die Philosophie mit dem Begriff etwas Metaphysisches. So stellt **Pythagoras** die Monas und Dyas (Einheit und Zweiheit) als Prinzipien nicht nur der Zahlen, sondern auch der Dinge auf. **Platon** verstand unter den Monaden oder Henaden seine Ideen, welche bekanntlich die ewigen Wesenheiten der Dinge sein sollen. Damit verbanden sich nun die Atome des Leukipp, Demokrit und Epikuros. Demgemäss nahm **Giordano Bruno** († 1600) als Prinzipien sog. Minima oder Monaden an, die ihm punctuell, doch nicht schlechthin unausgedehnt, sondern sphärisch und zugleich psychisch und materiell sind. Diesen Gedanken bildete **Leibniz** (1646—1716) aus. Seine Monaden sind in sich geschlossene, vollendete, selbständige Einheiten (Entelechien), sich selbst genügend (mit Autarkie), ohne Wechselverkehr nach aussen (sie haben „keine Fenster"). Der Form nach kommt also der Substanz des Daseins Einheit und Individualität zu, dem Inhalte nach Vorstellung und Trieb. Dieses hat aber verschiedene Grade: Es ist blosse Perzeption oder verworrene, unbewusste Vorstellung, oder Apperzeption, Vorstellung mit Bewusstsein und Erinnerung (Seelen), oder endlich noch mit Reflexion verbunden und dem Bewusstsein allgemeiner Wahrheiten (Geister). Obgleich die Monaden unveränderlich und ewig sind, nimmt Leibniz doch im Widerspruch damit noch theistisch einen Gott an als Urmonade, deren Effulgurationen sie sein sollen. (Vgl. **Kirchner**, Leibniz' Psychologie. 1875.) Sein Gedanke ward dann wieder von **Herbart** (1776—1841) aufgenommen, der als metaphysische Prinzipien die Realen annimmt, d. h. einfache, unräumliche, quantitätlose, an sich unveränderliche Einheiten. Aber diese Realen sind nicht wie bei Leibniz innerlich lebendig und mit einer Fülle von Kräften ausgestattet, sondern inhaltleer, dafür durchdringen resp. stören sie einander; durch ihre Selbsterhaltungen entstehen Vorstellungen in ihnen. Obgleich die Realen nicht Dinge mit mehreren Eigenschaften sind, so sollen sie doch verschieden sein und durch ihr „Zusammen" alle körperlichen und geistigen Vorgänge hervorrufen. Auch **Lotze** (1817—81) gehört hierher, welcher Spinozismus und Leibnizische Monadologie verbindend, als das wirksame Reale in der Natur unendlich viele diskrete Ausgangspunkte der Wirkungen ansieht,

welche Kraftzentren doch durch eine Substanz, die jedoch persönlich gedacht ist, umfasst werden. Ähnliche Auffassungen der Monaden finden sich bei J. H. Fichte († 1879), M. Carriere, Kirchner und bei den Naturforschern Preyer, Nägeli, Häckel und Zöllner. Vgl. J. Frohschammer, Monaden und Weltphantasie. 1879.

Monarchie s. Staatsverfassung.

Monismus (*μόνος* einzig) ist dasjenige System, welches nur ein Prinzip annimmt, mag es der Stoff (Materialismus), der Geist (Spiritualismus) oder ein drittes sein, dessen Erscheinungen jene beiden sind (Identitätsphilosophie).

Monogamie s. Ehe.

monolemmatisch (*μόνος* einzig, *λῆμμα* Satz) heisst ein Schluss, der nur einen Vordersatz hat. Vgl. Enthymem.

Monomanie (*μόνος* allein, *μανία* Wahnsinn) ist diejenige Art von Wahnsinn, welche sich bei scheinbarer Unverletztheit der übrigen Geistesvermögen durch Festhalten einer bestimmten widersinnigen Idee, oder durch fortdauernden Trieb, verkehrte oder verbrecherische Handlungen zu begehen, äussert. Beispiele: Mord-, Stehl-Brand-, Selbstmordsmonomanie. Doch muss man sorgsam, prüfen, ob wirklich solche psychische oder nur moralische Verkehrtheit vorliegt. Vgl. Seelenkrankheiten.

Monotheismus (*μόνος* einzig, *θεός* Gott) heisst die Ansicht, dass das göttliche Wesen der Zahl nach nur eins sei. Gegensätze sind Dualismus und Polytheismus. Zum Wesen des Monotheismus gehört übrigens keineswegs, dass man Gott als Person vorstelle, sondern Pantheismus und Monismus sind ebenso monotheistisch, wie der Deismus. Die älteste Form des M. ist der Henotheismus, welcher zwar einen Gott verehrt, die Existenz andrer jedoch nicht leugnet. (Vgl. noch Ps. 96). Der M. ist das Produkt sowohl der Abstraktion als auch des ethischen Bedürfnisses. Die 3 grossen monotheistischen Religionen sind Judentum, Christentum und Islam.

Moral (v. mores — Sitten) s. Ethik.

Moralität s. Legalität.

Moralprinzip heisst der fundamentale Satz, welcher als höchste Norm für den Willen aufgestellt wird. Man

unterscheidet zunächst formale und materiale Moralprinzipien; jene berücksichtigen gar nicht das Objekt des Handelns, sondern nur das Wesen des vernünftigen Willens (z. B. Kants kategorischer Imperativ); diese fassen das Objekt der Handlung, ihren realen Zweck ins Auge (Glück, Güte, Vollkommenheit u. dgl.). Gemischte endlich berücksichtigen beides. Die materialen Prinzipien sind stets empirisch, d. h. aus dem Wesen des Menschen abgeleitet, und zwar 1) eudämonistisch, welche das Wohl des Einzelnen (Aristoteles) oder der ganzen Gesellschaft erstreben (Epikur, Bentham); 2) rational oder idealistisch, welche die Quelle der Sittlichkeit in der Vernunft suchen (Leibniz, Herbart); 3) supernaturalistisch, denen als Quelle Gott erscheint (Ulrici, Fichte).

Zur Kritik führen wir einige Moralprinzipien wörtlich an: Platon: Strebe gottähnlich zu werden! Aristoteles: Strebe nach Eudämonie! Die Stoiker: Lebe in Übereinstimmung mit Dir und der Natur! Epikur: Erstrebe Lust, d. h. körperliche und geistige Leidenlosigkeit. Spinoza: Das höchste Ziel ist die intellektuale Liebe Gottes. Leibniz: Strebe nach Vollkommenheit! Pufendorf: Sei gemeinnützig! Shaftesbury: Richtige Selbstliebe ist der Gipfel der Weisheit. Smith: Handle deinem sittlichen Gefühle gemäss! Kant: Handle so, dass die Maxime deines Handelns zugleich Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung werden kann. Fries: Handle nach dem Grundsatze einer absoluten Wertgesetzgebung. Fichte: Handle frei und selbstthätig. Ammon (ähnlich wie Wollaston, Cudworth, Clarke): Handle achtend die Wahrheit als göttliche Ordnung. Schelling: Handle als freies Individuum. Hegel: Die Sittlichkeit ist der zur vorhandenen Welt und zur Natur des Selbstbewusstseins gewordene Begriff der Freiheit. Schleiermacher: Mache die Natur zum Organ und Symbol der Vernunft. Herbart: Die Eigenart eines Vernunftwesens, vermöge deren es den praktischen Ideen gemäss Gegenstand des Beifalls wird. Schopenhauer: Verneine den Willen zum Leben. v. Hartmann: Sittlichkeit ist die Mitarbeit an der Abkürzung des Leidens und Erlösungsweges Gottes. Beneke fordert, dass man in jedem Falle dasjenige thue, was nach objektiv und subjektiv wahrer Wertschätzung sich als das Höchste ergebe. Vgl. E. v. Hart-

mann: Phänomenol. des sittl. Bewusstseins 1879. F. Kirchner, Ethik 1881 u. Mangel eines allg. Moralprinzips 1877.

Moralstatistik ist derjenige Zweig der Statistik, welcher sich mit den Willenshandlungen des Menschen beschäftigt. Quételet (Physique sociale Par 69) behauptete, auf Grund einer überraschenden Gleichmässigkeit in der Zahl der Eheschliessungen, Vergehen, Verbrechen, Selbstmorde, der Mensch sei nur ein Atom der bürgerlichen Gesellschaft, ein Objekt der sozialen Physik. Aber 1) sind die Zahlen der Statistik überhaupt noch unsicher; 2) kommt es auf ihre Gruppierung an; 3) werden die Motive, welche uns bestimmen, nicht ausgeschlossen; 4) folgt ja daraus, dass wir nach gewissen psychologischen Gesetzen handeln, keineswegs die Unmöglichkeit der Selbstbestimmung. Vgl. A. v. Öttingen, d. Moralstatistik. Erk. 1874. Drobisch, d. moralische Statistik. Lpz. 1867.

Mord ist die absichtliche und unbefugte Tötung eines Menschen. Darunter fällt also nicht: 1) die unabsichtliche, zufällige oder fahrlässige Tötung (Todschlag); 2) die befugte, aus Notwehr oder im offenen Kriege; 3) die Tötung der Tiere. Man unterscheidet den groben oder plötzlichen Mord vom feinen oder allmählicheu (etwa durch aqua tofana). Mord muss durch Tod bestraft werden. Justizmord ist die rechtswidrige Hinrichtung unter dem Scheine des Rechtes, z. B. die des Jean Calas. Vgl. v. Holtzendorf, das Verbrechen des Mordes. Berl. 1875.

Mortification (mors Tod, facio thue) eig. Tötung, dann Abtötung des Fleisches, d. h. der Sinnlichkeit. Diese von Schwärmern empfohlene Askese ist natürlich widersinnig.

Motiv (causa motiva) eig. Beweggrund, heisst das den Willen bewegende Gefühl der Lust oder Unlust. Vgl. Handeln. Schopenhauer (1788—1860) hat mit Recht das Gesetz der Motivation betont, wonach unser Wille stets dem jedesmal stärksten Motive folge. Die Motivierung bei einem Kunstwerk bezeichnet den Umstand, durch welchen diese oder jene Situation vorbereitet wird. Vgl. Bestimmungsgrund.

Musik (v. *μοῦσα* = Muse) bedeutete urspr. die musische Kunst, also die Ton-, Dicht- und Redekunst, Philosophie

Tanz-, Schauspielkunst und Astronomie, ja auch Grammatik. Bei den christlichen Völkern beschränkte man den Namen auf die Kunst, welche die Seele durch Töne den Gesetzen der Schönheit gemäss erregt. Melodie, die Verbindung aufeinanderfolgender, Harmonie, die gleichzeitiger Töne, und Rhythmus, die Verbindung mannigfacher Metren zu Zeitfiguren, sind die Faktoren der Tonkunst. Sie ist die älteste, weil unmittelbarste, dem Menschen angeborne Kunst; sie ist gleichsam die Muttersprache des empfindenden Menschen. Ihr Stoff sind Töne, ihre Wirkung geht direkt aufs Gemüt, ihr Objekt alles, was sich wirklich bewegt, oder womit sich die Vorstellung einer Bewegung verbinden lässt. Besonders vermag sie Stimmungen, fast gar nicht Gedanken, darzustellen. Ihr Einfluss auf die Bändigung der Leidenschaften wurde von den Alten überschätzt. Die symbolische Anwendung der musikalischen Intervalle auf die Verhältnisse der Seelenteile, die Stände des Staates, ja die Bestandteile der Welt trifft man ebenso bei den Pythagoräern wie in den chinesischen Ritenbüchern des Li-ki. Vgl. C. Stumpf. Tonpsychologie 1883. Engel, Ästhetik der Tonkunst 1884.

Müssiggang heisst das Geniessen der Ruhe ohne vorhergegangene Arbeit. Diese Unsittlichkeit entspringt meist aus Trägheit, bisweilen aus Genusssucht, sei dieselbe auf gesellige Vergnügen, Reisen, ästhetisierende oder litterarische Näscherei gerichtet; auch ist oft Frömmelei der Grund. Geschäftiger Müssiggang ist die regellose und daher meist unnütze Geschäftigkeit.

Mut eig. Stimmung (vgl. zumute sein), ist diejenige Furchtlosigkeit in Gefahren, welche aus dem Bewusstsein eigner Kraft entspringt. Der Mutige begiebt sich ruhig in Gefahren, die er nicht vermeiden kann, und besteht sie besonnen. Der physische Mut beruht auf Körperkraft, Temperament und augenblicklicher Stimmung; der moralische dagegen auf der Einsicht in die sittliche Notwendigkeit, so oder so zu handeln. Der Mut eines Huss steht offenbar viel höher als der eines Alexander. Auch gilt es nicht nur in Gefahren Mut zu zeigen, sondern auch im Übernehmen schwieriger oder unangenehmer Dinge, z. B. jemand die Wahrheit zu sagen, selbst Unangenehmes zu hören, sich selbst zu prüfen und zu bessern, sein Unrecht einzugestehen u. a.

Mystagog (*μύστης* Eingeweihter, *ἀγωγός* Führer), ursprünglich Führer in die Mysterien, dann Geheimniskrämer.

Mysterien (*μυστήρια*) Geheimlehren und -kulte der alten Ägypter, Griechen und Römer, in welche man nur nach mancherlei Reinigungen unter Gelobung tiefster Verschwiegenheit aufgenommen wurde. Es gab Mysterien zu Ehren des Bacchus, des Zeus, der Demeter und der Isis, welche sämtlich die Probleme von Werden und Vergehen, vom Ursprung der Kultur, Geburt, Tod und Auferstehung des Menschen allegorisch und symbolisch behandelten. Sie waren eine Art von Religion für die Gebildeten, welche am Volksglauben irre geworden und zu schwach waren, um konsequente Denker zu sein, jedoch religiöse Bedürfnisse hatten.

mystifizieren heisst jemandem etwas aufbinden.

Mystik (v. *μύω* ich schliesse die Augen) heisst die Erkenntnis Gottes durch Versenkung in sein Wesen und innere Erleuchtung im Gegensatze zum Glauben und zum Wissen. Im Mittelalter hiess eine Richtung der Theologie so, welche Gott nicht, wie die Scholastik, durch den Verstand, sondern durch das Gefühl zu erfassen suchte. Repräsentanten sind Hugo v. St. Victor † 1131, Bernhard v. Clairvaux † 1153, Meister Eckhart † 1329, Hnr. Suso † 1365, Joh. Tauler † 1361, Joh. Ruysbroek † 1381. Ihr Motto ist: Tantum deus intelligitur, quantum diligitur = Gott wird soweit begriffen, als er geliebt wird. Hieran ist das Richtige, dass die Religion Sache des Gemütes ist; falsch aber ist der Satz, weil die Theologie eben eine Wissenschaft sein soll. Alles Gefühlsmässige übrigens hat etwas Mystisches, d. h. logisch nicht ganz Fassbares an sich: die Liebe, Freundschaft, Kunst u. a. Oft freilich artet die Mystik in Mystizismus aus, d. h. in Gefühlsschwindel und regellose Phantasterei, wie z. B. bei Jak. Böhme † 1624, Im. Swedenborg † 1772, Frz. v. Baader † 1841 u. a. Vgl. Noack, Die christl. Mystik 1853.

Mythus (*μῦθος*) eig. Erzählung, ist die Darstellung von Vorgängen aus Natur- und Weltleben unter dem Bilde menschlichen Thuns und Leidens. Die Wesen, welche durch Vermenschlichung der Natur- und Weltformen entstanden sind, heissen Götter. Im Ganzen wie in Einzel-

heiten stimmen die Mythen aller Völker zusammen. So werden die Formen alles Körperlichen dreifach dargestellt: Zeus, Poseidon, Pluton; Odhin, Hönir, Loki; Brahma, Wischun, Siwa; der Kreislauf des Jahres, Kampf zwischen Lenz und Winter, Sündenfall und Weltuntergang u. s. w. erscheinen in ähnlichen Symbolen. Der Mythus ist die Philosophie der kindlichen Menschheit. Unfähig, die von ihr beobachteten Naturvorgänge in abstracto zu denken, personifiziert sie und idealisiert sie dieselben, freilich immer in den Schranken der Menschlichkeit. So entwickeln sich aus den physischen die ethischen Mythen. Die personifizierten Naturkräfte werden als dem Menschen freundlich oder feindlich gedacht; ihr Charakterbild wird weiter ausgemalt, Erlebnisse, Leiden und Thaten ihnen beigelegt. Zuletzt bei näherer Berührung der Stämme, werden die Stammgottheiten in ein genealogisches System gebracht. Selena oder Helena war ursprünglich der Mond (σελήνη), dann Mondgöttin, als solche Tochter des Zeus und der Leto (Erde); zuletzt ward sie Heroine und als solche hatte sie neben Zeus den irdischen Vater Tyndareus. — Bei der Mythendeutung hat man zu beachten: 1) die Thätigkeit des Gottes; 2) seinen Namen; 3) seine Attribute; 4) seine Genealogie; 5) seinen Kultus und 6) seine Ähnlichkeit mit anderen Gottheiten. Übrigens hat man nicht blos an die antike, germanische u. s. f. Mythologie zu denken, sondern Mythen finden sich auch im Platon, in der Bibel, im Nibelungenliede u. s. w. Vgl. Creuzer, Symbolik und Mythol. d. alt. Völker. 2. Aufl. 1829. J. Lippert, d. Relig. d. europ. Kulturvölker. 1881. Schultz, Bibl. Theologie 1870.

Nachahmung (imitatio) heisst etwas thun, was gewissen Personen oder Dingen ähnlich. Weil wir bei den höheren Tieren und Menschen das Bestreben andern nachzuahmen finden, schreiben wir ihnen einen Nachahmungstrieb zu. Und zwar kann die Nachahmung unwillkürlich oder absichtlich, frei oder sklavisch sein. Auf derselben beruht die Pädagogik, die Kunst, die Mode, ja selbst zumteil Moral und Religion. „Ein edles Beispiel weckt Nacheiferung.“ Eine ungeschickte oder lächerliche Nachahmung heisst Nachäffung; sklavische Nachahmung ist Manier oder Nachbeterei. Aristoteles sagte, die Kunst sei eine Nachahmung der Natur; gewiss, denn in der

Natur findet sie ihre Muster, aber sie muss dieselben idealisieren. Vgl. Kunst.

Nachdenken (meditatio) heisst das auf einen bestimmten Gegenstand gerichtete Denken, mit der Absicht, ihn sich klar und deutlich vorzustellen.

Nachschluss s. Episyllogismus.

Nächstenliebe ist die allgemeine Menschenliebe, welche in jedem ihren Nächsten, d. h. ihrer Hülfe bedürftigen, sieht.

nachtwandeln s. Somnambulismus.

Nacktheit ist der Naturzustand des Menschen. Mit zunehmender Kultur aber entstand in ihm das Schamgefühl, welches die Geschlechtsteile verhüllen liess. Daher verträgt sich ihre Entblössung nicht mit der Sittlichkeit. Die Kunst dagegen, welche ja nicht wirkliche Menschen darstellt, sondern ideale Gestalten, darf die Nacktheit zur Anschauung bringen, und es wäre Prüderie sie deshalb zu tadeln oder wie Paul IV. den nackten Figuren in Michel Angelos Weltgericht Höschen anmalen zu lassen. Andrerseits muss die Nacktheit durch Sujet, Zeit und Ort geboten sein; eine Venus z. B. darf nackt, eine Vesta nur bekleidet dargestellt werden. Ferner hat der Künstler alles zu vermeiden, was ein keusches Gemüt verletzt, weil es die Sinnlichkeit reizt, also wollüstige Mienen, Geberden und Lagen.

Nahrung heisst alles, was der Mensch zur Erhaltung seines Lebens in sich aufnimmt. Man unterscheidet daher physische und geistige Nahrungsmittel. Zu jenen eignet sich alles, was ein Bestandteil organischer Körper oder doch aus deren Grundstoffen zusammengesetzt ist. Aber nicht jeder Stoff, der als Speise genossen wird, dient uns wirklich zur Nahrung (man denke an Kohl, Obst u. dgl.). Wenn die Vegetarier und manche Schwärmer die Fleischkost verwerfen, so ist das ein Irrtum, denn Tier- und Pflanzenkost bestehen aus fast denselben Grundstoffen; sodann ist gemischte Kost dem Menschen, ausser unter den Tropen, zuträglicher; darauf weisen uns unsre Zähne, ferner die Geschichte und das Vergnügen an der Abwechselung. — Die geistige Nahrung sind Gedanken, Gefühle

und Bilder, die aber ebenfalls assimiliert werden müssen, wenn sie uns nützen sollen.

naiv (l. nativus, fr. naïv, zuerst durch Gellert ins Deutsche eingeführt) eigtl. angeboren, heisst das Natürliche in Gedanken, Empfindungen, Worten und Werken, welches den Gegensatz zum Gekünstelten und Konventionellen bildet. Entsprungen aus einer harmlosen, unschuldigen und unkundigen Seele, erscheint das Naive dem Gebildeten oft rührend und reizend, oft aber auch dumm und lächerlich. Sobald einer absichtlich den Naiven spielt, wird er zur Kokette, zum Komödianten. Schiller stellt in einem berühmten Aufsatz der naiven die sentimentale Dichtung entgegen; mit Unrecht. Besser wäre naive Poesie und Kunstpoesie gegenüberzustellen.

Name (nomen, *ὄνομα*) ist die Bezeichnung eines Dinges zur Unterscheidung von andern. Er fasst die Merkmale desselben zusammen und bildet gleichsam ihr geistiges Band. Für den Menschen deutet er seine Identität an, der Mensch erkennt sich dadurch als den Nämlichen, sein Name bildet das äussere Korrelat für die Einheit seines Ich, wie der Leib das Innere. Goethe sagt treffend: „Der Name wird nicht wie ein Kleid getragen, sondern ist uns über und über angewachsen wie die Haut.“ Daher wünschen wir unsern „guten Namen“ nicht angetastet zu sehen. Die Gattungsnamen bezeichnen eine Mehrheit von Dingen, der Eigenname nur ein Wesen. Beide bezeichnen Concreta, d. h. wirkliche Dinge, lebende oder leblose. Ihnen stehen die Abstracta gegenüber, welche selbständig gedachte Begriffe von Eigenschaften (Zufriedenheit) oder Handlungen (Prahlerei) sind. Vgl. Nominalismus.

Narrheit (fatuitas, *μωρία*) heisst jede vom Gewöhnlichen dermassen abweichende Rede- oder Handlungsweise, dass sie ins Lächerliche fällt. Freilich erscheint mancher manchem ohne Grund lächerlich (s. d.) Daher hat man absichtliche oder verstellte Narrheit von der natürlichen zu scheiden. Diese ist eine Geisteskrankheit, die entweder auf Geistesschwäche beruht und dem Blödsinn (s. d.) nahekommt oder aus Grössenwahn entspringt und sich als Sucht aufzufallen äussert.

Nation (v. nasci) ist ein durch gemeinsamen Cha-

rakter, d. h. gleiche Lebens-, Denk-, Empfindungs- und Handlungsweise bestimmter Bruchteil der Menschheit. Denn Abstammung und Sprache machen nicht allein die Nationalität, sondern die Gemeinsamkeit der Geschichte und Litteratur, des Rechts und der Religion, überhaupt vielmehr der Kultur als der Natur; ähnlich wie ja der Charakter des Einzelnen zwar auf Konstitution, Temperament, Anlagen u. dgl. beruht, hauptsächlich aber sein Werk ist. Bei der Erziehung soll man sich daher ebenso vor Chauvinismus wie Kosmopolitismus hüten. Die echte Nationalbildung wird das wahrhaft Menschliche in der nationalen Eigenart pflegen.

Natur (v. nasci werden) bezeichnet alles, was ohne fremdes Zuthun so ist, wie es sich darstellt, also sich nach den ihm innewohnenden Kräften und Gesetzen entwickelt. So spricht man von der Natur der Dinge, der Planeten, der Elemente, der Tiere, ja auch des einzelnen Menschen. Die Natur ist überall der Gegensatz zum künstlich oder absichtlich Gemachten, mithin Gegenteil von Kultur, Kunst und Erziehung, ferner von Absicht, Freiheit, Sittlichkeit. Insbesondere stellt man Natur und Geschichte einander gegenüber. Beide Begriffe sind die denkbar weitesten, denn beide umfassen alles, was in Zeit und Raum existiert. Beide haben auch Gemeinsames: Denn alle Gegenstände der Natur, alle Ereignisse der Geschichte müssen irgendwo und irgendwann sein. Ferner beide Arten von Dingen verändern sich fortwährend, insofern hat auch jedes Naturobjekt seine Geschichte, wie umgekehrt alle historischen Subjekte eine Natur haben. Drittens legen wir beiden, der Natur wie der Geschichte, wirkende Kräfte unter. Endlich liegt beidemal etwas Übersinnliches zugrunde; dort Atome und Naturkräfte, hier der Geist des Einzelnen und der Gemeinschaft. — Andrerseits weichen auch Natur und Geschichte vielfach von einander ab: 1) Jene ist das mehr Bleibende, diese das Veränderliche. 2) Dort wiegt der Gesichtspunkt des Neben-, hier des Nach-einander vor. 3) Dort herrschen mechanische, hier psychische Gesetze. Die Naturgesetze sind nur Formeln für die Stetigkeit des Geschehens, die historischen dagegen, weil sittliche, schliessen ein Sollen in sich. 4) Dort wird nichts nach der Individualität gefragt, die hier Hauptsache ist. 5) Dort endlich hat man die Erscheinungen nicht zu loben

oder zu tadeln, noch nach ihrem Zweck zu fragen, während die Geschichte mit Recht an die Persönlichkeit den sittlichen Massstab legt. Vgl. Geschichte.

Alles also, was durch die äusseren Sinne wahrnehmbar ist, heisst Natur. Je nach seiner Bildung sieht der Mensch sie anders an, praktisch, ästhetisch oder theoretisch. Der erste Standpunkt ist der praktische; hier sucht sie der Mensch seinen Zwecken zu unterwerfen, sie zum Organ seiner Thätigkeit zu machen. Sodann fasst er sie ästhetisch auf; je nachdem sie ihm nützt oder schadet, erscheint sie ihm gütig oder tückisch. Seine Phantasie bevölkert sie mit lebenden Wesen, indem er ihre Produkte und Kräfte personifiziert. So entstand die Naturreligion und Mythologie. Diese halb grauenvolle, halb anheimelnde Vorstellung der Natur als der Mutter alles Lebendigen, der geheimnisvollen Macht ist ebenso religiös als poetisch. Allmählich aber traten an Stelle jener Phantasien Begriffe, an Stelle der Personifikationen Naturgesetze. Aber erst sehr spät, erst in unserm Jahrhundert hat die Naturforschung solche Macht gewonnen, dass man die Natur als einen, festen Naturgesetzen (s. d.) unterworfenen Mechanismus ansehen gelernt hat. Demnach ist jeder Zufall ausgeschlossen, denn die scheinbaren Ausnahmen von diesem oder jenem Naturgesetz verraten nur eine Lücke unsrer Naturerkenntnis.

Freilich die ganze Natur vermögen wir nicht zu erkennen, weder die Erde, dies Pünktchen im Weltall, noch gar dieses selber. Die Idee der Natur als Ganzes auszubilden ist Sache der Naturphilosophie. Die Naturwissenschaft hingegen beschränkt sich absichtlich und mit Recht auf das Gebiet sinnlicher Empirie, ohne sich auf kühne Spekulationen einzulassen, eine Selbstbeschränkung, die ihr sehr förderlich gewesen ist. Sie heisst mit Recht exakt, wenn sie nur das durch Experiment Gefundene und mathematisch Beweisbare anerkennt. Der ungeheure Nutzen der Naturforschung für die Praxis, für die Kultur leuchtet ein. Aber auch die dichterische und religiöse Erhebung leidet nicht darunter, noch die Empfänglichkeit des Menschen für Natureindrücke. Im Gegenteil, die Grösse und Schönheit der Natur bewundern wir mehr als die Alten. Endlich ist der Fortschritt der Naturwissenschaft auch für die Philosophie wichtig. Denn diese hat die exakten

Resultate jener zur Konstruktion einer harmonischen Weltanschauung zu verwerten. Naturalia non sunt turpia (das Natürliche ist nicht schändlich), ein Grundsatz der Cyniker, welcher in dem Sinne richtig ist, dass das blos Physische keiner moralischen Beurteilung unterliegt; er ist aber falsch, wenn er heissen soll, der Mensch dürfe sich alles erlauben, was er natürlicherweise thun kann.

Naturalismus (l.) ist 1) Naturvergötterung, 2) die einseitige Nachahmung der Natur. Der Gegensatz von jenem ist Supranaturalismus, von diesem Idealismus.

Natura naturans scholastische Bezeichnung der Schöpferkraft als des Urgrundes der Dinge im Gegensatz zur Natura naturata, dem Inbegriff der Dinge; so besonders Scotus Erigena.

Natura non facit saltum (die Natur macht keinen Sprung) bedeutet, in der Natur geht alles allmählich, stufenweise.

Naturell (franz.) nennt man des Menschen angeborne Natur, welche Konstitution, Temperament, Denk- und Gefühlsweise umfasst.

Naturgesetz s. Gesetz.

natürlich heisst das den Naturgesetzen Gemässe. Gegensätze dazu sind: übernatürlich, künstlich, affektiert, deren jedes etwas anderes bedeutet. Natürliche Religion und Theologie steht im Gegensatz zur positiven oder geoffenbarten und umfasst die Lehren von Gottes Dasein, seinem Wesen und seinen Eigenschaften, welche von der natürlichen Vernunft erkannt werden können. Jetzt versteht man unter natürlicher Theologie ungefähr die Religionsphilosophie (s. d.). Natürliche Zuchtwahl ist nach Darwin († 1882) das notwendige Resultat des Kampfes ums Dasein, d. h. die jedesmal tüchtigsten und am günstigsten gestellten Individuen einer Art überdauern die andern.

Naturphilosophie ist die Wissenschaft, welche sich mit dem Wesen und Werden der Welt beschäftigt. Die Alten nannten sie Physik, die Neuern Kosmologie; jener Name aber ist zu weit, denn er umfasst ja auch die exakte Naturforschung, dieser passt eher. In England, wo im allgemeinen die Möglichkeit der Metaphysik geleugnet wird, versteht man unter Natural Philosophy

die mathematische Physik. Die Naturphilosophie in unserm Sinne hat also die Resultate der Naturforschung logisch zu prüfen und zu verwenden, indem sie sie mit den Thatsachen unsres Bewusstseins in Beziehung setzt; ferner hat sie die Grundbegriffe und Grundsätze, welche die Naturwissenschaft anwendet, zu kritisieren. Eine Hauptfrage ist, was als Grundprinzip des Weltprozesses anzunehmen sei. Die Alten waren meist Dualisten, d. h. sie setzten der Materie den Geist entgegen, so Anaxagoras, Pythagoras, Platon und Aristoteles, in neuerer Zeit Cartesius. Oder man nimmt nur ein Prinzip an, welches dann als stoffliche Vielheit (die Atome des Demokrit und Epikur) oder Einheit (Hylozoisten und Materialisten) gedacht wird; oder als das Prinzip wird der Geist gesetzt; und zwar als Vielheit: die Monaden des Leibniz und Realen Herbarts; als Einheit: die Idee Hegels, die Phantasie Frohschammers, der Wille Schopenhauers. Oder endlich das Prinzip ist die Einheit von Geist und Materie (Spinoza, Schelling). Infolge der phantastischen Spekulationen der Schelling'schen Schule ist die Naturphilosophie selbst in Misskredit gekommen; besonders haben die exakten Naturforscher dagegen geeifert. Aber richtig und in den ihr gesteckten Grenzen betrieben, hat sie hohen Wert zur Begründung einer harmonischen Weltanschauung; ja die Gegner selbst, sobald sie anfangen, ihre exakten Kenntnisse in Zusammenhang zu setzen, treiben Naturphilosophie. Vgl. Schaller, Gesch. d. Naturphilos. v. Baco bis auf unsere Zeit. 1831—46. F. A. Lange, Gesch. d. Materialismus. 3. Aufl. 1876. E. Dubois-Reymond, Ü. d. Grenzen d. Naturerkennens. 1872. Derselbe, Die sieben Welträtsel. 1883. A. v. Humboldt, Kosmos. 1845. Helmholtz, Popul. wissensch. Vorträge. 1855. Häckel, Natürl. Schöpfungsgesch. 1868.

Naturrecht s. Rechtsphilosophie.

Naturschönheit ist nach Kant die Darstellung des Begriffs der formalen (bloss subjektiven) Zweckmässigkeit. Hiernach würde die Natur selbst nicht schön sein. Doch wird man die Symmetrie, Symphonie und Synchromie der Natur allerdings schön nennen müssen.

Naturtrieb s. Trieb.

Naturzustand heisst 1) ethnologisch der Zustand

der Unkultur, in welchem sich ursprünglich die Menschen befunden haben und noch manche Individuen und Völker befinden; 2) juristisch das noch durch kein bürgerliches Gesetz beschränkte Leben des Menschen. Übrigens ist die Annahme eines ausdrücklichen Gesellschaftsvertrages (contrat social), durch welchen die Menschheit sich zu Staaten konstituiert habe, nur eine Fiction. Vgl. Staat.

Naturzweck heisst bei Kant die Darstellung des Begriffs einer realen (objectiven) Zweckmässigkeit. Wir beurteilen sie nach der Vernunft, nicht, wie die Naturschönheit, durch den Geschmack. Vgl. Zweck.

Naturzweckmässigkeit s. Theologie.

necessitieren (v. necessitas, Notwendigkeit) veranlassen, ein von Leibniz (1646—1716) gebrauchter Ausdruck, um die Willensäusserung des Menschen nicht als ganz unabhängig und doch auch nicht als notwendig darzustellen.

Negation (l.) Verneinung, ist die Aussage oder Behauptung, dass einem Subjekt ein Prädikat nicht zukomme. Da mit jeder Bestimmung oder Setzung (Position) die Ausschliessung des Gegenteils stillschweigend verbunden ist, so hat Spinoza Recht, wenn er sagt: omnis determinatio est negatio (jede Bestimmung ist Verneinung), sowohl im Akte des Bestimmens als auch im Produkt. Denn die Grundthatsache unsres Denkens ist das Unterscheiden; dies geschieht aber nur durch Verneinen: ich nehme etwas wahr, indem ich es aussondre von seiner Umgebung, ich stelle es mir vor durch Fortlassung unwesentlicher Merkmale, ich abstrahiere durch Verneinung des Besondren. Ja, auch das Ding existiert nur durch Selbstbehauptung, das Ich durch Gegenüberstellung und Abweisung des Nichtich. Der Zweck, der Bestimmtes will, will andres nicht. Alle Verneinung entspringt aus der Beziehung auf andres; sie ist also nur am Positiven, als dessen ausschliessende, zurücktreibende Kraft. Reine Negation findet sich nirgends weder im Denken noch im Sein. In der Natur ist nichts zu begreifen durch blosse Negation, überall stellt sie sich dem tiefer Forschenden als hemmende Bewegung, also auch wieder als Bejahung dar. So haben wir die Aussagen zu verstehen, dass Ruhe die Verneinung der Bewegung, Finsternis die Ver-

neinung des Lichtes sei. Fichtes Nichtich bezeichnet nur die Welt der Objekte für das Subjekt. Daher ist es auch falsch, das Böse blos als Verneinung des Guten zu definieren; es ist vielmehr positive Selbstsucht!

Die reine Negation ist also blos Abstraktion; es ist daher Unrecht, sie zum selbständigen realen Faktor zu erheben, wie Hegel thut; denn es ist eine phantastische Hypostase, an welcher Form und Inhalt im Widerspruch stehen, ein Schein, der verfliegt, sobald man ihn vom Substrat, dem Positiven, trennt.

Arten der Verneinung sind Gegensatz und Widerspruch. Jener findet sich in der realen, dieser in der logischen Welt. Nur in Gedanken existiert der logische Widerspruch; nur Gedanken widersprechen sich, Erscheinungen nur dann, wenn sie auf einen zugrunde liegenden Gedanken oder Zweck bezogen werden. So stehen eine goldne Kette und ein Sammetkleid im Gegensatz (Contrast), aber eine goldne Kette und unsaubere Wäsche im Widerspruch. In den Gegensätzen, welche nur die Endpunkte eines Ganzen darstellen, wird das Ganze bejaht, gewollt; in dem Widerspruch wird es verneint oder es geschieht ihm Abbruch. Im Charakter unterscheiden wir Gegensätze und Widersprüche; jene verstärken seine Wirkung, diese beeinträchtigen sie. Die Gegensätze machen unser Leben frisch, gesund und kräftig, aus den Widersprüchen entspringt Angst, Krankheit, Krieg u. a. Sobald wir die Verneinung auf einen Zweck beziehen, nennen wir es unangenehm, schädlich, hässlich oder böse (vgl. gut). Aus der Negation entspringt der Satz der Identität und des Widerspruchs (A = A und A ist nicht = Nicht A); der erstere ist eine Tautologie, der zweite wehrt das Widersprechende ab. Ohne diesen Satz giebt es weder Verständigung, noch Beweis, noch Widerlegung. Denn er bewahrt das Gewordene, das Bestimmte als festen Besitz der Erkenntnis.

Neid (livor) ist die Unlust über die Vorzüge oder das Wohlergehen andrer. Er richtet sich stets auf ein bestimmtes Gut, einen bestimmten Genuss, ein bestimmtes Glück, welche man dem andern missgönnt, selbst wenn man sie gar nicht selbst haben möchte. Neid wird daher nicht so leicht zum Hasse, weil er auf die Objekte der einzelnen Begehrungskreise beschränkt bleibt; er schwindet

auch, wenn die Vergleichung mit dem andern Menschen nicht mehr möglich. Aber weil er sich immer tiefer ins Herz bohrt, wird er meist zur Leidenschaft. Er ist ein Zeichen von Gemeinheit und Kleinlichkeit, grossherzige Seelen sind des Neides nicht fähig. Unnachsichtlich sollte ihn daher die Erziehung bekämpfen, sobald er sich in einem Kinde regt. Weil der Neid stets eine gewisse Homogeneïtät voraussetzt, so kehrt er sich, wie schon Xenophon (Memorabil. 3, 9, 8) bemerkt, mehr gegen Freunde, als gegen Feinde. — Qualifizierten Neid nennt Kant denjenigen, der zur That, einen Andern zu schädigen, fortschreitet. Vgl. Schadenfreude.

Neigung (inclinatio) ist die zur Gewohnheit gewordene Begierde; wächst sie zu besonderer Höhe an, so heisst sie Hang. Die Neigung wurzelt viel tiefer in unserm Ich als die Begierde, weil sie sich durch oft wiederholte Vorstellung mit ihm verbunden und so eine stetige Disposition des Triebes erzeugt hat. Sie lässt sich daher auch schwer bekämpfen, denn sie ist durch häufige Befriedigung gewachsen. Vom Instinkt unterscheidet sich die Neigung durch die Erkenntnis des Objekts. Im weitren Sinne kann man sie als habituelle Stimmung der Seele bezeichnen, im engern als Stimmung des Begehrungsvermögens; im engsten Sinne als Regsamkeit eines sinnlichen Triebes ansehen. — Während Kant die Neigung als habituelle Begierde definiert (Anthropol. § 79), betonte Hegel, sie sei gar keine Begierde, sondern eine konstante, auf Erhaltung des Objekts gehende Willensrichtung. Vgl. Sympathie, Begierde, Hang, Trieb. — Kant unterschied materielle und intellektuelle Neigungen. Jene sind entweder physische, d. h. unmittelbare (zu Nahrung, Geschlechtsgenuss, Schlaf) oder reflektierte, d. h. Mittel zu etwas andrem (zur Ehre, zur Gewalt, zum Gelde); die intellektuellen sind ein habituelles Begehren aus reinem Vernunftinteresse.

Neminem laede = Verletze niemand! ist ein von den alten Rechtslehrern aufgestelltes juristisches Grundprinzip. Vgl. Rechtsphilosophie.

Nemo ante mortem beatus (Niemand ist vor seinem Tode glücklich), soll Solon zu Krösus gesagt haben. Dieses Wort hat nur insofern Wahrheit, als man

niemand vor seinem Ende glücklich preisen soll, da ja alle Dinge veränderlich sind. Sonst hat Solon Unrecht, denn wir können oft im Leben glücklich sein, und jeder ist es auch, selbst der Pessimist, der über das Elend der Welt jammert.

Nervengeist (spiritus animalis) ist nach manchen Philosophen das zwischen Leib und Seele vermittelnde Medium. Schon die Stoiker reden davon im Anschluss an des Aristoteles Quintessenz (vgl. Aether), dann Galenus und die Neuplatoniker, ferner die aristotelischen Scholastiker. Nur Thomas von Aquino († 1274) verwarf diese Theorie, die aber durch Bacon († 1626) und Descartes († 1650) wieder sehr in Aufnahme kam. Letzterer beschreibt die Lebensgeister als feine, bewegliche Blutteilchen, die von der Herzwärme verdünnt, in Menge dem Gehirn zuströmen und dort zwischen den Hirneindrücken und der Zirbeldrüse vermitteln (Pass. I, 10). Nicht nur den Lebensprozess leitete Descartes von ihnen ab, sondern auch Empfindung, Gedächtnis, Einbildungskraft, sinnliche Begierden und Leidenschaften, endlich auch die willkürlichen Bewegungen. Auch Malebranche († 1715), Hobbes († 1679) und Platner († 1818) verteidigten diese Annahme. Nachdem noch die Schelling'sche Schule sie erneuert, kann man den „Aetherleib" (s. d.) als Reminiszenz daran betrachten.

nervus probandi = Nerv des Beweises heisst der eigentliche Beweggrund, welcher dem Argument Kraft verleiht. Vgl. Beweis, Argument, Grund.

Neugier (novarum rerum cupido) d. h. die Begier Neues kennen zu lernen, ist zunächst nicht tadelnswert, weil im menschlichen Wesen begründet. „Lockt' ihn die Neugier nicht mit unwiderstehlichem Reize, sagt, erführ' er wohl je, wie sich die weltlichen Dinge gegen einander verhalten?" (Goethe.) Ein Fehler wird sie erst, wenn sie entweder auf Eitles gerichtet ist oder einem unsittlichen Motive, der Klatschsucht u. dgl., entspringt. Der Reiz der Neuheit ist übrigens unbestritten gross. Das unbedeutendste Geräusch kann unsere tiefste Spekulation und Andacht stören; alles Neue imponiert zuerst, wie die Geschichte der menschlichen Narrheit beweist.

Neuplatoniker oder Platoniker der alexandrinischen

Schule heissen die Anhänger Platons im 1. und 2. Jahrh. n. Ch., welche die griechische Philosophie mit orientalischen Ideen verschmolzen. Ihr Ansehen erklärt sich aus dem Hange jener Zeit zur Mystik, ihrer Verzweiflung am alten Heidentum und dem Wunsche, dem immer mächtiger werdenden Christentum zu widerstehen. Das Ziel der Neuplatoniker war nicht nur Erkenntnis, sondern unmittelbare Anschauung des Absoluten; die Welt erklärten sie durch Emanation. Die Erhebung zu Gott geschieht durch Askese, Theurgie und Ekstase. Als Stifter dieser Schule gilt Ammonius Sakkas († 241), dessen Schüler Plotin († 270) die Lehre ausführte, dann folgen Porphyrios († 304) und Jamblichos († 333) als Schulhäupter. Im 15. Jahrh. erwachten diese Lehren in der „Platonischen Akademie". Vgl. A. Richter, Neuplatonische Studien. 1864—67.

Nicht-Ich bedeutet die Aussenwelt (s. d. W.), vgl. Ich.

Nichts (nihil) bezeichnet 1) eine leere Anschauung ohne Gegenstand, z. B. den leeren Raum, in welchem man nichts sieht, oder die Finsternis, worin man nichts zu unterscheiden vermag; 2) den leeren Begriff ohne Gegenstand, ein blosses Gedankending (ens rationis), dem keine Realität entspricht, z. B. die Chimäre, der Minotaur u. dgl.; 3) den leeren Gegenstand eines Begriffs, die logische Negation, z. B. der Schatten, die schwarze Farbe (nihil privativum); 4) den leeren Gegenstand ohne Begriff (nihil negativum), z. B. die gradlinige Figur mit zwei Seiten, also ein Unding, von dem man sich überhaupt gar keinen Begriff machen kann.

Nach griechischer und indobrahmanischer Metaphysik wird aus Nichts nichts, oder das Sein ist ewig, also das Entstehen des einen Seins aus dem andern nur Schein (Eleaten). Die jüdisch-christliche und buddhistische Lehre behauptet dagegen, dass aus dem Nichts Sein (durch Schöpfung) oder dass Nichts aus dem Sein (Übergang in Nirwana) werde. Leugnung des Seins überhaupt heisst absoluter, eines vom Denken unterschiedenen, relativer Nihilismus, dagegen Leugnung allgemein gültiger Rechts- und Sittengesetze: Nihilismus.

Das Nichts mit Hegel zu einem Realprinzip der Wirklichkeit zu machen, geht nicht an. Vgl. Negation.

Platon bezeichnete die Materie als Nichts (non ens μὴ ὄν), was aber nur in relativem Sinne zu verstehen ist; der Stoff, sofern er noch nicht bearbeitet ist, hat zwar noch nicht diese Form, keineswegs aber überhaupt keine. Vgl. Form, Materie, möglich.

Nichtzuunterscheidendes (indiscernibile) nannte Leibniz (1646—1716) das absolut Gleiche und stellte das Prinzip (principium indiscernibilium) auf, in der ganzen Natur könne es nicht zwei Dinge geben, welche völlig gleich, also nach Grösse und Beschaffenheit identisch wären. Leibniz berief sich darauf, niemand werde zwei ganz gleiche Baumblätter finden. Diese Behauptung ist sehr wahrscheinlich, da jedes Ding von andern Ursachen resp. Urhebern herrührt. Vgl. Individuum.

niedlich ist das Kleine, wenn es gefällt. Es hat also eine gewisse Schönheit, aber keine Spur von Grossartigkeit oder Erhabenheit. Kinder sind niedlich, wenn sie schön sind, auch einzelne Glieder von Erwachsenen können so heissen. Wahre Schönheit aber ist nicht blos niedlich.

niedrig nennt man diejenige Denk- und Handlungsweise, welche sich durch kleinliche, selbstsüchtige oder unedle Gesichtspunkte leiten lässt.

Nil admirari s. Athaumasie.

Nihil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu (nichts ist im Verstande, was nicht vorher im Sinne war) ist der Grundsatz des Sensualismus. Er wurde besonders von Locke († 1704) verteidigt und von Leibniz († 1716) angegriffen. Dieser fügte treffend die Einschränkung hinzu: nisi ipse intellectus (ausser der Verstand selbst), um anzudeuten, dass auch die Sinneswahrnehmung selbst nicht ohne die Mitwirkung des Intellekts zustande komme. Vgl. Empirie, Sensualismus.

Noctambulismus (v. lat. noctambulus) Nachtwandeln vgl. Somnambulismus, Schlaf.

Nominaldefinition ist die Erklärung eines Begriffs nicht nach seinem Wesen, sondern nur nach seiner Wortbedeutung, z. B. „Tragödie ist Bocksgesang". Solche Definition genügt meistens nicht, vgl. Definition.

Nominalismus (v. nomen) heisst diejenige philosophische Richtung, welche die Universalien (Allgemeinbegriffe)

nicht für etwas Wirkliches (res), sondern nur für Worte (nomina rerum oder flatus vocis) hielt und das Einzelne für das wahrhaft Seiende erklärte. Gegenüber dieser von Roscellin und Abälard (11. Jahrh.) aufgestellten, in der Isagoge des Prophyrius angedeuteten, später dem Aristoteles zugeschriebenen Ansicht hielt der im Anschluss an Platon, Plotin und Scotus Erigena von Anselm v. Canterbury vertretene Realismus daran fest, dass die Universalien selbständige Realität hätten und nicht erst vom Verstande gebildet würden. Die Formel des Nominalismus war: universalia post rem, die des Realismus: universalia ante rem oder in re. Ersterer wurde, weil er zum Tritheismus zu führen schien, samt Roscellin 1092 zu Soissons verdammt. Der Streit zwischen beiden Parteien zieht sich durch das ganze Mittelalter. Berühmte Nominalisten sind: Wilh. v. Occam († 1347), Joh. Buridan († 1358), Gabr. Biel († 1495). Sie wurden meist zugleich der Ketzerei beschuldigt, weil die Kirchenlehre, besonders von der Trinität, vom Logos und von der Transsubstantiation, durch sie bedroht schien. Eine vermittelnde Richtung war der Conceptualismus (s. d. W.) Übrigens setzte sich der Kampf bis in die neueste Zeit fort, nur dass die Realisten jetzt Idealisten, die Nominalisten hingegen Sensualisten oder auch Realisten genannt werden. Ebenso finden sich Spuren dieses Gegensatzes bereits im Altertum, man denke nur an Platon und Aristoteles. Vgl. F. Exner, Nominalismus und Realismus. 1842. H. Reuter, Gesch. d. relig. Aufklärung im Mittelalter. 1875.

non liquet (es ist nicht klar) war die Formel der Skeptiker, womit sie ihren Widerwillen gegen eine bestimmte Entscheidung ausdrückten. Vgl. Skepsis.

Noologist (*νοῦς* Verstand, *λόγος* Lehre) nennt Kant denjenigen, welcher behauptet, dass die reinen Vernunfterkenntnisse unabhängig von der Erfahrung seien und blos der Vernunft entstammen. Solche Noologisten waren Platon, Leibniz, Berkeley und Fichte d. Ä.

nosce te ipsum (*γνῶθι σαυτόν*) = Erkenne dich selbst! war die Mahnung, welche über dem Eingang zum Tempel des delphischen Apoll prangte. In der That ist Selbsterkenntnis der Anfang aller Weisheit; davon geht die theoretische wie die praktische Philosophie aus.

nota notae est etiam nota rei (das Merkmal P des Merkmals M ist auch ein solches des Gegenstandes S) ist das Dictum De omni et nullo (s. d.).

Notlüge s. Lüge.

Notrecht heisst dasjenige Recht, welches dem einzelnen oder dem Staate im Falle der Not zu thun erlaubt ist. Der Satz: „Not kennt kein Gebot" (necessitas non habet legem) begründet aber kein Recht, etwas Schlechtes zu thun, sondern mildert nur die Schuld. So wird es nicht bestraft, wenn jemand in der Hungersnot für seine Kinder Lebensmittel stiehlt oder in Feuersnot sich auf Kosten eines andern rettet. Auch für den Staat giebt es ein Notrecht, nämlich die Berechtigung, im Interesse des Ganzen das Recht des einzelnen (Vermögen, Leben, Freiheit desselben) aufzuopfern. Doch sind zwei Bedingungen nötig: 1) der Staat muss wirklich in Gefahr und 2) die Güter, die er aufopfert, dürfen nicht unersetzlich sein.

Notwehr (inculpata tutela) nennt man die Verwundung und Tötung eines Menschen, welche dadurch entschuldigt wird, dass man sich in gerechter Gegenwehr oder Verteidigung eines andern befunden habe. Aber der Angriff muss auch wirklich lebensgefährlich gewesen oder wenigstens geschienen haben; ferner darf das Mass der Gegenwehr nicht überschritten und, wo geringere Mittel ausgereicht hätten, nicht zum Äussersten gegriffen werden; auch darf man nicht aus der Verteidigung zum Angriff übergehen und etwa den Angreifer auf der Flucht töten. Die Berechtigung zur Notwehr entspringt aus der natürlichen und vernünftigen Freiheit des Menschen. Denn wenn auch in unsern civilisierten Verhältnissen der Staat den Schutz des einzelnen übernommen hat, so tritt doch, wo jener es nicht kann, das Recht des einzelnen, sich selbst zu schützen, wieder in Kraft. Wollte man aber verlangen, der Angegriffene sollte sich nicht verteidigen, so würde der ehrliche Bürger dem Verbrecher wehrlos anheimgegeben, ja unter das Tier herabgedrückt, welches sich doch instinktiv wehrt. Vgl. Wessely, d. Befugnisse d. Notstandes u. d. Notwehr. Prag 1862.

Nötigung ist physisch = Zwang, moralisch = Pflicht.

Notwendigkeit (necessitas) ist die Unmöglichkeit des Gegenteils. Übrigens ist es eine modale Kategorie, d. h.

eine Art unsrer subjektiven Auffassung der Dinge. Wenn wir alle Bedingungen einer Sache erkannt zu haben glauben, sagen wir, sie sei notwendig; wenn aber nur einige Bedingungen erkannt, das am Grunde Fehlende in Gedanken ergänzt wird, nennen wir sie möglich. Möglichkeit und Notwendigkeit verhalten sich also zu einander wie Teil und Ganzes. Das Unmögliche hingegen ist eine Art der Notwendigkeit, es drückt, indem es die verhindernden Bedingungen hervorhebt, die Notwendigkeit aus, dass etwas nicht sei. Schon Aristoteles (Metaphys. V, 5) erklärte das Notwendige als die Unmöglichkeit des Gegenteils, als das, was sich nicht anders verhalten könne, d. h. das, was durch Widerlegung seines Gegenteils, also indirekt bewiesen werde. Das Notwendige wäre demnach die Verneinung seiner Verneinung, das nicht nicht zu Denkende. Aber diese negative Fassung setzt eine positive Grundlage voraus: den Zweck; notwendig ist das durch den Zusammenhang, sei es unsres Denkens, sei es der Sachen, Bedingte. Das Notwendige ist also das Allgemeine, mögen wir des Menschen Denken oder Empfinden ins Auge fassen, mögen wir die Wissenschaft betrachten, welche von Prinzipien (Axiomen) und Gesetzen handelt. Was in allen Fällen stattfindet, ist das Allgemeine, das Notwendige. Dass in rechtwinklichen Dreiecken das Hypotenusenquadrat gleich der Summe der Kathetenquadrate ist, dass Eisen in Sauerstoff oxydiert, ist, weil allgemein, auch notwendig. Es sind eben Thatsachen, die stets wiederkehren. Diesen aber liegen wieder andere zugrunde. Aus den Gründen folgt die Entwickelung, erst in ihr begreifen wir das Wesen eines Dinges, dessen Ziel wir als Zweck bezeichnen. Immer ist es das Allgemeine, welches in der Thatsache als ruhende Erscheinung, im Grunde als treibende Kraft, im Zweck als Ziel aufgefasst wird. „Nur das ist in der Erscheinung allgemein, was notwendig ist; aber nur das notwendig, was aus dem Allgemeinen des Grundes stammt.“ (Trendelenburg, Logische Unters. II, 207.) Vgl. F. Kirchner, Über d. Zufall. Halle 1889.

Unterarten der Notwendigkeit sind Ursache und Zweck. Was als allseitig bedingt erkannt ist, heisst ebensowohl notwendig, wie das durch einen Zweck erforderte Mittel. Dort ist das Sein, hier das Denken das Erste. Die Not-

wendigkeit des Kauselnexus drückt unsern Geist zuerst nieder, bis er sich durch die Notwendigkeit des Zweckes wieder befreit. Überall, in der Natur, wie im Menschenleben, kontrolliert die Zwecknotwendigkeit die kausale. Der Zweck des Ganzen beherrscht und leitet die einzelnen physischen Ursachen.

Die Notwendigkeit ist der Gegensatz 1) vom Zufall, 2) von Willkür; nicht aber, wie wohl viele meinen, von der Freiheit, denn die wahre Freiheit fällt mit der Notwendigkeit zusammen.

Man unterscheidet gewöhnlich logische, physische und ethische Notwendigkeit, aber mit Unrecht; denn auch die beiden letzten Arten sind logisch. Besser ist es, die Notwendigkeit aus der wirkenden Ursache (die mathematische und physikalische) von derjenigen aus dem Zwecke (organische und ethische) zu unterscheiden. Die erstere beruht auf der die Einzelthatsachen beherrschenden Allgemeinheit des Grundes. Dies nennen wir ein Naturgesetz und schreiben ihm Notwendigkeit zu. In der organischen und sittlichen Welt dagegen herrscht der Zweck, welcher sich ebenfalls als Gesetz darstellt. Die Vollendung stellt sich dar, wenn sich die kausale und finale Notwendigkeit, d. h. Notwendigkeit und Freiheit begegnen, wie z. B. in jenem historischen Moment, wo Luther sagte: „Ich kann nicht anders!" Was ihn verhinderte, war ein freier Entschluss, der aber die Folge seiner ganzen Entwickelung war. Ebenso ist es bei jedem sittlichen Menschen, der das Vernünftige erkennt und anerkennt. Insofern kann man auch das Notwendige finden im Identischen: was immer und überall so ist in der Natur, ist das physikalisch Notwendige, das Naturgesetz; das Denknotwendige ist das, was allen Menschen einleuchtet; das für die Organismen Wesentliche findet sich an allen derselben Art übereinstimmend, und das Ethischnotwendige ist das für alle Menschen Gültige.

Der Unterschied übrigens zwischen absoluter und hypothetischer Notwendigkeit ist hinfällig. Denn sofern jedes Notwendige von Bedingungen abhängt, müsste es hypothetisch, sofern es aber die absolute Erkenntnis dieser Bedingungen bezeichnet, absolut heissen.

Notion (l.) = Begriff.

Noumenon (νοούμενον) ist ein Gedankending (ens merae cognitionis), dem nichts in der Aussenwelt entspricht, z. B. Chimäre, Pegasus u. dgl. Kant versteht darunter das Ding an sich, dessen Existenz ihm unzweifelhaft, dessen Wesen aber unbekannt ist. Dies Noumen im negativen Sinne ist also ein Ding, das nicht Objekt unsrer sinnlichen Anschauung werden kann, während Nouméne im positiven Sinne Objekt einer nichtsinnlichen Anschauung bedeutet. Vgl. Phänomén.

Noumenologie nannten einige Psychologen, wie Ennemoser, Lichtenfels, Nüsslein u. a., den 1., generellen Teil der Psychologie, während sie den 2., den speziellen, als Phänomenologie bezeichneten.

Nus (νοῦς) heisst schon bei Homer das Erkenntnisvermögen, welches von Parmenides und Demokrit mit der Seele (ψυχή) gleichgesetzt, von Platon und Aristoteles wenigstens an diese geknüpft wurde. Aristoteles versteht dann darunter das Selbstbewusstsein des Menschen (Metaphys. 12, 7 § 14). Vgl. Selbstbewusstsein, Vernunft, Verstand, Bewusstsein.

Schon Xenophanes von Kolophon (ca. 500 a. C.) nahm eine objektive göttliche Vernunft als Weltprinzip an. Ihm folgend fand Anaxagoras, des Sokrates Lehrer, die bewegende und gestaltende Kraft weder mit den Hylozoisten in der Natur der Stoffe selbst, noch mit Empedokles in unpersönlichen psychischen Mächten, sondern in einem weltordnenden Geiste. Der Nus unterscheidet sich von den materiellen Wesen durch Einfachheit, Selbständigkeit, Wissen und Herrschaft über den Stoff. Platon definiert die weltbildende Vernunft als die schöpferische Zweckmässigkeit in der Welt, während die Notwendigkeitsursachen, welche nur mithelfen, in der Materie begründet sind (vgl. Notwendigkeit). Aristoteles nennt den stofflosen Geist direkt Gott, dessen Existenz er aus der Notwendigkeit eines ersten Bewegers beweist (vgl. Beweise fürs Dasein Gottes). Als solcher muss er reine Energie (purus actus) sein, ewig, reine Form, ohne Materie, daher auch ohne Vielheit und Teile, reines Denken (νοῦς), das sich selbst denkt. Er ist also Selbstbewusstsein (νόησις νοήσεως). Er bewegt, ohne zu bilden

und zu handeln, selber unbewegt, als das Gute und der Zweck, dem alles zustrebt, wie das Liebende dem Geliebten. Die Welt als gegliedertes Ganzes hat ewig bestanden und wird nicht untergehen. Als Aktualität ist Gott nicht Produkt, sondern Prinzip der Entwickelung (Met. 11, 9. 12, 6. 7). Merkwürdig ist die Richtung der Neuplatoniker, die das Göttliche weder als Nus noch als Gegenstand der Vernunft (weder *νοῦς* noch als *νοητόν*) ansahen, sondern als Übervernünftiges (*ὑπερβεβηκὸς τὴν νοῦ φύσιν*). Es verhält sich zum Nus, wie das Licht zum Auge. Die Einheit ist die Quelle und Kraft, woraus erst das Seiende stammt. So hypostasiert Plotin das Resultat seiner Abstraktion zu einem gesondert existierenden Wesen, hält es für ein Prinzip dessen, woraus es abstrahiert ist, und nennt es die Gottheit.

nützlich (utile) ist dasjenige, was zur Erreichung eines Zweckes als Mittel dient. Vgl. gut. Man hat die subjektive und objektive Zweckmässigkeit einer Sache zu unterscheiden; manches erscheint dem Menschen nützlich, was ihm objektiv schädlich ist. Daher stritten schon die Alten darüber, ob das Sittliche auch nützlich sei (an honestum et utile sit, Cic. offic. 3, 7). Es leuchtet ein, dass sittlich und nützlich auf den ersten Blick nicht identisch sind, denn es ist sittlich sein Leben fürs Vaterland in die Schanze zu schlagen, nützlich im gewöhnlichen Sinne ist es keineswegs. Wohl aber bei höherer Auffassung. Denn nur die Tugend vermag dem Menschen wahrhaft zu nützen.

Nützlichkeitslehre s. Utilitarismus, Eudaemonismus.

O bezeichnet in der Logik einen besonders verneinenden Satz, wie I einen besonders bejahenden und E einen allgemein verneinenden. Aus lauter besonders verneinenden Sätzen kann nichts erschlossen werden, daher muss wenigstens ein Satz im Schlusse bejahend, wenn auch besonders, und einer allgemein, wenn auch partikulär, sein. Die so gebildeten Schlüsse bezeichnet man mit E I O, woraus die Merkwörter Ferio, Festino, Ferison und Fresison (s. d.) entstanden sind.

Oberart (species superior) ist s. a. Gattung, denn sie hat mehrere Unterarten (species inferiores). Vgl. Begriff, Einteilung, Nebenordnung.

Oberbegriff (terminus major) heisst zunächst dasselbe wie Oberart, dann der Begriff im Syllogismus, dem ein andrer untergeordnet wird. Der Oberbegriff P wird als logische Bestimmung eines Mittelbegriffs M gegeben und durch diesen einem Unterbegriff S beigelegt.

Oberhaupt des Reichs der Zwecke nennt Kant Gott als das vernünftige Wesen, welches zum Reiche der Zwecke als gesetzgebend gehört und keinem Willen eines andern unterworfen ist.

Obersatz (major) ist in einem einfach figurierten Schlusse der erste Satz, welcher die allgemeine Regel enthält; z. B. Alle Menschen sind sterblich. Cajus ist ein Mensch, folglich ist auch Cajus sterblich. Bei figurierten Schlüssen kann er auch an zweiter Stelle stehen, bei abgekürzten ganz fehlen. Vgl. Enthymem, Schluss.

Objekt (l.) eigtl. das Dargebotene, bedeutet 1) dasjenige, worauf sich ein Subjekt geistig richtet. Das Verhältnis ist also zunächst ein rein innerliches, mag es Empfinden, Vorstellen, Wahrnehmen, Denken oder Erkennen sein. Von den Dingen selbst wird dabei noch ganz abgesehen, Gegenstand der subjektiven Bethätigung ist nur ihr Gegebensein, ihre Erscheinung. 2) bedeutet Objekt im Gegensatz dazu das Reale, was die Dinge sind, auch ohne dass ein Mensch sie empfindet, wahrnimmt, vorstellt und denkt. Freilich haben J. G. Fichte und Schopenhauer richtig hervorgehoben, kein Objekt ohne Subjekt, d. h. Gegenstand der Betrachtung ist ein Ding eben nur unter Voraussetzung von einem Betrachtenden. Doch bemerken wir dagegen, da es lange Zeit auf Erden schon Dinge (Mineralien, Pflanzen, Tiere) gegeben hat, wo noch keine Menschen waren, und es auch jetzt an manchen Stellen keine gibt, so können wir uns die Dinge auch ohne diese real vorstellen. 3) bezeichnet Objekt das Ziel unsres Handelns. Wir verhalten uns den Dingen gegenüber ja nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch. Das, worauf unser Streben und Thun gerichtet ist, heisst Objekt, folglich bedeutet es hier den Gegensatz von Subjekt = Aktivität, Objekt = Passivität. In der ersten Bedeutung ist etwas Logisches gemeint, das nur in uns existiert, ein Gedankending; in der zweiten etwas realiter, in der

wirklichen Welt Existierendes, ein Aussending; in der dritten ein Aussending, sofern es empirisch eine Einwirkung von uns erfährt.

Eins der schwierigsten Probleme ist die objektive Existenz der Aussenwelt. Objektivität heisst Gegenständlichkeit, und zwar, gemäss dem obigen, 1) Gedachtsein, sofern es der Sache selbst entspricht. 2) Realität, 3) Sachlichkeit der Darstellung, im Gegensatz zur subjektiven, persönlichen Auffassung. Das Objektive steht mithin zwar dem Persönlichen gegenüber, ist deshalb aber keineswegs immer real oder wirklich, da Gegenstand unsrer Betrachtung sowohl ein Ding als auch eine Vorstellung sein kann. In der Kunst heisst Objektivität die Darstellung, welche den Gegenstand selbst sprechen lässt, während die subjektive ihn sich unterordnet. Plastik, Epos und Drama sind objektive, Lyrik und Musik subjektive Künste. Auch die Wissenschaft soll nach Objektivität (sine ira et studio) streben. Objektiv gültig heisst das, was für alle vernünftigen Wesen Gültigkeit hat; objektiv gut, was sie alle als solches anerkennen.

objektivieren heisst 1) gegenständlich machen, ausser uns setzen, d. h. irgend eine Vorstellung haben, 2) unser eignes Subjekt zum Objekt unsrer Betrachtung (Subjekt-Objekt) machen, 3) irgend eine Vorstellung äusserlich in Erscheinung setzen. So objektiviert der Künstler seine Idee im Stoffe. Schopenhauer nannte die Welt die Objektivation des Willens, den Leib seine „Objektität."

objektive Gefühle sind diejenigen, welche einen notwendigen Zusammenhang mit bestimmten Vorstellungen behaupten, während die subjektiven (Reue, Scham, Freude, Angst) gegen jeden Vorstellungsinhalt gleichgültig sind. Die erste Klasse kann man auch materiale, fixe, qualitative nennen, die zweite Klasse formale, vage, quantitative. Vgl. Gefühle.

objektive Leidenschaften sind die, welche das Selbstgefühl des Wollenden aufheben, denn dieser giebt sich völlig dem Genusse hin; in den subjektiven dagegen steigert die Befriedigung das Selbstgefühl, denn das Subjekt will sich dabei selbst fühlen und geniessen. Jenes sind Leidenschaften des Habens, diese des Seins; dort will der

Geniessende sich selbst los werden, hier denkt er von vornherein an Steigerung seines Wesens. Das Erwachen trägt beidemal den Schein der Befreiung: dort aus den Fesseln eines Nichtich, hier aus denen eines fremden Ich. Der Typus der objektiven Leidenschaft ist Habsucht, der subjektiven Selbstsucht. Vgl. Leidenschaft.

Obreption (l.) Erschleichung.

Observation s. Beobachtung.

Occasionalismus (v. occasio Gelegenheit) heisst das System gelegentlicher Ursachen, welches sich in Descartes' Schule herausbildete. Während vorher die Theorie des natürlichen Einflusses (influxus physicus) von Leib und Seele aufeinander geherrscht hatte, so stellte Cartesius († 1650) den psychischen Dualismus auf, der aber durch Gottes Assistenz gemildert werden sollte. Arn. Geulinx (1625—69) behauptete nun, Gott rufe bei Gelegenheit des leiblichen Vorganges in der Seele die Vorstellung hervor und bei Gelegenheit des Wollens bewege Gott den Leib. Nicht der Körper ist also Ursache für die bewusste Empfindung im Geiste, nicht der Wille ist unmittelbare Ursache der Bewegung, sondern das eine ist nur Gelegenheit für Gott (causa occasionalis), das andre hervorzubringen. Ähnlich lehrten Clauberg, de la Forge und Cordemoy. Noch weiter ging Nic. Malebranche (1638—1715), indem er alles Thun überhaupt Gott zuschrieb. Er hat zwei Grundideen, Denken und Ausdehnung, nach denen er alle Dinge geschaffen hat. Von den Körpern hat er nur die Ideen in sich, von den Geistern aber nicht nur sie, sondern auch die Geister selbst. Denn er ist der „Ort der Geister", die deshalb ausser sich selbst auch die Körper erkennen. In beiden, in der Körper- und Geisterwelt, geschieht Alles von Gott. Eigentlich fallen daher Irrtum und Sünde in Gott, doch sucht dies Malebranche durch Einführung der Freiheit abzuwenden. Sind alle Dinge nur Modifikationen Gottes, so geht auch alles Streben, selbst das sinnliche, auf ihn. Treffend hat übrigens Malebranche seine Abweichung von Spinoza (1632—77) hervorgehoben: Bei ihm selbst sei das Universum in Gott, bei Spinoza Gott im Universum. Auch Leibniz († 1716) mit seiner prästabilierten Harmonie nähert sich dem Occasionalismus. Unter Verwerfung des

physischen Einflusses („die Monaden haben keine Fenster") leugnete auch er, dass Leib und Seele Wirkungen aufeinander ausüben; um aber alltägliche Vorgänge nicht zu Wundern zu machen, nahm er an, Körper und Seele folgten spontan den ihnen von Anfang anerschaffenen Gesetzen, doch stünde sie, kraft göttlicher Prästabilierung dabei in steter Harmonie, wie zwei kunstvoll regulierte Uhren. Die Seele hat also nach dem Gesetz der Vorstellungsassoziation in demselben Momente eine schmerzhafte Empfindung, wo der Körper geschlagen wird; der Arm streckt sich gemäss den Gesetzen des leiblichen Mechanismus in dem Augenblick aus, wo in der Seele ein bestimmtes Begehren auftaucht. Vgl. Dualismus, Harmonie, Monade.

Od nannte K. v. Reichenbach (1788—1869) eine eigentümliche, zwischen Wärme, Licht, Elektrizismus und Magnetismus stehende Kraft, welche nur von Sensitiven, d. h. dafür empfänglichen Menschen als angenehmer oder widriger Geschmack empfunden wird und die Polarität zwischen Metallen, Pflanzen und Menschen erklären soll. Vgl. Reichenbach, Odisch-magnetische Briefe. Stuttg. 1852. Dagegen L. Büchner, Das Od. Darmst. 1854.

Offenbarung (revelatio, inspiratio) heisst die von Gott ausgehende Enthüllung des Wahren, Guten und Schönen. Es ist eine kurzsichtige Einseitigkeit, wenn manche solche göttliche Selbstoffenbarung leugnen. Denn Gott offenbart sich uns teils äusserlich durch Natur und Geschichte, teils innerlich durch Vernunft und Gewissen. Er offenbart sich jedem Menschen nach Massgabe seiner Fähigkeit ihn zu fassen; am herrlichsten aber in denjenigen, welche am empfänglichsten dafür sind; sie werden von ihm inspiriert (d. h. begeistert) und zu wahrhaft wunderbarer Erfassung und Darstellung des Göttlichen befähigt. Daher nennt man sie Propheten, d. h. Verkünder Gottes. Im engern Sinne betrifft die Offenbarung das sittlich-religiöse Gebiet, im weitern alle Gebiete göttlicher Selbstbezeugung, also auch Kunst, Wissenschaft, Erziehung, Regierung u. s. f. Schon Cicero sagt: Nullus poeta sine afflatu divino (kein Dichter ohne göttliche Begeisterung), und die Bibel führt mit Recht künstlerische, kriegerische und philosophische Leistungen auf den Geist Gottes zurück. Die äussere (objektive) Offenbarung geschieht, wie gesagt,

in Natur und Geschichte. Der religiöse Mensch erkennt Gottes Walten in den Naturgesetzen und Naturvorgängen, in guten und üblen, in lieblichen und furchtbaren, ebenso wie in den Ereignissen des Lebens Einzelner und ganzer Völker; Familienerlebnisse, Rettung aus Gefahr, Not, Krankheit und Tod, wie die Knotenpunkte in der Staaten- und Kulturgeschichte, alles sind Thaten Gottes. Die innere (subjektive) Offenbarung in Vernunft und Gewissen umfasst dagegen jeden theoretischen und praktischen Fortschritt der Menschheit auf dem Gebiet der Erfindungen und Entdeckungen, der Erkenntnis, der Darstellung des Schönen und Guten. Denn die ganze Geschichte der Menschheit haben wir teleologisch als die Erziehung derselben durch Gott, als eine Herausgestaltung seines Reiches zu betrachten. Vgl. Humanität, Geschichte.

Offenheit oder Offenherzigkeit ist die Bereitwilligkeit, andern unser Innres aufzuschliessen. So naiv und rührend solche Naturanlage ist, so wenig zeugt sie von Weltklugheit, denn die meisten Menschen verdienen unser Vertrauen nicht, weil sie es entweder verkennen oder missbrauchen. Das Gegenteil, die Verschlossenheit, oder, wie sie mit der Absicht zu täuschen verbunden ist, die Verstellung, ist freilich geradezu verwerflich. Andrerseits muss der Offenherzige wohl überlegen, ob er nicht sich oder andern durch seine Rückhaltlosigkeit schade. Vgl. Wahrhaftigkeit.

Ontologie (*ὄν, ὄντος* = das Seiende) heisst der erste Teil der Metaphysik, der es mit dem Schein zu thun hat. So schon bei Platon, der darin seine Ideen als das wahrhaft Seiende (*ὄντως ὄν*) darstellt. Mit den Prinzipien des Seins beschäftigt sich ebenso Aristoteles' „erste Philosophie (philosophia prima), sie ist ihm die Wissenschaft vom Sein als Sein. Während sich Epikur, die Akademiker und Skeptiker nicht mit den realen Kategorien beschäftigten, schlossen sich die Stoiker, Neuplatoniker, ja fast alle Scholastiker eng an Aristoteles an. Die Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts sagten sich fast ganz von der Ontologie los; erst Chr. Wolff († 1754), Leibniz' Schüler, der die Philosophie deutsch reden gelehrt hat, nahm diese Disziplin wieder auf, indem er die Metaphysik in Ontologie, rationale Psychologie, Kosmologie und rationale Theologie zerlegte. Die

Ontologie behandelt die Eigenschaften und Arten des Seienden. Sie spricht vom Wesen, den Bestimmungen und Modis der Dinge, von Raum und Zeit, Ausgedehntem und Substanzen, Kräften und Aggregaten. Hume und Kant hingegen verwarfen die Ontologie ganz; an ihre Stelle habe die Erkenntnistheorie zu treten, welche den Vorrat unsrer reinen Begriffe a priori einer Kritik zu unterwerfen habe. Die nachkantischen Philosophen: Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Schopenhauer und v. Hartmann haben jeder in andrer Weise die Ontologie aufs neue bearbeitet; ebenso Trendelenburg, Ulrici, Fichte d. J. und Lotze. Andrerseits halten andre, wie Wundt, F. A. Lange, an der Verwerfung jener Disziplin fest. Bei Kant heisst sie übrigens auch Transcendentalphilosophie (s. d. W.). Vgl. Metaphysik.

ontologischer Beweis fürs Dasein Gottes (s. Gott). Ihn nennt Kant Ontotheologie, die er definiert als diejenige transcendentale Theologie, welche glaubt durch blosse Begriffe ohne Beihülfe der mindesten Erfahrung das Dasein des Urwesens zu erkennen.

Opposition (l.) Entgegensetzung ist 1) der logische Widerspruch, worin von demselben Dinge etwas zugleich bejaht und verneint wird. Das Resultat ist ein Nonsens, z. B. ein Körper, der zugleich in Bewegung und in Ruhe ist. 2) Die dialektische Entgegensetzung eines bejahenden oder unendlichen Urteils, wenn das Prädikat gar nicht auf das Subjekt anwendbar ist. Hier können beide Urteile falsch sein, z. B. die Welt ist endlich — die Welt ist unendlich (Vgl. Antinomie). — 3) Die reale Opposition, wo zwei Prädikate eines Dinges entgegengesetzt sind, aber nicht durch den Satz des Widerspruchs. Diese Opposition ist wieder entweder potential oder aktuell. Dort treten zwei Prädikate zusammen, die zwei verschiedenen Dingen zukommen und nur die Folgen des andern aufheben; z. B. bei zwei Körpern, die sich auf derselben Linie in entgegengesetzter Richtung bewegen, ist eine Kraft die Negation der andern; da sie sich aber in diesem Falle nicht schneiden, so stehen sie nur in möglicher Entgegensetzung. Bei aktueller hingegen finden sich entgegengesetzte Prädikate an demselben Dinge, z. B. entgegengesetzte Bewegungskräfte in denselben Körpern

heben die Bewegung auf, wenn sie gleich sind, und erzeugen Ruhe. Vgl. Widerspruch, Gegensatz, Negation.

Optimismus (l. v. optimus = der beste) ist die Lehre, dass diese Welt, trotz ihrer mancherlei Unvollkommenheiten, die beste, d. h. im ganzen vollkommen und auf die Glückseligkeit der darin lebenden Wesen berechnet sei. Diese Lehre findet sich schon bei den Stoikern. So sagt Kleanth in seinem „Hymnus auf Zeus“: „Nichts geschieht ohne dich, Gottheit, ausser was die Bösen thun durch ihre eigene Unvernunft, aber auch das Schlimme wird wieder durch dich zum Guten gelenkt!“ Nach Chrysipp ordnet die Vorsehung (*εἱμαρμένη*, fatum) alles aufs beste, und der Mensch kann sich dieser alles beherrschenden Logik anvertrauen. Gott ist der Vater aller, ist wohlthätig und menschenfreundlich; zur Rechtfertigung der Übel geben die Stoiker eine ausführliche Theodicee (s. d. W.). Ebenso lehrt Plotin optimistisch, indem er die ganze Weltentwickelung als Emanation aus und Rückkehr zu Gott betrachtet. Seine Gedanken hat später Scotus Erigena († 890) in seiner mystischen Weise ausgeführt. Nicht minder vertritt Aristoteles mit seiner teleologischen Weltbetrachtung den Optimismus und im Anschluss an ihn die scholastischen Aristoteliker Albertus Magnus († 1280) und Thomas Aquinas († 1274). Am bekanntesten aber ist Leibniz als Optimist († 1716), weil er, angeregt durch Bayles Zweifel eine ausführliche „Theodicee“ geschrieben hat. Gott hat die Ideen von unendlich vielen möglichen Welten; da von diesen nur eine existiert, muss es einen hinreichenden Grund dafür geben, warum er diese allen andern vorgezogen hat. Diese muss also die vollkommenste aller möglichen sein, denn wenn sie es nicht wäre, so hätte Gott eine vollkommnere entweder nicht gekannt oder nicht schaffen können oder nicht schaffen wollen; das aber widerspräche entweder seiner Weisheit, oder seiner Allmacht, oder seiner Güte. Die Übel, welche Leibniz keineswegs ableugnet, sind notwendig mit der Existenz der Welt bedingt. Denn sollte es eine Welt geben, so musste sie aus endlichen Wesen bestehen, d. h. sündlichen, beschränkten und leidensfähigen. Zwischen dem Reiche der Natur und dem der Gnade besteht eine durchgängige Harmonie. (Vgl. Theodicee.) Auch die folgenden grossen Philosophen

sind sämtlich Optimisten. Erst Schopenhauer und v. Hartmann haben in unsrem Jahrhundert den Pessimismus herausgebildet, welcher diese Welt für die denkbar schlechteste hält. Aber nach unsrer Meinung sollte jede gesunde Philosophie optimistisch sein. Denn den Zusammenhang der Dinge zu begreifen und sich in ihn zu fügen ist ja erst philosophisch.

Im praktischen Sinne heisst Optimist derjenige, dessen Gemütsstimmung derart ist, dass er alle Begebnisse von der besten und heitersten Seite auffasst, den Menschen das beste zutraut und überall Mut und Hoffnung, selbst in schlimmen Lagen des Lebens, bewahrt.

optische Täuschung s. Sinnestäuschung.

Organ (*ὄργανον* = Werkzeug) ist dasjenige, was durch alle übrigen Teile des Ganzen da ist und auch um der anderen Teile und des Ganzen willen existierend gedacht wird. Organon nannten spätere Herausgeber die Gesamtheit der logischen Schriften von Aristoteles, weil ja die Logik gleichsam das Werkzeug für alle Wissenschaften ist. In diesem Sinne nannte Bacon († 1626) sein Hauptwerk Novum Organon. Organon der reinen Vernunft heisst bei Kant der Inbegriff derjenigen Prinzipien, nach denen alle reinen Erkenntnisse a priori erworben werden können. Über das Organ der Seele s. Sitz der Seele.

Organisation ist eine zweckmässige und in ihrer Form beharrliche Anordnung der Teile.

Organismus heisst ein Naturganzes, in welchem sämtliche Teile sich gegenseitig als Mittel zum Zweck verhalten. Sie liegen nicht nur äusserlich neben einander, wie bei Mechanismen und Industrismen, sondern sie bilden einen einheitlichen Prozess, der sich allerorten auf sich selbst bezieht. Ferner entwickeln sich die Organismen von innen heraus. Von einem Keime (Ei oder Zelle) ausgehend, wachsen sie und erhalten sie sich durch den sog. Stoffwechsel, bis sie entweder das ihnen gesteckte Ziel erreicht haben oder gewaltsam zerstört werden. Dies kommt daher, dass jeden eine bestimmte Idee beherrscht, die alle Stoffe assimiliert und gemäss dem organischen Zwecke verwendet. Sodann haben alle Organismen eine gewisse Spontaneïtät, welche besonders in ihrer Ernäh-

rung und Fortpflanzung hervortritt. So stellen sie sich alle als ein System von Kräften dar, das durch die in der Zelle angelegte Form spontan und zweckvoll ausgestaltet wird. Vgl. Lebenskraft.

organisch im bildenden Sinne heisst jedes Verhältnis einer Wechselwirkung, und weil dies das Hauptmerkmal des Lebens (s. d.) ist, so spricht man auch von einem Organismus des Staats, der Schule, der Gesellschaft, ja auch der Wissenschaften. Denn auch diese stehen sowohl in Wechselwirkung, z. B. Politik und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaft, als auch setzt sie der „philosophische Kopf“, wie Schiller den wahrhaft wissenschaftlichen Menschen nennt, stets in Wechselbeziehung. Schliesslich kann man auch den Kosmos bildlich einen Organismus nennen, wenn man ihn, wie wir, teleologisch betrachtet.

sich orientieren (v. oriens = Osten) heisst 1) geographisch aus einer gegebenen Weltgegend, besonders dem Osten, die übrigen bestimmen, 2) mathematisch, sich in einem gegebenen Raume zurechtfinden; 3) logisch, sich über die Grenzen und den Inhalt unseres Erkennens klar werden.

Ort (locus) bedeutet 1) den Teil des Raumes, den ein Ding einnimmt; 2) logisch den Inbegriff oder Titel, worunter viele Erkenntnisse gehören; bei Kant in transcendentalem Sinne die Stelle, welche wir einem Begriff entweder in der Sinnlichkeit oder im reinen Verstande erteilen.

P bedeutet in der Logik das Prädikat eines Urteils, und da der Oberbegriff eines kategorischen Schlusses bei regelmässiger Anordnung stets als Prädikat erscheint, auch den Oberbegriff. Ferner bezeichnet es eine Umkehrung per accidens, s. Conversion.

Pädagogik s. Erziehung.

Palingenesie (*πάλιν* wieder, *γένεσις* Geburt) = Wiedergeburt schrieben die Stoiker und andre alte Philosophen der Welt zu. Wenn die Zeit dann gekommen ist, zehrt das Urwesen den Stoff, den es als seinen Leib von sich abgesondert hat, allmählich wieder auf, bis am Ende dieser Weltzeit ein allgemeiner Weltbrand alle Dinge in

den Urzustand zurückführt (auch Apokatástasis genannt). Hierauf jedoch beginnt die Schöpfung einer neuen Welt, welche, demselben Schicksal unterworfen, ganz dieselben Sachen und Personen hervorbringt wie die frühere! — In moralisch-religiösem Sinne heisst es Wiedergeburt, d. h. radikale Besserung; metaphysisch bedeutet es Auferstehung.

Pandaemonium (gr.) 1) ein allen Göttern geweihter Tempel, also s. a. Pantheon; 2) Inbegriff aller übermenschlichen Wesen, sowohl Engel als Teufel; 3) Hölle.

Pangloss (*πᾶν* alles *γλῶσσα* Sprache) ist einer, der von allem spricht, weil er alles zu verstehen meint. Nach Voltaire (1694—1778), der in seinem „Candide“ einen solchen persifliert hat, nennt man auch einen extremen Optimisten so.

Pantheismus (*πᾶν* alles, *θεός* Gott) heisst dasjenige System, welches Gott und Welt identifiziert. Gottes Verhältnis zur Natur lässt nämlich eine vierfache Auffassung zu: 1) Kongruenz beider im Universumsbegriff (pantheistisch oder polytheistisch); 2) Gott als Weltseele oder Weltkraft der erscheinenden Natur; 3) der Weltgeist als Willensmacht innerhalb alles Geistigen oder 4) als unabhängiger Gottesgeist gegenüber der Schöpfung. Der Pantheismus, welcher wahrscheinlich aus dem Polytheismus entstanden ist, schliesst übrigens innige Religiosität keineswegs aus. Dies beweist die indische Religion. Während die Eleaten einen abstrakten Pantheismus vertraten, indem sie nur dem einen Sein Existenz zuschrieben, ist der stoische materialistischer, denn sie legten dem Göttlichen als Substrat das Feuer unter. Wie anders ist der neuplatonische Pantheismus, der die bunte Erscheinungswelt aus dem Einen durch Emanation ableitete, sei es, wie Plotin und Proklos, in der Form spekulativer Entwickelungen, sei es, wie Jamblich, vermischt mit dämonischen Phantastereien. Im Mittelalter tritt der Pantheismus nur vereinzelt auf, entweder im Anschluss an Plotin, bei Scotus Erigena, oder an Averrhoes, bei David v. Dinanto. Das erwachende Naturstudium des 16. Jahrhunderts rief eine Art von Schwärmerei für die mit Gott identifizierte Natur hervor (Vanini, Campanella, Bruno). Am nüchternsten und konsequentesten ist Spinoza, er

verschmäht jeden poetischen Reiz, jede bestechende Rhetorik. Nachdem er lange Zeit mehr verketzert als studiert war, haben sich die neueren Philosophen nach Kant mehr oder weniger alle ihm angeschlossen, namentlich Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, v. Hartmann, Feuerbach und Fechner.

Den Gegensatz zwischen Pantheismus und Theismus drückt übrigens weder der Unterschied zwischen Jmmanenz und Transcendenz, noch zwischen Unpersönlichkeit und Persönlichkeit, noch zwischen Unbewusstem und Bewusstsein aus, sondern die Gleichstellung aller Unterscheidung von Gott und Welt. Wer immer beide verschieden von einander denkt, ist Theist. Vom Pantheismus giebt es nun wiederum zwei Hauptrichtungen: die akosmistische (Brahmaismus, Eleaten), welche im Grunde die Welt leugnet; und die pankosmistische (Spinoza, Strauss), welche in Gefahr ist, Gott völlig aufzugeben. Ferner lassen sich folgende Unterarten aufstellen: 1) der kosmologisch-realistische Pantheismus, der entweder dynamisch Gott als die Weltkraft (Stoa) oder mechanisch als Resultat des Weltprozesses ansieht (Materialismus); 2) der psychologisch-idealistische, der entweder panlogistisch, wie Hegel, Gott als die sich selbst entwickelnde Idee, oder wie Fichte psychisch-ethisch als die sittliche Weltordnung betrachtet. 3) Der ontologische, abstrakt unitarische der Eleaten. 4) Der Persönlichkeitspantheismus, der Gott als das kollektive Allpersönliche in allen Geistern denkt. 5) Der konkrete Monismus, der sich fast nur durch den Namen vom Theismus unterscheidet (v. Hartmann). Vgl. Weissenborn, Vorles. ü. Panth. u. Theism. 1859. Frz. Hoffmann, Theism. u. Pantheism. 1861.

Gegen den Pantheismus bemerken wir 1) dass es für ihn fast unmöglich ist, dem Individuum gerecht zu werden; 2) dass die menschliche Persönlichkeit mit ihrem Selbstbewusstsein und ihrer Selbstbestimmung ihm sehr grosse Schwierigkeiten bereitet; 3) dass die Erklärung des Bösen kaum ohne Gewaltsamkeiten gelingt. Vgl. Jaesche, d. Panth. nach s. Hauptformen. Berlin 1826.

Paralogie s. a. Irrtum, das Gegenteil von Analogie.

Paralogismus (*παρά* gegen, *λόγος* Vernunft) ist ein Fehl- oder Trugschluss, überhaupt jede Sophistik. Dies

ist der logische Paralogismus. Nach Kant ist der transcendentale P. der dialektische Schluss von dem transcendentalen Begriff des Objekts, der nichts Mannigfaltiges enthält, auf die absolute Einheit dieses Subjekts selber, von welchem man auf diese Weise gar keinen Begriff hat.

partikulär (l. pars-Teil) oder besonders heisst ein Urteil, worin das Prädikat nur einem Teil vom Umfange des Subjektsbegriffs zukommt. Gegensätze sind allgemeine und singuläre Urteile. Vgl. Quantität.

Partition s. Einteilung.

pathognomische Sprachperiode heisst die niederste Stufe der Sprache, wo der Laut die eignen oder fremden Zustände unmittelbar produziert. Vgl. Sprache.

Pathologie (gr.) die Lehre von den Leidenschaften, Lastern und Krankheiten der Seele.

pathologisch (gr. v. *πάϑος* — Leiden) heisst s. a. abnorm, krankhaft. Bei Kant bedeutet es: durch sinnliche Antriebe bestimmt. Pathologische Begehrung nennt man im Gegensatz zur ästhetischen diejenige Art des Begehrens, welche aus stark betonten und darum lokalisierten Empfindungen, wie Hunger und Durst, entspringt. Bei ihr tritt der Trieb zwar dunkler, aber kompakter auf als bei der ästhetischen, die der Wahrnehmung folgt. Die pathologische Begier wurzelt auch tiefer im Ich als die ästhetische; das Auge dürstet nach Licht, das Ohr nach Tönen. Auf moralischem Gebiete erkennt man sie schon durch die Zusammensetzung mit Sucht: Selbst-, Hab-, Herrschsucht. Vgl. Begierde. — Pathologische Träume werden seit Esquirol (die Geisteskrankheiten, dtsch. 1838) diejenigen genannt, aus welchen ein krankhafter Zustand des Organismus erkennbar ist; besonders pflegt das bei den Seelenkrankheiten der Fall zu sein. Vgl. Alberti, de vaticiniis aegrotorum 1724. Scherner, das Leben des Traumes 1881.

Pathos (*πάϑος*) eig. Leiden, dann heftige Gemütserregung überhaupt. Weil sich der Mensch dabei überwiegend leidend verhält, so trat das Pathos in Gegensatz zur Vernunft; es ward zum Unvernünftigen, ja, weil man Natur und Vernunft gleichsetzte, zum Unnatürlichen. Aristo-

teles unterschied Leidenschaften, Kraftäusserungen und Zustände (πάθη, δυνάμεις, ἕξεις). Zu den ersteren rechnet er Zorn, Furcht, Mitleid, überhaupt alle Erregungen, die von Lust oder Unlust begleitet sind und ein Zuviel oder Zuwenig zeigen; die zweite Art umfasst die uns angebornen Vermögen, kraft deren Affekte entstehen; die dritte endlich unser Verhalten den Affekten gegenüber. Die Stoiker verstehen unter Pathos die Leidenschaft, d. h. eine vernunftlose, gegen die Natur gerichtete Bewegung des Seelenhauches. Cartesius übersetzt Pathos mit Passion und definiert die Leidenschaft als Perzeption, Empfindung oder Erregtheit der Seele, die man nur auf sich bezieht, durch Bewegung der Lebensgeister bewirkt und erhalten wird. Spinoza schliesst sich wieder den Stoikern an, indem er die Leidenschaften als inadäquate Ideen definiert, während Leibniz sie mehr als Begehrung fasst, welche aus der Meinung oder dem Gefühl stammt und mit Lust oder Unlust verbunden ist. Kant zuerst schied deutlich Affekt und Leidenschaft. Vgl. Anthropol. § 73: „den Affekt muss der Mensch zähmen, die Leidenschaft beherrschen, jenes macht ihn zum Meister, dieses zum Herrn über sich selbst.“ — Pathos wird in der Aesthetik dem Ethos gegenübergestellt. Ethos, d. h. Charakter, ist das bleibende sittliche Gepräge, Pathos der Zustand, der auf diesem Charakter ruht. Das Pathos darf nicht als Hauptaufgabe der Künste betrachtet werden, weil sonst die Anschaulichkeit und Objektivität der Darstellung beeinträchtigt wird. Es muss vielmehr aus der Natur der Sache, aus der darzustellenden Idee und dem Charakter des Handelnden hervorgehen. Wo dies nicht der Fall ist, wird das Pathetische zum geschmacklosen Schwulst. F. Schiller definiert das Pathetische als ein künstliches Unglück; wie das wahre Unglück setze es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geistergesetz, das in unserm Busen gebietet.

Patriotismus (v. l. patria) ist die Liebe zum Vaterlande, welche sich in der Bereitwilligkeit ihm zu dienen äussert. Der Patriot nimmt gern an des Vaterlandes Freuden und Leiden Teil, er erfüllt eifrig und gern die Pflichten gegen dasselbe, sucht dessen Wohl auf alle Weise zu befördern und opfert, falls es not thut, freudig dafür Gut und Blut. Muster von Patrioten sind Aristides, Bru-

tus, Friedrich II., Nettelbeck, v. Bismarck. Auf jeden Patrioten passt das schöne Wort: In patriae serviendo consumor (Im Dienste des Vaterlandes reibe ich mich auf). Vgl. Nation, Kosmopolitismus.

patristische Philosophie heisst die Philosophie der Kirchenväter (patres ecclesiae). Die katholische Kirche rechnet dazu alle Kirchenlehrer bis zum 13., die protestantische Kirche dagegen nur bis zum 8. Jahrh. Vgl. A. Stöckl, Gesch. d. Philos. d. patrist. Zeit. 1859. J. Huber, Phil. d. Kirchenväter 1859.

Pedant (ital. eig. Hofmeister) heisst derjenige, welcher gewisse beschränkte Formen peinlich beobachtet und daher unfähig ist, die Dinge mit freiem Geiste zu beurteilen und zu behandeln. Am häufigsten sind die Pedanten unter den Gelehrten, doch findet man sie in jedem Stande, Alter und Geschlecht. Vgl. Schlösser, über Pedanterie 1787. Hippel, der Mann nach der Uhr.

Perception (l.) Wahrnehmung, Vorstellung. Perceptibilität, die Fähigkeit, mit Bewusstsein Vorstellungen zu haben; perceptibel wahrnehmbar.

Perfektibilismus (l. perficio) ist der Glaube an die stetige Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Vgl. Fortschritt, Geschichte, Humanität.

Peripatetiker (gr. eig. Spaziergänger) heissen die Anhänger des Aristoteles (384—322), entweder vom Umherwandeln (*περιπατεῖν*) beim Philosophieren, oder von den schattigen Gängen des Lyceums, wo Aristoteles lehrte. Sie haben sich weniger mit der Fortbildung, als mit der populären Auslegung und gelehrten Feststellung seiner Lehre beschäftigt. Hervorragend sind Theophrast, Eudemos, Straton der Physiker und der Kommentator Alexander von Aphrodisias. Seit dem 12. Jahrh. beherrschte Aristoteles die Scholastik, deren grösste Vertreter Albertus Magnus, Thomas Aquinas und Duns Scotus ihm anhingen. Endlich traten zur Zeit der Renaissance Neu-Aristoteliker auf, die sich wieder entweder dem Averrhoes oder Alexander v. Aphrodisias oder Platon mehr näherten.

Peripetie (gr.) eig. Umschlag, ist die plötzliche Veränderung der Umstände eines Menschen. Diese hat der dramatische Dichter mit besondrer Sorgfalt zu schildern, denn sie geht der Lösung des dramatischen Knotens vor-

aus. Sie ist also nicht mit der Katastrophe zu verwechseln: diese beendigt das Stück, durch jene nimmt es eine andre Wendung; jene liegt im 5., diese im 4. Akte. Vgl. Aristoteles, Poetik. G. Freytag, Technik des Dramas.

Person (l. eig. Maske, Rolle) ist ein Wesen, welches Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung hat, daher zurechnungsfähig ist. Sie kann Rechte erwerben und Pflichten übernehmen, während Sachen und Tiere nur Objekt rechtlicher Verhältnisse sein können. Die Persönlichkeit hat den Zweck ihres Daseins in sich selbst, sie darf daher nie zum blossen Mittel für fremde Zwecke gebraucht werden. Man unterscheidet dabei dreierlei Sinn: 1) bedeutet Person ein logisches Subjekt, welches nicht als Prädikat eines andern gedacht werden kann; 2) ein physiologisches Subjekt, d. h. beharrliche Substanz mit Bewusstsein ihrer Identität; 3) ein moralisches Subjekt, welches, unabhängig vom Naturmechanismus, sich selbst Zwecke setzen kann und daher auch der Zurechnung fähig ist. Die Persönlichkeit bringt der Mensch mit auf die Welt, er kann sie daher weder verlieren noch freiwillig aufgeben. Sie ist der Grund aller Menschenrechte und Pflichten. Daher ist die Sklaverei durchaus verwerflich, weil sie den Menschen als Sache behandelt, sowie der von den Jesuiten geforderte Gehorsam (zu gehorchen velut cadaver), wie ein Leichnam. Personification (l.) Verpersönlichung, Darstellung von Unpersönlichem als Person (griechisch Prosopopöia).

moralische Person heisst die Verbindung mehrerer Menschen zu gemeinsamem Handeln; sie treten andern gleichsam als eine Person gegenüber.

Perspicuität (l.) = Deutlichkeit (s. d.).

Pessimismus (v. l. pessimus = der schlechteste) ist die durch Schopenhauer (1788—1860) und v. Hartmann begründete Theorie, wonach diese Welt die denkbar schlechteste sein soll. Schopenhauer bezeichnet den Optimismus (s. d.) als eine sinn- und ruchlose Denkart, denn von Glückseligkeit könne hienieden nicht die Rede sein. Das irdische Leben biete höchstens Illusionen. Unser Dasein trage den Charakter einer Tragödie, einer Verirrung, einer Schuld. Jugend, Freiheit, Gesundheit gewähren auch nach Hartmann keine positive Lust, was aber sonst

an Glück etwa angeführt werde, seien Illusionen. Alles ist eitel, die Unlust überwiegt bei weitem die Lust, völlige Vernichtung des Willens durch die Intelligenz ist der höchste Zweck des Daseins. — Aber schon oben, beim Optimismus, setzten wir auseinander, dass jede gesunde Philosophie optimistisch sein müsse. Hier seien die Gründe angedeutet, welche den Pessimismus widerlegen: 1) Von einem „Weltelend" zu sprechen ist übereilt, da der Philosoph doch höchstens von der Menschheit und nicht einmal von dieser völlig weiss, ob sie sich elend fühlt. 2) Nicht alle Befriedigung ist blos negativ; wir erinnern an Arbeit, Erwerb, Streben, überhaupt jede Selbstbethätigung. 3) Gesundheit, Liebe, Ehe, Freundschaft u. dgl. als Illusionen zu bezeichnen, ist entweder falsch oder beweist nichts. Falsch, denn sie geben uns doch faktisch Glück; es beweist nichts, da es ja hier nur auf die Frage ankommt, ob wir genügend Ursache haben glücklich zu sein, nicht ob diese Ursache metaphysisch die Prüfung bestehe. Auch das Theater, ja die Kunst überhaupt, bietet Illusionen, und doch wird niemand behaupten, die unst befriedige uns nicht. Und als ob uns Erinneng, Hoffnung, Ruhm und Poesie darum weniger besterten, weil wir erkannt haben, das sie objektiv nichts d! 4) Überhaupt unterschätzt der Pessimismus die geigen Güter: Kunst, Wissenschaft, Moral und Religion. g unser Leben auch Übel genug mit sich bringen, jene r Quellen bieten so viele reine Genüsse, so viel Erschung und Kräftigung, dass wir den Kampf ums Dan getrost aufnehmen können. 5) Auch von der Liebe nkt jene Theorie zu gering. Während jeder Mensch cht an sich selbst erfahren kann, wie die Liebe, mag n lieben oder geliebt werden, den Himmel auf Erden rabzieht, erscheint sie dem Pessimisten als Absurdität, das Narrenseil, vermöge dessen das Unbewusste den wussten Egoismus täuscht und in seinen Dienst nötigt. Die Behauptung, unsre Welt sei die denkbar schlechste, lässt sich weder beweisen noch hat sie überhaupt nen Sinn gegenüber der Thatsache, dass die Welt schon lange besteht. Etwas „durchaus Unvernünftiges" müsste ngst zugrunde gegangen sein. 7) Sodann ist es unsrer einung nach falsch, die Summe von Glück zum Massstab s Urteils zu machen, ob die Welt gut oder schlecht sei.

Nicht um glücklich zu sein, sind wir auf der Welt, sondern um unsre Schuldigkeit zu thun und dadurch glücklich zu werden. Vgl. Übel, Eudämonismus, Moralprinzip.

Man kann übrigens praktischen und theoretischen Pessimismus unterscheiden; jener wäre die Maxime, die an sich schlechten Zustände auf die Spitze zu treiben, um dadurch eine Besserung zu erzielen. Dieser hat mancherlei Formen: der soziale findet, wie Malthus, eine Disharmonie zwischen Volksvermehrung und Nahrung; Darwins Kampf ums Dasein ist ein zoologischer Pessimismus; der dichterische findet sich bei Jünglingen und poetisch veranlagten Menschen; der oben geschilderte endlich wäre der metaphysische. Vgl. A. Taubert, der Pess. und s. Gegner. Berl. 1873. Pfleiderer, d. moderne Pess. Berl. 1875. Plümacher, d. Pess. in Vergangenheit u. Gegenwart. Hdbg. 1888.

petitio principii = Erbettelung oder Erschleichung des Grundes, heisst ein Fehler im Beweisen, der darin besteht, dass man einen Satz, der selbst erst bewiesen werden musste, als Beweisgrund anführt. So ist die Berufung Spaniens auf Papst Alexander VI., der ihnen 1494 die Carolinen zugesprochen hatte, eine petitio principii. Die Erschleichung kann übrigens im Ober- oder im Untersatz liegen.

Pflanzenseele (die) hat neuerlich Fechner eifrig verfochten (Nanna Lpz. 1848. Zendavesta Lpz. 1850. Über die Seelenfrage Lpz. 1861), indem er darauf hinwies, sie brauche doch bei der Pflanze nicht an dasselbe Organ geknüpft zu sein wie beim Tiere. Umgekehrt freilich folgt aus gewissen Analogien zwischen beiden nicht, dass auch die Pflanzen eine Seele haben. Übrigens finden sich zwischen beiden vielfache Stufen, die sich faktisch aus dem vegetabilischen ins animalische Gebiet hinauf entwickeln. Für die Pflanzenseele sind auch Ulrici, Leib und Seele S. 348. E. v. Hartmann, Philos. d. Unbewussten S. 386. 399.

Pflicht (officium), eig. Verpflichtung, ist eine gebotene That. Hierin liegen zwei Voraussetzungen: 1) Ein Subjekt, welches die That vorschreibt; 2) ein andres, welchem geboten wird, das daher sowohl des Guten als auch des Bösen fähig ist; denn wäre es durchaus schlecht, so würde es gar nicht nach dem Guten streben; wäre es hingegen

durchaus gut, so braucht es ihm gar nicht erst vorgeschrieben zu werden, es thäte das Gute von selbst. Die Notwendigkeit, welche dem Menschen die Pflicht auferlegt, ist mithin keine physische, sondern eine moralische; er muss nicht das Gute thun, sondern er soll es. Derjenige, welcher ihn verpflichtet, ist Gott, der seinen Willen durch Natur und Geschichte, durch des Menschen Vernunft und Gewissen geoffenbart hat. Da wir nun bald das Gute erkennen, ohne dass wir die Fähigkeit haben, es zu thun, tritt es uns als Pflicht entgegen. Unsre Vernunft wie unser Gewissen gebieten uns kategorisch das Gute, mögen wir nach Anlage, Temperament, Erziehung und Gewöhnung noch so schwach sein. So zerlegt sich auch moralisch (wie physisch) der Mensch in Subjekt und Objekt: sofern er vermöge seiner Vernunft teilnimmt am Sittengesetz, gebietet er, und sofern er infolge seiner Sinnlichkeit zum Bösen neigt, muss er gehorchen lernen. Beim ethischen Charakter verschwindet dieser Gegensatz, das Gesetz wird zum Evangelium. Was der Mensch soll, will er, und weil er selbst mithin gleichsam der Gesetzgeber ist, schwebt das Gesetz nicht mehr ausser und über ihm, sondern er ist sich selbst Gesetz. Vgl. Schiller: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron!“ Die Legalität verwandelt sich in Moralität; der Mensch thut das Gute sozusagen von innen heraus, es ist ihm zur zweiten Natur geworden.

Fragt man aber, worin denn die Verpflichtung eigentlich liege, d. h. was uns denn zum Guten verpflichte, so antworten wir: Vernunft und Erfahrung. Jene lehrt uns, gewisse Dinge als sittlich gut, andre als schlecht ansehen; diese zeigt uns, dass die Nichtbefolgung der Pflicht zum physischen und seelischen Verderben führe. Das Sittliche wurzelt mithin fest in der menschlichen Natur.

Die Unterscheidung in obsolute und relative, assertorische und hypothetische, allgemeine und besondre, notwendige und bedingte Pflichten verwerfen wir. Alle sind gleich streng, nur dass eben nicht jeder in jedem Augenblicke zur Erfüllung aller verpflichtet ist, sondern die eine grade jetzt wichtiger ist als die andre. (Vgl. Collision). Die Unterscheidung in positive und negative, präceptive und prohibitive ist blos formell, jedes Verbot schliesst zugleich ein Gebot in sich. Manche unterscheiden

Pflichten der Gerechtigkeit (Tugend-Pflichten) und der Güte oder Liebe; aber mit Unrecht. Denn wenn jene sollen erzwungen werden können, diese nicht, so hat dies mit der moralischen Verpflichtung nichts zu thun. Was ich aus Pietät zu thun habe, ist für mich ebenso gut Pflicht, wie das aus Achtung. Auch den Unterschied von Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen andre (Gottes-, Selbst- und Anderpflichten) verwerfen wir; jede Pflicht fällt ja unter die drei Gesichtspunkte zugleich.

Nach unsrer Ansicht sollte man lieber keine ausgeführte Pflichtenlehre schreiben, sondern dafür die Güter und die Tugenden eingehend behandeln. Jene sind die objektiven, diese die subjektiven Ideale, beide werden schon die Formeln des Sollens von selbst ergeben. Unser Moralprinzip: „Handle vernünftig" entfaltet sich zu folgenden Pflichtgeboten: 1) Verbinde mit dem Organisieren stets auch das Symbolisieren! 2) Handle immer zugleich als Individuum und als Gattungswesen. 3) Strebe nach harmonischer Vervollkommnung, ohne andre darin zu beeinträchtigen. 4) Betrachte jedes Gut als Mittel zur Erreichung des höchsten Gutes, jede Einzelthat als Anwendung deiner sittlichen Gesamtaufgabe! (Vgl. meine Ethik § 9. § 26).

Pflichtenlehre (doctrina de officiis) heisst derjenige Teil der Ethik (s. d.), der von den Pflichten handelt. Kant nennt sie „Metaphysik der Sitten". Sie zerfällt in Rechts- und Tugendlehre gemäss dem Unterschiede zwischen Rechts- und Tugendpflichten.

Pflichtgefühl heisst das lebhafte Gefühl und Bewusstsein von unsrer Pflicht. Je lebhafter dasselbe ist, desto zarter ist das Gewissen.

Pflichtobjekt ist der Gegenstand, worauf sich die pflichtmässige Handlung richtet. Pflichtsubjekt heisst dagegen das Wesen, welches Pflichten hat.

Phänomen (*φαινόμενον*) ist eine Erscheinung, die wir mit dem Bewusstsein wahrnehmen, dass die wahre Beschaffenheit des Objekts von der Art, wie es erscheint, verschieden ist. So spricht man von physikalischen, chemischen und psychologischen Phänomenen. Metaphysisch ist Phänomen Gegensatz zu Noumen. — Phänomenologie heisst 1) die Lehre von den Erscheinungen, also

von der äussern und innern Wahrnehmung; 2) Die Darstellung von verschiedenen Entwickelungsstufen unsres Bewusstseins. So stellt Hegel in seiner „Phänomenologie“ den Geist in seiner Erscheinung als Bewusstsein dar und die Notwendigkeit seines Fortgangs bis zum absoluten Standpunkt. 3) Die Darstellung einer Entwickelung überhaupt. So hat v. Hartmann eine „Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins“ geschrieben und darin alle überhaupt möglichen Moralprinzipien behandelt; Scheidler u. a. nannten den speziellen Teil der Psychologie Phänomenologie der Seele.

Phantasie (*φαντασία*) oder Einbildungskraft ist das Vermögen unsres Geistes Vorstellungen zu haben, zu reproduzieren und schöpferisch hervorzubringen. Sie wirkt mehr oder weniger unbewusst, ist an die Anschauung von Raum und Zeit wie auch an die wirkliche Welt gebunden und wird sowohl durch sensible Reize, als auch durch lebhafte Gefühle und erhabene Gedanken besonders erregt. Ihr Einfluss lässt sich auf physiologischem, physischem, logischem, ästhetischem und ethischem Gebiet verfolgen. Zunächst beeinflusst sie unser Leibesleben; ansteckende Krankheit, Nervosität und Ekstase werden durch die Phantasie übertragen, unsre Sinne empfangen oft durch sie täuschende Reize. Der Hungernde schmeckt die vorgestellte Speise, der Furchtsame sieht und hört den Räuber, der Verfolgte fühlt die Faust des Verfolgers. Illusion, Vision, Halluzination sind das Werk der Phantasie; ebenso das ganze Traumleben, Somnambulismus und die Psychose. Aber auch die Wissenschaft steht unter ihrem Einfluss: Die logischen Prozesse der Synthese, des Urteilens und Schliessens, die Bildung der Kategorien sind ihr Werk. Die Mathematik beruht hauptsächlich auf Anschauung, die Geschichte ist unmöglich ohne Phantasie zu fassen und zu schildern. Die Naturforschung verwendet besonders die Induktion und die Hypothese, welche vorwiegend durch Phantasie zustande kommen. Ja, selbst die Philosophie, soweit sie schöpferisch ist und eine Weltanschauung konstruiert, bedarf ihrer. Und auf ethischem Gebiete schafft sie die Ideale, welche zum Handeln begeistern, ermöglicht sie die Macht des Beispiels und die Freiheit der Wahl. Dass ihr die Kunst fast Alles verdankt, brauchen wir nicht erst nachzuweisen. Die Religion, welcher die

Kunst vielfach verwandt ist, bedarf auch ihrer, wie die Geschichte der Religion bezeugt. So erweist sich die Phantasie als die Grundkraft der Seele.

Bei Aristoteles umfasst sie das Gedächtnis mit, von dem sie aber durch ihre Spontaneität und Schöpferkraft verschieden ist; er leitet die Neuheit der Vorstellungen aus der Verwirrung der in den Sinnen zurückgebliebenen Wahrnehmungsresten ab. Die Stoiker unterschieden das Bewusstsein der Affektion (φαντασία), das Objekt derselben (φανταστόν), die blosse Einbildung, der nichts zugrunde liegt (φανταστικόν), und dasjenige, was solche Einbildung veranlasst (φάντασμα). Damit fällt der Unterschied von Phantasie und Phantasma zusammen, wovon jene dem Gedächtnis, dies der Phantasie in unserm Sinne zugewiesen wird. Schon Augustin († 430) kennt 3 Arten der Phantasie: Die reproduktive, produktive und synthetische (Ep. ad. Nebrid. 62). Die Phantasie als Vermittelung zwischen Leib und Geist sah, trotz seines Dualismus, auch Descartes († 1650) an. Aber die neuere Philosophie hat sich nur wenig mit diesem höchst wichtigen Seelenvermögen beschäftigt. Erst Kant that es, indem er die Einbildungskraft, der er übrigens nur betreffs der Anschauung von Raum und Zeit Produktivität zuschrieb, zwischen Sinnlichkeit und Verstand einschiebt; sie hat den Stoff, den jene herbeischafft, synthetisch zur Einheit zu bringen, ohne sie ist überhaupt keine Erkenntnis möglich, sie begleitet den Verstand bei seiner abstrahierenden Thätigkeit. Wir haben anderswo gezeigt, dass Kants System durchaus von der Phantasie bedingt ist (Vergl. mein Buch: „Grundprinzip des Weltprozesses“ S. 93 f. Köthen 1882); ebenso ist es mit den folgenden grossen Philosophen, besonders Fichte, Schelling und Hegel. Daher konnte in neuerer Zeit J. Frohschammer im Anschluss an jene die Phantasie als das schöpferische Weltprinzip aufstellen (Vgl. dessen: die Phant. als Grundprinzip des Weltprozesses, München 1877); ähnlich, wenn auch mehr nur auf die organische Welt beschränkt, fassten sie Krause, I. H. Fichte und Ulrici auf.

Die Unterschiede der determinierenden, abstrahierenden und kombinierenden Phantasie sind nicht zu streng festzuhalten, da sie sich bei jedem Vorgange mehr oder

weniger alle zeigen. Übrigens ist die Einbildungskraft auch die Hauptquelle des Irrtums, vgl. Sinnestäuschungen. Vgl. H. Cohen, d. dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewusstseins Brl. 1869. H. Siebeck, das Wesen der ästhet. Anschauung. Brl. 1875. S. Rubinstein, Psychol. ästhet. Essays Hdlbg. 1878. J. Frohschammer, Bedeut. d. Einbildungskraft i. d. Philos. Kants u. Spinozas. München 1879.

Phantasmen oder Phantome heissen Phantasiebilder, die eine solche Lebhaftigkeit erreichen, dass sie mit wirklichen Anschauungen verwechselt werden, was durch Wallungen des Blutes, Affekte, Leidenschaften, überspannte Thätigkeit, übertriebenes Nachtwachen und nervöse Überreizung veranlasst werden kann. Vgl. Halluzination.

Phantast heisst derjenige, welcher auf die Wirklichkeit gern Bilder der Phantasie überträgt.

Philosophie (φίλος = Freund, σοφία = Weisheit), eig. Liebe zur Weisheit, ist diejenige Wissenschaft, welche die letzten Gründe alles Seins, des körperlichen wie geistigen, zu erforschen strebt. Während die andern Wissenschaften dies oder jenes einzelne Gebiet behandeln, will die Philosophie eine harmonische Weltanschauung begründen. Sie fragt also nach dem Was, Woher und Wozu der Dinge. Zwar hat der Mensch von Natur den Trieb nach Wahrheit und jeder Mensch philosophiert auf eigne Hand, so gut er kann. Aber erst Pythagoras (c. 500) soll sich zuerst einen Philosophen genannt haben. Platon († 347) nennt die Philosophie die Wissenschaft der Ideen, die Kunst, die Seele von der Sinnlichkeit zu befreien oder auch die Kunst sterben zu lernen. Dem Aristoteles († 322) ist sie die Wissenschaft überhaupt. Während die Stoiker die Philosophie als das Streben nach Tugend, bezeichnen sie die Epikureer als das rationelle Streben nach Glückseligkeit. Kant († 1804) sagt, sie sei nach ihrem Schulbegriffe das System aller philosophischen Erkenntnisse, nach ihrem Weltbegriff die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntnisse auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft. Fichte († 1814), Schelling († 1854) und Hegel († 1831) definieren sie als die Wissenschaft vom Absoluten, Herbart († 1841) als die Wissenschaft von der Verarbeitung der Begriffe,

Fries († 1843) als die Wissenschaft von den Ideen des Wahren, Guten und Schönen.

Ihr Wesen wird uns noch deutlicher, wenn wir ihren Unterschied von den andern Wissenschaften ins Auge fassen. Diese alle haben es mit einzelnen Gebieten des Wissens zu thun, sei es ein Stoff aus der Natur oder der Geschichte: die Philosophie allein untersucht das Wissen überhaupt, seine Prinzipien und Methoden. Jene arbeiten isoliert für sich, sie brauchen auf einander wenig oder gar nicht Rücksicht zu nehmen: Die Philosophie stellt den Zusammenhang zwischen ihnen her, sie ist ihr geistiges Band. Jene halten sich alle an etwas Gegebenes, an einen Stoff, eine Autorität, diese dagegen allein an die Vernunft. Jene verfolgen sämtlich irgend einen praktischen Zweck, diese dagegen den idealen, des Menschen Bestimmung, seine Stellung und Aufgabe in der Welt zu erforschen. Die Philosophie setzt andrerseits die verschiedenen Wissenschaften voraus; sie müssen ihr die Resultate ihrer Einzelforschung darbieten, damit sie bei Aufstellung der Weltanschauung nicht in leere Phantasmen gerate.

Eingeteilt wird die Philosophie in theoretische und praktische. Als Organon dient die Logik, welche die Elemente und Methoden des Wissens untersucht. Die theoretische fragt nach dem Wesen, den Ursachen und Zwecken der Dinge, und zwar untersucht die Metaphysik die Natur, die Psychologie dagegen die Seele. Die praktische Philosophie behandelt die Aufgaben, die der Mensch zu erfüllen hat, und zwar die Rechtsphilosophie die staatlichen, die Ethik die sittlichen, die Aesthetik die künstlerischen und die Religionsphilosophie die religiösen. — Platon teilte die Philosophie in Dialektik, Physik und Ethik; Aristoteles in theoretische und praktische. C. A. Wolff († 1754) schickte die Ontologie voran, dann liess er die reine Philosophie (Theologie, Physik, Psychologie) und die praktische (Logik und Erfindungskunst, Ethik, Politik und Ökonomik) folgen. I. Kant stellte voran die Logik, dann die theoretische: Mathematik und Metaphysik, die praktische: Moral, Naturrecht, Pädagogik und Politik. Herbart unterschied Logik, Metaphysik (reine und angewandte, d. h. Psychologie und Naturphilosophie) und Aesthetik (d. h. Ethik, Rechtsphilosophie, Pädagogik und Sociologie). Hegel

teilte die Wissenschaft ein in: Logik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie. Endlich Schleiermacher († 1834) unterscheidet empirische und spekulative; jene schildert was ist: Natur- und Geschichtskunde, diese was sein soll: Psychologie und Ethik.

Über die Geschichte der Philosophie s. o. S. 146.

Gegen die Philosophie sind oft von verschiedenen Seiten mancherlei Beschuldigungen erhoben worden. 1) Während sie Platon die Königin der Wissenschaften genannt hat, sagt selbst A. v. Humboldt, sie sei die Kunst, einfache Begriffe in schwerfälliger Weise wiederzugeben. Aber der gesunde Menschenverstand reicht keineswegs aus zur Erforschung der Wahrheit. 2) Weil soviele Systeme der Reihe nach aufgetreten seien, könne keins wahr sein. Das ist gerade so sinnreich bemerkt, als wollte jemand weder Äpfel, noch Birnen, noch Pflaumen essen, weil der Arzt ihm Obst verordnet hat. 3) Die Philosophie, sagt man, habe trotz ihrer jahrhundertelangen Arbeit doch noch nichts Bleibendes geschaffen. Aber das Gegenteil ist richtig. Die Philosophie hat vor allem zur menschenwürdigen Auffassung und Führung des Lebens beigetragen, sie hat zuerst gelehrt, dass alle Menschen Brüder seien, sie hat die Menschen aufgeklärt, die Erziehung und Staatsverfassung verbessert und den sittlichen Sinn der Leute geschärft. 4) Die Philosophie soll eine Feindin der Religion sein. Aber schon Bacon († 1626) sagte richtig, die Philosophie, oberflächlich betrieben, führt von Gott ab, tiefer behandelt, zu ihm hin. Auch nach unsrer Meinung endet alle wahre Philosophie in Glauben. Und sie hat grade besonders Lust und Kraft den Materialismus zu bekämpfen. 5) Sie untergrabe, sagt man, die Achtung vor der Autorität und erinnert an die Sophisten, Freidenker, Encyklopädisten und Rationalisten. Aber alle diese sind im Kreise der Philosophen selbst nicht hoch geachtet. 6) Was sie treibe, sei eitel Wortklauberei, wie Göthe Mephistopheles zum Schüler sagen lässt. Aber dieser Vorwurf trifft höchstens die formale Schullogik, und auch nur, wenn sie geistlos getrieben wird. 7) Sagen endlich die Anhänger der exakten Forschung, die Philosophie sei überhaupt gar keine Wissenschaft, da sie sich nicht auf mathematische Formeln bringen lasse, so vergessen sie, dass es dann eben weiter keine Wissenschaft geben dürfte

als Mathematik und Naturkunde. Sie ist zwar kein Brotstudium wie die andern Wissenschaften, aber sie ist geistiges Brot für den philosophischen Kopf.

Philosophaster heisst ein Sophist oder ein Afterphilosoph.

Philosopheme (*φιλοσόφημα*) oder Philosophumena (*φιλοσοφούμενον*) sind einzelne Lehren oder Sentenzen von Philosophen, die gesammelt wurden, als der philosophische Geist zu verschwinden schien. Man schrieb solche Sammlungen dann, um ihnen grösseres Ansehen zu geben, berühmten Männern zu, z. B. Plutarch (de placitis philosophorum) und dem Origenes (*φιλοσοφούμενα*). In neuerer Zeit hat man vielfach „Lichtstrahlen" aus Kant, Hegel u. s. w. herausgegeben.

Philosophenmantel oder Tribon (*τρίβων*) hiess das weite Oberkleid, welches die Cyniker und Stoiker allein trugen, mit Fortlassung des Chiton. Auch manche Frauen, wie Hypatia, und Laien, wie Kaiser Antonin, trugen ihn als Abzeichen philosophischen Strebens.

philosophische Methoden s. Methode.

philosophische Schreibart sollte sich, abgesehen von den technischen Ausdrücken, in nichts von der guten Prosa überhaupt unterscheiden; sie sollte also korrekt, klar, fliessend und wohlklingend sein. Statt dessen halten manche Schwerfälligkeit und Dunkelheit für einen Vorzug. Zum Teil ist bei uns Deutschen der Umstand daran schuld, dass die Philosophie erst seit Chr. A. Wolff († 1754) deutsch zu reden begonnen hat. Besonders schwierig zu lesen sind Kant, Fichte, Hegel, zum Teil auch Schelling, während Herbart, Schopenhauer, v. Hartmann, Ulrici und Lotze sich eines verständlichen, ja oft klassischen Stils befleissigt haben.

Philosophenschule oder Sekte heisst eine Vereinigung von Männern, welche denselben Ansichten und Methoden anhängen. Bald nannten sie sich nach den Meistern, so die pythagoräische, epikureische, pyrrhonische, kantische, hegelsche, schellingsche, oder nach den Städten, wo sie blüheten, so die eleatische, ionische, megarische, bald nach den Lehrplätzen, so die akademische, peripatetische, stoische, kynische. Die alten Philosophen betrachteten ihre Schule

als ihr Privateigentum, sie verfügten darüber im Testament und ernannten selbst ihren Nachfolger. Manche waren nicht blos durch dieselbe Lehre, sondern auch durch gemeinsames Leben verbunden, so die pythagoräische, stoische und epikureische. Der Staat bekümmerte sich nicht um sie, erst die Ptolemäer und die römischen Kaiser stellten philosophische Lehrer aus verschiedenen Schulen an. Nachdem aber Justinian 528 die Philosophenschule zu Athen aufgehoben, gab es durch das ganze Mittelalter keine. In der neueren Zeit haben sie den weiteren Sinn, dass sie alle Menschen umfassen, die sich diesem oder jenem Meister anschliessen. So hat der Reihe nach die cartesianische Schule, die leibniz-wolffische, die kantische, hegelsche, schellingsche geherrscht, d. h. die Denkweise der Studierenden beeinflusst. Heutzutage hat wohl die herbartsche am meisten Einfluss.

philosophische Terminologie oder Idiographik umfasst die der Philosophie eigentümlichen Ausdrücke und Formeln (termini technici). Die meisten rühren von Aristoteles her, Cicero übertrug viele ins Lateinische, Wolff viele ins Deutsche. Jedes System hat aber immer neue hinzugefügt, oder die vorhandenen in einem neuen Sinne gebraucht. Ihr Verständnis aber ist die Voraussetzung für die Erfassung der einzelnen Systeme. Daher erscheint eine Arbeit wie die vorliegende nicht überflüssig.

philosophische Sünde, vgl. Jesuitismus.

philosophische Tugend s. Cardinaltugend.

Phlogiston (v. gr. φλογίζω) nach Stahl (1660—1734) das den brennbaren Körpern Gemeinsame, welches ihnen Entzündlichkeit und Brennbarkeit verleiht; phlogistisch entzündlich.

Phoronomie (φορά = Bewegung, νόμος Gesetz) ist s. a. Bewegungslehre, d. h. die Theorie von den Kräften und Gesetzen der Bewegung (s. d.).

Phrenologie (v. φρήν = Geist) ist die von Gall († 1828) und von Spurzheim begründete Vergleichung der geistigen Kräfte von Menschen und Tieren mit deren Schädelformen (daher auch Schädellehre: Kranioskopie, Kraniologie). Voraussetzung ist der durchgehende Parallelismus zwischen Gehirn und Seelenleben, ferner die Zurückführbarkeit des Seelenlebens auf bestimmte Seelenvermögen

und die anatomisch-physiologische Kongruenz dieser Vermögen mit lokal abgegrenzten Regionen der äussern Schädelwand. Als Beweis wird dafür angeführt, dass die Bildung des Gehirns und die Mannigfaltigkeit seiner Teile mit der Stufenfolge der Tiere zunimmt; dass die Gehirnteile mit der Entwickelung der resp. Fähigkeiten hervortreten, geistige Anstrengung nur den betreffenden Teil ermüdet. Ferner soll die Hirnbildung der Geschlechter entsprechend ihrer verschiedenen geistigen Begabung verschieden sein. Die scheinbaren Widersprüche der verschiedenen Triebe, die Erscheinungen des Schlafes, Traumes und Somnambulismus sollen beweisen, dass in verschiedenen Hirnteilen Verschiedenes produziert wird. Also steht die Stärke jener Seelenvermögen, deren die Phrenologie 35 annimmt, in gleichen Verhältnissen zur räumlichen Entwickelung der betreffenden Hirnteile, was durch Betastung des Schädels festgestellt werden könne. — Gegen diese Theorie spricht aber 1) dass die Seelenvermögen gar nicht so isoliert sind; 2) dass wohl die Hirnpartien ungleichartig an den einzelnen psychischen Funktionen beteiligt sein mögen, wir aber bisher nicht in der Lage sind, dies im einzelnen nachzuweisen. 3) Die peripherischen Hirnteile werden zu sehr gegen die centralen herabgesetzt. 4) Die blosse Erhöhung genügt nicht zur Erklärung, die Struktur, chemische Beschaffenheit kommen doch auch in Betracht. 5) Es ist nicht erwiesen, dass die äussere Schädelform der innern entspricht, sowie dass jene eine Folge der Gehirnbildung und nicht vielmehr umgekehrt ist. 6) Die Aufstellung von 30—35 Vermögen ist schematisch, sie lassen sich verringern oder vermehren, denn ihre Einteilung und Benennung ist willkürlich. 7) Die Verletzung einer Stelle der Hemisphären affiziert meist Denken, Phantasie und Gedächtnis gleichmässig. 8) Die Resultate der Phrenologie sind unbefriedigend. So fand Gall an Blumauer ebenso viel idealen Sinn als bei Schiller, an Raphaels Schädel wenig Farbensinn, beim Storch ebensoviel Zerstörungssinn als beim Tiger! Vgl. Meier, die Phrenol. v. wissenschaftl. Standp. aus betrachtet 1844. Combe, Phrenol., Deutsch. 1833. Scheve, Phrenol. Bilder 1851.

Physik (gr.), eig. Naturlehre, ist heute derjenige Teil der Naturwissenschaft, welcher von den Gesetzen der in

der unbelebten Natur vorkommenden Erscheinungen handelt, sofern sie nicht auf chemischen Veränderungen beruhen. Sie begründet sich durchaus auf Empirie und Induktion; doch vermag sie nur das Wie, nicht das Warum der Erscheinungen zu erklären; dazu gehören die Hypothesen der Naturphilosophie. Jene könnte man als Experimentalphysik, diese als theoretische Physik bezeichnen. Bei den Alten gab es Physik im heutigen Sinne überhaupt nicht. Als 3. Teil neben Ethik und Dialektik gestellt, bedeutete sie nur Naturwissenschaft. Selbst Aristoteles hat die Wissenschaft wenig gefördert, obgleich er auch schon die Induktion kannte. Erst Archimedes, Heron und Ptolemäus stellten Experimente an. Das Mittelalter begnügte sich damit, den Aristoteles auszulegen, daher sind physikalische Entdeckungen ganz vereinzelt. Als eigentlicher Begründer der modernen Physik ist Galilei (1564—1642) anzusehen, während Bacon († 1626) in seinem Novum Organon die Empirie und Induktion als die einzig sicheren Quellen der Erkenntnis pries.

Physikotheologie (*φύσις-θεολογία*) ist der Versuch der Vernunft, aus den Zwecken der Natur, die nur empirisch erkannt werden können, auf die oberste Ursache der Natur und ihre Eigenschaften zu schliessen. Diese Art des Beweises fürs Dasein Gottes (s. d.) ist eine Anwendung der Teleologie (s. d.). Je nachdem dabei besonders auf Gestirne, Gewitter, Fische, Vögel u. s. f. Rücksicht genommen wurde, nannte man solche Versuche Astro-, Bronto-, Ichthyo- und Ornitho-Theologie. Die Engländer und in Deutschland die Schüler Wolffs haben dieses Gebiet eifrig angebaut. Kant opponierte dagegen, da es oft auf willkürliche Kombinationen gestützt werde und höchstens auf einen Demiurgen, nicht aber auf einen Schöpfer der Welt führe.

Physiognomik (*φύσις* Natur, *γρώμων* Beurteiler) heisst die Kunst, aus der Gesichtsbildung einen Schluss auf den Charakter eines Menschen zu machen. Schon Pythagoras und Platon nahmen keinen Schüler auf, dessen Gesichtsbildung ihnen nicht gefiel; Albertus Magnus, Baptisto della Porta und Campanella beschäftigten sich mit Physiognomik; doch erst Lavater trat 1775 mit grossen

Ansprüchen an diese vorgebliche Wissenschaft heran. G. Chr. Lichtenberg verspottete ihn 1778, Gall beschränkte sich auf den Schädel (s. Phrenologie). Voraussetzung dabei ist, dass das Geistige im Körperlichen zum Ausdruck komme. Dies scheint sich schon an der Tierwelt zu bewahrheiten: dem Löwen legt man Stärke und Grossmut, dem Fuchs Verschlagenheit, dem Wolf räuberische Wildheit bei; und schon Baptista della Porta († 1615) verglich gewisse Menschengesichter mit Tierköpfen. Auch wird jeder zugeben, dass es kluge und dumme, verschmitzte und offene Gesichter giebt, dass die Gefühle, Neigungen, Denkweisen, Affekte und Leidenschaften stets in der Physiognomie irgendwie ausgeprägt werden. Aber freilich fehlt bis jetzt noch viel daran, dass die Physiognomik irgendwie wissenschaftlich verführe, d. h. den Causalnexus zwischen den einzelnen Seelenzuständen und den Einzelheiten des äussern Habitus nachwiese. Dazu müsste sie den Einfluss der Gemütserregungen auf die Nervenstämme kennen, wozu weder Psychologie noch Physiologie ausreichen. Daher sind alle physiognomischen Versuche bis jetzt nur dilettantenhaft geblieben. Vgl. Lavater, Physiogn. Fragmente 1775. C. G. Carus, Symbolik d. menschl. Gestalt 1853. Mehring, Philos. krit. Gesch. d. Selbsterkenntnis III. 1857.

Physiokratie (gr.) Herrschaft der Natur. Physiokratismus die Lehre, nach welcher die Natur das oberste Machtprinzip der Welt ist. Physiokratisches System oder Agricultursystem die staatswirtschaftliche Theorie, welche den Ackerbau für die einzige Quelle des Nationalreichtums ansieht. Schon bei Locke († 1704) findet sich der Gedanke, doch erst Quesnay führte ihn in seinem Tableau économique (Paris 1758) aus. Seine Anhänger hiessen Physiokraten, die Gegner Ökonomisten.

Physiologie (φύσις Natur, λόγος Lehre) bezeichnet die Lehre von der Entstehung, Entwickelung und den Eigenschaften der organischen Körper; demnach giebt es eine Pflanzen-, Tier- und Menschenphysiologie. Doch versteht man unter Physiologie meist die Lehre vom Leben des Menschen. Die Alten bezeichneten damit die Physik. Exakt betrieben ist jene aber erst seit circa 60 Jahren, bis dahin war sie ein Tummelplatz phantastischer Spekulationen.

physiologische Psychologie nennt man diejenige Behandlungsart der Psychologie, welche das Nervensystem und die somatischen Prozesse überhaupt eingehend berücksichtigt. Diese ist durch die Untersuchungen von Du Bois-Reymond, Lotze, A. W. Volkmann, Weber, Fechner und Wundt besonders gefördert worden. Vgl. Fechner, Elem. der Psychophysik 1860. Revis. der Hptpkte der Psychophysik. 1884. Wundt, Grundz. d. physiol. Psychol. 2. Aufl. 1880.

pigrum sophisma (das faule Sophisma) oder fallacia pigritiae ist der Trugschluss der Faulheit, welcher so lautet: Was ich durch meine Thätigkeit hervorbringen soll, muss entweder geschehen oder nicht geschehen. Muss es geschehen, so brauche ich gar nicht thätig zu sein: muss es nicht geschehen, so hilft all mein Thun nichts. Also will ich gar nichts thun, sondern abwarten, bis etwas geschieht. Vgl. Notwendigkeit, Fatalismus.

Plastik (v. πλάζω bilde) oder Bildnerei ist diejenige bildende Kunst, welche ausschliesslich das organische Leben nachahmt und zwar blos das individuelle. Ihr Hauptgegenstand ist die Menschengestalt, die Tiere stellt sie nur dar, soweit sie dem Menschen ähnlich, mit ihm in Beziehung oder Symbol von ihm sind. Wohl hat auch sie, wie die Baukunst, den statischen Gesetzen zu gehorchen, aber sie wird doch nicht so wie sie von der blossen Zweckmässigkeit geleitet, sondern von der Freiheit, der selbstbewussten Individualität. Das organische Leben, das sie darstellt, befindet sich in selbstgewollter Bewegung, und noch im Zustande der Ruhe erscheint die Statue lebendig und bewegt. Doch da sie immer nur einen Moment darzustellen vermag, muss sie einen solchen Gleichgewichtszustand wählen, dass wir eine Veränderung desselben nicht wünschen, d. h. körperliche Ruhe, aber in geistiger Thätigkeit. Durch den Anschluss der stimmungsvollen Umgebung erhält die Statue einen objektvolleren Charakter als das Bild. Die Subjektivität des Künstlers muss sich ganz in das Werk verlieren, doch darf seine Individualität in Auffassung, Conzeption und Ausführung desto schärfer hervortreten. Das Gebiet seiner Schöpfungen ist das Einfach-Schöne, das Erhabene und das Reizende, während ihm das Komische fast ganz verschlossen ist. Haltung, Be-

wegung und Ausdruck sind die Hauptmittel des Plastikers. Da er sein Subjekt losgelöst von den Beziehungen der Aussenwelt, rein in den Verhältnissen seiner Form und Gestalt darstellt, kann er unbedenklicher als jeder andere Künstler auch das Nackte darstellen. Vgl. Kunst, Aesthetik, Ideal.

Platoniker heissen teils die unmittelbaren Schüler Platons (Akademie), teils die Neuplatoniker, teils die Mitglieder der von Cosmo v. Medici ins Leben gerufenen platonischen Akademie (15. Jahrh.).

platonische Liebe heisst die Zuneigung zu einer Person des andren Geschlechts, welche nicht aus der Sinnlichkeit, sondern aus der Liebe zum Guten, Wahren und Schönen entspringt. Platon hat nämlich die Geschlechtsliebe für eine niedere, noch mit sinnlichen Regungen behaftete Art der Liebe erklärt.

Pluralismus (l.) heisst die Annahme mehrerer Faktoren, insbesondere auf metaphysischem Gebiet. Dahin gehört der Atomismus, die Monadologie und der Herbart-Lotzesche Realismus. Gegensätze sind Dualismus und Monismus. Kosmologischer Pluralismus, die Annahme mehrerer von Menschen bewohnten Welten.

Pneumatiker (v. *πνεῦμα* Geist) sind 1) eine medicinische Schule (1. Jahrh. n. Chr.), welche eine Art von Luftgeist als Urheber der Gesundheit und Krankheit ansahen. Vgl. Lebensgeist; 2) diejenigen Gnostiker, welche nicht unter der Herrschaft der Hyle oder Psyche, sondern des göttlichen Pneuma stehen.

Pneumatologie (*πνεῦμα*), eig. Geisterlehre, kann auch die Psychologie bezeichnen, da ja die Menschenseele eben Geist ist.

Poesie (v. *ποιεῖν* schaffen) eig. Schöpfung jeder Art, im engern Sinne Dichtkunst, d. h. diejenige redende Kunst, welche durch Worte die Einbildungskraft in Thätigkeit setzt. Sie ist die durch die Sprache bewirkte schöne Darstellung menschlichen Seelen- und Geisteslebens. Sie vereinigt gewissermassen die Wirkungen der bildenden Künste und der Musik, insofern sie die reichste und tiefste Kunst ist. Ihr Material ist das Wort; dies arbeitet für den innern Sinn, nicht wie Farbe und Stein für die äussre

Anschauung, aber es bleibt nicht, wie der Ton, bei verschwimmender Innerlichkeit stehen, sondern erhebt sich zur Klarheit und Deutlichkeit des Begriffs. Insofern ist die Poesie mit der W i s s e n s c h a f t verwandt, beide empfangen ihre Form von der Sprache, beide bringen das Innere des Menschen zur Darstellung. Und doch wie verschieden: Die Poesie stellt das vom Schönheitssinn durchdrungene Seelen- und Geistesleben selbst dar, die Wissenschaft hingegen, was wir denkend und fühlend erfassen. Jene ist subjektiv, diese objektiv; dort ist das Gefühl, hier der Verstand die Hauptsache. Einem und demselben Gegenstande gegenüber sind viele Gedichte möglich; die Wissenschaft erstrebt die eine, sachgemässe Darstellung desselben. Der Dichter schafft Werke, deren kleinstes ein Ganzes ist, sofern sich daran des Schöpfers Eigenart ausspricht; die wissenschaftliche Arbeit dagegen, auch die grösste, bleibt Stückwerk. Der einzelne Dichter kann Vollkommenes, Bleibendes schaffen, der wissenschaftliche Arbeiter niemals. Die p o e t i s c h e n S t o f f e sind entweder objektiv oder subjektiv, d. h. der Dichter empfängt den Anstoss zum Schaffen entweder von aussen oder von innen. Jenes ist die epische, dies die lyrische Poesie; durch Verbindung beider entsteht die dramatische, welche Thaten und Leiden der Menschen durch Aussage ihres Fühlens darstellt.

Die Dichtung kann es in Bezug auf äussere Formen den bildenden Künsten nicht gleich thun; sie kann nicht so bilden wie Architektur und Plastik, nicht so malen wie die Malerei (vgl. Lessing, Laokoon). Der Dichter bewegt sich in Vorstellungen; um sie recht anschaulich zu machen, bedient er sich der Bilder und Gleichnisse (Metaphern, Tropen, Metonymien) und belebt seine Worte durch Personifikation, durch packende und eindringliche Ausdrücke, durch rhetorische Figuren, durch Rhythmus und Reim.

Poetik (*ποιητικὴ τέχνη*) ist derjenige Zweig der Aesthetik, welcher die Dichtkunst nach ihrem Wesen, ihren Formen und Arten behandelt. Schon P l a t o n († 347) hat in einigen seiner Dialoge (Philebus, Phädrus, Hippias d. gr., Staat) Untersuchungeu über Fragen aus der Poetik angestellt, doch erst A r i s t o t e l e s († 322) hat die erste Poetik verfasst, von der leider nur Fragmente erhalten sind.

Dann folgt Horaz († 8 a. C.) mit seiner Epistel an die Pisonen. Seit dem 16. Jahrhundert sind die Werke von Vida, Boileau, Opitz, Gottsched, Bodmer, Lessing, Herder, und Schiller hervorzuheben. Vgl. M. Carriere, Wesen u. Formen d. Poesie 1854. R. Gottschall, Poetik 1855. G. Gerber, d. Sprache als Kunst 1871 f.

Polarität nennt man das Auseinandertreten einer Kraft in zwei qualitativ verschiedene, entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende Thätigkeiten. So spricht man von der Polarität der Geschlechter. Diesen Gegensatz hat schon die chinesische Spekulation, ferner findet er sich bei Pythagoras, Heraklit und besonders bei Schelling.

Polygamie s. Ehe.

Polylemma s. Dilemma.

Polytheismus vgl. Gott, Monotheismus, Henotheismus, Pantheismus.

Polyzetese (πολὺ viel, ζήτησις Frage) ist der Fehler vielen und unnützen Fragens, den man bei Kindern und Dummen oft findet. Ein Narr kann mehr fragen als ein Weiser antworten. Im Altertum hiess so auch ein Sophisma, wie der Acervus und Calvus (s. d.).

populär (v. populus Volk) oder volkstümlich heisst diejenige Art mündlicher oder schriftlicher Darstellung, welche sich nicht blos an die Gelehrten, sondern an das grössere Publikum wendet. Um von diesem verstanden zu werden, muss der Vortrag alle technischen Ausdrücke möglichst vermeiden oder übersetzen und umschreiben, er soll einfach, deutlich, lebendig und kraftvoll sein. Je nach dem Bildungsstandpunkt derer, für welche etwas popularisiert wird, hat der Redner oder Schriftsteller mehr oder minder herabzusteigen. Niemals aber sollte er seicht, d. h. oberflächlich werden, sondern, ob auch leicht verständlich, doch die Würde der Wissenschaft nach Inhalt und Form wahren. Auch die populäre Darstellung verträgt sich sehr wohl mit Gründlichkeit, Scharfsinn, Gedankentiefe und Systematik. So nützlich für die Hebung einer Nation die Popularisierung der Wissenschaft ist, so schwierig ist sie. Denn es gehört dazu eine grosse Beherrschung sowohl der Sprache als auch besonders der resp. Wissenschaft. In dieser Hinsicht sind uns England

und Frankreich glänzende Muster; aber auch in Deutschland haben seit Humboldts berühmten Vorlesungen über den Kosmos (1827) vorurteilslose Gelehrte sich eifrig bemüht, die Schätze ihres esoterischen Forschens durch exoterische Darstellung dem grösseren Publikum zu erschliessen. In Berlin besteht seit 1878 die „Humblodt-Akademie" als ein Institut, an welchem populäre Vorlesungen über alle Wissenszweige gehalten werden.

Popularphilosophen oder „Philosophen für die Welt" nennt man jene Männer vor Kant, welche die Form der schulmässigen Darstellung und der zusammenhängenden wissenschaftlichen Untersuchung absichtlich verschmähten, um ihren Ideen eine weitere Verbreitung zu geben. Hierher gehören: M. Mendelssohn (1729—86), Chr. Garve (1742—98), J. J. Engel (1741—1802), Thom. Abbt (1738—66), Joh. Zimmermann (1728—95) u. a. m.

Porisma (gr.) = Folgesatz oder Consectarium; porismatisch = abgeleitet, gefolgert.

Position (v. pono setze) ist Satzung oder Bejahung, d. h. 1) die Annahme von etwas; 2) die Bejahung eines Urteils, d. h. die Zuschreibung eines Merkmals zu einem Begriff; 3) die Anerkennung von etwas als einem durch Thatsachen oder Autoritäten Gegebenen.

positiv ist demnach 1) der Gegensatz von negativ, 2) von natürlich und 3) von bewiesen.

Positivismus nennt Aug. Comte (1798—1857) sein System, welches, mit Verwerfung der Theologie und Metaphysik, sich mit der Erkenntnis der die Erscheinungen regelnden Gesetze begnügt. Die positive oder exakte Philosophie sucht durch Beobachtung die im Bereiche der Erscheinungen selber liegenden Bedingungen zu erkennen und den Begriff der Ursache durch den der konstanten Folge zu ersetzen. „Sehen, um vorauszusehen, und forschen, was ist, um zu schliessen, was sein wird." Die Naturwissenschaft ist die Grundlage aller Philosophie und der Unterschied zwischen physikalischen und moralischen Wissenschaften hinfällig (vgl. dagegen Natur und Geschichte!). Die Thätigkeit des Menschen ist nur ein Produkt der unendlichen Mannigfaltigkeit äusserer Eindrücke und der Wechselwirkung zwischen ihnen und inneren Reaktionen. Besondren Nachdruck legt Comte auf die Sociologie.

Vgl. Lewes, Comte's philosophy 1874, G. E. Schneider, Einl. i. d. posit. Philos. 1880. Auch Dühring, (Natürl. Dialektik, Berl. 1865) hat eine „Philosophie der Wirklichkeit" versucht.

Possibilität (l.) Möglichkeit, possibel möglich.

post hoc, ergo propter hoc (nach diesem, folglich durch dieses) lautet einer der häufigsten Fehlschlüsse, der die Aufeinanderfolge zweier Dinge oder Ereignisse für die Auseinanderfolge ansieht. Oft nämlich folgt die Wirkung nicht zeitlich auf die Ursache, sondern beide sind koëxistent (gleichzeitig) oder die Ursache besteht auch wohl länger fort als die Wirkung. Ferner folgen Dinge zeitlich auf einander, die keineswegs mit einander in Causalnexus stehen. So wäre es ganz falsch zu schliessen: die Störche sind da, folglich wird es Frühling. Aus jenem Fehlschluss entspringt vielfach Aberglaube. Vgl. Causalität. Causalnexus.

Postprädikamente s. Kategorém.

Postulat (postulo fordre) oder Heischesatz ist eine Voraussetzung, deren Erweis man dahingestellt sein lässt. Kant nennt Postulat 1) einen a priori gegebenen, keiner Erklärung seiner Möglichkeit fähigen praktischen Imperativ. Man postuliert also hier nicht Sachen oder das Dasein eines Gegenstandes, sondern eine Maxime. 2) Postulat der reinen praktischen Vernunft ist ihm ein theoretischer, als solcher aber nicht erweislicher Satz, sofern er einem a priori unbedingt geltenden praktischen Gesetze unzertrennlich anhängt. 3) P. des empirischen Denkens überhaupt ist ein Prinzip der Modalität, z. B. was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt, ist möglich.

postuliert wird eine Bedingung, wenn entweder, dass etwas sei oder geschehen soll, unbezweifelt gewiss, aber doch nur bedingt ist und eine gewisse Bedingung dazu schlechthin notwendig ist. Vgl. Hypothese.

Potenz, eig. Vermögen, heisst in der Mathematik ein Produkt aus gleichen Faktoren. Demgemäss nannte Schelling jedes Einzelwesen eine relative Totalität, weil es die beiden Faktoren des absoluten Wesens in einer eigentümlichen Potenz darstelle. Die erste Potenz in der Natur ist die Schwere als ein Überwiegen des objektiven, die zweite das Licht als ein Überwiegen des subjektiven Fak-

tors, die dritte das organische Leben als Gleichgewicht der Faktoren. In anderem Sinne heisst Potenz s. a. Möglichkeit (s. d.), potentiell, s. a. möglich.

präcis (l.) heisst in der Logik ein Begriff, wenn er so genau bestimmt gedacht wird, dass man kein abgeleitetes und zufälliges Merkmal in denselben aufnimmt. Ebenso heisst diejenige Definition präcis, in der nichts Überflüssiges steht. Vgl. Definition.

Prädestination (l.), Vorherbestimmung, ist nach Augustin († 430) und Calvin († 1564) die von Gott nach absoluter Willkür getroffene Auswahl der Einen zur Seligkeit, der Andern zur Verdammnis (Prädamnation). Das Richtige an dieser Ansicht ist die Thatsache, dass manche Menschen durch ihre Anlagen, Verhältnisse und Lebensführung mehr Aussicht gut zu werden haben als andere. Vgl. Determinismus.

Prädeterminismus (l.) ist eine Art des Determinismus und behauptet, dass alle menschlichen Handlungen durch vorangehende Zeiterscheinungen vollständig bestimmt seien. Der naturalistische oder transcendentale P. findet die Bestimmungsgründe in der Natur und im Weltlauf, der theologische (eines Augustin, Boëthius, Anselm, Calvin, Beza) in Gottes Ratschluss. Vgl. Determinismus, Fatalismus, Prädestination.

Prädikabilien u. Prädikamente s. Kategorie.

Prädikat ist dasjenige Glied eines Urteils, welches etwas vom Subjekt aussagt. Vgl. Urteil.

Präexistenz (l.) ist das Dasein der menschlichen Seele vor Erzeugung ihres gegenwärtigen Körpers. Diese Annahme läuft entweder auf Metempsychose hinaus, so beim Buddhismus, bei Pythagoras und Empedokles und Leibniz; oder auf Creatianismus, wonach Gott die Seelen vor der Welt erschaffen habe und sie seiner Zeit mit ihrem resp. Körper verbinde; oder auf einen präexistenten Sündenfall wie bei Platon, Philon, Plotin, Origenes, Kant und Schelling, durch den die Seelen in den für sie geeigneten Leib gekommen seien. Diese Lehre heisst Präexistentianismus. — Veranlassung zu dieser Hypothese gaben sowohl die „angebornen Ideen“ als auch der angeborne Hang zum Bösen, ferner Idiosynkrasien, Sympathien und Antipathien, konstant wiederkehrende Traumbilder, welche den Wahn

erzeugten, dass man schon einmal existiert habe (die Anamnese Platons), die instinktartigen Impulse, die den individuellen Talenten und Fertigkeiten zugrunde liegen. Aber diese Gründe sind entweder keine Thatsachen oder zu dunkel, um darauf eine so gewagte Hypothese zu bauen. Vgl. Bruch, d. Lehre v. d. Präexistenz d. mschl. Seele 1859. J. B. Meyer, d. Idee der Seelenwanderung 1861.

Präformation (l.) ist die Vorherbestimmung der Organismen durch die dem Keime einwohnende Idee. Vgl. Organismus, Idee, Zweck.

pragmatisch (l. *πρᾶγμα* Handeln) heisst 1) dasjenige was zum Handeln, zur Praxis notwendig ist; 2) bedeutet es überhaupt s. a. nützlich, klug, erfahren. So ist die pragmatische Sanktion Karls VI., welche die weibliche Erbfolge einrichtete, eine für Österreich nützliche gewesen; ein pragmatischer Kopf ist ein tüchtiger anstelliger Mensch. 3) Pragmatisch heisst diejenige Geschichtsschreibung, welche die Begebenheiten nach ihrem Zusammenhang entwickelt und somit die Geschichte für das Leben nützlich macht. Der Pragmatismus der Geschichte ist der unter dem Gesichtspunkte des Kausalnexus betrachtete objektive Verlauf der Ereignisse. — Kant nennt pragmatisch im 2. Sinne was unsre Absichten zu erfüllen dient; also ist ihm jede Klugheitsregel pragmatisch.

praktisch heisst im Unterschiede vom Theoretischen alles was sich auf das Thun und Handeln bezieht, weil es irgendwie den Willen bestimmt. So sind praktische Wissenschaften die, welche von den Zwecken des Handelns und den Mitteln zu ihrer Erreichung handeln. Die Erkenntnis, welche sie bieten, wird mithin dadurch praktisch, dass sie Motive zum Handeln enthält. Solche Wissenschaften sind: Ethik, Aesthetik, Rechts- und Staatsphilosophie, Theologie, Medizin und alle technischen Disciplinen. Ein praktischer Vortrag einer Wissenschaft nimmt auf die Anwendbarkeit ihrer Lehren für bestimmte Zwecke Rücksicht; ein praktischer Mensch weiss, unabhängig von systematischer Einsicht und nur durch Erfahrung geleitet, die richtigen Mittel zum Zwecke zu finden. Vgl. Praxis. — Praktisch gut heisst bei Kant was vermittelst der Vorstellungen der Vernunft, mithin nicht aus

subjektiven Ursachen, sondern objektiv, d. i. aus Gründen, die für jedes vernünftige Wesen als ein solches gültig sind, den Willen bestimmt. Und der Wille, der sich ganz durchs Sittengesetz bestimmen lässt, ist praktisch gut. Praktische Vernunft heisst unsre Vernunft, sofern sie der Grund unsrer Anlage für die Persönlichkeit ist; denn sie giebt Gesetze, die keinen andern Zweck haben als sich selbst und von jeder Bedingung ganz unabhängig sind.

Prämissen (l. praemitto) heissen die Vordersätze des Schlusses. Man kann sie aber auch zu Hintersätzen machen durch Umkehrung des Schlusses, z. B. Trunkenheit ist schimpflich, weil Trunkenheit ein Laster und alle Laster schändlich sind. Gewöhnlich hat der Schluss 2 Prämissen (Ober- und Untersatz), oft aber auch nur eine, oft mehr als zwei. Vgl. Enthymem, Sorites.

Prästabilismus s. Harmonie, Monadologie.

Präsumtion (l. praesumo) ist eine Voraussetzung, die auf Gründen der Wahrscheinlichkeit beruht.

Praxis (πρᾶξις), Thätigkeit, ist der Gegensatz zur Theorie. Da aber ein zweck- und bewusstloses Handeln nicht zum Ziele führt, so darf auch jene nicht ganz ohne diese sein, nur dass sie sich mehr an Beobachtungen, Versuche, Experimente, mit einem Wort an die Erfahrung halten wird, als an Lehrsätze. Wenn Praxis und Theorie in schroffem Widerspruch stehen, so muss jene blind, diese unpraktisch werden; beide können von einander lernen. Nur wo die Theorie noch nicht genügend erprobt oder die Praxis noch unter unkontrollierbaren Einflüssen steht, darf eine die andere unberücksichtigt lassen. Jedenfalls ist es in der Moral, Aesthetik und Religion verwerflich, dasjenige, was man theoretisch vollständig anerkennt, nicht auch in die Praxis umzusetzen. Vgl. Kant, „Über den Gemeinspruch: „das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis.“ 1793

Preis (pretium), eig. Wert, bedeutet 1) Lob, Ruhm, sofern uns etwas als wertvoll erscheint; 2) dasjenige Äquivalent an Gütern, was jemand für eine Sache erhalten kann, und zwar unterscheidet man Marktpreis und Affektionspreis, jenen kann der Verkäufer von allen, diesen nur von Liebhabern fordern. Man unterscheidet ferner Kosten-

und Verkaufspreis; jener ersetzt dem Produzenten und dem jedesmaligen Verkäufer nur die Auslagen für Erlangen, Aufsuchen, Bearbeiten und Fortschaffen einer Sache. Dieser wird ihm wirklich gezahlt; auf seine Höhe oder Niedrigkeit haben viele Verhältnisse Einfluss: der Gebrauchswert einer Sache an diesem oder jenem Orte (vgl. Bedürfnis); Angebot und Nachfrage, Kosten der Aufbewahrung, Verderblichkeit der Ware selbst, Zinsfuss des angelegten Kapitals und Konkurrenz. Das Resultat aller dieser Faktoren ist der durchschnittliche Marktpreis.

premieren (l.) drücken, auf etwas dringen.

Primalität nannten die Scholastiker die Grundbestimmungen der Dinge. So sind nach Campanella (1568—1639) Möglichkeit, Erkenntnis und Liebe die Primalitäten des Seins, ihr Gegenteil diejenigen des Nichtseins.

primär oder wesentlich sind nach manchen Logikern diejenigen Eigenschaften, ohne welche ein Ding nicht sein oder gedacht werden kann. Vgl. Wesen, constitutiv.

Primat (l.) = Vorrang wird von Kant der praktischen Vernunft vor der spekulativen beigelegt, weil jene durch ihre Gesetzgebung dasjenige als Gegenstand des Glaubens verbürge, was diese nicht zu beweisen vermöge. Vgl. Postulat. Schopenhauer (1788—1860) schreibt dem Willen den Primat über den Intellekt zu. S. Wille.

Prinzip (l.) bedeutet zunächst Anfang, dann die Voraussetzung für Andres. Man unterscheidet Prinzipien des Seins (principia essendi) und der Erkenntnis (pr. cognoscendi); jenes sind die Real-, dieses die Idealprinzipien. Jenes sind die letzten Ursachen oder Grundthatsachen, dieses die letzten Gründe der Grundsätze. Beide sind oft sehr verschieden. Schon Aristoteles hob hervor, dass das uns Nächste keineswegs das Erste sei. Das Prinzip ist also das absolut oder relativ Ursprüngliche, wovon eine Reihe anderer Elemente abhängig ist. Auf dem allem Einzelnen zugrunde liegenden Prinzip beruht die Einheit des Systems. Das Erkenntnisprinzip enthält den Ausgangspunkt für eine Reihe von Erkenntnissen, namentlich die formalen und materialen Grundanschauungen, Grundbegriffe und Ideen, Axiome und Postulate; das

Realprinzip die gemeinsame Bedingung einer Reihe realer Wesen und Prozesse.

Unter den Erkenntnisprinzipien unterscheidet man formale und materiale. Die Formalprinzipien beziehen sich nur auf die Form der Anordnung und innere Verbindung von Erkenntnissen; von den Materialprinzipien dagegen hängt der Inhalt ab. Jene stellt die Logik dar, dieser richtet sich nach dem resp. Objekt. Ferner stehen die theoretischen Prinzipien den praktischen gegenüber; jene sprechen nur aus was ist oder geschieht, diese enthalten eine Wertbestimmung. Von den Maximen unterscheiden sich die Prinzipien so, dass sie eine allgemeine, objektive Bedeutung haben, während die der Maximen nur subjektiv ist. Je nachdem das Einzelne oder das Allgemeine zum Ausgangspunkt der Erkenntnis gemacht wird, werden regressive oder analytische Erkenntnisprinzipien oder progressive oder synthetische unterschieden. Die erstere Art dient der propädeutischen oder heuristischen, die zweite der streng wissenschaftlichen Darstellung, obgleich man am besten beide kombiniert. Vgl. Methode.

Platon hat zuerst erkannt, dass die Philosophie allein zu den Prinzipien (ἀρχαί) emporsteige, während die Einzelwissenschaften bei Voraussetzungen (ὑποθέσεις) stehen bleiben. Vgl. Philosophie. Aristoteles unterscheidet die beiden Methoden (Induktion und Syllogismus). Seit Cartesius sind Analysis und Synthesis als Bezeichnungen des Rückgangs zu und der Ableitung aus den Prinzipien üblich.

Kant hat noch einige eigentümliche Definitionen. So nennt er ein comparatives Prinzip einen Gedanken, der zwar nicht der letzte, aber doch für eine Reihe von Gedanken der Grund ist; Prinzip schlechthin eine synthetische Erkenntnis aus Begriffen. Prinzip aller menschlichen Erkenntnis ist ihm die letzte Bedingung alles für uns Begreiflichen; dahin rechnet Kant Zeit und Raum. Dies heisst auch das Prinzip aller synthetischen Urteile, sofern jeder Gegenstand unter den notwendigen Bedingungen steht „der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen der Anschauung in einer möglichen Erfahrung“. Ein metaphysisches Prinzip ist ferner dasjenige, welches die Bedingung a priori vor-

stellt, unter der allein Objekte, deren Begriffe empirisch gegeben werden müssen, a priori bestimmt werden können. Hierher gehört das Prinzip der praktischen Zweckmässigkeit, das heisst die Idee der Bestimmung eines freien Willens. Transcendental ist ein Prinzip, durch welches die allgemeine Bedingung a priori dargestellt wird, unter der allein Dinge Objekte unsrer Erkenntnis überhaupt werden können; z. B. das Prinzip der Zweckmässigkeit der Natur, die Erkenntnis der Körper als Substanzen. Ein regulatives Prinzip des Verstandes nennt Kant ein solches, welches das Verhältnis des Daseins der Erscheinungen a priori unter Regeln bringt (das sind die dynamischen Grundsätze); ein regulatives Prinzip der Vernunft hingegen den Grundsatz der grösstmöglichen Erweiterung unsrer Erfahrung, z. B. den kosmologischen der Totalität. — Auch Prinzipien der Sittlichkeit stellt Kant auf; und zwar ein apodiktisches, den kategorischen Imperativ, der die Handlung ohne Beziehung auf eine Absicht, oder irgend einen andern Zweck, für sich als objektiv notwendig erklärt: ein assertorisches, den hypothetischen Imperativ, welcher sagt, dass die Handlung zu irgend einer wirklichen Absicht gut sei; ein problematisches, d. h. einen Imperativ, welcher sagt, dass die Handlung zu irgend einer möglichen Absicht gut sei. Formal heisst das praktische Prinzip, das von allen subjektiven Zwecken abstrahiert; material, das diese, mithin gewisse Triebfedern, zugrunde legt.

Folgende formulierte Prinzipien finden sich noch bei Kant: 1) Prinzip der Dynamik: Alles Reale der Gegenstände äusserer Sinne muss als bewegende Kraft angesehen werden. 2) der Homogeneïtät: Man muss die Anfänge nicht ohne Not vervielfältigen. 3) der Specification oder Varietät: Man muss die Arten nicht auf eine zu kleine Zahl herabsetzen. 4) der Sittlichkeit s. kategorischer Imperativ. — Vgl. Grundsatz, Axiom, Individuation.

Prinzipaltugend s. Cardinaltugend.

Prinzipiat (principiatum) ist ein abgeleiteter Satz, der übrigens auch wieder als (wenigstens komparatives) Prinzip für andre Sätze dienen kann.

principiis obsta, sero medicina paratur, d. h.

„Widerstehe den Anfängen, zu spät kommt die Heilung“ diese Worte Ovids (Medicina amoris 91) haben sowohl für die Theorie als auch für die Praxis Wert. Dort mahnen sie zur Kritik, hier zur Wachsamkeit.

Proärese (προαίρεσις) eig. Vorsatz, Entschluss (s. d.) unterscheidet Aristoteles (Eth. Nic. III, 4) vom Wollen überhaupt, sofern jenes ein Handeln aus Überlegung einschliesse. Er entscheidet sich zugleich gegen Platons Behauptung, dass niemand freiwillig böse sei. Denn der Mensch ist Prinzip seiner Handlungen, und wo er dies nicht ist, hat er auch Schuld, sofern er es vernachlässigte, für die Ausbildung des rechten Habitus (ἕξις) zu sorgen. Alle unsre Handlungen stehen in unsrer Gewalt. Doch ist Freiheit kein Prädikat des Wollens, denn dies geht stets auf das für gut Gehaltene; frei sind wir nur, sofern das Prinzip unserer Handlungen in uns selbst liegt. Bei den Stoikern ist das Proäretische (τὸ προαιρετικόν) dasjenige, was wir in unsrer Gewalt haben. Wer sich unter Anerkennung des Fatums darauf beschränkt, ist frei, wobei jedoch das Wollen durchaus nicht frei ist, da es entweder von der Vernunft oder von den Affekten beherrscht wird. Dass Ersteres geschehen soll, das erhellt aus der Vorzüglichkeit der Tugend, dass es geschehen kann, ist in der Möglichkeit der Determination des Wollens durch Motive, Maximen und Erziehung begründet. Freiheit heisst also nicht die Befreiung von der Motivation, sondern Bestimmung durch gute Motive. Vgl. Freiheit, Determinismus.

probabel (l.) wahrscheinlich; Probabilität Wahrscheinlichkeit (s. d.).

Probabilismus (l.) heisst die Ansicht, dass man sich in wissenschaftlichen Dingen mit einer grösseren oder geringeren Wahrscheinlichkeit begnügen müsse. So lehrten die Skeptiker (s. d.). Oft verbindet sich mit diesem theoretischen ein praktischer Probabilismus, wie ihn die Akademie vertrat. Auch Aristoteles sagt (Eth. Nic. I. II, 2), dass man betr. der Handlungen das Wahre nicht mit wissenschaftlicher Schärfe (ἀκριβῶς) bestimmen könne. Vgl. Collision der Pflichten. In neuerer Zeit haben die Jesuiten (s. d.) den praktischen Probabilismus vertreten.

Problem (gr. v. προβάλλειν hinstellen) ist eine wissen-

schaftliche Aufgabe, welche nicht auf den ersten Blick klar ist, daher einer Lösung und eines Beweises bedarf. Jede Wissenschaft hat ihre eigentümlichen Probleme, aus deren Lösung gewöhnlich immer neue, verwickeltere hervorgehen. Sofern das Problem auf einem Widerstreit von Gründen und Gegengründen beruht, trägt es einen antithetischen Charakter. Das Bedürfnis, diesen Widerspruch zu lösen, ist der mächtigste Sporn wissenschaftlicher Forschung. Ein Muster von Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit in der Untersuchung bleibt Immanuel Kant. — Für den gemeinen Menschenverstand wie für den Ignoranten gibt es keine Probleme. Die wichtigsten Probleme der Philosophie sind: 1) die Erkennbarkeit der Aussenwelt. 2) Das Wesen der Seele. 3) Raum, Zeit und Bewegung. 4) Stoff und Kraft. 5) Entstehung der Empfindung. 6) Die Freiheit des Willens. 7) Die Zweckmässigkeit der Natur. Vgl. Flügel, die Probleme der Philos. Köthen 1876.

problematisch heisst das Mögliche oder Ungewisse oder Zweifelhafte. Ein problematischer Begriff gibt nur etwas Mögliches zu denken, ein problematisches Urteil ist ebenso möglich wie sein Gegenteil, dem problematischen Urteil steht das apodiktische gegenüber. — Problematische Naturen sind nach Goethe (Sprüche in Prosa II) solche, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut; daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuss verzehrt (vgl. den gleichnamigen Roman von Spielhagen).

Process (l. procedo) heisst zunächst das Verfahren vor Gericht, dann jedes Verfahren nach bestimmten Regeln, endlich ein gesetzmässiger Vorgang überhaupt. In diesem Sinne spricht man von chemischen, logischen, psychologischen Prozessen.

Produkt (l. produco) ist jedes Erzeugniss der Natur oder der Kunst; produktiv heisst schöpferisch. Vgl. Phantasie.

Progress (l. progredi) heisst der Fortgang von der Bedingung zum Bedingten; z. B. von den Eltern zu den Kindern; progressiv ist die Methode, welche synthetisch von den Prinzipien zum Besondern oder Einzelnen herab-

führt. Progress in infinitum nennt man eine unendliche Reihe von Bedingungen.

Prohärese s. Proärese.

Projektion (l. projicio) nennt man die Abbildung eines Gegenstandes auf einer ebenen oder krummen Fläche durch grade Linien; die Punkte, in denen sie sich treffen, geben die Projektion des Gegenstandes. Projektion der Empfindung heisst in der Psychologie die Hinausverlegung derselben in die Aussenwelt, sodass wir sie nicht für einen subjektiven, sondern objektiven Vorgang halten. Dies geschieht nur mit tonlosen Empfindungen. So wird die Druckempfindung nach aussen als Leib, die Muskel- und Tastempfindung als Aussending projiziert. Dies erhellt z. B. aus der Thatsache, dass ein Glied, das infolge abnormer Einwirkung die Druckempfindung verliert, uns alsbald als etwas Fremdes, zur Aussenwelt Gehöriges erscheint. Auch die Empfindungen der Sinne werden projiziert, freilich mit Hülfe des Tastsinns, und das Gesicht leitet wieder die anderen Sinne. Betonte Empfindungen werden im Grade ihrer Betonung lokalisiert, unbetonte im Verhältnisse der Bestimmtheit ihres Inhalts projiziert. Betastet man ein Objekt mit einem Stabe, so wird die Tastqualität vor das Ende des Stabes projiziert. Bei Berührung projiziert das nervenreichere Glied seine Empfindung auf das nervenärmere, das bewegte auf das unbewegte, das frische auf das ermüdete. Neugeborene projizieren noch nicht, denn sie schliessen weder die Augen vor dem sich nähernden Gegenstand, noch wenden sie ihm das Ohr zu. Ebenso wenig der Erwachsene im Halbbewusstsein. Das Projizieren auch der Traumbilder nach aussen beweist, dass es überhaupt ein rein psychischer Vorgang ist. Vgl. W. Volkmann, Psychol. II, 127 f. 3. Aufl. 1885.

Prolegomena (*προλεγόμενα*) eig. Vorrede, Einleitung; berühmt sind Kants „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können“ 1783. Er führt darin den Nachweis, dass es bis dahin überhaupt noch keine Metaphysik gegeben habe, ja dass eine solche in dem Sinne einer Wissenschaft von den letzten Ursachen und Zwecken alles Seins unmöglich sei. Diese Schrift Kants ist, trotz ihres negativen Resultats, sehr

lesenswert, besonders als Einleitung zum Studium seines schwierigen Werkes: „Kritik der reinen Vernunft" 1781.

Prolepse (πρόληψις) bedeutet bei Epikur die Vorstellung, d. h. ein in uns beharrendes allgemeines Gedächtnisbild, die Erinnerung an viele gleichartige Perzeptionen eines Objekts. Sie taucht namentlich beim Hören des betreffenden Namens in uns auf. Bei den Stoikern hingegen bedeutet Prolepsis den aus der Wahrnehmung durch Fortgang zum allgemeinen absichtslos gebildeten Begriff (auch κοινὴ ἔννοια genannt), den manche Stoiker schon als angeboren bezeichnen (ἔμφυτα πρόληψις). Vgl. Vorstellung, Wahrnehmung.

Propädeutik (προπαιδευτικὴ τέχνη), Vorbereitung oder Vorübung, ist die Summe der zum Studium einer Wissenschaft oder Kunst nötigen Kenntnisse. Manche Wissenschaften, die für sich selbständig genug sind, können anderen als Propädeutik dienen. So die Mathematik für die Mechanik, Anatomie für Medizin u. s. f. Da die Logik die Wissenschaft vom Wissen überhaupt ist, hat man sie oft als Propädeutik zur Philosophie, ja zu allen Wissenschaften bezeichnet. Doch ist sie selbst eine philosophische Disziplin. Unter „Philosophischer Propädeutik" hätten wir also die Darlegung derjenigen Begriffe und Prinzipien zu verstehen, die für ein fruchtbares Studium unerlässlich sind. Vgl. A. Matthiä, Lehrb. d. ersten Unterrichts i. d. Philos. Lpz. 1827. W. G. Schirlitz, Propädeutik z. Philos. Cösl. 1829. L. Noack, Propäd. d. Phil. Weimar 1854. E. Kuhn, Propäd. f. wissensch. Studien Berl. 1869.

Propositio major und minor heisst der Ober- und Untersatz des Schlusses (s. d.).

Prosyllogismus (gr.) Verschluss, Voranschluss, Einleitungsschluss (vgl. Episyllogismus).

Proton Pseudos (πρῶτον ψεῦδος), eig. erste Lüge, dann Grundirrtum, aus welchem meist viele andre Irrtümer entspringen. So ist z. B. Schopenhauers Grundirrtum die Idee, dass diese Welt die denkbar schlechteste; I. G. Fichtes, dass die Aussenwelt nur eine Setzung des menschlichen Ich sei; Kants, dass wir die Dinge an sich nicht zu erkennen vermögen u. s. f.

Pseudómenos (gr.) = der Lügner heisst eine Vexierfrage der Alten: „Wenn ich lüge und sage, dass ich lüge, lüge ich da wirklich oder rede ich die Wahrheit?“ Dies Dilemma erledigt sich leicht, wenn man Lügen richtig als bewusste und absichtliche Täuschung definiert. Vgl. Lüge. Vgl. Grillparzer: „Weh dem, der lügt!“ (nach Greg. v. Tours III, 15).

pseudoskopische Erscheinungen sind Täuschungen des Augenmasses, welche entweder durch vorgefasste Meinungen entstehen oder durch Konvergenz der Linien oder durch Bewegung oder durch Beleuchtung.

Psyche (ψυχή), eig. Hauch, bedeutet bei Homer nur die personifizierte Lebenskraft, einen ätherischen Leib im materiellen, als dessen Schattenbild oder Traumgestalt sie nach dem Tode fortbesteht. Dort hat sie kein Bewusstsein (φρένες und θυμός) mehr, das sie erst durch das Bluttrinken erhält. Allmählich finden wir bei den Griechen Seele und Mut (ψυχή und θυμός) gleichgesetzt, während sich Psyche und Nus (ψυχή und νοῦς) gegenübertreten. Jene bezeichnet das durch Affekte und Leidenschaften bewegte Seelenleben, dieser das ruhige Sein des Denkens; jene die sinnliche Wahrnehmung, dieser das Begreifen. In der Kosmologie ist jene der subjektive, dieser der objektive Geist. — Parallel der griechischen Psyche geht die lateinische anima, das Lebensprinzip im Menschen und im Tiere, welches zwischen Leib und Geist die Mitte hält. Dieselbe Bedeutung hat das hebräische Nephesch (Seele) als das den Leib durchdringende Lebensprinzip, das im Blute wohnt (Num. 6, 6), dem jedoch auch Liebe, religiöses Gefühl und Denken zugeschrieben wird. Vgl. Psychologie, Seele.

Psychiatrie (Seelenheilkunde) ist die Lehre von der Erkennung und Behandlung der Seelen-, Geistes- oder Gemütskrankheiten. Da das Gehirn das Organ der Seele ist, hat sie es hauptsächlich mit den Erkrankungen derselben zu thun; doch sind ebenso sehr physiologische, moralische und soziale Einflüsse zu beachten. Unsre physiologische, anatomische und pathologische Kenntnis des Gehirns ist aber noch überaus mangelhaft, so hat sich die Psychiatrie mehr mit den anderen uns zugänglicheren Ursachen der Geisteskrankheit zu beschäftigen.

Vgl. Griesinger, die Pathologie und Therapie der physischen Krankheiten (4. Aufl. Braunschweig 1876).

Psychograph (gr.) ein von Horn erfundener Schreibapparat, durch welchen die Geister der Spiritisten ihre Offenbarungen kundgeben sollen. Es ist eine Holzplatte, welche, von der Hand des Mediums bewegt, die Schriftzeichen vermittelst eines sog. Storchschnabels verkleinert wiedergibt. Schon bei den Chinesen und den alten Römern war dieser Humbug üblich. Vgl. C. Sterne, die Wahrsagung aus d. Bewegungen lebloser Körper. Weimar 1862.

Psychologie (*ψυχή* Seele, *λόγος* Lehre), eig. Seelenlehre, ist die Wissenschaft von der Seele, d. h. dem Träger des geistigen Lebens. Sie hat die psychischen Phänomene zu erklären, d. h. die wirklichen Vorgänge unsres Innern aufzusuchen und die Gesetze, nach denen sie sich vollziehen, aufzustellen. Soweit ist sie empirisch. Da sich unser Trieb nach Wahrheit aber nicht damit begnügt, so muss er sich auch mit der spekulativen Untersuchung über das Wesen der Seele beschäftigen, falls sie nicht diese aus der Metaphysik herübernehmen kann oder will. Die Prinzipien der Psychologie sind also teils empirisch, teils spekulativ. Doch dürfen deshalb nicht, wie von Chr. Wolff vorgeschlagen wurde, zwei Teile gemacht werden: empirische und rationale Psychologie, sondern jene beiden Prinzipien sind zu kombinieren. Demgemäss darf weder die Induktion noch die Deduktion allein verwendet werden, sondern beide muss man zur genetischen Methode (s. d.) verbinden, welche bei Erklärung der Phänomene von den empirischen Prinzipien den Stoff, von den spekulativen das Gesetz entnimmt. Wir halten daher die Psychologie weder mit Hegel für einen Teil der Metaphysik, noch mit Beneke für Naturwissenschaft. Auch scheint uns keins von den drei bisher versuchten psychologischen Systemen, welche der Reihe nach geherrscht haben, allein durchführbar, weder die Theorie der Seelenvermögen, noch die Verfolgung der Entwickelungsstufen des Geistes, noch die Darstellung der Gesetze des Vorstellens.

Die Psychologie ist eine der wichtigsten Wissenschaften, denn sie dient allen Geisteswissenschaften zur Grundlage. Nebst Anatomie und Physiologie gehört sie in die Anthropologie. Von der Logik unterscheidet sie sich insofern,

als sie die geistigen Vorgänge nur als Naturprozesse ansieht, ohne einen Kanon der Deutlichkeit und Richtigkeit aufzustellen; ebenso von der Ästhetik und Ethik, welche Normen, Ideale für das Schöne und Gute suchen. Von der Metaphysik weicht sie auch ab, da sie nur die psychologische Entstehung der Vorstellungen von Raum, Zeit, Bewegung, Gott u. s. f. untersucht, während die Metaphysik ihre objektive Gültigkeit beweist.

Die Hauptquelle der Ps. ist die Beobachtung, d. h. die methodische Wahrnehmung, welche wir auf andre und uns selbst zu richten haben. Ferner die Physiologie, die Psychologie der Tiere, die vergleichende Sprachwissenschaft, ethnographische und statistische Forschungen, endlich das Studium der Meisterwerke der Poesie, Musik, Malerei und Mimik. —

Die ältesten griechischen Philosophen stellten das geistige und körperliche Wesen noch gleich, nur dass sie jenes für ätherischer als dieses hielten, eine Ansicht, die auch später von den Stoikern und Epikureern aufgenommen wurde. Platon dagegen stellte die Seele als das Einfache, Unauflösliche und Immaterielle dem Körper gegenüber, doch begründet erst Aristoteles die wissenschaftliche Psychologie. Er fasst die Seele als Entelechie, d. h. den immanenten Zweck des Leibes, und schreibt ihr drei Seelenvermögen zu, das vegetative, empfindende unr denkende. Seine Lehre herrschte durchs ganze Mittelalter, erst am Ende desselben werden infolge schüchterner naturwissenschaftlicher Studien von Paracelsus, Cardano, Telesio u. a. phantastische Versuche neuer Auffassungen gemacht. In der vorkantischen Philosophen stehen sich Empirismus und Rationalismus gegenüber, von denen jener sich nur auf Thatsachen der Erfahrung, dieser nur auf die der Vernunft angebornen Ideen und Kategorien stützen will. Cartesius betonte zuerst die Wichtigkeit des Bewusstseins, begründete aber auch den psychologischen Dualismus, der sich durch Geulinx und Malebranche zum Occasionalismus entwickelte. Auch Spinoza bewegt sich, ebenso wie Leibniz, in dieser Richtung, wenn auch jener durch die Einheit der Substanz die beiden streng geschiedenen Attribute des Denkens und der Ausdehnung zu vereinigen und Leibniz durch die Hypothese von der Effulguration der Monaden die prästabilierte

Harmonie zu beleben versuchte. Eine gesundere Richtung in der Psychologie schlug erst Locke ein, indem er unbefangen beobachtete. Er erkannte in der Sinneswahrnehmung (sensation) eine Hauptquelle geistigen Lebens; mit ihr verbinde sich die Reflexion, um die einfachen Vorstellungen (Grösse, Farbe, Ausdehnung, Bewegung u. s. w.) zu bilden, aus denen dann die zusammengesetzten, die der Eigenschaften und Substanzen, entstehen. Es ist nicht seine Schuld, dass die französischen Encyklopädisten seine Lehre zum Ausgangspunkt ihres Materialismus nahmen. — Kants Verdienste um die Psychologie bestehen erstens in seiner Erkenntnistheorie (Kritizismus), ferner in der Bekämpfung des Materialismus; doch geht er in seiner kritischen Abweisung eines Seelenwesens zu weit und schliesst sich in der Aufstellung von Seelenvermögen zu eng an Wolff an. Daher hat auch die Kantische Schule, welche sich mit der Aufzählung von Haupt- und Nebenvermögen begnügte, wenig für die Psychologie geleistet. Doch gab I. G. Fichte durch seinen absoluten Idealismus, Schelling durch die Naturphilosophie und Hegel durch manche feine Bemerkung vielfach Anregungen zur psychologischen Forschung. Ein neuer Anstoss zum Aufschwung ging aber erst von Herbart aus, den man den Reformator der Psychologie nennen kann. Er hat die Seelenvermögen bestritten, das ganze Seelenleben auf Vorstellungen zurückgeführt, die er als Kräfte betrachtet; aus ihrem Zusammensein leitet er alle psychischen Prozesse ab; er hat die sog. mathematische Psychologie begründet, um jene exakt zu berechnen. Freilich unterliegt seine Theorie von den Vorstellungen manchen Bedenken. Auch Beneke versuchte die Psychologie durch Induktion zu fördern, doch fiel er in den Sensualismus zurück. In der Gegenwart hat die Herbartsche Schule die meisten Anhänger, von denen nur Lotze, Zimmermann, Lindner, Volkmann genannt sein mögen. Daneben sind die Versuche von Wundt, Fechner u. a., welche sich mehr an die Physiologie anschliessen, hervorzuheben. Vgl. Herbart, Lehrb. z. Psych. 2. Aufl. 1834. Drobisch, Empir. Psych. 1842. Fortlage, Gesch. d. Psych. 1852. Jessen, Physiol. d. Denkens 1872. Lotze, Medizin. Psych. 1852. Wundt, Physiol. Psych. 2. Aufl. 1880. Strümpell, Psych. 1884. Kirchner, Katechism. d. Psych. 1883.

Psychometrie nennt Chr. Wolff († 1754) die mathematische Psychologie, welche er und auch Kant für nützlich hielten, die aber erst Herbart († 1841) ausgeführt hat (1824); auch Fechner hat diese Idee, wenn auch in andrer Form, in seiner Psychophysik wieder aufgenommen. Herbarts Gedanke, jene quantitativen Bestimmungen, zu denen die psychologische Betrachtung führt, auf mathematische Formeln zu bringen, verdient gewiss Beachtung. Hierher gehört die Vorstellungsstärke, der Grad ihrer Helligkeit, ihre Hemmung, ihre Verschmelzung und Bewegung. Freilich will die Psychometrie nicht „Psychologie nach mathematischer Methode" sein; ebensowenig eine Berechnung der einzelnen Seelenzustände, wozu ihr der allgemeine Massstab fehlt. Doch ist sie wertvoll sowohl als exakte Formulierung der Gesetze über die Wechselwirkung psychischer Zustände und als Versuch einer Mechanik derselben vom Standpunkte der Vorstellung aus. Vgl. Herbart: Über die Möglichkeit und Notwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden 1823. Derselbe, Psychol. als Wissenschaft. 1824.

Psychopannychie (ψυχή = Seele, πᾶν alles, ganz, νύξ = Nacht) Seelenschlaf zwischen Tod und Auferstehung, ein bewusstloser Zustand, welchen schon Tertullian (de anima 58) bekämpft und das Concil zu Lyon 1274 verworfen hat. Die Psychopannychiten, Anabaptisten und Soulsleepers huldigten der Lehre. Vgl. Calvin, de psychopannychia 1534.

psychophysisches Gesetz, das Fechner (1859) ausgesprochen hat, lautet: Die eben noch sicher empfundenen Zunahmen verschiedener Reizstärken verhalten sich wie die Reizstärken selbst. Wirken auf denselben Sinn verschiedene Reize, deren Intensitäten eine geometrische Reihe bilden, so entstehen Empfindungen, die eine arithmetische bilden. Die Intensitäten der Empfindungen verhalten sich wie die Logarithmen der Intensitäten der sie hervorrufenden Reize, wenn als Einheit der Schwellenwert des Reizes angesehen wird, d. h. diejenige Reizstärke, wobei die Empfindung in der Reihe wachsender Reize zuerst entsteht, resp. bei abnehmender Reihe zuerst verschwindet.

Punkt (l.) ist nach Euklid dasjenige, was keine Teile und keine Ausdehnung hat. Der geometrische Punkt ist

daher ebenso, wie das Atom, eine Abstraktion; beide kann man nur denken, nicht vorstellen. Daher sagen die Mathematiker ganz konsequent, durch Fortbewegung eines Punktes entstehe die Linie, deren Grenzen, aber nicht deren Teile die Punkte bilden.

Pyromanie (*πῦρ* Feuer, *μανία* Wahnsinn), d. h. Brandstiftungstrieb, nennt man jenen Irrtrieb, welcher, aus Depression des Seelenlebens entspringend, den Menschen veranlasst Feuer anzulegen, weil er eine gewaltige Erschütterung seines Nervensystems begehrt und sich selbst gern als den Urheber eines so gewaltigen Ereignisses, wie die Feuersbrunst ihm scheint, sehen möchte. Oft verrät sich solcher Pyromane durch die heftige Freude über die gelungene That oder gar durch zu frühzeitiges Allarmieren. Meist wiederholt er seine Unthat, weil sie ihm Erleichterung der psychischen Spannung gebracht hat. Gewöhnlich liegen Störungen des Geschlechtslebens zugrunde. Vgl. J. A. Knop, d. Paradoxie des Willens. Lpz. 1863.

Pyrrhonismus s. Skepticismus.

Qualität (l. qualis wie beschaffen), d. h. Beschaffenheit, wird sowohl von Dingen als auch von Begriffen und Urteilen ausgesagt. Die Qualitäten eines Dinges sind seine Eigenschaften (s. d.), diejenigen eines Begriffs seine Merkmale, welche zusammen seinen Inhalt ausmachen. Man denkt einen Begriff logisch genau, wenn man sich nach seiner Qualität richtet. Bei Urteilen nennt man gewöhnlich ihre Bejahung oder Verneinung so, d. h. die Entscheidung über Verknüpfung oder Nichtverknüpfung von Subjekt oder Prädikat. Aber diese Auffassung der Sache erscheint uns unhaltbar; denn was man gewöhnlich Qualität nennt, ist eigentlich Modalität des Urteils, d. h. seine Beziehung zu unserm Erkenntnisvermögen. Richtiger wird unter Qualität die Bestimmung des Inhalts vom Subjekt durch das Prädikat verstanden. Nach ihm richtet sich der Inhalt des Urteils, nach dem Umfange des Subjekts sein Umfang. Vgl. Urteil, Form, Naturkraft.

qualitative Gefühle s. Gefühle.

Quantität (quantus wie gross) ist die Grösse eines Dinges. Sie setzt stets eine gewisse Vielheit voraus, welche der Vermehrung und Verminderung fähig ist.

Unter den Begriff der Grösse fallen Zahl, Grad, Raum, Zeit und Bewegung. Kant definiert die Grösse als Vielheit des Gleichartigen oder als Kategorie der Synthesis des Gleichartigen in der Anschauung überhaupt. Vgl. Grösse. — In der Logik bezeichnet die Quantität eines Begriffs seinen Umfang, d. h. die Menge von Dingen oder Begriffen, denen er als Merkmal zukommt. Die Quantität eines Urteils dagegen den Umfang des Subjekts, d. h. die Bestimmung, ob das Urteil vom ganzen Umfange des Subjekts ausgesagt wird oder von einem Teile; jenes sind die universalen, dies die singulären Urteile. Die von Kant aufgestellten partikulären sind keine besondre Klasse, weil sie entweder zu den universalen oder zu den singulären gehören. Vgl. meine Logik S. 90—92.

Quiddität (quid was?) bezeichnet bei den Scholastikern dasselbe wie Substanz (nach Aristoteles' Ausdruck *τὸ τί ἦν εἶναι* oder *τί ἐστι*). Vgl. Form.

Quietismus (l. quies Ruhe) ist diejenige Lebensauffassung, welche sich durch Versenkung in Gott völlig vom Leben abwenden will. Solche Quietisten oder Hesychiasten finden sich im Buddhismus, im Mittelalter (Meister Eckhardt, Tauler), in der neuern Zeit (Frau v. Guyon, v. Bourignon, Bunyan, Molinos, Gichtel). Auch Schopenhauer gehört, wenigstens in der Theorie, hierher.

Quietiv (quies Ruhe) nennt Schopenhauer (1788 bis 1860) die intuitive Erkenntnis von der Nichtigkeit der Welt und des Individuums, wodurch die Verneinung des Willens zum Leben erzeugt wird. Dieses Quietiv, die Resignation, findet unser Pessimist in den höchsten Leistungen der Kunst: an Heiligenbildern und in der Tragödie. Vgl. Pessimismus.

qui bene distinguit, bene docet (wer gut unterscheidet, lehrt gut) hebt die Wichtigkeit klarer und deutlicher Begriffe und scharfer Definitionen hervor. Ulrici (1806—84) nimmt das Unterscheiden als Ausgangspunkt des Philosophierens überhaupt an.

qui nimium probat, nihil probat = wer zuviel beweist, beweist nichts. Vgl. Beweis.

Quintessenz (quinta essentia), eigtl. fünftes Wesen, bezeichnet ursprünglich den Äther als fünftes Element (ausser Feuer, Wasser, Luft und Erde); und da die Alten

ihn für das Vorzüglichste, ja für etwas Göttliches hielten, so bedeutet die Quintessenz einer Sache ihr Wesen. Vgl. Äther.

quod dubitas, ne feceris (thue nicht, was du bezweifelst), eine gute sittliche Vorschrift, wonach wir solange lieber nicht handeln sollen, als wir noch in Zweifel sind, ob die Handlung gut oder böse ist. Dies spricht schon Cicero (de offic. I, 30) und Plinius (ep. I, 18) aus, auch Paulus (Röm. 14, 23). Vgl. Gewissen.

Quodlibet (quod libet was beliebt) hiess bei den Scholastikern eine Schrift vermischten Inhalts, welche meist nach Art des Katechismus aus Fragen und Antworten bestand (quaestiones et responsiones quodlibeticae). Verfasser und Ausleger solcher Schriften hiessen Quodlibetarier, z. B. Goethals, Hervay, Myronis.

Rabulistenbeweis ist ein Beweis, wie ihn ränkevolle Sachwalter (rabulae) verwenden, und der auf falschen Schlüssen, Scheingründen, sinnwidriger Auslegung u. dgl. beruht. Vgl. Beweis, argumentum ad hominem.

Rache ist die Lust, welche aus der Vergeltung einer uns wirklich oder vermeintlich zugefügten Beleidigung entspringt; dieser Affekt beruht also auf der Befriedigung des Hasses. Vom moralischen Gesichtspunkt ist er, so sehr er dem rohen Menschen natürlich, tadelnswert, weil er eigenmächtig, ungerecht und grausam ist. Es ist die Schadenfreude über das Weh Andrer. Rachgier oder Rachsucht ist die leidenschaftliche Begierde nach Rache. Nur unedle Naturen verfallen dieser Leidenschaft wie Nero, Philipp II. und Napoleon I. Ein Typus des Rachgierigen ist Shylock.

radikal (v. radix Wurzel) nennt man eine Denk- und Handlungsweise, welche bis auf den Grund, die Wurzel, geht, also die letzten Konsequenzen eines Prinzips zieht. So spricht Kant vom „radikalen Bösen", d. h. dem uns angebornen natürlichen Hange dazu, infolgedessen alle Maximen verdorben sind. Es ist derselbe Gedanke, den die Kirchenlehre durch die Lehre von der „Erbsünde" ausdrückt.

Raison (frz.) Vernunft, Einsicht, Erkenntnis; raisonnieren verständig betrachten, reden, urteilen und schliessen; auch vernünfteln, schwatzen, widersprechen.

Raisonnement Beurteilung, verständige Betrachtung, Schlusskette; aber auch Geschwätz, Vernünftelei.

Ratiocination (l.) heisst sowohl Schluss als auch Raisonnement, d. h. Gebrauch der Vernunft.

rational (v. ratio Vernunft) ist 1) der Gegensatz von empirisch und heisst dann soviel als metaphysisch. So spricht man von einer empirischen und rationalen Psychologie; 2) der Gegensatz von sensual; rational verfährt also derjenige, welcher sich nicht auf die Aussagen seiner Sinne verlässt, sondern auf die Gesetze und Kategorien der Vernunft. So ist eine rationale oder rationelle Lebensweise eine vernünftige; 3) der Gegensatz zu irrational (unlogisch).

Rationalismus ist der Gegensatz 1) von Empirismus, 2) von Dogmatismus und 3) von Unvernunft. Dazu kommt als 4. Gegensatz der Supranaturalismus. In diesem Sinne ist Rationalismus die theologische Richtung, welche in Glaubenssachen den Gebrauch der Vernunft nicht nur für erlaubt, sondern für notwendig hält, um die göttliche Offenbarung aufzufassen und zu prüfen. Während in England infolge der empirischen Philosophie Lockes der Deismus, in Frankreich ein materialistischer Atheismus Boden gewann, ward der Rationalismus in Deutschland durch Chr. Wolff begründet. Dieser nämlich stellte in seiner „Natürlichen Theologie“ eine Vernunftreligion der positiven gegenüber. Dazu kam die durch Semler eingeleitete, durch Ernesti, Töllner, Griesbach u. a. fortgesetzte Kritik der Bibel und Kirchengeschichte. Ferner traten die Popularphilosophen (s. d.) sowie Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ für eine, bisweilen seichte Aufklärung ein, welche auf religiösem Gebiet nichts gelten lassen wollte, was sich nicht vor dem „gesunden Menschenverstande“ (common sense) rechtfertigen könnte. Zwar vertiefte Kant ihre eudämonistische Moral, aber der Gegensatz zu allen positiven Elementen der Religion (Offenbarung, Wunder, Weissagung) und zu allem Mystischen war auch sein Standpunkt. Auch er betrachtet die Vernunft als die einzige Offenbarungsquelle und kann nichts Mystisches und Unbegreifliches ertragen. Um nun aber doch die geschichtliche Wahrheit der hl. Schrift, deren Autorität diese Rationalisten anerkannten, zu retten, ohne mit der Vernunft in Widerspruch zu geraten, ver-

irrten sie sich zu gewaltsamen, abenteuerlichen, oft lächerlichen Auslegungen, indem sie alles Wunderbare als Accomodation der heiligen Schriftsteller deuteten. Schopenhauer sagt richtig, die Rationalisten sind ehrliche Leute, aber platte Gesellen. So ist der Rationalismus das echte Kind des 18. Jahrhunderts, dieser Zeit der Ernüchterung, Verständigkeit und Aufklärung. Daher erhoben sich dagegen Lessing, Herder, Jacobi, Lavater, Hamann, ferner die Romantiker und vor allem Schleiermacher und Schelling. Vgl. Stäudlin, Gesch. d. Rat. u. Supranaturalism. 1816. K. Hagenbach, Kirchengesch. d. 18. u. 19. Jahrh. 3. Aufl. 1856. K. Hase, Anti-Röhr. 1834.

Raum und Zeit. Alles, was wir wahrnehmen oder auch vorstellen, versetzen wir in Raum und Zeit. Bei jedem Ereignisse fragen wir: wann und wo ist es geschehen? Der naive Mensch findet dabei nichts Auffallendes, während der Philosoph darin eines der schwierigsten Probleme erkennt. — Zunächst ist klar, dass wir uns die Dinge, wenn wir sie in Raum und Zeit versetzen, als Glieder einer Mannigfaltigkeit neben, resp. nacheinander vorstellen. Jenes geschieht bei den sog. Aussendingen, dieses bei allen Veränderungen der Aussen- und Innenwelt. Überlegen wir nun, was wir uns eigentlich unter Raum und Zeit vorstellen, so ergiebt sich, wenn wir von allem abstrahieren, was in Raum und Zeit gedacht wird, dass wir uns jenen als eine nach allen Seiten, diese als eine nach einer Seite unendliche Ausdehnung vorstellen. Dem vorphilosophischen Denken existieren beide als etwas Selbständiges; der Raum als ein ungeheures Gefäss (etwa eine Kugel), welches alles umschliesst, die Zeit als der alles verschlingende Abgrund. Jenen denkt man sich nach drei Dimensionen hin ausgedehnt, diese als eine stetige grade Linie.

Nun lehrt aber die Psychologie, dass die ganze Aussen- und Innenwelt zunächst nur Vorstellung ist; dass ferner die Bilder von den Dingen, welche neben- und nacheinander erscheinen, nicht unmittelbar ebenso in die Seele übergehen. Das Nebeneinander der Erregungsstellen und das Nacheinander der Erregungsmomente setzt sich nicht sofort um in ein Neben- und Nacheinander der Vorstellungen. Denn in der Seele sind die Vorstellungen gar nicht nebeneinander, sie stellt wohl ein

Was vor, aber kein Wo und Wann. Doch Raum und Zeit sind auch nicht einmal Qualitäten der Empfindung, sondern nur Formen, d. h. Verhältnisse der Empfindungen. Solche aber können offenbar nicht empfunden werden. Und weil sie Formen von Vorstellungen sind, können sie auch nicht unmittelbar als Vorstellungen gegeben sein. Die Frage ist nur, ob sie als fertige Formen von der Seele hervorgebracht werden oder sich von Fall zu Fall aus den Empfindungen entwickeln. Jenes ist die Ansicht Kants, welche er im Gegensatz zu der bisherigen dogmatischen aufstellte. Die ältere Philosophie sah den Raum einfach als ein leeres Gefäss an, von welchem die Körper einen Teil einnehmen. So setzten die Atomisten einen leeren Raum, den unteilbare, undurchdringliche Körperchen ausfüllen. Aristoteles bezeichnet ihn als die letzte Grenze des umschliessenden Himmels, und noch Cartesius und Spinoza betrachten die Ausdehnung als ein wesentliches Merkmal alles Körperlichen. Erst Leibniz nannte alle Raumbegriffe die bestimmten Formen möglicher Beziehungen und Hobbes erklärte, Zeit sei nirgends zu finden, Raum ein blosses Phantasma. Kant nun unterscheidet an jedem Dinge Materie und Form; jene ist das, was der Empfindung korrespondiert, diese bewirkt, dass das Mannigfaltige der Erscheinung in gewissen Verhältnissen geordnet angeschaut wird. Da nun die Form der Erscheinung nicht wieder eine Empfindung sein kann, so ist uns zwar die Materie aller Erscheinung nur a posteriori gegeben, die Form derselben muss aber im Gemüte a priori bereit liegen. Diese Form der Sinnlichkeit nennt Kant die reine Anschauung, es heisst bei Objekten des äussern Sinnes der Raum, bei denen des innern die Zeit. — Aber er verkennt, dass uns der Sinn gar keinen Gegenstand, sondern nur Empfindungen giebt, und dass der Raum der Empfindungen nur eine Form der Empfindungen ist und nicht der Raum der Gegenstände des äussern Sinnes. Wenn wir einen Ton vernehmen, so nehmen wir ihn nicht als einen Gegenstand im Raume wahr, sondern verlegen ihn in einen idealen Raum. Kant hat eben das Phänomen der Raumanschauung mit der Projektion (s. d.) verwechselt; wie überall, fasst er den Gegenstand als Erscheinung, behandelt aber alsbald diese wie einen Gegenstand. So

bleibt der unendliche Raum, was er bei den Dogmatisten war, nur dass er jetzt nicht mehr ausser, sondern in uns liegt. Schwebt dem Tiere auch ein unendliches Raumschema vor oder hat das Kind etwa die Vorstellung des unendlichen Raumes, bevor es sich endliche Räume vorstellt? Ferner kann die „reine Form der Anschauung“ doch nie selbst zur Anschauung werden. Andrerseits haben die Raumreihen, in die unsre Gedanken auseinandertreten (z. B. Tonlinie, Farbendreieck), keine Stelle in Kants Theorie. So gross daher sein Verdienst ist, nachgewiesen zu haben, dass die Raum- und Zeitform nicht in der Empfindung gegeben sein kann, so müssen wir doch seine Aprioritätshypothese abweisen. Vielmehr entspringen sie aus der Wechselwirkung der Vorstellungen und deren konstanten Beziehungen. J. G. Fichte, der Kant tadelt, seinen Raum nicht apriorisch deduziert zu haben, leitet Zeit und Raum aus der Notwendigkeit der Unterscheidung einer Anschauung von den übrigen ab; doch stellt er sich einseitig auf den metaphysischen Standpunkt. Schelling nahm den Raum einfach als Form der Äusserlichkeit, die Zeit als Form der Innerlichkeit; ein Teil der Sinne als verinnerlichter Raum versetze ihr Objekt in die Raum-, der andre in die Zeitform. Nach Hegel ist der Raum „die abstrakte Allgemeinheit des Aussersichseins der Natur“, die Zeit die reine Negation des Aussereinander, die Empfindung bestimme ihren Inhalt als Aussersichseiendes und werfe ihn in Zeit und Raum hinaus. Schopenhauer hingegen geht ganz wieder auf Kant zurück, nur dass er an Stelle der „Formen eines Vermögens“ einfach das Gehirn setzt, das den Empfindungen zugleich mit der Form der Kausalität auch die des Raumes und der Zeit aufpräge.

Wie aber entsteht Zeit- und Raumform? Die Vorstellung der Zeit entwickelt sich an den Zuständen unsres Ichs, welches wir als ein identisches Wesen erkennen. An uns selbst merken wir, dass z. B. Hunger, Begier nach dieser Speise, Genuss und Befriedigung auf einander folgen. Natürlich ist diese Zeitreihe Sache der Reflexion und Phantasie, kraft deren wir gleichsam einen Weg mit vielen Haltpunkten schauen; auch das Gedächtnis trägt dazu bei. Dazu kommt nun die astronomische Zeit: der Wechsel von Tag und Nacht, die Reihenfolge

der Stunden, Tage, Wochen, Jahreszeiten und Jahre gewinnt für uns allmählich solche Realität, dass wir ihr eine förmliche Macht beilegen. Dadurch entsteht in uns auch ein Zeitgefühl, d. h. eine dunkle Vorstellung einer Zeitreihe von bestimmter Länge, aber unbestimmtem Inhalt; ein Wachtposten, Stundenlehrer, Krankenwärter hat z. B. von einer Stunde eine ziemlich klare Vorstellung. Je nach dem Inhalt erscheinen uns dann die Stunden verschieden lang (vgl. Langeweile). Der hellste Punkt unsres Bewusstseins ist die Gegenwart; vor- und rückwärts ziehen wir eine Linie unbestimmter Erwartungen und verschwimmender Erinnerungen. Unsre Phantasie bildet daraus die Idee der Ewigkeit, d. h. unendlicher Zeitreihen, die wir aber nicht auszudenken vermögen.

Die Vorstellung des Raumes, d. h. des gleichzeitigen Nebeneinander von Vorstellungen, wird allmählich von der Seele produziert. Das Auge sieht zwar weder Grösse, Gestalt noch Entfernung der Dinge, aber seine Beweglichkeit lässt es von einem Gegenstandsbilde zum andern laufen, wodurch ein Muskelgefühl hervorgerufen wird, und die Seele ergänzt nun durch ein Urteil kraft der Phantasie, was sie nicht sieht. Die 3. Dimension aber kommt durch den Tastsinn zustande. Schon die einfache Berührung eines Objekts ruft ein Druckbild hervor, dazu kommt das Muskelgefühl des Armes, welcher die Entfernung durchmisst. Dasselbe thut das Auge, indem es eine Raumreihe herstellt zwischen einer Fläche und dem ausser ihr liegenden Punkte. Durch die Verwebung mehrerer Flächen gewinnen wir die Vorstellung des Körpers. Das Muskelgefühl der betastenden und bewegten Hand sagt übrigens zunächst nur über die Flächen des Körpers aus; dass wir ihn nur körperlich und nicht hohl, dass wir die Aussenwelt nicht als ein erfülltes Luftmeer vorstellen, in welchem die Körper wie hohle Blasen schwimmen, kommt von unsrer Umdeutung der Druck- zur Tastempfindung her. Letztere legen wir nämlich als eine positive Reaktion des Körpers gegen uns aus. Dazu kommt, dass wir leicht die Lücken, welche unsre Tastbilder übrig lassen, ergänzen. Leistet dann der betastete Körper dem Versuch, in ihn einzudringen, Widerstand, so wird die Vorstellung seiner Solidität bestärkt, besonders wenn Empfindungen des Gewichts und der Härte, sowie Gehörreize hinzukommen. Das wichtigste

Glied des Tastsinns ist natürlich die menschliche Hand, daher Aristoteles schon sie „das Werkzeug machende Werkzeug“ genannt hat. Sie leitet das Auge, dessen perspektivisches Flächensehen sie mit Hülfe der Druck- und Tastempfindung, des Muskelgefühls und des Gehörs zur wirklichen Körperauffassung ergänzt. Wie oben (S. 329) die Entstehung „leerer Zeitreihen“, d. h. Vorstellungen von bestimmten Zeiträumen erklärt war, so entstehen auch „leere Raumreihen“ mit Hülfe unsres Leibes, dessen Glieder (Fuss, Elle, Spanne) den Massstab hergeben. Aus den leeren Raumreihen entwickelt sich dann die Vorstellung des unendlichen Raumes, den wir uns in Wirklichkeit freilich nicht vorstellen.

Nachdem wir bisher die psychologische Seite unsrer Frage betrachtet haben, fragen wir nun: haben Raum und Zeit eine metaphysische Realität? Dass der Mensch von Natur dazu geführt wird, einen objektiven Raum anzunehmen, beweist die Verlegung des Ursprungs unsrer Empfindungen in die Aussenwelt und die Annahme, dass der Inhalt jener eine Abspiegelung dieser sei. Übrigens giebt es soviele „unendliche“ Räume als Sinne, denn jeder konstruiert gleichzeitig seinen eignen, die Zeit aber gilt uns als ein Abgrund, ein Ungeheuer, das Alles verschlingt, dessen Zahn Alles zerstört, als ein Arzt, der alle Wunden heilt. Aber sind Raum und Zeit nichts Objektives an sich? Ja und Nein. Sie sind es, sofern es keinen Punkt im All, keinen Moment des Daseins giebt, welcher ganz leer wäre; überall und stets ist, geschieht etwas. Der Zeitvorstellung liegt nun die astronomische Zeit, dieser objektive, tellurische und kosmische Vorstellungen zugrunde. Ebenso ist der dreidimensionale Raum die Voraussetzung für die Richtigkeit, d. h. Wirksamkeit der Naturgesetze. Ferner stimmt diese objektive Zeiträumlichkeit mit unsrer subjektiven Vorstellung davon überein, so verschieden beide faktisch sind. Unser Leib, dessen Existenz nur ein Wahnsinniger leugnet, kann ebenso wenig wie die Bewegung gedacht werden ohne objektive Zeiträumlichkeit. Raum, Zeit und Bewegung sind Korrelata — alle drei nur wiederum andre Worte für das Geschehen, dessen Objektivität niemand bestreiten wird. Insofern also existieren Zeit und Raum. Da sie aber nur an und in den Dingen sind und nichts ausser

der Wechselwirkung derselben, so existieren sie auch wieder nicht.

Die Phantasterei eines mehr als dreidimensionalen Raumes, welche von den Spiritisten zur Stütze ihrer „Phänomene“ aufgestellt worden ist, sei nur kurz erwähnt. Logisch und mathematisch ist nichts dagegen einzuwenden, dass man von einem 4-dimensionalen Raum rede, metaphysisch aber ist er ein Nonsens. — Vgl. Kant, Kritik d. rein. Vernunft, 2. Aufl. S. 37 f. Hartenst. Th. Isenkrahe, Idealismus oder Realism. 1883. C. Stumpf, Psychol. Urspr. d. Raumvorst. 1873. Baumann, d. Lehren v. Raum, Zeit u. Mathematik 1869. B. Erdmann, d. Axiome der Geometrie 1877.

Reaktion (v. reagere) = Rückwirkung findet überall als Korrelat der Aktion statt; denn nirgends in der Natur giebt es Passivität.

Reaktionszeit nennt die Psychologie die Zeit, nach deren Ablauf wir bewusst auf einen Reiz reagieren. Diese ist nach der Kraft des Reizes und des Sinnesorgans verschieden, auch kommt die Individualität überhaupt und seine Aufmerksamkeit in Betracht. Die Reaktionszeit nimmt mit der Intensität des Reizes ab, ebenso im Winter und bei Gemütsruhe. Dabei sind 5 Momente zu sondern: die Fortpflanzung des Reizes vom Organ zum Gehirn, der psychische Zustand, der dadurch veranlasst wird, dessen Apperception, der Willensimpuls und endlich die Muskelbewegung. Im allgemeinen brauchen die physiologischen Vorgänge dabei weniger Zeit als die psychologischen. Dies erhellt auch aus den Differenzen bei der Beobachtung des Passage-Instruments.

real (v. res) heisst 1) sachlich oder dinglich, 2) gegenständlich, objektiv und 3) materiell und wirklich.

Realdefinition oder Sacherklärung s. Definition.

Realdivision heisst diejenige Einteilung, welche einen Begriff nicht blos grammatisch nach Art der Wörterbücher spaltet, sondern logisch zerlegt. Vgl. Einteilung.

Reale nennt Herbart die letzten Bestandteile alles Seins, die er qualitätslos, schlechthin einfach, unveränderlich und unräumlich denkt. Die Widersprüche, in die er sich infolge dessen verwickelt, haben wir dargelegt in „Grundprinzip des Weltprozesses“ S. 254 f. Köthen 1882.

— Das Reale der Empfindung ist bei Kant der Stoff, wodurch etwas Existierendes im Raum und in der Zeit vorgestellt wird.

realisieren bedeutet Etwas verwirklichen, eine Idee, einen Zweck, Entwurf oder Plan.

Realismus (v. res Sache) ist 1) der Gegensatz des Nominalismus. Er behauptet mit Platon, die Universalien (s. d.) seien vor den Dingen, und zwar (als ewige Ideen) in Gott und (als angeborne Ideen) in unserm Geiste. Diesen Standpunkt vertritt Anselm v. Canterbury († 1109); ihm sind die Gattungs- und Artbegriffe nicht blos subjektive Abstraktionen, sondern Wesen, welche vor den Dingen (ante res) existieren. Abälard († 1142) sagte, sie seien in denselben (in re); das Allgemeine ist zwar nur ein Gedachtes, aber als solches gehört es nicht allein dem Bewusstsein an, sondern es hat auch seine objektive Realität in den Dingen selbst, aus denen man es nicht abstrahieren könnte, wenn es nicht darin wäre. Diese Übereinstimmung zwischen Denken und Sein ist überhaupt die Voraussetzung des Realismus. Ihm huldigten die grossen Scholastiker Albertus Magnus († 1280), Thomas v. Aquino († 1274) und Duns Scotus. Mit Wilh. v. Occam erhob sich dagegen der Nominalismus (s. d.). Die ganze Streitfrage knüpfte besonders an des Porphyrius' († 305) Einleitung zu Aristoteles' logischen Schriften an, wo er untersucht, ob die 5 Begriffe: Gattung, Unterschied, Art, Eigentümlichkeit und Accidenz substanzielle Existenz haben, ob sie ferner Körper oder unkörperliche Wesen seien, und endlich, ob sie von den sinnlichen Objekten gesondert oder nur in und an diesen existieren. Während Porphyrius selbst die Frage nicht entscheidet, beschäftigte sich das Mittelalter eifrig damit, weil die Theologie darauf fort und fort hinwies. Übrigens findet sich schon bei jenem selbst der entschiedene Realismus, bei Marcianus Capella der Nominalismus, während Boëthius, Makrobius und Chalcidius vermitteln. Seit dem 16. Jahrhundert ist die Philosophie nominalistisch; doch erhob sich der alte Streit bei der Frage, ob es „angeborne Begriffe“ gebe oder nicht. Descartes ging damit voran, indem er seinen Beweis fürs Dasein Gottes darauf stützte. Gott hat die Idee von sich dem Menschen „wie ein Künstlerzeichen“ schon im Mutterleib eingeprägt; doch sind die angebornen

Begriffe mehr nur Dispositionen, gleichsam involviert im Geiste und kommen ihm erst allmählich zum Bewusstsein. Cudworth kehrt vollständig auf Platons Standpunkt zurück; gegen ihn erhob sich Locke, ging aber zu weit in seiner Opposition, sodass Leibniz wieder gegen ihn leichtes Spiel hatte, indem er das Angeborensein nur als virtuelles fasste. Freilich fragt sich, ob er in seinem System der prästabilierten Harmonie zwischen angebornen und erworbenen Ideen unterscheiden darf. Kant suchte die Sache dadurch zu entscheiden, dass er sagte, der Stoff aller unsrer Begriffe entstammt der Sinnlichkeit; die Form aber dem Verstande. Diese Form inhäriere demselben a priori, aber weder als fertige Vorstellung noch als Disposition, sondern als Form seiner Thätigkeit. Diese Ansicht war übrigens nicht neu, denn schon Leibniz hat von angebornen Grundsätzen gesprochen. Kant irrte ferner, indem er alles Urteilen ein Denken nannte und alle innere Wahrnehmung als Erkenntnis ansah. — Die nachkantischen Philosophen waren zunächst wieder ganz realistisch, so Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Krause und Schopenhauer, während die neueste Philosophie dem Nominalismus zuneigt.

Übrigens schillern bei den „angebornen Begriffen" drei Bedeutungen durch einander: fertige Vorstellung, Disposition zu einer bestimmten Vorstellung und Form des Denkens. Alle drei wird diejenige Psychologie verwerfen, welche die psychischen Erscheinungen wirklich erklären will.

Die zweite Bedeutung von Realismus ist der Gegensatz vom Idealismus (s. d.). Als solcher behauptet jener, dass es wirklich vorhandene Gegenstände ausserhalb des Subjekts gebe. Der naive Realismus stützt sich einfach auf das Zeugnis der Sinne; aber schon der antike Atomismus und Materialismus musste die Grenze des sinnlich Wahrnehmbaren überschreiten. Im engern Sinne heisst Herbarts System so, weil er Alles aus Realen (s. d.) erklärt. Kant unterscheidet noch den ästhetischen Realismus von dem der Naturzwecke. Jener leitet die schönen Naturdinge, dieser die Zweckmässigkeit von einem intelligenten Urheber ab. Der transcendentale Realisms lehrt, dass alle Dinge der Erfahrung an sich existieren. In der Kunst ist Realismus das einseitige Streben nach

Naturwahrheit, Naturnachahmung. Er sinkt häufig zum Naturalismus herab, wenn er verkennt, dass die Natur nicht einfach nachzuahmen ist, sondern zu vergeistigen. Realisten sind M. Angelo, Makart, Zola.

Realität (v. res) bedeutet Sachlichkeit, Wirklichkeit; es ist das objektive Dasein eines von uns Vorgestellten. In der Logik soviel als bejahender Begriff im Gegensatz zur Negation. Kant stellt der objektiven Realität, d. h. der Beziehung einer Erkenntnis auf einen Gegenstand, die subjektive gegenüber, d. h. die Gültigkeit einer Erkenntnis für ein Individuum. Empirisch nennt er die Realität eines Gegenstandes, wenn er unsern Sinnen gegeben ist, transcendental, dessen Begriff an sich selbst ein Sein in der Zeit anzeigt.

realiter (l.) wirklich, in der That; Gegensatz: ideell und potentialiter (der Möglichkeit nach).

Receptivität oder Receptibilität (l.) = Empfänglichkeit.

Rechenschaft ist die Auseinandersetzung der Gründe, die uns bewogen haben etwas zu thun oder zu lassen.

recht bedeutet ursprünglich s. v. als grade, d. h. nicht schief, nicht vom Wege abweichend, dann gerecht.

Recht hat einen subjektiven und einen objektiven Sinn. In jenem ist es die Befugnis etwas zu thun oder zu lassen. Diese Rechtsbefugnis setzt eine Rechtspflicht eines Andern voraus. Beide aber entspringen aus dem objektiven Recht, d. h. dem Gesetz, welches jene regelt. Insofern definiert Kant das Recht, den Augapfel Gottes auf Erden, als die Einschränkung der Freiheit eines Jeden auf die Bedingung, dass sie mit der Freiheit aller Menschen nach einem allgemeinen Gesetz möglich sei. Dasjenige, was jeder inmitten der Übrigen thun darf, ist die Sphäre seiner rechtlichen Freiheit. Diese ist natürlich nach Ort, Zeit und Verhältnissen verschieden. Die Rechtsphilosophie hat die Frage nach dem Ursprung des Rechts zu untersuchen, d. h. nach der Autorität, welche jeden auch ohne den zu erwartenden Zwang verpflichtet, seine Rechtssphäre nicht zu überschreiten, rsp. die Andern ermächtigt, den Übertreter zu bestrafen. Der Unterschied des Rechts von der Moral besteht 1) im Zwecke; dieser ist bei der Moral die Harmonie des Menschen mit sich

selbst, beim Rechte dagegen diejenige mit den Andern; 2) in der Quelle; diese ist dort Vernunft oder Religion, hier ein Vertrag. 3) Die Moralgesetze haben nicht die Allgemeinheit und Erkennbarkeit wie die Rechtsgesetze. 4) Auf moralischem Gebiete giebt es nichts Gleichgültiges (adiaphoron), wohl aber auf rechtlichem. Innerhalb seiner Rechtssphäre steht jedem Menschen frei zu thun und zu lassen, was ihm beliebt. Daher der Grundsatz: Quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium; d. h. solange ich nicht fremde Rechte verletze, nimmt man an, dass ich gut handle. 5) Das Recht, nicht aber die Moral, lässt äussere sittliche Motive, äussere Richter- und Zwangsgewalt zu. Während nur die freien Handlungen sittlich sind, die aus guter Gesinnung entspringen, so fragt der Richter nichts darnach, ob wir Etwas gern und freiwillig thun oder nicht. Doch geht Kant zu weit, wenn er sagt: „Rechtspflichten sind solche, die erzwungen werden können“; denn daraus würde folgen, dass die wesentlichen Rechtspflichten der Regenten, Ehegatten, Eltern und Kinder, ferner der edle Grundsatz: honeste vive (lebe ehrenhaft!) gar nicht ins Recht gehören. Auch beweist die Geschichte, dass der sinnliche Zwang zur Verwirklichung der Rechtsordnung keineswegs genügt; vielmehr gehört auch die sittlich-religiöse Achtung des Rechts, der Freiheit und Ehre dazu. Und in der That ist jeder Mensch von dem Gefühl durchdrungen, dass Ordnung, Friede, Sicherheit und Zuverlässigkeit der äussern Lebensverhältnisse nicht blos aus Nützlichkeitsgründen notwendig, sondern dass sie die Grundlage unsres Lebens und Strebens, ja dass deren Gegenteil absolut verwerflich sei. Daher muss sich jeder das Prinzip der Gerechtigkeit aneignen, d. h. den unverbrüchlichen Willen, jedem das Seine zu geben. Vgl. Mensch, Persönlichkeit, Pflicht.

Rechthaberei ist die Beharrlichkeit bei einer zwar an sich nicht verwerflichen, aber grade jetzt nicht anwendbaren Maxime. Dieser Fehler zeigt sich in der hartnäckigen und absprechenden Verteidigung seiner Behauptungen, wobei man die gegründeten Einreden andrer ganz unberücksichtigt lässt.

rechtlich heisst derjenige, dem die Rechte andrer eben so heilig sind, wie seine eignen. Rechtschaffen ist ein Mensch, welcher das Gute will und thut, mag es

ihm schaden oder nützen, mag er Zeugen haben oder nicht.

Rechtsphilosophie oder philosophische Rechtslehre ist die Wissenschaft, welche Begriff, Ursprung und Anwendung des Rechts auf Menschen und Verhältnisse untersucht. Von vornherein tritt ein Gegensatz hervor, insofern die Einen das Recht einfach aus der Willkür der Mächtigen, höchstens aus freier Übereinkunft der Parteien, aus Sitten und Gewohnheiten ableiten, die Andern hingegen es in der Vernunft begründen wollen. Dort, wo die einzige Quelle die Macht ist, und wo es nur positive und faktische Gesetze giebt, kann eigentlich nur von einer Theorie der historischen Entwickelung die Rede sein, während man die aus der blossen Vernunft abgeleiteten Rechte als Natur- oder Vernunftrecht bezeichnet. Rohe Praktiker haben freilich dieses ideale, theoretische Recht verworfen. Aber schon der Begriff der Gerechtigkeit, d. h. der Tugend, das Recht als solches zu achten, weist darauf hin; denn sonst wäre sie ja nichts als die Geneigtheit, einem Machtspruch zu gehorchen. Ferner hat jeder von Natur ein Gefühl für Recht und Unrecht; Beleidigungen und Misshandlungen Unschuldiger werden selbst von Unbeteiligten als Unrecht empfunden. Sodann prüft jeder und der Jurist zumeist die Berechtigung dieses oder jenes Gesetzes — er unterwirft es also der Vernunft. Ja, kein Gesetz besässe Autorität, wäre es nicht zuletzt vor der Vernunft zu rechtfertigen. Zur Begründung derselben kann man entweder vom Begriff der äussern Freiheit, welche jeder Einzelne in Anspruch nimmt (wie Kant), ausgehen oder vom Begriff des Sittlichen, das durch die Gesetzgebung geschützt werden soll (Platon), oder vom allgemeinen Nutzen (Bentham): je nachdem wird auch der Umfang des Staates bestimmt werden und sein Verhältnis zu den sozialen und geistigen Sphären, zu Familie, Kunst, Wissenschaft u. s. w.

Leiten wir z. B. die Idee des Rechts aus der Freiheit ab. Jeder Mensch verlangt äussere Freiheit, d. h. die uneingeschränkte Macht zu thun und zu lassen, was ihm beliebt. Daraus folgt, dass er aber auch die Selbstbestimmung der Andern respektieren muss; folglich kann er vernünftiger Weise nur ein beschränktes Freiheitsrecht begehren. Der dadurch erzielte Stand des Frie-

dens ist die Idee des Rechts, sein Begriff die jene Idee, d. h. die Harmonie der äusseren Freiheit Aller, verwirklichende Regel. Diese Regel muss eine vernünftige und objektive, d. h. zur allgemeinen Anerkennung geeignete und äusserliche Geltung beanspruchende sein. Recht ist also das, was der grösstmöglichen Freiheit Aller entspricht. Hieraus folgt, dass jeder überall soviel Recht besitzt, als er ohne Widerspruch mit sich selbst Andern gewähren kann. So besitzt er das unbeschränkte Recht auf seine Person, seine Kräfte und Handlungen, sofern dadurch nicht einem Andern ein Zwang angethan wird. Nur an dem Recht des Andern findet das meinige seine Schranke und umgekehrt. Aus der Rechtsgleichheit Aller folgt, dass auch jeder, der sich dem Rechte nicht unterwirft, dazu gezwungen werden kann.

Die Sophisten sprachen dem Rechte alle ideale Bedeutung ab, denn sie betrachteten es blos als Erfindung der Klugheit und identifizierten es mit der Macht. Sokrates aber unterschied göttliche, ungeschriebene Satzungen von den bürgerlichen, positiven. Platon ordnet die Idee des Rechts den übrigen ein als eine Grundbestimmung des Guten. Wie im Menschen, so besteht auch im Staate das Gute in der Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit, welche sich in der Regierung der Sinnesmenschen durch die Optimaten zeige. Nach Aristoles führt das Gesetz als die Allen gebietende Vernunft das glückliche und vernunftgemässe Leben herbei; doch sollen die Menschen nicht blos durch Recht und Pflicht, sondern auch durch Freundschaft zusammengehalten werden. So treten uns schon im Altertum die drei Standpunkte entgegen: Die Sophisten verwerfen ganz das Vernunftrecht, Platon identifiziert es mit der Ethik, Aristoteles bezieht es auf die Eudämonie. Während das Mittelalter das Recht auf göttliche Offenbarung gründete, führt die moderne Rechtsphilosophie, welche mit Hugo Grotius († 1645) beginnt, das Prinzip der angebornen Rechte ein. Nach ihm ist der Bürgerstaat durch Übereinkunft aus dem Triebe nach Geselligkeit zu gegenseitiger Unterstützung und Förderung entstanden. Recht sei daher Alles, was die Natur einer Gesellschaft von Jedem gegen Alle fordert und Jedem von Allen gewährt. Ähnlich lehren Pufendorf und Locke; nach beiden soll der

Rechtsstaat die Sicherheit und Freiheit schützen, die der Mensch im Naturzustande habe. Diesen dachten sich aber Hobbes und Spinoza als einen Krieg Aller gegen Alle (bellum omnium contra omnes), aus dem sie herauszukommen suchen durch Unterwerfung unter einen Mächtigen (Hobbes), resp. durch einen Vertrag (Spinoza). Montesquieu, Rousseau und Kant leiten das Recht ab aus der freien Selbstbeschränkung der Menschen, welche Rousseau als einen förmlichen Vertrag (contrat social) darstellte, den das erste Mal Alle freiwillig annahmen. Dies ist freilich eine Fiktion, darum aber doch in der Idee richtig. Auch Kant leitet daraus den Satz ab, dass die gesetzgeberische Gewalt in einem Staate nur dem vereinigten Willen des Volkes zukommen kann. Nach Fichte ist ein vertragsmässiger äusserer Zwang die einzig rechtmässige Quelle der Exekutive, doch sei der höchste Zweck einer Regierung, sich allmählich überflüssig zu machen. — Im Anschluss an eine mächtige historische Richtung, welche alle Rechtsphilosophie verwirft, erkennt Herbart nur faktisches und positives Recht an, dessen Autorität auf dem Missfallen des Menschen am Streite beruhe. Nach Hegel lautet das Prinzip des abstrakten Rechtes: Sei Person und respektire die Andern als Personen! Doch stellt er diesem Vernunftrecht die Sitte und das historische Herkommen als den im allgemeinen Vertrauen lebenden Geist eines Volkes zur Seite. Das Richtige hieran ist die Berücksichtigung der historischen Rechtsentwickelung, die die Völker durchgemacht haben. Vgl. I. H. Fichte, System der Ethik 1850. Trendelenburg, Naturrecht auf d. Grunde der Ethik 2. Aufl. 1868. Ulrici, d. Naturrecht 1872. Lasson, Rechtsphilos. 1882.

reciprok (l.) = wechselseitig heissen Begriffe und Urteile, welche in gewissem Sinne mit einander vertauscht werden können, z. B. die Begriffe des gleichseitigen und gleichwinkligen Dreiecks und die Urteile: Dies Dreieck hat gleiche Seiten — es hat gleiche Winkel. Manche nennen auch dasjenige Urteil reciprok oder reciprokabel, dessen Subjekt und Prädikat gleich sind, z. B. A = A, Gott ist Gott. Beweise und Schlüsse aber heissen so, wenn man sie gegen den, der sie braucht, wenden kann, vgl. Antistrephon.

Reduktion (l. reduco) nennt die Logik die Zurückführung eines fingierten Schlusses auf die regelmässige Schlussform oder die der 3 andern Schlussfiguren auf die erste.

Reflexbewegung nennt man eine unwillkürliche Bewegung, die nur durch ein Centralnervenorgan (Gehirn, Rückenmark) zustande kommt. Indem der Bewegungsreiz von einer sensitiven oder sensoriellen Faser auf eine motorische übertragen wird, löst er die Bewegung ohne Vermittlung einer Vorstellung oder eines Willensaktes aus. Solche Bewegungen sind Niesen, Erbrechen, Husten, Augenblinzeln, Zuckungen, Krämpfe. Obgleich sie zweckmässig sind, darf man sie doch nicht von „Gedanken im Rückenmark" ableiten. Es sind vielmehr mechanische Instinktbewegungen, welche dem Einfluss des Willens nicht ganz entnommen sind. Ihre Bedeutung für das Seelenleben besteht darin, dass sie die für den Organismus notwendigen Vorrichtungen sichern. In ähnlichem Sinne spricht man auch von Reflexionsempfindungen.

Reflexion (l. reflecto), eig. Zurückwerfung, bezeichnet im allgemeinen das Denken, besonders die Vergleichung, Bestimmung und Verknüpfung der Vorstellungen. Ihr Inhalt ist so mannigfaltig, wie die Vorstellungen selbst und deren Beziehungen. Man kann sie auch innere Wahrnehmung nennen. Eine eigentümliche Bedeutung hat das Wort bei Hegel (Vgl. Reflexionsphilosophie.) — Schon Platon spricht von einem Wissen des Wissens (*νόησις νοήσεως*) und der Vorstellung von der Lust, ohne welche diese gar nicht sei. Plotin nennt das Wissen vom Denken gradezu Reflexion (*ἀντίληψις*); sie entsteht, indem der Logos das Gedachte der Phantasie wie einem Spiegel vorhält. Aristoteles hat zuerst den Gemeinsinn (Coenaesthesis) aufgestellt, dessen Objekt die einzelnen Sinnesempfindungen sind, ohne dass dieser sensus communis etc. als besondrer Sinn zu denken wäre. Bei Thomas v. Aquino wird ihm Alles beigelegt, was nicht dem Intellekt zukommt. Descartes hat sogar zwei innere Sinne, einen für die Triebe, den andern für die Affekte, während Hobbes unter dem innern Sinn nur das Gedächtnis versteht. Der eigentliche Begriff der Reflexion rührt von Locke her; nach ihm gibts zwei Quellen der Erkenntnis: Sensation und Reflexion. Durch

jene erfahren wir von den Aussendingen, diese ist die Wahrnehmung der Thätigkeiten unsres Geistes in uns; jene hat die äussern Sinne zur Voraussetzung, diese den innern. Aber freilich einen solchen gibt es überhaupt nicht. Leibniz setzt anstelle von Lockes Gegensatz Perzeption und Apperzeption; jene nimmt die Aussendinge wahr, diese ist die reflexive Erkenntnis dieser Wahrnehmung. Dadurch aber wird die Perzeption zu etwas Unbewusstem und die Apperzeption mit dem Bewusstsein identifiziert. Kant vermittelt beide Philosophen. Er subsumiert den objektlosen innern Sinn unter die Sinnlichkeit, während er die allgemeinen Erkenntnisbegriffe dem Verstande als apriorische Formen zuschreibt. Indem er aber von der empirischen eine reine Apperzeption unterscheidet, statuiert er zwei Bewusstsein bei demselben Akte und zwei Ich, wovon das „reine“ weder Erscheinung noch Ding an sich sein soll, mithin gar nichts. Hegel fasst die Reflexion als „Akt, durch den das Ich, nachdem es seine Natürlichkeit abgestreift hat und in sich selbst zurückgekehrt ist, sich seiner Subjektivität an der gegenübergesetzten Objektivität bewusst wird und sich von ihr mit Feststellung dieser Beziehung unterscheidet“ (Encycl. § 413). Ulrici hat als Grundthatsache des Geistes das sich Unterscheiden aufgestellt, während Überweg der innern Wahrnehmung die Fähigkeit zuschrieb, ihr Objekt mit materieller Wahrheit aufzufassen. Vgl. Bewusstsein, Ich, Apperzeption, Wahrnehmung. — M. Drossbach, Genesis d. Bewusstseins 1860.

Reflexionsbegriffe nennt Kant diejenigen, wodurch wir das Verhältnis gegebener Vorstellungen zu einer oder der andern Erkenntnisart bestimmen. Diese sind: Einerleiheit und Verschiedenheit; Einstimmung und Widerstreit; Inneres und Äusseres; Materie und Form. Vgl. Amphibolie.

Reflexionsphilosophie nennt Hegel denjenigen Standpunct, wo das Denken bei allen Gegenständen aufs neue anfängt und sich am Detail der Erfahrung erst mühsam zur Höhe des Weltgesetzes emporarbeitet, auf welchem sich die konstruierende Philosophie bereits befinde.

Reflexionsurteil ist nach Kant ein ästhetisches Urteil, welches aussagt, dass eine Vorstellung im Gemüt mit sich selbst zusammenstimmt.

Reflexionsvermögen s. Reflexion.

Reform (l.) ist die Veränderung eines Zustandes, welche das Grundwesen einer Sache wieder herzustellen sucht. Die Reform ist also im Gegensatz zur Revolution die allmähliche, naturgemässe und massvolle Entwickelung, welche an die Geschichte anknüpft, nicht blind zerstört und planlos erneuert.

Regel (l.) heisst ein Satz, der die Gleichförmigkeit eines Wissens oder Thuns ausdrückt. Er ist der allgemeine Ausdruck dessen, was in einer Zahl besondrer Fälle gemeinschaftlich ist, oder sein sollte. Dieses ist eine theoretische, jenes eine praktische Regel. Letztere hat es entweder mit dem Zweckmässigen, Schicklichen, Schönen oder Guten zu thun. Allgemeine und notwendige Regeln heissen Gesetze (s. d.). — Empirisch heisst eine Regel, die von einzelnen Erscheinungen abstrahiert ist; problematisch, wenn sie sich blos auf irgend einen möglichen Zweck eines vernünftigen Wesens bezieht; apodiktisch, wenn sie auf einen von der Vernunft als notwendig erkannten Zweck geht; formal, wenn sie auf die allgemeinste Modalität des Willens gerichtet ist, praktisch, wenn sie eine Willensbestimmung für mehrere Fälle enthält. — Der Satz: keine Regel ohne Ausnahme (nulla regula sine exceptione) gilt nicht blos von den praktischen, sondern auch von den theoretischen. Vgl. Gesetz, Notwendigkeit, Natur.

Regressus (l.) ist der Fortschritt vom Besondren zum Allgemeinen; dies ist die regressive oder analytische Methode. Ein Regressus in infinitum heisst das Aufsteigen zu immer allgemeineren, immer schwerer zu beweisenden Sätzen.

regulativ s. constitutiv.

Reich ist die Gemeinschaft verschiedener Wesen durch gemeinschaftliche Gesetze. So spricht man von den drei Naturreichen. Reich der Zwecke nennt Kant dasjenige, dessen Gesetze die Beziehung der Wesen desselben als Zwecke und Mittel zur Absicht haben. Dem Reiche der Natur steht das Reich der Gnade oder das Reich Gottes gegenüber; jenes bezeichnet die Menschen, sofern sie nur durch physische und soziale Gesetze zusammengehalten werden, dieses sofern sie Gott als dem höchsten Gesetzgeber gehorchen. Vgl. höchstes Gut.

reich ist derjenige, welcher mehr hat, als er braucht. Natürlich ist Reichtum ein relativer Begriff, denn je nach Zeit und Ort, Stand und Sitte wird mehr oder weniger für Reichtum gelten. Jedenfalls gehört dazu soviel, dass man nicht nur seinen Bedarf bequem befriedigen, sondern auch einen gewissen Aufwand machen kann, der für andre tadelnswerter Luxus wäre. Die Vorzüge des Reichtums sind: Genuss vieler Annehmlichkeiten des Lebens, Erfüllung manches Wunsches, verhältnismässig weniger Sorgen, bequeme Beschaffung aller Mittel zur Bildung, Möglichkeit der Unterstützung andrer. Freilich hat der Reichtum auch seine Gefahren: Schlaffheit und Trägheit, Gedankenlosigkeit und Leichtsinn, Verschwendung oder Geiz, Stolz, Dünkel und Übermut, Erlöschen des Sinnes für das Höhere.

Reife nennt man den Zustand eines Wesens, wo es alles das geworden, was es seiner Natur nach werden konnte; wo mithin alle seine Kräfte allseitig entwickelt sind.

Reihe (series) ist die Folge von Vorstellungen, die entweder äusserlich (zeiträumlich) oder innerlich (logisch) mit einander verbunden sind. Die Reihenbildung ist die Voraussetzung für die Ideenassoziation, Reproduktion (Gedächtnis und Erinnerung) und die Phantasie.

rein heisst physisch, was frei von Schmutz, moralisch, was von Sünde frei ist; dann bedeutet es im allgemeinen das, was ohne fremden Zusatz ist. So spricht man von reinem Golde, reinem Renaissance-Stil u. dgl. R e i n e V e r n u n f t nennt Kant das Vermögen der Erkenntnis aus Prinzipien a priori; r e i n e A n s c h a u u n g bedeutet bei ihm die von Empfindung leere, z. B. die eines Dreiecks in der Geometrie; sie ist bei Gegenständen des äussern Sinnes der Raum, bei denen des innern die Zeit. Das r e i n e I c h bedeutet die Abstraktion, die wir von den fortwährend wechselnden empirischen Ichmomenten unsres Seins bilden. (Vgl. Ich.) R e i n e s D e n k e n ist bei J. G. Fichte und Hegel das Denken, welches nur sich selbst zum Objekt hat, den „immanenten Inhalt der formbildenden Bestimmungen“ und insofern das Sein selbst! Solches Denken gibt es freilich nicht!

Reiz nennt man die Veränderung eines Organismus,

wodurch irgend eins seiner Organe in Thätigkeit gesetzt wird. Nach den Hauptthätigkeiten des Organismus unterscheidet man vegetative, funktionelle und formative Reize, je nachdem sie auf die Ernährung, Funktion oder Fortpflanzung gehen. Ferner stehen den äusseren Reizen die inneren gegenüber. Jene treffen die Sinnesnerven oder sonst eine dafür empfindliche Stelle, diese gehen vom Zentralorgan aus. Übrigens wissen wir jetzt nur, dass sich bei Reizung der Nerven gewisse Veränderungen der elektrischen Nervenströme zeigen; worauf aber jene Reizung selbst beruht und in welchem Verhältnis sie zur Empfindung steht, wissen wir nicht. Jede Sinnesempfindung ist zwar das Resultat einer Wechselwirkung zwischen äusseren Phänomenen und inneren Reaktionen; aber zwischen beiden ist weder Identität, noch Verwandtschaft, noch Analogie. Vgl. Sinne.

Reizbarkeit (Irritabilität) nennt man die allen lebenden Körpern eigene Fähigkeit, durch gewisse Reize in Thätigkeit gesetzt zu werden. In erster Linie ist diese an die Nerven gebunden, doch reagieren auch die Muskeln auf Reize, selbst an den Hüllen der Blutkörperchen hat man dergleichen beobachtet. Und nicht blos die Tiere, auch manche Pflanzen, z. B. Mimosa, Dionäa haben solche Reizbarkeit. — In moralischem Sinne bedeutet es das überspannte Gefühl, infolgedessen Lust und Unlust über den vorhandenen Zustand zu leicht wechseln.

reizend, der Gegensatz von erhaben, ist das anmutig Schöne, welches dadurch, dass es dem Willen Gewährung verspricht, Begierden erregt, wie die Bilder von Baudry, Mackart, Félon u. a. Die eine Art erweckt Appetit, wie bei den Niederländern das Stillleben, die andre Lüsternheit. Weil der Reiz durch anmutige Bewegungen, z. B. beim Tanzen, Schlittschuhlaufen erhöht wird, definiert Lessing den Reiz als Schönheit in der Bewegung; doch irrt er, wenn er meint, der Maler könne den Reiz nicht darstellen, weil seine Gestalten nicht in Bewegung seien. Sie sind es ja, wenn auch nur in scheinbarer, doch das genügt.

Relation (v. refero) heisst Beziehung oder Verhältnis. In der Welt stehen alle Dinge in Relation. Man kann aber auch Begriffe in Verhältnis zu einander setzen (Re-

lationsbegriffe oder Korrelata), ferner auch Urteile (z. B. beim Schliessen) und Schlüsse, vgl. Episyllogismus. Der Relation nach unterscheidet man die Urteile in kategorische, hypothetische und divisive (konjunktive oder disjunktive).

relativ, der Gegensatz von absolut, ist das nur beziehungs- oder verhältnisweise Bestimmte und Gültige. Jede Grösse ist relativ, d. h. relativ gross im Vergleich zu diesem, aber relativ klein zu jenem. Relative Begriffe sind demnach solche, die erst aus Vergleichung eines Objekts mit einem andern entspringen.

Religion (l. von relīgo anknüpfen Lactant. Instit. 4, 28) oder von relegere (Cic. de nat. deor. 2, 6) ist das Leben des Menschen in Gott. Die Religion besteht weder in einem blossen Wissen, noch im blossen Thun, noch allein im Fühlen; sie ist vielmehr die Einheit dieser drei Funktionen. Denn der Mensch fühlt sich vom Unendlichen abhängig, erkennt dasselbe als seinen Lebensgrund und bemüht sich durch ein sittliches Leben mit ihm sich zu vereinigen. Wird sie dagegen nur dem einen oder andern Seelenvermögen zugeschrieben, so führt das zur Einseitigkeit. So legt die Gnosis, der Dogmatismus und Hegel einseitig den Schwerpunkt auf die Lehre; das Judentum, der Katholizismus und der Rationalismus auf die Werke; der Mystizismus, Quietismus und Pietismus aufs Gefühl.

Dass am Anfang der Religionsgeschichte weder der Fetischismus noch der vollkommene Monotheismus gestanden habe, leuchtet ein. Die Bildsamkeit der früheren Menschen verbietet jene Annahme, das Gesetz der Entwickelung diese. Vielmehr war wohl Henotheismus die Urreligion. Die Versuche, ihren Ursprung blos aus äusseren Einflüssen abzuleiten, sind misslungen: a) Der Euhemerismus (Euhemeros, Philon v. Byblos, Porphyrius) lässt geschichtliche Vorgänge und Personen in transcendente Ideale umgesetzt werden. b) Der soziale Pragmatismus (Hobbes, Bolingbroke) erklärt die Religionen aus der egoistischen Berechnung pfiffiger Priester oder Tyrannen. c) Der anthropomorphistische Naturalismus (Epikur, Hume, v. Hellwald) meint, die Menschen hätten gesetzmässige und ausser-

ordentliche Naturvorgänge personifiziert. d) Der ethnologische Utilitarismus (Dühring) betrachtet die Religion als die phantasiemässige Verkörperung der Institutionen eines Volkes. e) Die linguistisch-mythologische Theorie (Max Müller) leitet die religiösen Vorstellungen aus der Wandelbarkeit der Sprache ab.

Einseitig moralisch sind die älteren Definitionen der Religion. So nennt Platon das Fromme (ὅσιον) das Gerechtsein gegen die Götter, Locke definiert die Religion als Gehorsam gegen Gott, Spinoza als Gehorsam gegen die durch Verheissung und Drohung verpflichtende Autorität, Kant als Ehrfurcht gegen den Urheber der Sittengesetze oder als Anerkennung unsrer Pflichten als göttlicher Gebote. Fichte identifizierte ursprünglich Moral und Religion (als glaubend-thätiges Ergreifen des Übersinnlichen); die Religion ist ihm der Glaube an eine moralische Weltordnung oder der Glaube an das Gelingen der guten Sache. Später definiert er sie als den konzentrierenden Gesamtbesitz der Gesetze des Heiligen, Guten und Schönen in harmonischer Grundstimmung des Gemüts. Schelling trifft schon fast das Richtige, wenn er sie charakterisiert als das von einem seligen Gefühle begleitete Anschauen des Unendlichen in seinen endlichen Erscheinungen oder die Vereinigung des Endlichen mit dem Unendlichen. Schleiermacher hat das Verdienst, ihr Wesen in dem Gefühl absoluter Abhängigkeit von Gott gefunden zu haben. Hegel dagegen setzte es in die Erhebung des subjektiven Bewusstseins aus seiner natürlichen Gebundenheit zur Selbstbeziehung auf sein wahres Wesen als absoluten Geist. Je nach der Individualität wird man jenes Moment der Abhängigkeit oder dieses der Freiheit betonen. Schopenhauer nannte die Religion geistvoll die Metaphysik des Volkes.

Nach dem allen ist Religion die Herzenshingabe des Menschen an das Unendliche: sie entspringt aus dem Gefühl der Abhängigkeit, stützt sich auf die Wissenschaft und bethätigt sich in einem vernunftgemässen, d.h. sittlichen Leben. Ihr Segen für die Menschen ist sehr gross. Sie beseligt ihn in der Überzeugung, mit Gott im Verkehr zu stehen, demütigt ihn im Glück, erhebt ihn im Unglück, gibt seinem Streben ein herrliches Ziel und seiner Arbeit eine Zukunft.

Mannigfach sind die Motive zur religiösen Auffassung der Welt. 1) Von Seiten des Gemüts: das Gefühl der Abhängigkeit von der gewaltigen Natur, der Eindruck, den die Harmonie des Weltganzen auf uns macht, die Sehnsucht nach Vollkommenheit, die Verehrung der Abgeschiedenen und Helden (Seelen- und Ahnenkult). Dazu kommen 2) moralische Motive: die Liebe zum Mitmenschen lässt uns einen alle liebenden Vater ahnen, das Gewissen führt zur Annahme einer sittlichen Weltordnung, der Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Lebenswandel und Schicksal, zwischen Streben und Erfolg lassen uns einen Ausgleich durch Gott fordern. 3) Die Phantasie, durch die Natur angeregt, bethätigt sich symbolisierend und mythenbildend; sie legt den Naturvorgängen anthropoeide Eigenschaften bei und hypostasiert die Erfahrungen des eignen Bewusstseins, sie betrachtet den Naturverlauf als Abbild eines übernatürlichen Vorganges, mag derselbe ein übergeschichtlicher oder in der Vorzeit geschehener sein. 4) Endlich tritt auch der Verstand in Wirksamkeit, indem er mittelst seiner drei Kategorien der Kausalität, Substantialität und Teleologie aufs Göttliche schliesst. So macht er den Schluss vom Vorhandenen auf einen Urheber, von Glück und Unglück auf den Geber desselben, von der Persönlichkeit des Menschen auf diejenige Gottes; er abstrahiert von den Einzeldingen die Substanz, von der Vielheit des Bedingten das Absolute, von der eignen Vernünftigkeit die objektive Vernunft; er erhebt sich durch die eigne Art nach Zwecken zu fragen und zu handeln zur realen Zweckmässigkeit. Die bisher geschilderte subjektive Religion (Religiosität) ward zur objektiven, indem die Religiosität des Familienhauptes von seinen Angehörigen angenommen wurde und sich allmählich zur Stammes- und Volksreligion erweiterte. Die Verschiedenheit der geschichtlichen Religionen erklärt sich ans den Einflüssen des Klimas, der Bodenbeschaffenheit und der Nationalität sowie aus dem Charakter der Religionsstifter und Reformatoren. Eingeteilt werden die Religionen I. nach dem Gegenstande der Gottesverehrung, und zwar a) quantitativ in heno-, poly- und monotheistische; b) qualitativ in positive (Natur- und Geschichtsreligionen) und natürliche. II. Nach dem Standpunkte des Subjekts,

und zwar a) nach dem Gefühl der Freiheit oder Abhängigkeit in fatalistische und teleologische; b) nach dem Verhältnis zu Gottes Sein: Immanenz- und Transcendenzreligionen; c) nach der Selbstbethätigung: in asketische und soziale, kontemplative und praktische, esoterische und exoterische. Vgl. Offenbarung, Frömmigkeit, Gott, Polytheismus u. s. w. — C. Schwarz, d. Wesen d. Rel. 1847. Schleiermacher, Reden ü. d. Rel. 1799. Fichte, Kritik aller Offenbarung 1792. Pfleiderer, das Wesen d. Rel. 1869. Seydel, d. Rel. und d. Religionen 1872.

Religionsphilosophie ist die Wissenschaft von der Religion; sie hat deren Wesen, Inhalt und Bedeutung zu untersuchen. Als denkende, wissenschaftliche Betrachtung der Religion fasst sie dieselbe im Zusammenhang mit allen übrigen Erscheinungen des Menschengeistes auf. Sie will nicht blos eine Phänomenologie des religiösen Bewusstseins, d. h. eine Übersicht der verschiedenen Religionen sein, sondern sie will begreifen, was und warum Religion ist, wie dieselbe mit der Natur des Menschen und seiner Stellung im Weltall zusammenhängt, wie und weshalb sie bei diesem Volke so, bei jenem anders wurde. Als spekulative Religionserkenntnis will sie den religiösen Erfahrungsstoff durch logische Bearbeitung desselben mit der Vernunft vermitteln, zu einem begriffenen Inhalt unsres Denkens erheben. — Hieraus ergibt sich ihre Methode: Ausgehen wird sie von der historischen Erfahrung und die Entstehung, Fortbildung und Wandelung der religiösen Vorstellungen und Bräuche verfolgen. Da sie aber nicht blos Religionsgeschichte ist, sucht sie das allgemeine Wesen, das innere Prinzip der Religion, den religiösen Geist zu erkennen. Dieser aber stellt sich sowohl in den objektiven Religionen als auch im religiösen Leben des einzelnen Subjekts dar. Beide Seiten bedürfen einander zur gegenseitigen Klärung. Daher hat die Religionsphilosophie nach möglichst inniger Durchdringung der spekulativen und historischen Untersuchung zu streben. Nachdem sie das religiöse Bewusstsein und die religiöse Erkenntnisart analysiert, wird sie die geschichtlichen Erscheinungen betrachten, aber so, dass sie das ihnen zu grunde liegende geistige Prinzip aus den Zufälligkeiten herausschält. So gewinnt sie ohne subjektive Dialektik durch einfaches Zuschauen (Spekulation) allmählich, also

auf genetisch-spekulativem Wege den Wahrheitskern der Religionen. Nichts liegt ihr ferner, als an Stelle der Religion etwa ein philosophisches System abstrakter metaphysischer Begriffe setzen zu wollen. Das philosophische Denken kann die Religion weder erzeugen noch ersetzen; denn es sind ja ganz verschiedene Funktionen. Weder die Fähigkeit noch das Bedürfnis, religiös zu empfinden, wird durch das philosophische Wissen alteriert, sondern nur die Art, wie sich die religiöse Empfindung in der theoretischen Weltansicht reflektiert.

Die Geschichte der Religionsphilosophie geht mit derjenigen der Philosophie überhaupt Hand in Hand. Im engern Sinne beginnt sie mit Fichtes „Kritik aller Offenbarung" 1792 und Kants „Religion innerh. d. Grenzen d. rein. Vernunft" 1793. Dann folgt Schleiermacher mit seinen „Reden" 1799 und Schelling, Philos. und Rel. 1804. F. H. Jacobi, „Von den göttl. Dingen" 1811. Ferner Hegel, Philos. der Rel. 1831. Biedermann, Die freie Theol. 1844. Pfleiderer, Religionsphilos. 1878. E. v. Hartmann, d. rel. Bewussts. 1881.

Religiosität = subjektive Religion oder Frömmigkeit s. d. W.).

Reproduktion (l.) nennt die Physiologie den Kreislauf (von Stoffen, wodurch der lebende Organismus fortwährend teilweis erneuert wird, indem neue Gebilde an Stelle der durch den Lebensprozess abgenutzten treten. — In der Psychologie bedeutet es die Wiederkehr verdunkelter Vorstellungen ins Bewusstsein. Die unmittelbare, d. h. gleichsam spontane Reproduktion verknüpft Gleichartiges, die mittelbare, durch allerlei Hülfen vermittelte, Gleichzeitiges. Jene bildet den logischen, diese den mechanischen Faktor des Vorstellungsverlaufs; jene bethätigt sich bei den Schöpfungen des Genies und des wissenschaftlichen Arbeiters, die mittelbare dagegen bei gewohnheitsmässiger Beschäftigung und beim Gespräche. Die Gesetze dieses Vorganges haben wir schon bei der Assoziation (s. d.) erwähnt. Unterarten der Reproduktion sind das Gedächtnis, die Erinnerung, das Memorieren und die Phantasie. Es ist nicht leicht zu erklären, worauf sie eigentlich beruhe. Die materialistische Deutung, die sich selbst bei Platon, Descartes, Malebranche und Locke findet,

wonach stoffliche Residuen, Spuren oder Furchen im Gehirn die Ursache seien, erscheint uns thöricht. Ebenso wenig genügt uns die Erklärung Herbarts, welcher den Vorstellungen förmlich Selbstbestimmung beilegt, kraft deren sie frei steigen, sich hemmen und verschmelzen. Nach unsrer Meinung erklärt sich die Reproduktion teils aus dem Interesse, das wir an manchen Vorstellungen nehmen, teils aus ihrer logischen Verknüpfung. Vgl. Gedächtnis, Erinnerung, Assoziation, Vorstellung. — Übrigens kann man auch eine Reproduktion der Gefühle und Begehrungen beobachten.

Repulsivkraft = Abstossung (s. d. W.).

Res de re praedicari non potest = eine Sache lässt sich von der andern nicht aussagen, soll Abälard († 1142) zuerst behauptet und darauf den Nominalismus (s. d.) gestützt haben; denn das Allgemeine sei das von mehreren Dingen Prädizierbare, folglich kein Ding. Vgl. Johann. Salisberensis. Metalog. II, 17. H. Hayd, Abälard u. s. Lehre 1863.

Reservatio mentalis = Gedankenvorbehalt s. Jesuitismus.

Resignation (l.) = Selbstverzicht heisst die heroische Uneigennützigkeit, welche auf das eigne Glück verzichtet, um Andern zu nützen. Muster dieses sittlichen Martyriums sind der arme Heinrich, der h. Alexius, Käthchen v. Heilbronn. Der Unterschied zwischen dem stoischen und christlichen Gleichmut besteht darin, dass jener sich apathisch in das Unabänderliche, dieser sich freudig in Gottes Willen schickt. Auch die Kyniker übten Resignation, aber aus Eitelkeit. Schopenhauer empfiehlt sie als sichersten Weg zur Seligkeit.

resolut (l. resolvo auflösen) ist derjenige, der schnell zu einem Entschlusse kommt.

Restriktion (l. restringo) heisst die Einschränkung eines Begriffs oder Urteils auf einen kleineren Umfang; restriktiv = einschränkend.

Reue nennt man die Unlust, welche man über einen begangenen Fehler empfindet. Daraus entspringt der Wunsch, ihn nicht begangen zu haben, resp. ihn wieder

gutzumachen und ihn nicht wieder zu begehen. Manches bereuen wir, obgleich es uns keinen Schaden, ja vielleicht Vorteil gebracht hat. Nichts ist peinlicher als Reue über eine selbstverschuldete Unstatthaftigkeit. Weder Zerstreuung noch Askese, noch Vernunftgründe helfen dagegen etwas, nur die Zeit und emsige Arbeit. Besser machen ist die beste Reue.

Rhythmus (ῥυθμός) ist eine taktmässige und abgemessene Bewegung. Es ist ein Bedürfnis des Menschen, anhaltende gleichmässige Bewegungen nach gewissen Zeitteilen zu gliedern. So arbeiten Schmiede, Steinsetzer, Drescher, Ruderer u. s. w. am liebsten nach dem Takte; ebenso marschiert man flotter nach Musik oder Gesang. Jedem Geräusch prägen wir rhythmische Form auf, teils weil diese die Auffassung erleichtert, teils dem Interesselosen Interesse verleiht. Ebenso zeigt unser Ein- und Ausatmen eine Art von Rhythmus. Besonders aber verwendet ihn Musik und Poesie; hier ist es der harmonische und reichbewegte Fluss aufeinander folgender Töne oder Worte. Bei der Musik stellt er sich dar als die sinnliche Erscheinung der Einheit in der Aufeinanderfolge, während die Harmonie dasselbe im Gleichzeitigen ist. In der Poesie gehört dazu Einheit der betonten Silben nach Quantität und Accent, sowie Wechsel der Silbenlänge und Accentuation. — Es gibt auch einen Rhythmus der Gefühle, nämlich deren regelmässigen und dadurch wohlgefälligen Fluss.

richtig (korrekt) eigtl. dasjenige, was nicht von der Richtung abweicht, dann das Regelmässige. Alles, was einer Richtschnur entspricht, heisst richtig. Im logischen Sinne ist es das in sich Widerspruchslose. Die Richtigkeit ist eine Art der Wahrheit, aber nur die formale, nämlich die Übereinstimmung des Denkens mit sich selbst, während die materiale die Uebereinstimmung desselben mit dem Sein umfasst. Mancher Gedanke kann daher logisch (formal) richtig sein, während er material ungültig, d. h. falsch ist; z. B. der Schluss: „Alle Vögel fliegen — der Strauss fliegt nicht, folgl. ist er kein Vogel.“ Hier ist der Obersatz des an sich richtigen Schlusses falsch. Dagegen kann kein Gedanke (material) wahr sein, der (formal) unrichtig ist. Richtig ist das Urteil, bei dem

das Prädikat sich richtet nach dem Subjekt, d. h. diesem dasjenige Prädikat beigefügt wird, das ihm zukommt. Man kann noch subjektive und objektive Richtigkeit unterscheiden. Dort liegt die Norm im urteilenden Subjekt selbst, hier im Zusammenhang der Dinge. Doch kommt dieser Unterschied auf den zwischen formaler und materialer Wahrheit hinaus. Die Wissenschaft, welche die richtigen allgemeinen Denkformen von den unrichtigen unterscheiden lehrt, ist die Logik (s. d.). Vgl. Evidenz, Wahrheit, Urteil.

Rigorismus (l. rigor = Starrheit) nennt man die unbeugsame Anwendung eines Gesetzes ohne Rücksicht auf den Einzelfall. Besonders spricht man von einem moralischen Rigorismus, welcher dem Menschen jede unschuldige Lebensfreude verbietet und ihm das Trachten nach Glückseligkeit, sowohl in der Gegenwart, als auch in der Zukunft verargt. Rigoristen waren die Kyniker, Schammai, die Montanisten und Pietisten, ebenso I. Kant. Dem Rigorismus steht die Ansicht der Indifferentisten, Synkretisten und Latitudinarier gegenüber.

roh eigtl. was so beschaffen, wie es von Natur ist, dann unbearbeitet (roher Stein), unkultiviert, unerzogen. Ein roher Mensch übertritt die Gesetze des Anstandes und der Moral entweder, weil er sie nicht kennt, oder weil er sie verachtet. Jene Art von Roheit ist Ungebildetheit, diese Unsittlichkeit. Vgl. Kultur, Bildung, Erziehung.

Ruhe, das Gegenteil der Bewegung (s. d.), ist die beharrliche Gegenwart an demselben Orte oder, auf Lebendes übertragen, beständige Unthätigkeit. Ruhe an sich kann nicht gefühlt werden, sondern nur als Gegensatz von Thätigkeit. Absolute Ruhe gibt es natürlich nirgends.

Ruhm ist ein höherer Grad der (objektiven) Ehre, also die Anerkennung unsres Wertes durch viele Menschen; er ist die räumliche und zeitliche Ausbreitung unsres Namens. Berühmt ist, wer gerühmt wird. Am meisten geschieht dies wegen bewunderungswerter Thaten oder Werke; jene entspringen dem grossen Charakter, diese dem Genie. Mit der äussern Ehre gemein hat der

Ruhm die Relativität; denn auch er beruht ja nur auf der Vorstellung, welche Andre von uns haben; er hängt von dem Unterschied ab zwischen jenen und uns. In dem Moment, wo die Uebrigen werden wie der Gerühmte, fällt sein Ruhm dahin. Wer im Mittelalter Griechisch konnte, ward als Gelehrter gerühmt; heute ist es kein Ruhm mehr. Ebenso steht der Ruhm wie die äussere Ehre oft im Widerspruch mit dem wahren Werte des Menschen. Wie mancher, der bei Lebzeiten berühmt war, ist bald nach seinem Tode vergessen! Daher sagt Seume: „Den Ruhm soll der Weise verachten, aber nicht die Ehre! Nur selten ist Ehre, wo Ruhm ist, und fast noch seltner Ruhm, wo Ehre ist.“ Und doch, sollen wir gar nicht nach Ruhm streben? Nein, aber nach ruhmwürdigen Thaten oder Werken. Verachten, wie manche wollen, brauchen wir den Ruhm nicht, vielmehr hat Klopstock recht: „Reizend klinget des Ruhms lockender Silberton In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit Ist ein grosser Gedanke, Ist des Schweisses der Edlen wert!“ Freilich, nicht nach dem vergänglichen Beifall der urteilslosen Menge, sondern nach der Anerkennung durch die Edlen und Tüchtigen haben wir zu streben, wenn wir Ruhm begehren. Nur diese Art von Ruhm hat Aussicht auf Dauer, denn nur er wird von der Nachwelt anerkannt und fortgepflanzt.

Ruhmsucht ist gesteigerter Ehrgeiz (s. d.). Bei dieser Leidenschaft sinkt das Ehrgefühl zum ethisch gleichgültigen Selbstgefühl herab, denn man kann auch durch ehrlose Handlungen berühmt werden (Herostratus, Ephialtes, Henzi). Der Ehrgeizige wünscht anerkannt, der Ruhmsüchtige angestaunt zu werden. Beispiele sind: Nero, Peregrinus Proteus, Napoleon I. Vgl. Ehrgeiz, Ehre. Schopenhauer, Parerga II, 501 f.

rührend (eigtl. bewegend) ist dasjenige Leiden, mag es wirklich oder künstlerisch dargestellt sein, welches uns zum Mitleid bewegt. Während das Pathetische gleichsam das Erhabene im Leiden ist, wiegt beim Rührenden die Reflexion auf die Empfindung vor. Rührend ist die schöne, aber wahnsinnige Ophelia, rührend der Königssohn, der den harten Hubert anfleht, ihm doch nicht die Augen auszubrennen. Wenn auch das Rührende in der Kunst nicht ganz zu verwerfen ist, so gerät es doch leicht ins

Rührselige und Thränenreiche (Sentimentale) und schlägt dann ins Lächerliche um. So wirken die fortwährenden Ausrufe des Schmerzes und die Thränen bei Klopstock fast komisch. Das nur Rührende löst uns auf, macht uns schwach und bringt uns zum Weinen. „Auch das Schöne muss sterben, das Menschen und Götter bezwinget; Siehe da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle" (Schiller). Freilich gehört Empfindungsvermögen, Phantasie und eine gewisse Naivität dazu, um überhaupt gerührt zu werden. Der rohe, der abgehärtete und der blasierte Mensch werden selten gerührt, der sich selbst beherrschende will nicht gerührt erscheinen, weil er es fälschlich für Schwäche ansieht. Kinder und Frauen werden leichter gerührt als Männer, weil jene lebhafter empfinden und vorstellen.

S bezeichnet in der Logik das Subjekt eines Urteils und, da der Unterbegriff eines kategorischen Schlusses bei regelmässiger Stellung stets als Subjekt erscheint, den Unterbegriff. Ferner bedeutet es die einfache Umkehrung (simplex conversio) eines kategorischen Urteils, wobei Quantität und Qualität unverändert bleiben. Endlich bezeichnet es in der Formel $c = \frac{S}{T}$ den Raum (spatium).

Sabäismus (v. hebr. Zaba = Herr) Gestirndienst, eine Art des Polytheismus (s. d.)

Sache (res) bedeutet s. a. Ding (s. d.) und zwar im Gegensatz zur Person. Sache ist also dasjenige, was unfrei und daher nicht zurechnungsfähig, für Pflicht und Recht nicht empfänglich ist, deshalb auch zum blossen Objekt und Mittel unsres Handelns gemacht werden darf. Der Mensch ist keine Sache, sondern Person! Vom Missbrauch einer Sache lässt sich nur in dem Sinne sprechen, als dadurch Rechte Anderer verletzt werden; Sachenrecht ist daher nicht das Recht der Sachen, sondern an Sachen.

Sacherklärung (definitio realis) s. Realdefinition.

sachlich s. objektiv.

Sage, eigtl. Aussage, ist ein mündlicher Bericht über etwas, dessen Urheber unbekannt ist. Mit den verwandten Begriffen Gerücht und Tradition hat die Sage die unbekannte Herkunft gemein, doch ist das Gerücht ein un-

gewisses Gerede über ein gleichzeitiges Ereignis, die Tradition eine mündliche oder schriftliche Fortpflanzung einer Nachricht. Aus dem Gerücht kann durch Tradition eine Sage werden. Gedächtnis und Phantasie sind die Hauptquellen der Sage. Im Andenken an seine grossen Männer schmückt die Phantasie eines Volkes deren Thaten unbewusst und unabsichtlich aus; nur auf die Hauptidee gerichtet, lässt sie Nebenumstände fort, bildet sie um oder schafft völlig andre. Aber nicht blos seine Helden werden so idealisiert, auch die Natur, ihre Erscheinungen und Gegenstände, werden zum Mythus (s. d.). Und wie die Sage willkürlich Personen, Ereignisse, Orte und Zeiten durcheinanderwirft (vgl. Nibelungenlied), so geht sie auch vielfach in den Mythus über: Götter werden zu Helden und als solche an bestimmte Verhältnisse geknüpft, Helden dagegen zu Göttern erhoben. (Vgl. Siegfried, Herakles). Eine dritte Art, die Tiersage, berichtet von den Erlebnissen der Tiere, welchen die älteste Menschheit Vernunft und Sprache beilegte. Während das Märchen der Niederschlag des Göttermythus ist (vgl. Brunhild und Dornröschen), ist die Sage die phantasievolle Gestaltung der Nationalgeschichte. Vgl. J. Braun, d. Naturgesch. d. Sage. München 1864.

Sanftmut ist die leidenschaftslose Gemütsruhe gegenüber feindseligen Gesinnungen, Worten und Handlungen Andrer. Der Sanftmütige beherrscht seine Empfindlichkeit, aber nicht aus phlegmatischer Apathie, sondern aus moralischen Grundsätzen. Er wird weder über wirkliche Kränkungen noch über geringfügige Versehen in Zorn geraten. Diese Tugend findet sich beim weiblichen Geschlecht öfter als beim männlichen, ist daher bei diesem desto höher zu schätzen.

Sarkasmus (v. *σαρκάζω* zerfleische) ist ein bittrer mit Ironie verbundener Spott, welcher den Andern verhöhnt (zerfleischt). Wenn er nicht harmlos ist, zeugt er von boshaftem Charakter.

Satz (propositio) nennt man ein wörtlich ausgesprochenes Urteil oder den Ausdruck eines Gedankens, welcher zwei Vorstellungen in Verhältnis zu einander setzt. Wie die Vorstellungsformen ursprünglich zugleich mit und an den Worten erkannt worden sind, so das Urteil mit und

an dem (grammatischen) Satze. Platon erklärt den Aussagesatz (Logos) als die Bekundung des Gedankens durch die Stimme mittelst der Worte, in denen er sich gleichsam abpräge. Es ist zunächst gleichgültig, ob das Urteil ein bejahendes oder verneinendes, ein assertorisches oder problematisches ist. Wenn Kant nur ein assertorisches Urteil als Satz bezeichnen will, so verwechselt er Satz mit Setzung (positio); dieses ist ein Denken mit der Überzeugung, dass das Gedachte der Wirklichkeit entspreche. Vgl. Urteil.

Scepticismus s. Skeptizismus; Sceptiker s. Skeptiker.

Schädellehre s. Kranioskopie, Phrenologie.

Schadenfreude ist die Lust über fremdes Unglück. Dieser durchaus verwerfliche Affekt hat drei Stufen: die erste, noch am ehesten entschuldbare ist die Freude sich von der fremden Unlust frei zu wissen. Diese Art empfindet man selbst geliebten Freunden gegenüber, und darin liegt der Reiz des Mitleids. (The luxury of pity, sagt Spencer.) Wir fühlen uns erhaben über den, welchen wir bemitleiden. Schlimmer als diese echtmenschliche, wenn auch nicht grade sittliche Schadenfreude ist das Vergnügen über das Übel, welches unsern Feind trifft. Hier gönnen wir es ihm gradezu, weil wir ihn hassen; hier mischt sich kein Mitleid mildernd ein. Echte Schadenfreude ist das Kind des Hasses. Dieser entschuldigt denn auch ein wenig jene; denn er kann doch als Grund, wenn auch als ein verwerflicher, dafür gelten. Gradezu boshaft, ja teuflisch aber ist die dritte Stufe der Schadenfreude, welche in Grausamkeit übergeht: wenn der Mensch, blos um sich an fremder Unlust zu freuen, gegen Andere, die ihm gar nichts gethan, direkt thätlich vorgeht. So wenn Jemand einen Blinden absichtlich zu Falle bringt, einen Fremden irre führt, auf Menschen Hunde hetzt u. dgl. m. Diese Schadenfreude nennt Kant qualifiziert, Schopenhauer ein antimoralisches Motiv. Der junge Don Carlos († 1568) und Iwan der Schreckliche († 1584) zeichneten sich in dieser Hinsicht aus. Vgl. Neid, Mitgefühl.

Scham bedeutet zunächst die Unlust, welche aus der Unbedecktheit gewisser Körperteile entpringt, dann das Missvergnügen über irgend eine Unvollkommenheit über-

haupt. Daraus entwickelte sich das moralische Schamgefühl, welches aus der Vorstellung, bei Andern verachtet zu sein oder möglicherweise zu werden, entspringt. Aber diese Art von Schamgefühl, nämlich die Furcht vor Schande, kann sich auch blos auf die äussere Ehre beziehen. Höher dagegen steht dasjenige Gefühl, welches aus dem Abscheu vor dem Schlechten entspringt. Hier schämt sich der Mensch, weil seine innere Ehre leidet oder in Gefahr ist zu leiden; er empfindet Missvergnügen, weil er etwas Tadelnswürdiges, und wäre es auch nur ein Gedanke, an sich wahrnimmt. Die Furcht vor Schande erzeugt oft falsche Scham, d. h. die Neigung sich solcher Dinge zu schämen, die an sich notwendig und gut, aber bei gewissen Leuten verrufen sind. Die wahre Scham dagegen fällt mit Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit zusammen, der Mensch schämt sich vor sich selbst, vor seinem bessern Ich, vor Gott. Lieber erträgt er Schmach und Schande vor den Menschen, als dass er etwas gegen sein Gewissen thäte (Vgl. Jungfrau v. Orleans). Pflanzen schämen sich gar nicht, ebenso wenig die meisten Tiere, und von der moralischen Scham hat auch das höchstentwickelte Tier keine Ahnung. Kants Definition der Scham als Verlegenheit über das Bewusstsein seiner Blödigkeit ist zu eng.

schamhaft ist derjenige, welcher eine feine Empfindung für das Wohlanständige hat und daher ängstlich Alles vermeidet, was (durch Worte, Winke, Werke) der Sittsamkeit zuwider ist. Er wird nicht nur in seinen Äusserungen, sondern auch in Gedanken keusch und züchtig sein, besonders alle lüsternen Phantasien und Begierden ernsthaft bekämpfen.

schamlos nennt man sowohl den, der die Sitte, als auch den, der die Sittlichkeit frech verletzt, weil er gegen Ehre und Schande gleichgültig ist. Schamlos sind z. B. die Charaktere, die Zola mit Vorliebe schildert.

Schande ist die schlechte Meinung, die andre von unsrem Wert, besonders dem moralischen, haben. Wie bei der Ehre, haben wir auch hier objektive und subjektive Schande zu unterscheiden. Jene ist das verwerfende Urteil, welches die Welt über uns fällt, diese die Verurteilung durch unser Gewissen. Jene, die Schande vor den Menschen, kann wohl verbunden sein mit Ehre vor

Gott, vgl. die Märtyrer. Ob uns etwas zur Schande gereiche oder nicht, hängt daher allein vom Gewissen ab. Antigone ward vom Könige ihres Landes zu schmählichem Tode verurteilt, von Ismene und ihren feigen Landsleuten verachtet und verlassen, und doch ging sie mit freudigem Stolz in den Tod. Ebenso dachten Sokrates, Huss und Galilei.

Scharfsinn (sagacitas) nennt man diejenige Kraft des Geistes, welche die einzelnen Vorstellungen deutlich zu unterscheiden, die Teile und Merkmale eines Begriffs klar zu denken und bis zu den letzten Zusammenhängen, Ursachen, Gründen und Zwecken durchzudringen vermag. Der Begriff ist um so vollkommener, je bestimmter er seinen Inhalt zum Vorstellen bringt und je reiner er sich von allem, was nicht dazu gehört, absondert. Jenes ist seine Deutlichkeit, dies seine Klarheit, beides zusammen seine Helligkeit. Auf der Deutlichkeit beruht der Witz (s. d.), auf der Klarheit der Scharfsinn. Dieser hat es besonders mit den abstrakten und spekulativen Begriffen zu thun. Er ist zwar angeboren, kann aber durch Schulung gesteigert werden. Ohne ihn ist keine wissenschaftliche Erkenntnis möglich, obgleich freilich er allein keine wissenschaftliche Leistung zustande bringen kann. Von eminentem Scharfsinn waren Aristoteles, Newton und Kant.

Schein bedeutet zunächst einen Lichtglanz, z. B. Sonnen-, Mondschein u. dgl. Dann den Gegensatz zum Wirklichen, das Scheinbare. In diesem Sinne ist es das falsche, für wahr gehaltene Urteil. Dieses hat entweder einen subjektiven oder einen objektiven Grund. 1) Der subjektive Schein beruht auf einem falschen Schlusse von der Folge auf den Grund, indem man entweder einen Grund setzt, den eine Erscheinung überhaupt nicht haben kann, oder indem man behauptet, dass sie ihn überall und stets habe. Übereilung oder Mangel an Urteil und beschränkte Kenntnis der Verhältnisse veranlassen diesen Irrtum. 2) Oft aber liegt ein objektiver (wie Kant sagt, dialektischer) Schein zu grunde, wo man nämlich den Irrtum als solchen erkennt, ihn aber nicht verbessern kann, weil er gleichsam an den Gegenständen zu haften scheint. Hierher gehören die Sinnestäuschungen, wo der Schein ganz individueller Natur ist. Entweder sind die

Sinnesorgane in eine ungewöhnliche Lage gebracht, oder sie sind krank oder ihre spezifische Energie wird durch einen ganz ungewöhnlichen Reiz hervorgerufen. Ferner gibt es einen sinnlichen Schein, der sich ohne krankhafte Affektion der Organe aufdringt, z. B. die scheinbare Grösse entfernter Gegenstände (optischer, akustischer Schein). Doch auch hier ist der subjektive Schein (der Irrtum, der falsche Schluss) der Hauptfaktor. Auf diesem beruht die Wirkung der Künste (Vgl. Illusion). Durch alles Bisherige bildet sich 3) der metaphysische Schein heraus, d. h. die unserm Wesen notwendige und doch falsche Vorstellung von der Welt. Ihn zu berichtigen ist die Aufgabe der Philosophie, insbesondere der Metaphysik. 4) Unter logischem Schein endlich versteht man die Ableitung formell richtiger Folgerungen aus falschen Voraussetzungen oder falscher Folgerungen aus richtigen Voraussetzungen. Hierauf beruht die Kraft der Trug- und Fehlschlüsse. Vgl. Erscheinung, Irrtum, Widerlegung, Illusion, Sinnestäuschungen.

Schema (σχῆμα) bedeutet bei Kant ein unbestimmtes Bild zur Anwendung einer Kategorie; dieser Schematismus der Einbildungskraft erscheint ihm als eine verborgene Kunst unsrer Seele (Krit. d. r. Vrft. p. 159 Hart. 171 Kirch.) — Das Schema der Gemeinschaft oder Wechselwirkung ist das Zugleichsein der Bestimmungen eines Dinges mit dem andern. — Das Schema der Grösse ist die Zahl oder die Zeitreihe, d. h. die Erzeugung (Synthesis) der Zeit selbst in der successiven Auffassung des Gegenstandes. — Das der Modalität die Zeit selbst als das Korrelat der Bestimmung eines Gegenstandes, ob und wie er zur Zeit gehöre. — Der Möglichkeit die Zusammenstimmung der Synthesis verschiedener Vorstellungen mit den Bedingungen der Zeit überhaupt. — Das Schema der Notwendigkeit das Dasein eines Gegenstandes zu aller Zeit. — Das der Qualität die Synthesis der Empfindung (Wahrnehmung) mit der Vorstellung der Zeit. — Das der Realität ist die kontinuierliche und gleichförmige Erzeugung der Quantität von etwas in der Zeit. — Der Relation das Verhältnis der Wahrnehmungen untereinander zu aller Zeit. — Der Substanz ist die Beharrlichkeit des Realen in der Zeit. — Der Ursache oder Kausalität ist das Reale, worauf, wenn es

nach Beleben gesetzt wird, jederzeit etwas Anderes folgt. — Der Wirklichkeit das Dasein in einer bestimmten Zeit. — Schema eines Begriffs nennt Kant die Vorstellung von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriffe sein Bild zu verschaffen. — Das transcendentale Schema eines Verstandesbegriffs ist die formale Bedingung der Sinnlichkeit a priori, unter der die Kategorie allein auf irgendeinen Gegenstand angewendet werden kann; es ist das Phänomenon oder der sinnliche Begriff eines Gegenstandes in Übereinstimmung mit der Kategorie.

schematisieren heisst im allgemeinen etwas nach einem Muster anordnen; bei Kant aber, einen Begriff durch Analogie mit etwas Sinnlichem fasslich machen, z. B. die übersinnliche Ursache einer Pflanze durch die Analogie eines Künstlers.

Schematismus der Analogie nennt Kant die Anwendung einer Analogie (s. schematisieren); des reinen Verstandes die sinnliche Bedingung, unter welcher reine Verstandesbegriffe allein gebraucht werden können; dies ist Versinnlichung der Kategorien durch reine Anschauungen der Sinnlichkeit. Vgl. I. B. Meyer, Kants Psychol. 1870. I. Frohschammer, die Einbildungskraft b. Kant und Spinoza 1879. Als übersichtliche logische Zusammenstellung der Grundbegriffe vgl. F. Kirchners Schematismus der Philosophie. Halle 1888.

Scherz nennt man diejenige Rede oder Handlung, welche Lachen erregen will, indem sie dem andern momentan Verlegenheit bereitet durch Verwirrung der Begriffe oder der Verhältnisse. Die Auflösung der Schwierigkeiten erzeugt dann Lachen, ja schon während der Verwickelung war das Opfer dem Zuschauer ein Gegenstand des Lachens. Nicht jeder versteht Scherz oder Spass, aber es ist ein Zeichen von gutem Charakter, wenn man sich auch einmal zum besten haben lässt. Aus nichts kann man eines Menschen Charakter besser erkennen, als aus dem, was er übel nimmt. Freilich darf der Scherz auch nicht die Grenzen des Erlaubten überschreiten, welche durch Liebe oder Achtung bestimmt werden. — Versteckt sich der Ernst hinter dem Scherz, so entsteht der Humor, hüllt sich dagegen der Scherz in Ernst, Ironie (s. d. W.). Die Ironie fängt mit ernster Miene an und

endigt mit lächelnder, der Humor umgekehrt. — Legt man mit plumper Absichtlichkeit und Übertreibung den Worten eines ernsthaften Gedichts unbedeutende, niedrige Personen, Motive und Handlungen unter, so entsteht die Parodie. Vgl. Komisch, lächerlich.

schicklich ist das, was sich schickt, d. h. den Umständen angemessen ist. Dies umfasst 1) das der Sitte, 2) das der Moral Angemessene. Hierüber besteht seit Alters lebhafter Streit: Schicklich ist, sagen die Genussmenschen, was gefällt; ihr Belieben machen sie zum höchsten Massstabe. Besser denken schon diejenigen, welche die Sitte als das Schickliche bezeichnen, was der Kreis, in welchem sie leben, für angemessen hält, thun auch sie. Aber nur den dritten Standpunkt billigen wir, wonach Sittliches und Schickliches zusammenfällt. Die Moral ist auch Richterin über das Erlaubte. Die Stoiker machten am Schicklichen (*καθῆκον*) noch einen Unterschied. Das Schickliche ist die Pflicht; diese wird von einer Handlung erfüllt, die der Natur eines Wesens gemäss und sich daher rechtfertigen lässt: höher aber das Rechte (*κατόρθωμα*), d. h. die That, die auf tugendhafter Gesinnung und Gehorsam gegen die Vernunft beruht. Diesen Unterschied zwischen Legalität und Moralität, den Kant ähnlich formuliert, billigen auch wir durchaus. Vgl. Gut, Sittlichkeit, Tugend.

Schicksal bedeutet zunächst die Summe der Ereignisse, die Jemand erlebt; so hat mancher ein gutes, mancher ein böses Schicksal. Sodann ist es die personifizierte Ursache der sowohl durch die Natur als auch durch die Freiheit bewirkten Veränderungen in der Welt, insofern sie auf empfindende Wesen Einfluss haben. Vgl. Fatalismus. Der Glaube an ein Fatum (*εἱμαρμένη*) beruht auf der instinktiven Überzeugung des Menschen von der Notwendigkeit alles Geschehens. Die Verklärung dieser Ansicht ist der Glaube an die göttliche Vorsehung, der transcendentale Fatalismus, wie ihn Schopenhauer (Parerga I, 218) nennt, wonach nichts in unserm Leben zufällig geschieht, sondern unser Dasein sich als ein in sich übereinstimmendes und belehrendes Epos darstellt. Vgl. Prädestination, Teleologie. — Interessant sind übrigens die Namen, womit die Stoiker das Schicksal bezeichnen: Adrastea (*Ἀδράστεια*) = die Unvermeidliche, Heimarmene

(*Εἱμαρμένη*) = und Pepromene (*Πεπρωμένη*) = die Austeilende, Zielsetzende, Ananke (*Ἀνάγκη*) = Notwendigkeit und Atropos (*Ἄτροπος*) = Unabwendbare. — Die Schicksalstragödie, welche das tragische Leid des Helden von einer unentrinnbaren Vorherbestimmung der einzelnen Thaten und Erlebnisse ableitet, war im Altertum berechtigt; heutzutage, wo die Menschheit an eine sittliche Weltordnung, eine göttliche Weltregierung glaubt, welche das ethische Thun des Menschen nicht ausschliesst, ist die Schicksalstragödie eine Verirrung, welche Schiller in seiner „Braut v. Messina" angefangen, Müllner, Grillparzer und Houwald fortgesetzt haben und Platen in der „Verhängnisvollen Gabel" verspottet hat. Vgl. F. Kirchner, über den Zufall. Halle 1889.

Schlaf ist der periodisch wiederkehrende Zustand, in welchem sich die den Tag über verbrauchte Lebenskraft des Organismus reproduziert. Es giebt auch abnorme Veranlassungen: narkotische Stoffe, Druck des Gehirns, Verletzung desselben, Erschöpfung durch körperlichen Schmerz, geistige oder körperliche Anstrengung, Blutverlust, Hunger, Blutandrang und Steigerung des Verdauungsprozesses, Erhöhung oder Herabsetzung der Temperatur, hohes und zartes Alter. Der Schlaf stellt sich in fünf Perioden dar: Schläfrigkeit, Einschlafen, tiefer Schlaf, Traumschlaf und Erwachen. Während die Schläfrigkeit durch jene Momente bewirkt wird, folgt das Einschlafen entweder unwillkürlich, oder infolge willkürlich erzeugter Langeweile. Kant und Napoleon I. besassen diese Kunst. Der Zustand des Einschlafens ähnelt sehr der Verrücktheit. Nachdem durch die Schläfrigkeit die Seele von der Aussenwelt mehr und mehr abgelöst worden ist, jagen zahllose Schlummerbilder am geistigen Auge vorüber auf einem von innen projizierten Lichtnebel; auch Nachklänge von Gehörempfindungen kommen vor. Aus dem Auf- und Absteigen dieser Vorstellungsreste erklären sich die Illusionen des Fallens und Fliegens beim Einschlafen. Im Tiefschlafe ist wegen Einstellung der Hirnthätigkeit das Bewusstsein und die willkürliche Bewegung aufgehoben. Freilich hört weder das vegetative Leben, noch die unwillkürlichen (Reflex-) Bewegungen, noch die Empfindung, noch auch eine Art von Vorstellen auf, wie der Traum beweist. Absolut bewusstloser Schlaf

ist daher Ausnahme. Der Traumschlaf stellt sich meistens erst gegen Morgen ein; die Aussenwelt beeinflusst den Schläfer und regt allerlei Vorstellungen in ihm an. Endlich tritt das Erwachen ein, und zwar stets scheinbar plötzlich, weil man sich eben unvermutet bei hellem Bewusstsein vorfindet. Vgl. Traum.

Über das Wesen des Schlafes stehen sich zwei Ansichten schroff gegenüber: Die eine sieht in ihm eine Potenzierung, die andre eine Herabsetzung des Seelenlebens. Schubert lässt den Leib im Schlafe der Körperwelt anheimfallen, die Seele aber den jenseitigen Regionen zueilen und die Lichter eines fernen Sternenhimmels schauen. Krause sieht im Schlafe das reinste und feinste Seelenleben des Geistes, J. H. Fichte meint, die Seele erhebe sich leib- und hirnfrei zu einer Art intellektueller Anschauung über die Gegensätze des Sinnenbewusstseins, ja Fortlage behauptet, nur insofern wir schlafen, leben wir, wenn wir aufwachen, fangen wir an zu sterben. Schopenhauer wiederum hält mit Burdach den Schlaf für den ursprünglichen Zustand, dagegen Bewusstsein, Wahrnehmen u. s. w. für den sundären. — Andrerseits waren energische und thätige Geister, wie Melanchthon und Friedrich II., solche Gegner des Schlafes, dass sie ihn sich am liebsten abgewöhnen mochten, was freilich unmöglich ist. H. Spitta, d. Schlaf- und Traumzustände 1883. Radestock, Schlaf u. Traum. 1879.

Schlafwandeln (Somnambulismus) ist ein traumähnlicher Zustand, worin der Mensch in einseitiger Weise für Sinneseindrücke empfänglich, während Tast- und Muskelsinn nicht erhöht, Kälte sogar ohne Einfluss auf ihn ist. Manchmal scheinen einzelne Sinne freilich seltsam abgeschlossen gegen Reize von aussen. Die Bewegungen sind rein instinktiv. Aus dem Schlafwandeln entwickelt sich oft ein mehr oder weniger zweckmässiges Schlafhandeln, welches sich zum Hellsehen (clairvoyance) steigert, wo der Mensch Dinge bemerkt, die der gewöhnlichen Sinnesthätigkeit entgehen. Die Grade des Somnambulismus sind verschieden. Manchmal scheinen die Sinne gar nicht, manchmal einseitig zu funktionieren; manche Somnambulen gehen nur umher, andre verrichten mechanische, manche sogar geistige Beschäftigungen (Schriftstellern, Komponieren). Immerhin ist der Zustand

ein krankhafter. Früher führte man ihn auf den sogen. tierischen Magnetismus zurück, der durch den Magnetiseur in seinem Medium erzeugt werde. Heutzutage glaubt man die Ursache in einer dauernden Fixierung eines glänzenden Gegenstandes gefunden zu haben, wodurch der Geist förmlich gelähmt und in Tiefschlaf (Hypnotismus, vgl. d. W.) versenkt werde. Der „magnetische Rapport“ zwischen dem Kranken und seinem Magnetiseur bedarf noch mehr der Untersuchung. Besonders Schelling suchte dies ganze Gebiet für die Philosophie zu verwerten; nach ihm gehört das Wachen dem idealsolaren, das magnetische Schlafleben dem real-tellurischen Pol an, deren jedes das gesamte Geistesleben umschliesse. Ja, seine Schüler hielten das Hellsehen für völlige Entleiblichung und Versetzung in Gott (so Kerner, Jung-Stilling, Eschenmayer). Auch Schopenhauer, J. H. Fichte und Fortlage legen zu viel Gewicht auf diese Zustände; so nennt der erste z. B. den Schlafwandel „Wahrtraum.“ Vgl. R. Heidenhayn, d. sog. tier. Magnetismus. 1888. A. F. Weinhold, Hypnot. Vers. 1880. G. H. Schneider, d. psychol. Ursache d. hypnot. Erschein. 1880.

Schlauheit ist die praktische Anwendung der Klugheit. Der Schlaue weiss seine eigenen Absichten und die Mittel zu ihrer Erreichung ebenso geschickt zu verbergen als fremde Anschläge gegen ihn selbst zu entdecken. Wenn seine Zwecke geringfügig sind, nennt man ihn pfiffig; sind sie mit Nachteil andrer verknüpft, verschmitzt. Wie verschieden sind die Begriffe: klug, schlau, pfiffig, verschmitzt, gelehrt, gebildet, weise! Die Wurzel aller ist die Klugheit, d. h. Schärfe des Verstandes in Auffassung der kausalen Beziehungen. Merkwürdig ist der Zusammenhang zwischen Schlauheit und Dummheit, denn les extrèmes se touchent. Oft sind die Schlauen, weil sie zu einseitig an sich denken, in einem Punkte dumm, während die Dummen in dem kleinen, einfachen Kreise, wo sie zu Hause, oft ganz schlau sind. Daher das Paradoxon: Il y a un mystère dans l'esprit des gens qui n'en ont pas! Jene partielle Dummheit zeigen oft Verbrecher, diese dumme Schlauheit die Bauern. Muster von Schlauheit sind Odysseus, Jago, Shylock.

schlecht, ein Relationsbegriff, ist das Gegenteil von gut, bezeichnet mithin dasjenige, was nicht so ist, wie es

sein soll, also das Unbrauchbare, Unangenehme oder Schädliche. In Bezug auf den zurechnungsfähigen Menschen nennen wir es böse (s. d. W.), während die andern Sprachen diesen Unterschied nicht machen (*κακός*, malus, cattivo, bad).

Schluss (syllogismus, ratiocinatio) ist diejenige Denkform unsres Geistes, wonach ein Urteil durch ein andres begründet wird. Das Urteilen besteht im Vergleichen und Zusammenstellen zweier Begriffe, das Schliessen aus derjenigen zweier Urteile. Sage ich z. B.: „Alle Menschen sind sterblich, folglich ist es auch Cajus" — so habe ich zwei Urteile so zusammengestellt, dass dieses als die Folgerung jenes erscheint; ausgelassen ist das selbstverständliche Urteil: „Cajus ist ein Mensch." Subsumiert jedes Urteil einen Begriff unter einen andern, umfassenderen, so thut das der Schluss mit einem Urteil. Beidemal ist die Voraussetzung, dass, was vom umschliessenden Begriff, resp. Urteil gilt, auch vom umschlossenen gelte, gemäss dem Satz von der Identität. Sind also alle Menschen sterblich, so gilt es auch von Cajus, vorausgesetzt, dass er unter die Menschen zu rechnen ist.

Der Schluss (syllogismus) heisst einfach, wenn aus zwei Urteilen, welche zwei verschiedene und einen gemeinsamen Hauptbestandteil haben, ein drittes abgeleitet wird; zusammengesetzt, wenn mehr als drei Hauptbestandteile von Urteilen oder mehr als zwei Urteile zur Begründung des Schlusssatzes dienen. Der gemeinsame Bestandteil heisst Mittelbegriff (terminus medius), er kommt in den beiden Vordersätzen (Prämissen), aber nicht im Schlusssatz (conclusio) vor. Von den beiden Prämissen heisst Obersatz (propositio major) diejenige, welche das Prädikat, Untersatz (propositio minor), welche das Subjekt des Schlusssatzes enthält. Alle diese Bestandteile nennt man die Elemente des Syllogismus. Seine Relation richtet sich nach derjenigen der Prämissen, d. h. er ist kopulativ, disjunktiv, hypothetisch u. s. w. je nach der Relation jener. Sind sie von verschiedener Form, so ist der Obersatz massgebend. — Schopenhauer bezeichnet hübsch die Volta'sche Säule als Sinnbild des Schlusses: ihr Indifferenzpunkt in der Mitte stellt den Mittelbegriff, die beiden Pole die disparaten Begriffe dar; dort springe durch Verbindung der Drähte der

Funke, hier durch Kopula der Urteile der neue Gedanke hervor.

Die Möglichkeit des Schlusses als Erkenntnisform beruht auf der Voraussetzung einer realen Gesetzmässigkeit gemäss dem Satze vom Grunde. Die vollkommenste Erkenntnis entspringt aus dem Zusammenfallen des Real- und Erkenntnisgrundes, folglich ist auch der Schluss am vollkommensten, wo der Mittelbegriff jene beiden enthält. Durch den Schluss erfährt der Schliessende nicht etwas schlechthin Neues, ihm vorher ganz Unbekanntes. Er wusste blos nicht, dass er es wusste, er wusste es implicite, nicht explicite. Wir bringen uns also durch den Schluss nur zum Bewusstsein, was schon latent in den Prämissen lag, diese „Entzifferung unsrer eignen Noten“, wie Mill sagt, ist aber nur die eine Seite der Sache; die andre ist die Förderung unsrer Erkenntnis durch den Syllogismus, sobald unser Denken auf dem Grunde einer erkannten realen Gesetzmässigkeit ruht.

In diesem Sinne fordert Aristoteles, dass der Mittelbegriff (M) die reale Ursache ausdrücke. Die Skeptiker hingegen drehten die Sache um und meinten, dass die Wahrheit der Prämissen aus derjenigen des Schlusssatzes folge, nicht umgekehrt! Das Mittelalter hat den technischen Apparat der Aristotelischen Syllogistik eifrig ausgearbeitet. Bacon zieht ihr die Induktion vor, Cartesius verwirft sie ganz, ebenso Locke, während Leibniz im Syllogismus ein bedeutendes Hilfsmittel der Forschung erkennt. Kant dagegen hielt nur die erste Schlussfigur (s. d.) fest und betrachtete sie blos als ein Mittel, das, was wir schon wüssten, durch Analyse klar zu machen. Ähnlich lehren Herbart, Fries und Beneke, während Hegel und Schopenhauer im Schlusse die notwendige Form alles Vernünftigen, das eigentliche Geschäft der Vernunft sehen. Der Wert desselben beruht nach unsrer Ansicht in seiner Wichtigkeit für den Beweis, d. h. für die Erkenntnis der Wahrheit. Allerdings das Material für die Prämissen hat die Induktion (s. d.) herbeizuschaffen, aber selbst diese kann des Syllogismus nicht entraten, geschweige die deduktiven Wissenschaften: Mathematik, Mechanik, Astronomie und Philosophie.

Allgemeine Regeln für das Schliessen sind: 1) Im

einfachen regelmässigen kategorischen Schluss dürfen nur drei Begriffe vorhanden sein. 2) Aus einem blos besondern Obersatz folgt nichts, ebenso wenig 3) aus einem verneinenden Untersatz. 4) Die Quantität des Schlusssatzes richtet sich nach dem Untersatz, hingegen 5) seine Qualität nach dem Obersatze. 6) Ist eine Prämisse problematisch, so ist es auch der Schlusssatz.

Eingeteilt werden die Schlüsse gewöhnlich nach der Relation des Obersatzes in kategorische, hypothetische und disjunktive; doch diese Einteilung trifft nicht die Art der Schlussfolgerung. Andre unterscheiden sie nach der Form in vollständige und abgekürzte oder nach dem Inhalt in einfache und zusammengesetzte. Uns scheint die Scheidung in Subsumtions- und Bestimmungsschlüsse am richtigsten. Jene ordnen ein Urteil einfach einem andern unter, diese geben eine nähere Bestimmung der Wirklichkeit zu einem nur bedingungsweise Angenommenen; dorthin gehören die kategorischen, hypothetischen und disjunktiven Schlüsse, hierher die Schlussketten und Kettenschlüsse (s. d. A.).

Die hypothetische Schlussform richtet sich nach dem Grundsatz: mit dem Bedingenden ist das Bedingte gesetzt und mit dem Bedingten das Bedingende aufgehoben. Hier sind 2 Modi: der modus ponens schliesst aus der Setzung des Vordersatzes vom Obersatz im Untersatz auf die Setzung des Nachsatzes des Obersatzes im Schlusssatz (Wenn A ist, so ist B; nun ist A — also ist B.). Der modus tollens schliesst aus der Aufhebung des Nachsatzes vom Obersatz im Untersatz auf die Aufhebung des Obersatzes im Schlusssatz (Wenn A ist, so ist B; nun ist B nicht, also ist A nicht.). — Bei der disjunktiven Schlussform gilt die Regel, dass von je zwei einander vollkommen ausschliessenden Gegensätzen jeder durch die Setzung des andern ausgeschlossen und durch die Aufhebung des andern gesetzt ist. Wieder haben wir 2 Modi: modus ponendo tollens schliesst aus der Setzung des einen Gegensatzes im Unter- auf die Aufhebung des andern im Schlusssatz (A ist entweder B oder C; nun ist es B — als ist es nicht C). Modus tollendo ponens schliesst von der Aufhebung des einen im Unter- auf die Setzung des andern im Schlusssatz (A ist entweder B oder C; nun ist es B, — also ist es nicht C). — Die lem-

matische Schlussform, auch gehörnter Schluss, syllogismus cornutus genannt, ist die hypothetisch-disjunktive, die je nach der Zahl der im Nachsatz des Obersatzes enthaltenen einander ausschliessenden (2, 3, 4, 5 oder vielen) Gegensätze Dilemma, Trilemma, Tetralemma, Pentalemma oder Polylemma heisst (Wenn A ist, so ist entweder B oder C; nun ist weder B noch C — also ist auch A nicht). —

Schlussfiguren (σχήματα) sind die Hauptklassen von Schlüssen, welche durch die Stellung des Mittelbegriffs (M) in den Prämissen entstehen. Vergleicht man diese mit zwei Stäben, die bald so bald so aneinander gelegt werden, so ergeben sich natürlich drei Schlussfiguren (Aristot. Analyt. prior. I, 4:

1)	2)	3)
M ist P	P ist M	M ist P
S — M	S — M	M — S
S — P	S — P	S — P

In der ersten Schlussfigur ist M zuerst Prädikat, dann Subjekt, in der zweiten ist es beidemal Prädikat, in der dritten beidemal Subjekt. Als vierte (oder Galenische) Figur wurden später die fünf Modi der ersten zusammengefasst, die Theophrast aufgestellt hatte:

st 4) P iM
M — S
S — P

Im Grunde ist sie nur die Umkehrung der ersten Figur. Wolff und Kant verwarfen die drei übrigen, da nur die erste aus dem Satze de omni et nullo direkt folge. Doch haben auch die andern ihren Wert.

Schlusskette ist ein zusammengesetzter vollständiger Schluss, welcher aus einer Reihe von zusammengehörigen Schlüssen besteht, so zwar, dass der Schlusssatz des vorangehenden (Vorschluss, Prosyllogismus) Vordersatz des folgenden (Nachschluss, Episyllogismus) ist. Wird dasselbe zusammengezogen, so dass der Vorschluss nur als Nebensatz der Vorsätze des Nachschlusses erscheint, so heisst er Epicherém (s. d. W.). Wird die Schlusskette abgekürzt, indem zuerst alle einzelnen Schlüsse in Enthymeme (s. d.) verwandelt und dann so mit einander ver-

bunden werden, dass sie einen gemeinsamen Schlusssatz enthalte, so hat man den **Kettenschluss** oder **Sorites** (s. d.)

Schlussmodi oder -Arten sind die Kombinationen, die sich nach dem Gesichtspunkt der Quantität und Qualität beider Prämissen ergeben. Da jede von beiden von vier verschiedenen Formen sein kann (a = allgemein bejahend, e = allg. verneinend, i = partikulär bejahend, o = part. verneinend), so ergeben sich 64 Schlussmoden. Diese sind, wenn der erste Buchstabe den Ober-, der zweite den Untersatz bezeichnet:

aa	ea	ia	oa
ae	ee	ie	oe
ai	ei	ii	oi
ao	eo	io	oo

Da aber die Mehrzahl derselben ungültig, weil sinnlos sind, bleiben 19 übrig. Die vier Vokale soll übrigens M. Psellos (c. 1050) erfunden haben. Die vier Modi der ersten Figur lauten: Barbara, Celarent, Darii, Ferio; die vier der zweiten: Cesare, Camestres, Festino, Baroco; die sechs der dritten: Darapti, Felapton, Disamis, Datisi, Bocardo, Ferison; die fünf der vierten: Bamalip, Calemes, Dimatis, Fesapo, Fresison. Während in diesen Merkwörtern, die dem Joh. Hispanus zugeschrieben werden, die Vokale die Ähnlichkeit der Modi bezeichnen, deuten die Konsonanten die Verwandlung an, die mit den drei letzten Figuren vorzunehmen ist, damit sie die erste ergeben: S zeigt einfache Umkehrung (conversio simplex) an, P die conversio per accidens, M die Metathesis der Prämissen und C die Konversion des ganzen Schlusses. Vgl. hier meine Logik S. 169 ff. Leipz. 2. Aufl. 1890.

Schmeichelei ist das Bestreben, anderen durch verstellte Achtungsbezeugung (in Geberden, Worten und Handlungen) zu gefallen. Dies ist durchaus verwerflich, weil es 1) meist aus Egoismus entspringt, 2) sowohl den Schmeichler als auch den andern verdirbt. Schmeichler sind Heuchler, sie meinen es nicht gut mit uns; sie sind unsre Feinde, sind entweder dumm oder schlecht. Freilich, es ist schwer die Schmeichelei zu verachten und zu fliehen, weil sie unsre Eitelkeit kitzelt.

Schmerz ist der Affekt der Unlust, welcher aus einer starken Hemmung unsres Lebensgefühls entspringt. Von Unannehmlichkeit unterscheidet er sich dadurch, dass er eine positive Störung unsres Lebensgefühls bedeutet. Zunächst unterscheidet man körperlichen und seelischen Schmerz. Die einzelnen Arten werden nach Analogie mit bekannteren Schmerzen bezeichnet, z. B. stechender, ziehender, bohrender Schmerz u. s. w. Die Entstehung der körperlichen Schmerzen ist physiologisch und psychologisch ebenso dunkel als die der körperlichen Lustgefühle. Unzweifelhaft sind die Empfindungsnerven dabei beteiligt; aber warum dieser Reiz Lust, jener Unlust erzeugt, ist unklar. Ebenso, ob sich die Nerven dabei in erhöhter oder verminderter Thätigkeit befinden. Manche Nerven scheinen des Schmerzes gar nicht fähig zu sein, z. B. der Geruch und Geschmack, bei den eigentlich sensitiven dagegen, die mit dem Lebensprozess enger verknüpft sind, löst jede starke Reizung sogleich Schmerz aus. Bei andern wird aus grosser Unannehmlichkeit Schmerz, z. B. beim Druck-, Wärme- und Muskelsinn. Bei den edlen Sinnen, Gehör und Gesicht, bedeutet Schmerz schon Gefährdung ihres Seins. — Der Schmerz ist stets etwas Positives, nicht, wie Befriedigung und Genuss, negativ. Er ist immer von Erkenntnis begleitet; körperliche Schmerzen fühlen wir nicht, wenn das betr. Glied vom Gehirn getrennt oder dieses selbst chloroformiert ist. Geistige Schmerzen hängen natürlich von der Erkenntnis ab. Schopenhauer drückt das Verhältnis treffend so aus (Parerga II, 319): „Der Wille ist die Saite, seine Durchkreuzung oder Hemmung deren Vibration, die Erkenntnis der Resonanzboden, der Schmerz ist der Ton.“ Damit hängt auch zusammen, dass sich die Fähigkeit zum Schmerzempfinden in der Stufenreihe der Organismen steigert. Die höchsten Schmerzen empfindet derjenige Mensch, der das tiefste Gefühl, die klarste Einsicht und den besten Willen hat. Man denke an Jesus! — Dass der Schmerz eine hohe ethische Bedeutung hat, weiss jeder aus eigner Erfahrung. Geduld, Sanftmut, Mitgefühl, Streben nach Höherem und Enthaltsamkeit werden dadurch befördert. Dieser teleologischen Deutung, welche Burdach schön präzisiert: „Der Schmerz ist der Wächter des Lebens“ — steht die physiologisch-mechanische gegenüber, welche ihn nur als

zu grosse Schwingungsweite der Vibrationen der Nervenfaser betrachtet. Vgl. Hagen, Psychol. Untersuch. S. 59 f. 1847. Domrich, d. psych. Zustände, S. 173 f. 1849.

Schmerzlosigkeit s. Apathie.

Scholastik (v. scholasticus = Schüler und Lehrer) nennt man die Philosophie des Mittelalters, besonders seit Scotus Erigena bis zur Reformation (9—16. Jahrh.). Die Philosophie steht im Dienste der Kirche (ancilla Theologiae), deren Dogmen sie zu verteidigen und logisch zu begründen hat. In der 1. Periode vom 9—13. Jahrh. verband man die aristotelische Logik mit neuplatonischen Lehren, in der 2., vom 13—16. Jahrh. herrschte Aristoteles ganz. In jener ragten Anselm v. Canterbury (†1109), Abälard († 1143) und Petrus Lombardus († 1164) hervor; in dieser Albertus Magnus († 1280), Thomas v. Aquino († 1274) und Duns Scotus († 1308). Mit grossem Scharfsinn und nicht ohne Tiefsinn behandelten sie die dogmatischen Fragen und die philosophischen, soweit sie mit jenen zusammenhingen; besonders interessierte sie das Wesen der Universalien, welche sie entweder realistisch oder nominalistisch auffassten. Freilich ihre Armut an Kenntnissen, ihre Wortklauberei und Geschmacklosigkeit, die Gebundenheit ihrer Denkungsart riefen die Opposition von Mystikern, Humanisten und Naturforschern hervor. Kant nennt Scholastiker Leute, deren Kunst darin besteht, sich an Scharfsinn zu übertreffen. — Noch heute übrigens gilt Thomas v. Aquino den Katholiken als der grösste Philosoph. Vgl. A. Stöckl, Gesch. d. Philos. d. Mittelalters 1864. H. Reuter, Gesch. d. relig. Aufklärung im Mittelalter 1875.

schön ist dasjenige, welches unser inniges Wohlgefallen erregt, ohne unsre Begierden zu reizen; es gefällt durch die Einheit in der Mannigfaltigkeit, die Harmonie seiner Teile, durch seine anschaulich erkennbare Zweckmässigkeit, ohne dass es selbst für andres als Mittel diente. Das Schöne ist Selbstzweck. In ihm erscheint sinnlich das eigentümliche, innerste Wesen der Dinge, befreit von den störenden Zufälligkeiten. Beim Schönen ist also die sinnliche Form durchaus von der geistigen Idee bestimmt. Schön im engern Sinne heisst die völlige Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen; im Komischen

wird das Geistige vom Sinnlichen überragt, im Erhabenen das Sinnliche vom Geistigen; das Hässliche ist die rohe, geistverlassene Sinnlichkeit. Alles Schöne erhebt den Menschen über seine beschränkte Ichheit zur Objektivität der Idee; denn diese tritt ihm im Kunstwerk entgegen, dadurch wird er zum selbst- und willenlosen Betrachter. Mit der Wissenschaft hat die Kunst gemein die Darstellung des Wesens der Dinge, der Wahrheit, nur dass die Wissenschaft diese begrifflich, die Kunst sie anschaulich darstellt. Ferner idealisiert sie alles, d. h. sie fasst das in der Wirklichkeit Zerstreute zusammen und legt andrerseits das Verworrene übersichtlich auseinander. Diejenige Wissenschaft, welche das Wesen des Schönen entwickelt, heisst Metaphysik des Schönen (Vgl. Vischer, Aesthetik I, 1846). — Da aber verschiedene Völker und Zeiten eine andre Idee vom Schönen und demgemäss eine andre Darstellung davon haben, so wechselt auch die Erscheinung des Schönen in den verschiedenen Zeiten. Deshalb hat die Aesthetik (s. d.) auch die Kunstgeschichte zu berücksichtigen. Das Schöne als solches kann niemand schauen oder hervorbringen; aber die Idee schwebt als Muster und Massstab über allem Einzelnen. Je grösser die Harmonie zwischen Wesen und Erscheinung, desto schöner das Kunstwerk. Der Sinn für die Auffassung des Schönen heisst Geschmack, die Fähigkeit, dasselbe darzustellen, Kunst. Neben dem Kunstschönen steht das Naturschöne. Dessen ästhetische Einwirkung beruht auf der Gleichmässigkeit, Symmetrie und Proportionalität der Teile. Sie wächst mit der Harmonie von Ruhe und Bewegung, sowie mit der Eigentümlichkeit und Bedeutsamkeit der Erscheinung. Daher stehen uns auch ästhetisch diejenigen Tiere am höchsten, die uns innerlich am nächsten sind, z. B. Pferde, Hunde und Katzen. Vgl. Lemcke, Popul. Aesthetik 1867. Prölss, Katechism. d. Aesthet. 1878.

Platon definiert die Schönheit als das Hindurchscheinen des Ideellen durch das Sinnliche; Aristoteles sagt, schön ist das Gute, wenn es zugleich angenehm ist; die Schönheit beruht in Grösse und Ordnung. Nach Plotin besteht sie nicht in der blossen Symmetrie, sondern in der Herrschaft des Höheren über das Niedere, der Idee über den Stoff, der Seele über den Leib, der

Vernunft und des Guten über die Seele. Augustin bezeichnet die Schönheit als Einheit in der Mannigfaltigkeit. Shaftesbury identifiziert das Gute und Schöne, Gott ist ihm das Urschöne. Leibniz sieht in der Harmonie der Gegensätze die Schönheit; Baumgarten, der Begründer der Aesthetik (s. d.), setzt die „sinnliche Vollkommenheit" oder die Schönheit in die Zusammenstimmung des Mannigfaltigen in der Erscheinung, und er verlangt hierfür dreierlei: die Schönheit der Sachen und Gedanken, der Anordnung und der Bezeichnung. Wolff bezeichnet die Schönheit als Vollkommenheit, Sulzer als Einheit in der Mannigfaltigkeit, Lessing verlangt vom Künstler, er solle uns im Teile die Vollkommenheit des Ganzen erkennbar machen. Kant nennt schön den Gegenstand eines Wohlgefallens ohne Interesse, das, was ohne Begriff und Reiz allgemein gefällt. Schiller meint, das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Notwendigkeit; beim Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur darum hat es Reiz für uns. Wir geniessen es als Individuum und als Gattung zugleich; Freiheit allein ist der Grund des Schönen. Nach Schelling ist das Kunstwerk die Darstellung des Ewigen oder Unendlichen im Endlichen, die Harmonie des Bewussten und Bewusstlosen, des Freien und Notwendigen, das Wunder aller Wunder. Krause nennt das Schöne die Gottähnlichkeit nach Gehalt und Form. Hegel definiert es als das Absolute in sinnlicher Existenz, die Wirklichkeit der Idee in der Form begrenzter Erscheinung. Auf dem Verhältnis der Idee zum Stoffe beruht der Unterschied der symbolischen, klassischen und romanischen Kunst. Nach Schopenhauer ist schön der deutliche Ausdruck bedeutsamer Ideen. Herbart endlich nennt schön, im Unterschied vom Begehrten und Angenehmen, das, was an den Objekten unwillkürlich gefällt; die Materie ist gleichgültig, nur auf die Form, die Verhältnisse einfacher Elemente kommt es an. — Vgl. Kunst, Aesthetik, gut, Geschmack.

schöne Seele nennt Schiller den Menschen, in welchem Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als dass sie ist. Grazie ist ihr Ausdruck in der

Erscheinung; nicht ihre einzelnen Handlungen, sondern ihr Charakter ist sittlich. Die schöne Seele thut das Gute wie aus Instinkt und übt selbst die peinlichsten Pflichten und die heldenmütigsten Opfer mit der grössten Leichtigkeit. Vgl. Goethes „Wilh. Meister" (Bekenntnisse einer schönen Seele). Schiller, Über Anmut und Würde 1793.

Schöpfung heisst im allgemeinen jede Hervorbringung (z. B. eines Kunstwerks), insbesondere diejenige der Welt durch Gott. Eine der ersten Fragen, welche der Mensch sich vorlegt, ist die: „Woher ist dies Alles?" Das Gesetz der Kausalität nötigt ihn, für alle Dinge eine Ursache zu suchen. Diese ist ohne Zweifel Gott. Denn weder die orientalische Kosmogonie, welche die Welt aus dem Chaos, noch die gnostische, welche sie durch den Demiurgen entstehen, noch die atomistische, welche sie überhaupt nicht entstanden sein lässt, befriedigt unsern Verstand. Derselbe Gedankengang, der uns zur Annahme Gottes (s. d.) nötigt, fordert von uns die Anerkennung der göttlichen Schöpfung. Der Stoff ist nichts ohne die Kraft, die Welt nichts ohne Gott. Die Schöpfung „aus Nichts" bezeichnet nicht das Nichts als das Material der Welt, sondern will nur ein Chaos als gleichberechtigten Faktor neben Gott und die absolute Grundlosigkeit der Welt verwerfen. Den Begriff der Schöpfung können wir aber nicht missen, da ein zeitloser Anfang ebenso wie eine ewige Schöpfung ein leeres Wort ist. Die religiöse Bedeutung dieser Lehre beruht in der ethischen Grundlage, die sie dem Gemüte giebt, denn dadurch weiss es alles nach Anfang und Fortgang von Gott bedingt. Und darauf wird der Menschengeist stets geführt: „Das, welches das Eine ist, nennen die Weisen und Dichter mit mancherlei Namen" (Rig. Veda I, 164, 46). Aber für das Menschenherz ist es nicht gleichgültig, ob es aus dem Urschlamm oder aus dem Ozean der Substanz oder aus Gottes Hand hervorgegangen ist. Die ethische Weltbetrachtung kann dieses Gottes nicht entraten; wer aber in vornehmer „Wissenschaftlichkeit" diesen Namen verwirft, bedarf eines andern Wortes, mag er es Natur, Urgrund, Unbewusstes oder sonstwie nennen.

Ähnlich der biblischen Lehre von der Schöpfung lehrt Platon, die Welt sei nicht ewig, sondern geworden,

weil sinnlich wahrnehmbar und körperlich. Gottes Güte hat sie zugleich mit der Zeit gebildet. Sie ist das Schönste von allem Entstandenen, denn sie ward vom besten Werkmeister als Nachbild des höchsten Urbildes geschaffen. Die neben Gott existierende, an sich unbestimmte Materie (insofern ein Nichts, μὴ ὄν) wurde vermittelst der dreifachen Weltseele nach Ordnung und Mass. Nach Aristoteles setzt die Welt einen ersten Beweger voraus, den Nus (s. d.), als gegliedertes Ganzes aber hat sie ewig bestanden und wird ewig sein. Sie hat ihr Prinzip in Gott, welcher nicht etwa blos so da ist, wie die Ordnung im Heere als immanente Form, sondern als an und für sich seiende Substanz, gleich dem Feldherrn im Heere. Der organische Materialismus der Stoiker betrachtet die gestaltende Weltkraft als Gottheit, deren Existenz durch die Schönheit und Zweckmässigkeit des Alls bewiesen wird. Sie durchdringt die Welt als allverbreiteter Hauch, als künstlerisch nach Zwecken bildendes Feuer, als Vernunft und Weltseele. Nach einer gewissen Zeit nimmt diese Alles wieder in sich zurück durch einen Weltbrand. So vergehen und entstehen fortwährend neue Welten nach vernünftiger Notwendigkeit. Einen mechanischen Materialismus lehren die Atomisten (Demokrit und Leukipp) und Epikur. Ihr Prinzip heisst: Aus Nichts wird Nichts und Nichts vergeht in Nichtsseiendes. Seit Ewigkeit sind die Atome und der leere Raum. Aus jenen, die nur Grösse, Gestalt und Schwere haben, entstehen alle Dinge, indem sie sich infolge zufälliger Abweichung von ihrer Falllinie zusammenballen. Die Welt wird weder durch Gott noch durch Zweckmässigkeit geleitet. Plotin endlich leitet die Welt aus dem Einen durch Emanation oder Ausstrahlung, welche sich immer mehr von der Sonne entfernend, schwächer wird und Schlechteres hervorbringt. — In den soeben skizzierten Systemen haben wir zugleich die verschiedenen Möglichkeiten, die Weltentstehung zu erklären, vorgeführt. Wir haben 5 Auffassungen: 1) Die Schöpfung durch einen persönlichen, 2) durch einen unpersönlichen Gott; 3) den organischen Pantheismus, 4) den atheistischen Mechanismus und 5) das Emanationssystem. Zu jedem können wir leicht aus der neueren Philosophie Beispiele anführen: ad 1) Leibniz, 2) Hegel, 3) Spinoza, 4) Holbach, 5) Schelling.

Vgl. Fr. Schultze, Philos. d. Naturwissenschaft 1881. L. Weis, Antimaterialism. 1871. F. Kirchner, Grundprinzip d. Weltprozesses 1882.

Schreck (pavor) ist die Herabstimmung des Geistes, welche durch plötzliche Wahrnehmung gefahrdrohender Dinge oder Zustände entsteht. Es ist also ein lähmender Affekt, der den Organismus starr und unthätig macht, das Blut zum Herzen jagt, Reflexbewegungen, ja oft Krampf und Tod erzeugt. Wie alle lebhaften Gemütserregungen, steckt der Schreck an und heisst, wenn er eine ganze Menge erfasst, panischer Schrecken (vom Gotte Pan, der in den Wäldern hausen und die Menschen plötzlich erschrecken sollte). Schreckhaft heisst derjenige, welcher leicht erschrickt; schrecklich das, was Schreck hervorruft.

Schriftsteller (autor) ist derjenige, welcher in einem Buche zum Publikum in seinem eigenen Namen spricht. Es giebt verschiedene Arten von Schriftstellern; man kann sie einteilen 1) in solche, die aus Liebe zur Wahrheit oder zum Ruhme oder zum Gelde schreiben; 2) in solche, die mit Genie, mit Talent oder ohne Begabung schriftstellern, 3) in solche, die aus dem Fond ihres eigenen Denkens oder aus Büchern Bücher machen; 4) in solche, welche forschen oder fremde Forschungen darstellen; 5) in solche, die auf Mit- und Nachwelt, oder nur auf die Zeitgenossen oder auf Niemand Einfluss üben; endlich 6) in solche, die nach Form und Inhalt oder nur in einer oder in keiner Beziehung tüchtig sind. — Trefflich sagt Schlegel: „Die Schriftstellerei ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Tugend.“

Schüchternheit s. Furcht.

Schuld im juridischen Sinne heisst, 1) dasjenige, was Einer dem Andern gemäss einer Verpflichtung zu leisten hat (debitum); 2) die Nachlässigkeit, derentwegen man rechtlich in Anspruch genommen werden kann (culpa, nicht dolus). Im moralischen Sinne bedeutet es 3) das Unrecht, welches Jemand als freies Wesen thut, sich daher zuzurechnen hat. Schuld haben heisst eigentlich Ursache sein von etwas. Dies ist nur da der Fall, wo der Mensch volle Absicht und Einsicht hat. Und zwar kann er direkt oder indirekt schuldig werden, beides

wieder positiv oder negativ. Denn auch wenn man nur intellektueller Urheber von etwas Bösem ist, wenn man es gar nicht selbst gethan, aber Andre dazu angereizt oder nicht davon abgehalten hat, trägt man die Verantwortung dafür. So ist. z. B. Jago schuld, dass Othello seinen Liebling fallen lässt und Desdemona ermordet. Schuld ist übrigens nicht identisch mit Sünde, (s. d.). Angeborne Schuld (reatus) nennt Kant diejenige, welche so früh, als sich nur immer der Gebrauch der Freiheit äussert, hervortritt und doch aus Freiheit entsprungen sein muss. Denn die Schuld liegt, wie Schopenhauer bemerkt, nicht im Handeln (operari), sondern im Charakter (esse), aus welchem die Handlungen mit Notwendigkeit hervorgehen. Das ist die Urschuld, welche jener Denker in die Bejahung des Willens zum Leben, Origenes, Kant und Schelling in einen präexistenten Sündenfall setzen. Vgl. Zurechnung, Sünde, böse.

Schwäche ist physisch oder moralisch der Mangel an Kraft. Schwachheit der daraus entstehende Fehler. Schwachheitssünden sind solche unsittliche Handlungen, welche ohne böse Absicht, aus selbstverschuldeter Schwäche, also aus Selbstvernachlässigung entspringen.

schwärmen, eigentlich ein verworrenes Geräusch machen durch Hin- und Herfahren, bezeichnet einen krankhaften Gemütszustand, wo der Mensch sich nicht durch vernünftige Einsicht, sondern durch Phantasien leiten lässt. So liebenswürdig es ist, für einen geliebten Menschen zu schwärmen, so notwendig ist es, dass man für das Gute, Wahre und Schöne, ja für Ideale überhaupt schwärme. Gefährlich wird dieses für uns und Andre nur dann, wenn wir uns durch die Phantasie zu unüberlegten Handlungen hinreissen lassen. Wer etwas Grosses will, darf sich nicht vor dem Namen eines Schwärmers oder Phantasten fürchten, der meist diejenigen mehr entehrt, die ihn erteilen, als den, der ihn bekommt. Leonidas, Sokrates, Platon, Paulus, Savonarola, Luther, Friedrich II., Schiller, Fichte u. a. waren Schwärmer, und doch ehren wir sie als das Salz der Erde! Zu jeder grossen Leistung auf künstlerischem, praktischem, ja auch wissenschaftlichem Gebiet gehört jene köstliche Verbindung von kühlem Urteil mit glühender Einbildungskraft,

von unbeugsamem Willen und geschmeidiger Klugheit. Vgl. Enthusiasmus, Ekstase, Entzücken.

Schwelgerei ist Unmässigkeit im Genusse ausgesuchter sinnlicher Vergnügungen, besonders wohlschmeckender Speisen und Getränke. Da der Mensch ein vernünftiges, zur Sittlichkeit bestimmtes Wesen, ist Schwelgerei verächtlich und verwerflich zugleich. Vgl. Hedonismus.

Schwermut ist diejenige Grundstimmung des Gemütes, wo sich der Mensch durch alles, was er erlebt, gehemmt und niedergedrückt fühlt. In diesen Ton klingen alle seine Empfindungen, Gefühle und Stimmungen aus. Des Menschen Mut, d. h. Gemüt, wird beschwert durch den Druck einer starren Vergangenheit oder einer aufregenden Gegenwart. Während der Leichtmütige frisch und frei, blickt der Schwermütige düster ins Leben, alle Erlebnisse, Erinnerungen und Aussichten werden durch seinen umflorten Blick getrübt. Selbst die Lust wird ihm zur Last. Besonders neigt dazu das mehr rezeptive weiche, sinnige Temperament, während das sanguinische und cholerische zum Leichtmut. Aber oft wird auch die Grundstimmung des Menschen durch das Leben geändert: in der Jugend leichtsinnig, wird er durch Enttäuschung, Unglück und Kummer allmählich schwermütig; der Künstler neigt zum Leicht-, der Gelehrte zur Schwermut. Leicht verschwebende Schwermut macht interessant und reizt zur Nachahmung, wie das Zeitalter Rousseaus und Werthers beweist. Das Schmerzgefühl hat auch seinen Reiz, was schon Epikur und Ovid erkannten, und der Bach der Schwermut, sagt Young, führt seine Perlen mit sich. Vgl. Melancholie, Temperament.

Schwindel (vertigo) heisst ein krankhaftes Muskelgefühl, infolge dessen uns die Aussenwelt oder unsre Glieder sich zu bewegen scheinen. Veranlassung dazu ist das Unvermögen, eine gegebene Mehrheit von Eindrücken zu einheitlichem Abschluss zu bringen. Man unterscheidet Augen-, Ohren-, Tast- und Hirnschwindel. So entsteht Schwindel aus dem Versuche, stark divergierende Stereoskopbilder zu vereinigen, zwei Melodien gleichzeitg aufzufassen, der eigentliche Hirnschwindel aus Angst, Halluzination, Narkose, Typhus. Oft verbindet sich damit Gefühlsverdunkelung, Ekel, Erbrechen, Ohnmacht und

Bewusstlosigkeit. Das beste Mittel dagegen ist Selbstbeherrschung.

Secte s. Philosophenschule.

Seele (ψυχή, anima) bezeichnet das Prinzip der Thätigkeit in einem organischen Körper. Die Wissenschaft, welche sich mit ihrem Wesen, ihrer Entstehung und ihren Funktionen beschäftigt, ist die Psychologie (s. d.).

Seit alters sind die Menschen zur Vorstellung von der Seele gekommen, durch die Einheit des Lebensprozesses gegenüber den verschiedenen Veränderungen. Trotz diesen schien sich die Lebenskraft des Individuums zu behaupten, die man zunächst sich analog dem äusseren Leibe als etwas Ätherisches vorstellte und mit einem Kennzeichen des Lebens identifizierte, mit dem Blute, dem Atem, der Lebenswärme. Sodann sah man sich zur Annahme eines Prinzips der Empfindung und Bewegung veranlasst, welches gleichsam als innere Zwischenstation die Eindrücke der Aussenwelt und die Einwirkungen auf dieselbe vermittelte. Endlich erhob man sich zum Gedanken eines Trägers der Vorstellungen, Gefühle und Begierden. Diese drei Momente, welche sich aus den Anfängen biologischer, physiologischer und psychologischer Betrachtung ergaben, wurden allmählich verschmolzen. Die Kontinuität des Ichbewusstseins fordert einen einheitlichen und einfachen Träger aller Vorstellungen. Die Seele ist irgendwo (im Leibe) und irgendwann, aber sie selbst muss unräumlich und unzeitlich gedacht werden, denn sie ist einfach und als Wesen frei von jeder Zeitdauer.

Interessant ist die Frage nach dem Sitze der Seele. Ursprünglich sah man dafür das Blut an, solange man unter Seele nur die Lebenskraft verstand. Die zweite Stufe der Betrachtung verlegte sie in die Brust, die dritte in das Haupt. Die Ägypter erhoben zuerst das Gehirn zum Seelensitz, ihnen folgte Pythagoras und Hippokrates. Platon lokalisierte dreifach: den Nus in die Akropolis des Leibes, den Mut (θυμός) in die Brust und die Begier (ἐπιθυμητικόν) in den Unterleib. Aristoteles aber verwirft diese Dreiteilung und versetzt die ernährende und empfindende Seele ins Herz, das Zentrum des Leibes. Ihm folgten die Stoiker und Epikureer. Erst Herophilos und Galen nahmen wieder das Hirn als Sitz

wenigstens für die denkende Seele an. Die Neuplatoniker lehrten, die Seele sei ganz im ganzen Leibe und ganz in jedem Teile desselben. Cartesius verlegte ihren Sitz in die Zirbeldrüse (glande pinéale); ihm folgend nahm Bonnet den Balken, Digby die Scheidewand, Haller die Varolische Brücke, Boerhave das verlängerte Mark, Platner die Vierhügel, Sömmering das Wasser des Gehirns an. Kant verwarf das Suchen nach einem Sitze der Seele überhaupt. Die Identitätsphilosophie sprach sich für ihre allgemeine Verbreitung durch den ganzen Leib aus, jedoch mit dem Gehirn, als vorzüglichem Organ. Die Hegelianer behaupteten, die Seele sei kein Ding, also sinnlicher Bestimmungen unfähig. Herbart empfahl eine Verschiebbarkeit ihres Sitzes im Gehirn. Schopenhauer erblickte in diesem die Objektivation des Intellekts, im Gesamtorganismus und besonders im Blute diejenige des Willens. Fechner endlich meint, im weitren Sinne sei der Organismus Sitz der Seele, im engern (des Bewusstseins) ein Teil des Nervensystems, der mit dem Sinken der Organisationsstufe im Tierreiche zunehme. Letztere Ansicht scheint auch uns die richtige. — Über das Seelenorgan vgl. Nervengeister.

Dass auch die Tiere eine Seele haben, leugnet heute wohl Niemand (vgl. Tier), ja selbst auf die Pflanzen haben manche, wie Plotin, Leibniz und Fechner, den Begriff Seele ausgedehnt. Doch muss er dann sehr erweitert und muss zugleich betont werden, die Menschenseele steht qualitativ viel höher.

Was das Wesen der Seele betrifft, so sind überhaupt vier Ansichten möglich: Entweder wird sie als etwas vom Leibe durchaus Verschiedenes angesehen — Dualismus (1); oder sie wird mit dem Leibe zu einer Wesensklasse vereinigt, wobei wiederum entweder die Seele aus dem Leibe oder umgekehrt oder beide aus einem Dritten erklärt werden — Materialismus, Spiritualismus und Monismus (2—4). Der Dualismus betrachtet Leib und Seele als zwei nach Wesen und Thätigkeit völlig geschiedene Dinge. Er beruft sich auf die Verschiedenheit der Erscheinungen beider sowie auf den Konflikt zwischen Sinnlichkeit und Vernunft. Ferner glaubt er Irrtum und Sünde, das Vorhandensein apriorischer Wahrheiten und

kategorischer Imperative am besten zu erklären; auch ist er die Ansicht des naiven Menschen. Aber die Prädikate, welche er den Gegensätzen (Leib und Seele) beilegt, sind unzutreffend: zusammengesetzt und einfach, sinnlich und übersinnlich, unbewusst und bewusst, unfrei und frei. Die Instanzen aus der Erkenntnistheorie und der Ethik sind teils selbst fraglich, teils beweisen sie nichts. Dieser Dualismus beginnt mit Plotin (nicht, wie viele meinen, schon mit Pythagoras), wird aber erst durch Cartesius begründet. Er herrscht dann bei Geulinx, Malebranche, Leibniz, Wolff und allen Zeitgenossen. Auch Kant stützt ihn durch seinen Gegensatz von äussrem und innrem Sinne. In neuerer Zeit haben ihn Günther, Krause und Ulrici vertreten. — Der Materialismus ist entweder substanziell-atomistisch oder dynamisch. Jener identifiziert die Seele mit dem Gehirn oder einem Teile desselben, dieser mit einer Funktion oder dem Gesamteffekt des Gehirns. Er rühmt sich unnütze Abstraktionen zu vermeiden; ferner gehe er vom Bekannten (dem Leibe) aus und erkläre daraus das Unbekannte. Auch sei es eine allgemeine wissenschaftliche Regel, dass man die Prinzipien nicht unnütz vermehre. Dazu komme die Abhängigkeit der „Seele“ vom Leibe, der Parallelismus zwischen Hirn und Seele, die Identität des Empfindungs- und Lebensprozesses, die schwankende Grenze zwischen Organischem und Unorganischem. — Aber trotz alledem bleibt der Materialismus nur eine Hypothese (s. d.). Die Materie ist selbst eine Abstraktion, Abhängigkeit der Seele vom Leibe heisst noch lange nicht Identität, ebenso wenig darf man Seele und Gehirn gleichsetzen. Und ist die Forderung, die schlechthin intensive Seele extensiv zu denken nicht ungereimt? Die Kluft zwischen Sinnenreiz und Bewusstsein bleibt. Vor allem leugnen wir, dass nur Körper gegeben seien: im Gegenteil, nur Vorstellungen sind uns gegeben; ferner ist das einfachste Prinzip, für verschiedenartige Vorgänge auch verschiedene Träger zu setzen, wie die Physik thut. Und selbst wenn man an Stelle der Seele die Materie setzen wollte, wäre nichts gewonnen, weil die Materie selbst ein metaphysischer Begriff, Gehirn und Nervenprozess uns aber so gut wie unbekannt ist. — Vertreter dieses Systems sind die Atomisten, Epikureer, Stoiker und manche Peripatetiker; so-

dann die französischen Sensualisten im 18. und die Materialisten im 19. Jahrhundert. — Der Spiritualismus fasst den Leib als blosses Produkt der Seele, und zwar entweder als deren Vorstellung (Idealismus) oder als deren Gebilde, wozu sie den Stoff irgendwo andersher empfängt, mag er als ihr eigenes Entwickelungsmoment oder als eine Vielheit minderwertiger Monaden gedacht sein. Man beruft sich dabei auf die Vorstellungen, die uns allein gegeben sind, die absolute Freiheit des Geistes, auf die Zweckmässigkeit der Organismen, die Identität des Ichs und der Individualität innerhalb der Gattung. Darin hat unzweifelhaft der Spiritualismus einen Vorzug vor dem Materialismus, dass er vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet und Alles, unser Innres wie die Aussenwelt, aus einem hohen Prinzip, dem Geiste, erklärt. Daher hat er auch spekulativen Reiz. Freilich was ist der Geist ohne den Körper! Und kann man ihn denn absolut frei und schöpferisch nennen? Jene Zweckmässigkeit des Organismus hat auch Schranken und Ausnahmen, und sie involviert noch keinen Geist, der den Organismus selbstthätig aufbaut. Ebenso zeigt die Einheit des Ichs und der Individualität Lücken. Und sollte die Seele grade in der Zeit am meisten schöpferisch sein, wo sie am wenigsten Seele (d. h. bewusste) ist? Auch ist sie von leiblichen Einflüssen überaus abhängig. Beispiele für diese Richtung sind Berkeley und J. G. Fichte, ferner Aristoteles (Entelechie), Schubert, J. H. Fichte u. v. Hartmann. — Endlich der Monismus betrachtet Seele und Leib als die zwei notwendigen Seiten derselben Sache: jener ist die Erscheinung der Seele, diese die Idee des Leibes. Hier werden die Schwierigkeiten des Materialismus und Spiritualismus vermieden und viele Thatsachen (Instinkt, Zeugung, Sinne, Sprache) leichter erklärt, sowie auch manche Abnormitäten. Freilich die Identität von Sein und Denken wird mehr behauptet als bewiesen, die Bestimmung des Absoluten, deren Seiten jene sein sollen, ist unausführbar, mag man es mehr als Ideales, das die Realität, oder als Reales, das die Idealität aus sich herausentwickelt, definieren. Vertreter hierfür sind Spinoza, Leibniz, Schelling, Hegel und Herbart.

Vgl. O. Flügel, d. Seelenfrage 1878. Ruete, d. Existenz d. Seele 1863. B. Carneri, Gefühl, Bewusstsein, Wille 1876.

Seelenkrankheiten s. Geisteskrankheiten.

Seelenkunde oder **-lehre** s. Psychologie.

Seelenruhe s. Gemüt.

Seelensitz s. Seele.

Seelenvermögen nennt man die verschiedenen Kräfte oder Anlagen, welche man der Seele beilegt. Man schliesst dabei von der Wirklichkeit mannigfaltiger Phänomene auf die ihnen zugrunde liegende Möglichkeit. Aber hier liegt ein Fehlschluss vor, infolge dessen aus Möglichkeit (possibilitas) Vermögen (potentia) wird. Wohl muss, was wirklich ist, möglich sein, aber diese Möglichkeit (s. d. A. möglich) ist doch nur ein Gedanke; legt man deshalb der Seele objektive Kräfte bei, so hypostasiert man Begriffe. Die Vermögen sollen ein Mittleres sein zwischen Gedanke und That, zwischen Wesen und Geschehen, nämlich der Grund für die Möglichkeit des Geschehens. Weil sie so etwas Leeres sind, kann sie auch weder die Psychologie noch die Pädagogik, noch die Psychiatrie brauchen, denn eine genauere Betrachtung müsste sie ins Unendliche vermehren. Für uns haben sie daher nur Wert als Bezeichnungen für verschiedene Richtungen, in welchen sich die Seele äussert. So ist offenbar Denken und Begehren und Fühlen nicht dasselbe. — Schon Pythagoras und Archytas haben Seelenvermögen oder -Teile angenommen, ebenso Platon 3: den vernünftigen Teil (*νοῦς*), den zornartigen (*θυμός*) und den begehrlichen (*τὸ ἐπιθυμητικόν*), doch erst Aristoteles hat die Bezeichnung: Vermögen, was aber auch nur begrifflich unterscheidbare Beziehung heissen soll. Dabei unterscheidet er noch an jedem Anlage und Fertigkeit. Die Stoiker nahmen 3, 8, 12 oder 15 an! Nachdem im Mittelalter Aristoteles geherrscht und dann Leibniz die Vorstellung als Grundkraft betrachtet hatte, stellten Wolff und Kant wieder Seelenvermögen auf, ja letzterer nahm von der Seele selbst eigentlich Abstand und sah die Vermögen blos als ein Aggregat an. Diese Theorie wurde von Herbart metaphysisch, von Beneke psychologisch bekämpft, doch setzt dieser dafür eine grosse Zahl von „Urvermögen". Es ist zuzugestehen, dass, wenn die Vermögen zu selbstständig vorgestellt werden, nicht blos die Einheit der Seele, sondern auch die Möglichkeit des Seelenlebens in

Frage gestellt wird. Vgl. Vorländer, Grundlin. e. organ. Wissensch. d. menschl. Seele. 1841. G. Siebeck, Gesch. d. Psychol. I. 1880 f.

Seelenwanderung s. Metempsychose.

Sehnsucht ist das heftige Verlangen nach Etwas, verbunden mit der Unlust, es nicht erreichen zu können. Die Sehnsucht kann auf Vergangenes oder auf Zukünftiges gehen. Besonders in der Jugend wird der Mensch gequält von Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, nach dem oder der künftigen Geliebten, nach einem schöneren Lande u. dgl. Aber auch im späteren Leben erfasst ihn oft mitten in der Prosa der Alltäglichkeit ein tiefer Schmerz, ein geheimes Sehnen nach den Idealen seiner Jugend. „Wir haben hier keine bleibende Stätte, die zukünftige suchen wir.“ „We spend half our life in longing to be nearer death!“ So förderlich für den Menschen die Sehnsucht nach etwas Höherem ist, so schädlich wird sie, wenn sie zur schwächlichen Sentimentalität oder zum lähmenden Weltschmerz ausartet.

Sein (esse bedeutet 1) die Identität, also das blosse Gesetztsein, welches in der Form der grammatischen Kopula zwei analytisch zusammengehörige Vorstellungen verbindet, z. B. Griechen sind Menschen. 2) Das synthetische Urteil, welches von irgend einem Dinge eine Wahrnehmung aussagt: Karl ist krank. 3) Die Gewissheit unsrer Erkenntnis, sei sie auf äussre oder innere Erfahrung gegründet: So ist es; er ist's. 4) Das reine oder absolute Sein (ὄντως ὄν). Besonders hiermit beschäftigt sich die Ontologie. Und zwar kann es auf dreierlei Weise gedacht werden: Entweder mit Eleaten, Atomisten, Leibniz und Herbart als das schlechthin Einfache, Unterschiedslose, oder als ein Werdendes, sich grade durch das Mannigfaltige hindurch Entwickelndes, mit Platon, Aristoteles, Spinoza, Schelling und Hegel. Oder aber man verzichtet überhaupt darauf, das „reine“ Sein zu erkennen, und begnügt sich mit der Auffassung, die unsere Subjektivität von der Welt eben haben kann. So denken im Mittelalter die Nominalisten, in neuerer Zeit Bacon, Locke, Hume, Kant u. a. — Das Verhältnis von Sein und Denken untersucht die Erkenntnistheorie. Vgl. Aussenwelt, Idealismus.

Seinsgrund s. Realprinzip.

Selbstachtung bedeutet das Bewusstsein seines eignen Wertes, ist also mit Selbstgefühl identisch. Der Grund der Selbstachtung ist 1) das Bewusstsein unsrer Menschenwürde, welche uns hoch über das Tier erhebt. Sodann die Anerkennung unsrer Leistung oder unsres Wertes durch andre. Aber selbst wenn uns diese nicht zuteil werden sollte, so kann sich die Selbstachtung auch auf das Zeugnis unsres Gewissens stützen. — Die Wirkung dieser Tugend ist mannigfach: Vor allem hält sie uns von allem Niedrigen und Unedlen ab, z. B. Lüge, Betrug, Hinterlist, Heuchelei u. dgl.; und treibt uns zum Guten an, selbst wenn man uns nicht sieht noch lobt. Sodann bietet sie uns den Lohn dar, wenn uns die billige Anerkennung nicht zuteil wird. Endlich tröstet sie uns bei unverdienten Beleidigungen und Kränkungen. — Übrigens artet die Selbstachtung leicht in Selbstüberhebung aus.

Selbstbeherrschung nennt man das Vermögen, sich in jedem Falle schnell gemäss der Vernunft zu bestimmen. Dies ist nicht leicht: die Triebe, die Neigungen, die Leidenschaften gilt es zu bändigen. Nur wer sich selbst beherrscht, ist frei: „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet!" (Goethe.) Er allein ist sein eigen, denn er hat alle seine geistigen und physischen Kräfte im Besitz. Vgl. Blackie, Selbsterziehung, dtsch. v. Kirchner, Lpz. 1879.

Selbstbeobachtung ist die sorgfältige Aufmerksamkeit auf unser eigenes Wesen, unser Denken, Fühlen, Wollen und Handeln, teils um dadurch unsere Fehler zu erkennen und zu bekämpfen, teils um daraus Material zu psychologischen Erkenntnissen zu gewinnen. Die psychologische Beobachtung kann nämlich entweder eine eigene oder fremde (mitgeteilte) sein, sie kann das Seelenleben des Beobachters oder eines andern zum Gegenstand haben. Die Selbstbeobachtung ist offenbar die Hauptquelle der Psychologie. Freilich hat sie auch grosse Mängel; denn es entziehen sich ihr die Affekte, das angestrengte Denken, das Aufmerken, die künstlerische Begeisterung u. a.; auch ist sie nur bei schon vorgeschrittenem Seelenleben ausführbar. Daher kann man sagen: je ernstlicher wir uns beobachten wollen, desto weniger finden wir zu beobachten

vor. Vgl. Beneke, Neue Psychol. 1845. S. 20. Wundt, Vorles. ü. d. Menschen- u. Tierseele. Lpz. 1863. S. 21.

Selbstbestimmung heisst die aus innern, im Subjekt selbst liegenden Gründen entspringende Fassung eines Entschlusses. Vgl. Freiheit, Person.

Selbstbewusstsein bezeichnet die Thatsache, dass der Mensch das Urteil fällt: Ich, der Wissende, bin Ich, der Gewusste. Denn jedes Subjekt, dessen Thätigkeit das Subjekt zum Objekt hat, heisst ein Selbst. Erst mit dieser Selbsterfassung wird das Ich zum Ichselbst, zum Subjekt-Objekt. In diesem Bewusstsein liegt das Dreifache: 1) eine Summe von Vorstellungen, ein Bewusstsein; 2) die Kontinuität der Ichvorstellung und 3) die Identität beider. „Das Ich“, sagt Volkmann treffend (Psychol. II., 218) „ist ein Polyp, der mit dem einen Arm den andern erfasst und in diesem Erfassen sich als einheitlichen Organismus fühlt.“ Durch das Selbstbewusstsein ist alle pädagogische und ethische Thätigkeit bedingt, insofern dadurch das bessere Ich (ὁ ἔσω ἄνθρωπος), d. h. die Erkenntnis des Guten, dem Willen gegenübertritt; es ist auch die Basis der Erkenntnis und der philosophischen Wissenschaften. — Platon fasst das Selbstbewusstsein mehr im ethischen Sinne als Selbsterkenntnis, aber Aristoteles schreibt schon dem Verstande die Fähigkeit zu, seinen eignen allgemeinen Begriff zu denken (ἔστιν ἡ νόησις νοήσεως νόησις). Ähnliches sagt der Stoiker Epiktet. Erst Plotin spricht vom Selbstbewusstsein (συναίσθησις αὐτῆς) und nennt es die Identität des Erkennens, seines Aktes und Objekts (νοῦς, νόησις, νοητόν). Auch bei Thomas v. Aquino († 1274) finden sich diese drei Seiten. Die folgende Zeit hat hierüber wenig nachgedacht. Selbst Kant versteht unter Selbstbewusstsein nur „die einfache Vorstellung des Ich“, wobei das reine und empirische Ich, das der Apperzeption und Perzeption, sich gegenübertreten. J. G. Fichte lässt es durch eine Reflexion der absoluten Thätigkeit des Ich auf das reine Sein entstehen. Das Reflektierte ist die in einem Punkte angehaltene, fixierte Thätigkeit, das Reflektierende die aus ihrer Begrenzung in ihrer Unendlichkeit sich wiederholende Thätigkeit selbst. Lotze endlich bezeichnet das Selbstbewusstsein als blosse theoretische Ausdeutung des Selbstgefühls. Vgl. Ich.

Selbstentleibung s. Selbstmord.

Selbsterhaltung ist der Grundtrieb jedes Lebewesens, welcher sich analog schon in der anorganischen Welt als Schwerkraft (vis inertiae) zeigt. Kein Wesen wünscht unterzugehen, sondern sich gegenüber den zahllosen Angriffen von aussen zu bejahen und zu erhalten. Doch zeigt sich bald ein wichtiger Unterschied; während die anorganischen nur dem Kausalzusammenhang gehorchen, empfinden die Organismen ein Bedürfnis und den Trieb, diesem abzuhelfen. Jene sind nur passiv durch den Zusammenhang bedingt, diese haben Selbstbestimmung; jene stellen nur objektiv, diese auch subjektiv die Zweckmässigkeit dar. Alle Triebe dienen der Selbsterhaltung, auch beim Menschen. Nicht blos diejenigen, welche auf die Sicherung und Förderung des Daseins gehen (die Triebe nach Nahrung und Schlaf, nach Luft, Licht, Wärme, Bewegung und Ruhe) sondern auch die intellektuellen und psychischen Triebe, welche auf die Bethätigung unsres Denkens und Wollens, auf Macht, Ehre, Besitz u. s. w. gehen. Denn unser Geist, um sich selbst zu erhalten, muss denken, d. h. Vorstellungen, Begriffe, Urteile und Schlüsse bilden. Unser Ich muss, um sich selbst zu erhalten, sich selbst, d. h. der Vernunft, treu bleiben und das Gute, welches allein auch das Nützliche ist, thun. Vgl. Trieb, Egoismus.

Selbsterkenntnis ist nach dem bekannten delphischen Spruche: Erkenne dich selbst! (*γνῶθι σαυτόν*) der Anfang der Philosophie. Und in der That, vom Menschen hat, wie Cartesius zuerst erkannte, die Philosophie auszugehen. Diese Selbsterkenntnis muss theoretischer und praktischer Natur sein. Jene untersucht das Wesen des Menschen überhaupt, seine Anlagen und Kräfte, seine Vorzüge und Mängel. Diese richtet sich auf uns selbst, indem sie uns mit dem Idealmenschen vergleicht, den Grund für die vorhandenen Unvollkommenheiten aufsucht und die Mittel ihnen abzuhelfen. So förderlich jene ist, denn durch Erforschung des Mikrokosmos erkennt man auch den Makrokosmos, so schwierig ist diese. Das Haupthindernis ist die Eitelkeit, welche uns schmeichelt und alles im günstigsten Lichte ansieht. Aber selbst wenn wir gegen sie ankämpfen, so erhebt sich eine andere Schwierigkeit,

dass wir nämlich uns selbst, ebenso wie Andre, nur durch Erfahrung kennen lernen. Jeder wird an sich selbst mit der Zeit Seiten des Charakters erkennen, die er sich absolut nicht zugetraut hätte. Wenn man daher sagt, Selbsterkenntnis sei der Weg zur Tugend, so können wir den Satz umkehren und sagen: „Tugend ist der Weg zur Selbsterkenntnis.“ Denn jeder Schritt auf dem Pfade zur Tugend lehrt uns das Gute und unsre eigne Unvollkommenheit besser kennen. Ferner ist Selbstbeobachtung in Worten und Werken, ja selbst in Gedanken nötig. Freilich, da alle Menschen Individuen derselben Gattung, ist die Beobachtung Andrer auch förderlich, wie Schiller mahnt: „Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben!“ Endlich gibt es einige bequeme Kriterien, an denen man sich selbst erkennen kann: Mit wem man umgeht, was man lächerlich findet, worin man das höchste Glück setzt, wie man sich benimmt, wenn man allein ist u. dgl. m. Vgl. Augustinus, Confessiones dtsch. v. Rapp. 7. Aufl. 1878. Rousseau, Confessions 1764. Schleiermacher, Monologen 1800.

Selbstgefühl ist das Gefühl der Lust, welches aus dem Bewusstsein unsrer Selbst, d. h. unsrer Kraft, Bedeutung oder Geltung entspringt. Jede Leistung, die wir vollbringen, sei sie physisch, technisch, intellektuell, künstlerisch oder moralisch, steigert unser Selbstgefühl. Ebenso bereitet es uns Lust, von uns selbst zu sprechen oder sprechen zu hören, uns gedruckt oder gemalt zu sehen, auf ein Buch von uns oder ein Citat aus unsern Schriften zu stossen. Auch das Bewusstsein des Besitzes erhebt das Selbstgefühl: Gut macht Mut! Nicht minder Schmuck und Kleidung: Die rauschende Schleppe, die nickende Feder, der rasselnde Säbel erheben den Träger. Ebenso das Bewusstsein der Einwirkung, Macht, Herrschaft. Der Herrscher fühlt sich, wenn er an so viele Unterthanen denkt, („dies Alles ist mir unterthänig“), den Lehrer hebt der Gedanke an seine Schüler, den Schriftsteller an seine Leser u. s. w. Jeder fühlt sich, sobald er in seinem „Esse“ ist, so der Reiter, wenn er zu Pferde sitzt, der Seemann auf dem Schiffe, der Akrobat auf dem Seile. Die Arbeit ist die eigentliche Schule des Selbstgefühls — „ehrt den König seine Würde, ehret uns der Mühe Preis.“ Daher findet sich beim Manne in Beruf

und Stellung ein gesundes, beim Jüngling der in Idealen schwärmt, oft ein krankhaftes Selbstgefühl. Denn der Mann merkt bald, dass er nur ein Glied am Ganzen, ein Rad im Mechanismus des Staates, also auf andre angewiesen ist. Das Selbsgefühl hängt auch zum Teil von körperlichen Einflüssen ab. Vgl. Stolz, Eitelkeit, Ehrgefühl, Ehrgeiz, Selbstbewusstsein.

Selbstliebe s. Egoismus.

Selbstmord (suicidium, *αὐτοχειρία*) ist die absichtliche Verkürzung des eignen Lebens. Man unterscheidet groben und feinen; jener besteht in der plötzlichen, dieser in der allmählichen Zerstörung des Lebens (durch Genuss, Gift, Thätigkeit, Hunger). Von vornherein ausgeschlossen ist diejenige Selbstentleibung, welche man im Wahnsinn, Delirium oder in solchem Zustande vollführt, wo man durch Angst, Schmerz oder Verzweiflung seiner selbst nicht mächtig ist. Wie bei allen Handlungen ist die Voraussetzung sittlicher Zurechnung die Einsicht, die Absicht und die Selbstbestimmung. Es war daher übereilt, wenn Kant in seiner „Tugendlehre“ schrieb, man dürfte jedem Selbstmörder ins Gesicht speien! Freilich, dass jemand in solchen Zustand sinnraubender Angst und Verzweiflung geraten und sich darin selbst das Leben nehmen kann, muss ihm auch zum sittlichen Vorwurf gemacht werden. Denn jede That ist das Kind früherer, und die menschliche Freiheit besteht, trotzdem jede That notwendig aus früheren folgt. (Vgl. Freiheit.) Zunächst ist jeder Selbstmord ein psychologisches Problem: Wie kommt der Mensch dazu, der, wie jedes Lebewesen, die süsse Gewohnheit des Daseins liebt, den Grundtrieb der Selbsterhaltung aufzuheben? Offenbar müssen die Gründe, die ihn dazu treiben, schwerwiegend genug sein. Und in der That mordet der Mensch sich nur dann, wenn ihm das Leben so verhasst ist, dass die Schrecken des Todes durch die Furcht vor der Fortexistenz besiegt werden. Tiere können sich nicht umbringen, weil es ihnen an Übersicht und Charakter fehlt; auch haben sie nie so starke geistige Leiden, die bekanntlich gegen die körperlichen unempfindlich machen. Weil allen Wesen die Furcht vorm Tode (horror mortis) von Natur innewohnt, findet der Selbstmörder stets auch Bewunderer.

Und doch müssen wir den Selbstmord durchaus verwerfen. Denn der Mensch ist nicht Herr über sein Leben. Gott hat ihn ins Dasein gerufen und auf diesen Platz gestellt, den er nicht ohne des Höchsten Ruf verlassen darf. Unser Leben verdanken wir den Eltern, dem Vaterlande. Beide haben auf unsern Dank Anspruch; durch plötzliche Verkürzung des Lebens entziehen wir ihn jenen. Die Stoiker lehrten zwar, der Weise sei auch Herr über sein Leben; er könne es daher aufgeben, wenn es ihm nicht mehr zusage, wie ein altes Kleid oder ein rauchendes Zimmer. Sobald uns die Gottheit einen Wink gebe, dass man gehen solle, sei es unwürdige Feigheit, aus tierischer Anhänglichkeit an die Erde, jenem Rufe nicht zu folgen. — Doch dagegen bemerken wir, der Leib ist keineswegs ein Kleid, das man nach Belieben wechselt, sondern gehört zu unserem Ich. Und hat das allgemeine Bewusstsein, welches den Selbstmord als Feigheit brandmarkt, nicht Recht? Ist es nicht mutiger, ein Leben voller Schwierigkeiten zu ertragen, als es schnell fortzuwerfen? Dies erkennt man bei allen Selbstmördern, von denen uns die Geschichte oder die Dichtung erzählt. (Vgl. Saul, Ahithopel, Cato, Seneca; Schillers „Braut v. Messina“, Goethes „Werthers Leiden“, „Wahlverwandtschaften“, Shakespeares „Othello“, „Romeo und Julie.“) Allerdings wird man grade Selbstmördern gegenüber an das Bibelwort: „Richtet nicht!“ denken, wie denn selbst die Kirchenväter Eusebius, Chrysostomus und Hieronymus den Selbstmord der Jungfrauen zur Rettung ihrer Keuschheit billigten. Ebenso wissen wir nicht, wieviel physische und psychische Ursachen bei jedem Falle mitgewirkt haben.

In neuerer Zeit hat sich gradezu eine Selbstmordneigung geltend gemacht. Während wir bei den Naturvölkern überhaupt keinen Selbstmord, ihn bei den alten Griechen selten finden, zeigt die antike Welt im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. allgemein Lebensüberdruss und Neigung zum Selbstmorde. Mit der Ausbreitung des Christentums schwindet diese wieder, und Selbstmorde treten daher im Mittelalter vereinzelt auf. Mit dem Zeitalter der Renaissance und Reformation tritt wieder eine gewisse Sucht zum Selbstmord hervor, sie steigert sich fortwährend und hat im 19. Jahrhundert eine gradezu

erschreckende Höhe erlangt. So hat sich die Zahl der Selbstmorde in den meisten civilisierten Staaten fast verdreifacht, z. B. zählte man in Preussen 1836: 1436 Fälle, 1874 dagegen 3490 Fälle. Dazu kommen noch mindestens $^1/_3$ soviel Selbstmordversuche. Als Ursache dieser traurigen Erscheinung lassen sich angeben: I. Wirkungen der Natur, und zwar terrestrische und kosmische, d. h. Klima, geographische Breite, Temperatur, Boden, Wasser, Sonne, Mond u. s. w. II. Wirkungen der physischen und geistigen Organisation des Menschen: Gesundheitszustand, Morbilität und Moralität, Geschlecht, Alter. Ferner sozial-politische Verhältnisse: Volkszahl und Dichtigkeit, Ehe- und Familienleben, Wirkung der Freiheitsstrafe, Beruf, Race, Nationalität, politische Krisen. Sodann wirtschaftliche Zustände: Zerrüttung des Vermögens, Armut, Elend. Endlich die intellektuellen, moralischen und religiösen Einflüsse. Die moderne Überanstrengung des Geistes und die mangelnde Durchbildung des Charakters, sowie die Irreligiosität gehören vor allem hierher. Diess beweist folgende statistische Tabelle der Selbstmorde in Frankreich 1856—61. Ursache unbekannt: 2139, Lebensüberdruss: 951, Geisteskrankheit: 7421, mit Geistesstörung verbundene Leidenschaften: 24, körperliche Leiden: 2651, Leidenschaften: 745, Laster: 2732, Kummer über Andre: 331, Zwist in der Familie: 2600, Kummer über Vermögensverhältnisse: 2764, Unzufriedenheit mit der Lage: 253, Reue und Scham: 158, Furcht vor Strafe: 1528, Selbstmord nach Mord: 165. Unzweifelhaft sind von diesen 24 462 Selbstmördern fast alle mehr oder weniger schuld an ihrem traurigen Ende. — Als Therapie dieser Zustände empfiehlt sich: 1) Besserung der sozialen und hygienischen Zustände; 2) eine vernünftige Erziehung und 3) Begründung einer moralisch-religiösen Weltanschauung. — Vgl. Th. G. Masaryk, der Selbstmord als soziale Massenerscheinung 1881. Müller, der Selbstmord 1859. Tschirner, Leben und Ende merkwürdiger Selbstmörder 1805. Stäudlin, Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Selbstmorde 1824. Hume, On suicide 1783.

Selbstsucht s. Egoismus.

Sensation (sensation) = Empfindung bezeichnet Locke (1632—1704) nebst der Reflexion als die Quelle der ein-

fachen Vorstellungen. Und zwar entstehen diese entweder aus den 5 Sinnen, wie z. B. die Vorstellung der Solidität aus den Empfindungen des Tastsinnes, oder aus den Wahrnehmungen mehrerer Sinne zugleich, z. B. die der Ausdehnung und der Bewegung aus den vereinigten Wahrnehmungen des Gesichtes und Getastes. Aus der Reflexion (s. d.) entstehen die einfachen Begriffe von den Thätigkeiten unserer Seele, die allgemeinsten sind die des Denkens und des Wollens. Endlich aus Sensation und Reflexion zusammen erhalten wir die Vorstellung von Existenz, Einheit, Kraft und Succession.

Sensibilität (sensibilis) ist die Fähigkeit zu empfinden. Diese setzt dreierlei voraus: 1) ein Organ, das den Reiz von aussen empfängt; 2) ein andres, das ihn umsetzt, und 3) eine Seele, die ihn empfindet. Weil die Pflanzen weder Nerven noch Seele haben, sprechen wir ihnen die Sensibilität ab. Die drei Funktionen der Lebenskraft sind die Unterscheidungsmerkmale von Pflanze, Tier und Mensch: die Reproduktion bezeichnet die Pflanze, wiegt diese in einem Menschen vor, so schreiben wir ihm Phlegma zu. Die Irritabilität der Muskelfaser charakterisiert das Tier; Menschen, bei denen sie besonders stark, sind behend, kräftig und tapfer. Die Sensibilität des Nervensystems ist das eigentlich Menschliche am Menschen; überwiegt diese, so haben wir ein Talent oder Genie. Die beiden letzten Funktionen stehen oft im Gegensatz mit einander; denn das Denken (des Gedankens Blässe) hindert oft die Aktion. Und doch ist diese ohne jenes nur zwecklose, blinde Kraft. Vgl. Empfindung, Mut.

sensitiv (sensus) heissen diejenigen Empfindungen, welche nicht an einen bestimmten Sinn, sondern an gewisse, über grössere Körperflächen verbreitete Aggregate von Nerven geknüpft sind. Dies sind: Hautdruckempfindung (Tast- und Druckempfindung), Muskel-, Wärme- und Körperempfindung. Vgl. Empfindung, Gemeinsinn. — Sensitive nennt man die Pflanzen, welche sich, wie die Mimosen, bei der Berührung zusammenziehen, also eine gewisse Empfindung zu haben scheinen.

sensoriell (sensus) heisst die durch die Sinne (s. d.) vermittelte Empfindung.

sensorium commune = allgemeines Empfindungsorgan ist das Gehirn. Vgl. Seele.

Sensualismus (sensus) ist dasjenige System, welches alle Erkenntnis aus den Sinnen ableitet. Diese Art des Empirismus hat zwei Seiten, eine theoretische und eine praktische. Jene spitzt sich zu der Locke'schen Formel zu: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu (= Nichts ist im Geiste, was nicht im Sinne war). Das Richtige an dieser These, welche Condillac (1715—1780) durch das Beispiel einer allmählich belebten Statue symbolisierte, ist, dass die Menschheit ohne die Sinne absolut nichts erkennen könnte. Aber schon Leibniz (1646 bis 1716) hat zu jenem Satze richtig hinzugefügt: nisi intellectus ipse (= ausser der Geist selbst), um anzudeuten, dass die Voraussetzung für die Sinneserkenntnis selbst das Vorhandensein des Geistes sei. Vgl. Kirchner, Leibniz' Psychologie. 1875. Diese psychologische Lehrmeinung kann freilich auch ins Extrem getrieben werden, wie es der Idealismus gethan hat. Die praktische Seite des Sensualismus besteht in der Behauptung, Alles, was die Grenzen der sinnlichen Erfahrung überschreite, sei Täuschung. Dadurch werden natürlich alle höheren spekulativen, ethischen, ästhetischen und religiösen Interessen gefährdet, denn die Weltansicht artet in Materialismus aus. Damit hängt der ethische Sensualismus zusammen, welcher Sinnenlust, ob momentane oder dauernde, zum Zweck des Daseins macht. Dieser verwerflichen Ansicht huldigten Aristipp, Epikur, Hobbes und die französischen Naturalisten des 18. Jahrhunderts. Eine respektablere Form derselben Ansicht vertritt die schottische Philosophie (Hutcheson, Shaftesbury, Smith), welche den moralischen Sinn (common sense) zur Norm in sittlichen Dingen erhob.

Sensus communis (*κοινὸν αἰσθητήριον*) oder Gemeinsinn war nach der älteren Psychologie ein Mittleres zwischen Empfindungsvermögen und Verstand (Aristoteles de anima III, 2) oder eine Art inneren Sinnes. Kant nahm ihn als Anknüpfungspunkt für die reine Anschauung. Schon bei Plotin ist der Gemeinsinn zum inneren Sinne (*κοινὴ αἴσθησις, συναίσθησις*) umgebildet; Galen zerlegt ihn schon in mehrere Sinne, und Augustin lässt ihn nicht blos das Empfinden der Sinne, sondern auch ihr Nicht-

empfinden wahrnehmen (de lib. arb. II, 4). Bei Thomas v. Aquino wird ihm alles zugeschrieben, was nicht den Sinnen und dem Verstande zufällt, also Phantasie, Gedächtnis, Apperzeption u. a. Ja zur Zeit der Reformation unterschied man 5 äussere und 5 innere Sinne (Gemeinsinn, Beurteilungsvermögen, Phantasie, Denken, Gedächtnis). Vgl. Melanchthon, liber de anima Vitemb. 1540. Fol. 174. Und Descartes nimmt noch zwei innere an (Hunger und Durst, sodann ein Organ der Affekte) also im ganzen sieben (Princ. phil. IV, 90). Auch die Sensualisten Hobbes, Locke und Cadillac behielten den innern Sinn bei. Erst Schulze (Anthropol. 2. Aufl. Gött. 1819. S. 34) hat ihn zuerst bekämpft. Die ganze Fiction des innern Sinnes ist nur ein Versuch, eine Frage sensualistisch zu erledigen, die ihre Erledigung nicht auf dem Gebiete des Sinnes finden kann.

Setzung s. Position, Satz, Sein.

Sinn (sensus) bedeutet 1) den Inhalt eines Wortes, einer Rede, eines Kunstwerkes u. dgl. 2) die Empfänglichkeit dafür, z. B. Sinn fürs Schöne. 3) Gesinnung und Stimmung Jemandes, z. B. heiterer, ernster, leichter Sinn. 4) Die Fähigkeit der Seele infolge eines Nervenreizes eine Wahrnehmung der Aussenwelt zu machen. Die Sinne sind die Pforten des Geistes, durch welche ihm Nahrung zugeführt wird. Voraussetzung für richtige Sinnesthätigkeit aber ist, dass passende Sinneseindrücke auf gesunde Organe einwirken und durch diese ordentlich zu einem gesunden Gehirn hingeleitet und dort von einer normalen Seele verarbeitet werden.

Die Verschiedenartigkeit der Sinne — Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Tasten, Fühlen — erklärt sich nicht aus einer Verschiedenheit der Sinnesnerven, sondern aus ihrer „spezifischen Energie“, d. h. aus der Anlage ihrer Endigungen im Gehirn, nur gewisse Reize aufzunehmen. Das Auge selbst empfindet also gar nicht, sondern nur der Sehhirnteil. Jeder Sinn führt daher gleichsam seine eigene Sprache, in welcher er auf die Reize, selbst auf die inadäquaten, antwortet. Ein Schlag auf die Haut erzeugt Schmerz, auf das Auge Licht, auf das Ohr Geräusch. Ein elektrischer Strom wird von der Zunge als Geschmacksempfindung, vom Auge als Licht-

reiz, vom Ohr als Schall wahrgenommen. Auch in dieser Beziehung ähneln die Nerven den Telegraphendrähten. Ferner gehört zur Sinneswahrnehmung eine längere Erziehung des Menschen und Aufmerksamkeit. Organe für die sinnliche Empfindung haben nur die Tiere, und zwar je höher sie stehen, desto mehr. Der Mensch überragt alle auch in dieser Hinsicht, weil kein einzelner Sinn dergestalt hervorragt, dass Umfang und Richtung menschlicher Erfahrung und die damit zusammenhängende Bildung des Gedankenkreises einseitig bestimmt würde.

Der Mensch hat sechs Sinne, welche mannigfach gruppiert werden können:

Gesicht,	Gehör,
Geruch,	Geschmack,
Getast,	Gefühl.

Die beiden ersten sind die ästhetischen, die zwei folgenden die hedonischen und die letzten beiden dienende Sinne. Oder man stellt den einfachen: Getast, Geruch und Geschmack die zusammengesetzten: Gesicht, Gehör und Gefühl gegenüber. Dagegen sind Gesicht, Geschmack und Getast aktiv, passiv Gehör, Geruch und Gefühl. Wiederum gruppieren sich als gleichmässig empfindend Gesicht, Geruch und Getast zusammen, als different hingegen: Gehör, Geschmack und Gefühl. Nach ihrer Kraft zu objektivieren folgen sie so: Gesicht, Gehör, Getast, Gefühl, Geschmack und Geruch. Je objektiver die Empfindung, desto unbetonter ist sie. Schon Aristoteles setzt die Sinne mit den Elementen in Parallele, Gesicht mit dem Wasser, Gehör mit der Luft, Geruch mit dem Feuer, Getast mit der Erde. Ähnlich sagt Schopenhauer, der Sinn für das Feste (Erde) sei das Getast, für das Flüssige (Wasser) der Geschmack, für das Dampfförmige (Dunst) der Geruch, für das permanent Elastische (Luft) das Gehör, für das Imponderabile (Feuer, Luft) das Gesicht.

Dem naiven Beobachter entgeht es völlig, dass Alles, was zur Form der Erscheinungswelt gehört — also Gestalt, Grösse, Lage, Entfernung, Folge der Ereignisse, Verknüpfung mannigfacher Eigenschaften zur Einheit (genannt: „Ding"), die Identität des Dinges und seiner Veränderungen — gar nicht unmittelbar in der einfachen sinnlichen Empfindung liegt. Dadurch wird der Sensualismus völlig widerlegt. Zur Erklärung jener eigentüm-

lichen Vorstellungsbilder nahm Aristoteles einen besondern Sinn, den Gemeinsinn (sensus communis, coenaesthesis, s. d. W. Gemeingefühl) an, der dasjenige wahrnehme, was, wie z. B. der Raum, den andern Sinnen gemein sei. Im Anschluss daran hielt Kant Raum und Zeit für die der Sinnlichkeit angebornen, bereit liegenden Formen (vgl. Raum). Soviel ist klar, dass ohne Reproduktion und Verbindung der einzelnen sinnlichen Reize gar keine Wahrnehmung zustande kommen könnte.

Der Anteil der Sinne an der Erkenntnis ist verschieden. Das Gefühl erzeugt die Wahrnehmung unsres Gesamtzustandes, Geruch und Geschmack sind nötig für unsre Ernährung, Gesicht und Getast bringen uns das Räumliche zur Anschauung, das Gehör die Zeit. Vor allem ausgezeichnet durch Klarheit, Deutlichkeit und Reichtum der Wahrnehmungen ist das Gesicht; von ihm hat daher der Sprachgebrauch die Bilder für Vollkommenheit der Erkenntnis entlehnt (Evidenz, Anschaulichkeit, Einsicht) und auf optische Wahrnehmung wird die der anderen Sinne gern zurückgeführt. Alle einzelnen Wahrnehmungen zusammen ergeben die sinnliche Anschauung oder Erfahrung, welche die Voraussetzung aller höheren seelischen Thätigkeit ist. In den ersten neun Lebensjahren macht der Mensch die meisten Erfahrungen, später muss er sie durch Reisen, Besuch von Museen, Menagerien, Theatern u. s. w. und durch den Umgang mit Menschen erweitern.

Die Frage, ob der Mensch nicht allmählich noch mehr Sinne bekommen könne, lässt sich weder mit Schelling und Hegel absolut verneinen, noch einfach bejahen. Es ist dies ein denkbar Mögliches, aber Überflüssiges, wie z. B. die vierte Raumdimension.

Der sog. innere Sinn, den frühere Psychologen als besonderes Organ der Selbstwahrnehmung statuierten, ist überflüssig. Hatte Aristoteles von einem Gemeinsinn (κοινὴ αἴσθησις = coenaesthesis) gesprochen, so machte schon Plotin einen inneren Sinn (συναίσθησις) daraus, dem allmählich alle Funktionen ausser dem Denken beigelegt wurden. Nach Augustin empfindet er nicht blos was die äusseren Sinne ihm zuführen, sondern auch den Zustand derselben. Ja, spätere Aristoteliker teilen ihn, analog dem äussern Sinne, fünffach (sensus communis, vis

aestimativa, imaginativa, cogitativa und memoria). Descartes hat zwei innere Sinne: den für Hunger und Durst und den für Affekte. Kant redet von einer zweifachen Apperzeption (s. d.). Ulrici hat zuerst energisch dagegen Front gemacht, indem er dem Bewusstsein die Funktionen des innern Sinnes zuwies. In der That führt die Annahme zu einem unendlichen Regress. Denn auch seine Wahrnehmungen würden ja eines innern Sinnes bedürfen. Vgl. Bewusstsein, Ich, Apperzeption, Wahrnehmung. — George, die fünf Sinne 1846.

Sinnenerkenntnis s. Sensualismus, Empirie.

Sinnengenuss s. Eudämonismus, Hedonismus.

Sinnesart s. Gesinnung.

Sinnesgedächtnis s. Reproduktion, Hallucination.

Sinnestäuschung nennt man das falsche Urteil, welches wir über die Quelle einer Wahrnehmung aussprechen. Denn die Sinne selbst täuschen nicht, sondern sie nehmen, wenn sie gesund sind, den Reiz, den sie empfangen, genau auf und erzeugen die demselben gemässe Vorstellung. Da sie aber nicht nur von aussen, sondern auch von innen und ebenso durch mechanische wie chemische oder elektrische Reize erregt werden können, so liegt Täuschung für uns nahe. Und zwar wird entweder einer Vorstellung ein Prädikat beigelegt, das ihr als rein psychologischem Vorgang nicht zukommt, oder sie wird ausserhalb der Seele verlegt (lokalisiert und projiziert). Zwei Arten von Sinnestäuschung also gibt es: 1) dass eine Vorstellung mit Unrecht und an falscher Stelle lokalisiert und projiziert wird oder 2) Lokalisation und Projektion verwechselt werden. Jenes heisst Halluzination, dieses Illusion (s. d. W.). Die Halluzination (Sinnesvorspiegelung) hält eine Vorstellung für eine Empfindung, lokalisiert und projiziert sie. Die Illusion geht zwar von einer Empfindung (Nachbild, Ohrenklingen) aus, verwechselt aber Lokalisation und Projektion. „Auf die objektive Wirklichkeit bezogen“, sagt Volkmann, „irrt die Halluzination bezüglich der Substanz, die Illusion bezüglich des Attributes, jene bezüglich des Das, diese des Was, darum bedarf jene der Zurücknahme, diese der Korrektur.“

So lokalisieren wir oft Schmerzen in Knochen, Zahn-

kanten, Haarspitzen; Amputierte wähnen im abgetrennten Gliede Schmerz, Verwundete jede schmerzhafte Berührung ihres Leibes an der wunden Stelle zu empfinden; Reizung der Ellenbogennerven wird als Ameisenlaufen in den Fingerspitzen empfunden. Oft werden lokalisierte Empfindungen fälschlich projiziert, z. B. das Knittern vor dem Ohre bei Entzündung des Ohrinnern, ferner das Tastgefühl des Höckerigen oder Sandigen bei manchen Nervenkrankheiten, das Gefühl des Ameisenlaufens nach dem Genusse von Mutterkorn. Das Auge veranlasst zahlreiche Illusionen (optische Täuschungen); so erscheint uns das Weisse, da es mehr Licht erhält, grösser als das entsprechende Schwarze, der Zwischenraum zweier durch den leeren Raum getrennter Punkte grösser als derselbe zwischen zwei Punkten auf der graden Linie, Parallelen zwischen konvergierenden Linien erscheinen selbst konvergent, der Himmel als flache Hohlkugel, Sonne und Mond grösser, wenn sie am Rande des Horizonts als hoch am Himmel stehen u. s. f. Eine besondre Art der Halluzination ist die Vision (s. d.). Vgl. G. Meyer, Üb. Sinnestäuschungen 1866. Preyer, Die fünf Sinne 1870. Purkinje, Physiol. d. Sinne 1823.

Sinnesvikariat, d. h. Stellvertretung der Sinne, nennt man den Ersatz, welcher dem Menschen beim Zurückbleiben eines Sinnes durch einen andern gewährt wird. So vikariert der Drucksinn fürs Gesicht, der Körpersinn fürs Gehör. Kurzsichtige haben meist ein sehr scharfes Gehör. Das Vorwiegen einer Sinnesrichtung beeinflusst natürlich die Individualität. So nannte sich Goethe einen Gesichtsmenschen, und die alten Hellenen waren es alle mehr oder weniger.

sinnig nennt man denjenigen, der zum Nachsinnen geneigt ist und daher in den Dingen tiefere Beziehungen aufsucht; ferner den Gegenstand, der von solcher Denkungsart zeugt, z. B. ein sinniges Geschenk. Unsinnig ist s. a. sinnlos.

Sinnlichkeit (sensualitas) bedeutet 1) Fähigkeit durch Nervenreize zu Empfindungen und Vorstellungen veranlasst zu werden. In diesem Sinne ist also das Wort dasselbe wie die Sinne selbst oder die Empfänglichkeit dafür; die Rezeptivität für Objekte. 2) Das, was durch

die Sinne angeregt wird, nämlich Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle, Triebe, Begehrungen, Neigungen, Affekte und Leidenschaften, mit einem Worte unsre ganze Natur, sofern sie noch nicht der Vernunft gehorcht. In jener Bedeutung preisst man eine gesunde Sinnlichkeit als ein Glück, weil dadurch der Mensch befähigt wird, reiche und tiefe Eindrücke von der Welt zu empfangen. In dieser Bedeutung wird sie als ein wildes Tier betrachtet, das gezähmt werden muss, soll nicht der Mensch von ihm verzehrt werden. „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl!" Schiller; „Das Fleisch gelüstet wider den Geist — kreuziget euer Fleisch samt den Lüsten und Begierden." Paulus. In jenem Sinne ist Kants sinnliche Anschauung gemeint und die sinnliche Aufmerksamkeit im Gegensatz zur intellektuellen; in diesem die sinnliche Begierde, vor der Dichter und Pädagogen warnen. Ein sinnlicher Mensch ist ein Sybarit oder Hedoniker, welcher den Genuss überhaupt oder gar den Geschlechtsgenuss für das höchste Glück ansieht. Der ersten (theoretischen) Bedeutung von Sinnlichkeit steht das vernünftige Denken, der zweiten (praktischen) das vernunftgemässe Handeln gegenüber. Dort ist der Kontrast die Vernunft, hier alle Sittlichkeit. — Kants Begriff der „reinen Sinnlichkeit", d. h. das subjektive Korrelat von Raum und Zeit oder der formale Teil der konkreten Objekte der empirisch realen Welt, halten wir für überflüssig.

Sitte heisst 1) die zur Gewohnheit gewordene Art und Weise der Lebensführung sowohl Einzelner wie ganzer Gemeinschaften. Die Sitten eines Volkes hängen von seiner Naturumgebung, seiner Geschichte und seinem Charakter ab. Jede Änderung dort deutet auf eine Umwandlung des Volkscharakters. 2) Gesittung, d. h. feine Lebensart, also die Form eines civilisierten Lebens. Die Sitten in diesem Sinne hängen von Handel und Verkehr, von Reichtum und Luxus, ja von ganz „zufälligen" Ereignissen, mit einem Wort, von der Mode ab. Doch zeigt sich die fortschreitende Gesittung auch in immer richtigeren Vorstellungen über Recht, Religion, Familienleben u. s. f. 3) Sittlichkeit (s. d.). Die Sitte im 1. Sinne ist ein Produkt der Natur, die feinen Sitten sind der Konvenienz, die guten dem Sittengesetz unterworfen. Auf

der ersten, niedersten Stufe verhält sich der Mensch ganz unfrei, auf der zweiten willkürlich, auf der dritten sittlich frei. Die erste Stufe umfasst das Herkömmliche, die zweite das Schickliche, die dritte das Sittliche. Alle drei können zusammentreffen: bisweilen ist eine Volkssitte auch von der feineren Lebensart beibehalten und keine Verletzung des Sittengesetzes; oft freilich wird sie von beiden verworfen. Man denke nur an die Leichenschmäuse. Ebenso sind feine Sitten noch lange nicht gute Sitten.

Sittengesetz s. Moralprinzip, Gesetz.

Sittenlehre s. Ethik.

sittlich bedeutet 1) alles, was der Beurteilung nach dem Sittengesetz unterliegt, mag es gut oder böse sein; so sagt man, der sittliche Charakter eines Menschen sei schlecht. 2) das, was dem Sittengesetz gemäss ist, also nach dem Urteil unsres Gewissens dem Moralgesetz entspricht; in diesem Sinne sprechen wir von sittlicher Bildung. Das Sittliche ist das in die menschliche Freiheit aufgenommene Gute. Um sittlich zu heissen, muss eine That also mit Selbstbewusstsein und Freiheit gethan und der göttlichen Norm, welche wir in Vernunft und Gewissen finden, angemessen sein. Die andern Wesen und die Dinge nennen wir gut, wenn sie ihrem Zwecke gemäss sind; den Menschen aber nur, wenn er diesen Zweck auch erkennt und mit freier Entschliessung anerkennt. Das Sittlichgute ist also das Gesetzmässige in der Freiheit. Nichtsittlich dagegen ist alles gegen unsre Überzeugung (aus Zwang, Furcht, Selbstsucht) Gethane, noch nicht sittlich das aus Naturnotwendigkeit Geschehende. Gut kann nur sein, was vernünftig, d. h. mit Bewusstsein der moralischen Norm, mit guter Absicht und freiem Willen gethan wird. Bei der sittlichen That sind Zweck, Motiv, Wille und Ausführung gut. Vgl. Gut, Moralprinzip, Eudämonismus.

Das Sittliche ist übrigens nicht dasselbe wie das Angenehme, Nützliche oder Schöne. Oft ist das Guthandeln weder angenehm noch bringt es uns Nutzen, noch sieht es schön aus (vgl. gut). Platon zuerst hat das Gute und Schöne vermischt, später sind ihm Fries, Schiller und Herbart darin gefolgt. Ferner haben Sokrates, Aristoteles, Spinoza, Fichte d. Ä. und Hegel es mit der Erkenntnis

identifiziert. Sodann darf man das Sittliche auch nicht mit Büchner, Vogt und A. in die praktische Verbesserung des Lebens setzen. Ebenso ist die Vermischung von Recht und Moral, Moral und Religion unhaltbar. Beide, Recht und Religion, haben zwar viel Gemeinsames mit der Moral, sie beeinflussen sie und empfangen von ihr mancherlei Befruchtung; aber ein religiöser Mensch ist ebenso wenig schon ein moralischer, wie ein legales Thun ein sittliches.

Sittlichkeit ist der vernunftgemässe Zustand einer Persönlichkeit, die selbstgewollte Harmonie mit der göttlichen Weltordnung, die Gesundheit des vernünftigen Geistes. Sie umfasst den ganzen Menschen, sein Fühlen, Erkennen und Wollen. Denn zuerst muss er das Gute kennen lernen, dann sich dafür erwärmen, durch das Gefühl der Lust und Unlust zum Wollen veranlasst werden und sich schliesslich für das Vernünftige entscheiden. Das Wollen ist sittlich, wenn es frei, das Fühlen, wenn es nur durch das Gute befriedigt ist, und das Erkennen, wenn es sich als Glied am Organismus des Gottesreiches erfasst, doch nicht nur die einzelne Handlung, sondern das ganze Leben; nicht blos die äussere That, sondern auch die Gesinnung. Und wie es in unserm physischen Dasein keinen Moment absoluten Stillstandes gibt, so ist auch kein Augenblick für unser sittliches Leben gleichgültig; selbst unsre Ansichten, Empfindungen, Wünsche, Neigungen, ja auch die Träume sind Ursachen oder Folgen sittlicher Zustände. Sittliche Stumpfheit ist auch Unrecht. Vgl. meine Ethik § 11—14. Leipzig 1880. Strümpell, Vorschule der Ethik. 1844. Baumann, Moral. 1879.

Sitz der Seele s. Seele.

Skepsis (σκέψις = Prüfung, Untersuchung, Zweifel) oder Skeptizismus nennt man diejenige Geistesrichtung, welche, durchdrungen von der Unsicherheit menschlicher Erkenntnis, behauptet, dass wir gar nichts wissen können. Zwar finden sich schon bei den älteren griechischen Denkern vielfach Klagen über Beschränktheit des menschlichen Wissens, so namentlich bei Heraklit und Parmenides, und von den Sophisten und Megarikern wurde davon im Interesse ihrer dialektischen Künste Gebrauch gemacht. Doch erst nach Aristoteles († 322) trat der

Skeptizismus in bewussten Gegensatz zum Dogmatismus. Und zwar in 3 Phasen: 1) der ältere Skeptizismus des Pyrrhon v. Elis und des Timon v. Phlius; 2) die mittlere und neuere Akademie vertreten durch Arkesilaos und Karneades; 3) die spätere Skepsis des Aenesidem und Sextus Empiricus. Nach 1000jähriger Pause wird er wiederum erneut durch M. Montaigne (1533—92), dann ausser einigen kirchlichen Männern durch Pierre Bayle (1647—1706) und endlich Dav. Hume (1711—76). Vgl. C. F. Stäudlin, Gesch. u. Geist d. Skeptizism. 1795. Tafel, Gesch. u. Krit. des Skeptizismus. 1834.

Die älteren Skeptiker stützten ihre Behauptung auf 10 Tropen oder Wendungen (s. d.), welche dann auf 5 zusammengezogen, ja auf ein Dilemma gebracht wurden. Während sich die antike Skepsis vor allem gegen die Gewissheit der sinnlichen Erkenntnis richtete, d. h. die Frage aufwarf, ob die Dinge in Wahrheit so beschaffen seien, wie sie sich den Sinnen darstellen, untersuchte die moderne Skepsis, ob wir wirklich alles das wahrnehmen, was wir wahrzunehmen glauben. Namentlich wendete sich Hume, Kants Vorgänger, gegen den Begriff der Ursache. Die Berechtigung der Skepsis, besonders gegenüber einem blinden Dogmatismus, erkennen wir gern an; ja jeder Kritiker huldigt ihr teilweis. Aber als selbständige Richtung ist sie unfruchtbar und haltlos. Die Behauptung, es gebe keinen Satz, der nicht bezweifelt werden könne, nicht einmal diesen ausgenommen, hebt sich selbst auf und führt, wie bei den alten Skeptikern, zum Indifferentismus, welchen wir durchaus verwerfen. Wendet sich die Skepsis gegen bestimmte Hervorbringungen des Denkens und der Phantasie, so mag sie berechtigt sein, richtet sie sich aber gegen den Verstand selbst, also gegen seine Fähigkeit, die Wahrheit überhaupt zu finden, so ist sie haltlos und zeugt von wissenschaftlicher und sittlicher Erschlaffung.

skeptische Tropen (*τρόποι*) sind die Weisen, wie die ältere Skepsis den Zweifel begründete (Sext. Empir. hyp. Pyrrhon. V. I, 36): 1. die Verschiedenheit der beseelten Wesen überhaupt, aus welcher eine verschiedene Auffassung der Objekte folge; 2. die Verschiedenheit der Menschen; 3. die verschiedene Struktur der Sinneswerk-

zeuge; 4. die Verschiedenheit unsrer Zustände; 5. die Verschiedenheit der Lage und Entfernungen und Orte; 6. das Vermischtsein des wahrgenommenen Dinges mit andern; 7. die Verschiedenheit der Erscheinung je nach der Zusammenfügung; 8. die Relativität überhaupt; 9. die Verschiedenheit der Auffassung je nach der Zahl der Wahrnehmungen; 10. die Verschiedenheit der Bildung, Sitten, Gesetze, der mythischen Vorstellungen und mythischen Annahmen. Übrigens erkannte schon Sextus Empiricus (c. 200), dass sich diese 10 Tropen auf deren 8 reduzieren. Die jüngeren Skeptiker empfahlen durch 5 Tropen die Epoche: 1. durch die Diskrepanz der Ansichten über die nämlichen Objekte; 2. den Regress ins Unendliche, weil jede beweisende Behauptung immer wieder bewiesen werden müsse; 3. durch die Relativität; 3. die Willkürlichkeit der Prinzipien; 5. die Diallele, da das, worauf der Beweis sich stützen solle, wieder durch das zu Beweisende gestützt werden müsse. — Später wurden diese Sätze folgendermassen zusammengezogen: Nichts kann durch sich selbst gesichert werden, wie aus der Diskrepanz der Ansichten über alles Wahrnehmbare und Denkbare hervorgeht, daher auch nichts durch ein Andres, indem dieses selbst keine Sicherheit aus sich hat und, wenn es sie wiederum durch ein Andres gewinnen sollte, wir entweder auf einen regressus in infinitum oder auf eine Diallele geführt werden würden. Vgl. D. Zimmermann, d. pyrrhon. Philos. 1841.

Sklaverei ist der Zustand, in welchem Menschen nicht als Personen, sondern als Sachen, wovon der Herr willkürlich Gebrauch machen kann, behandelt werden. Dass dieser Zustand unsittlich, weil wider die Menschenwürde ist, leuchtet heute jedem ein. Wenn Platon und Aristoteles die Sklaverei verteidigten, so zollten sie damit ihrem Zeitalter den Tribut; und selbst dieser nennt sie (Polit. I, 3) etwas Widernatürliches. Vgl. Person, Mensch, Rechtsphilosophie.

social (l. socius) = die Gesellschaft betreffend. Socialethik ist eine Darstellung der Sittenlehre, welche auf die Gesellschaft besondres Gewicht legt. Die Socialpsychologie handelt von den Verhältnissen zwischen den Menschen, also den Erscheinungen, auf denen das

Geistesleben der Gesellschaft beruht. Die Socialwissenschaft oder Sociologie stellt die Gesetze dar, unter denen die menschliche Gesellschaft ent- und besteht. Sie hat auch die Träume der Socialreformer zu prüfen, zu denen selbst einige Philosophen gehören: Platon, der Staat; Thom. Morus, Utopia (Nirgendheim!) 1516; Campanella, Sonnenstaat 1643; Bacon, Atlantis 1663 und Rousseau, Contrat social. 1762.

sokratische Methode s. katechetisch, Ironie.

Solipsismus (l.) = Egoismus (im schlechten Sinne), denn der Solipsist handelt, als ob er allein (solus ipse) auf der Welt wäre, was sowohl thöricht als auch unsittlich ist.

Sollen bezeichnet die Abhängigkeit des Menschen von der Vernunft, also die Nötigung durch geistige (besonders moralische) Bestimmungsgründe. Es ist eins der interessantesten Probleme, woher im Menschen das Gefühl und Bewusstsein des Sollens stammt, welches wir in jedem finden. Es beweist sich sowohl durch das Streben nach Vollkommenheit als auch durch die Reue, welche uns sagt, wir hätten anders handeln sollen; ferner durch das Pflichtgefühl, welches das zum Bewusstsein gekommene Gefühl des Sollens ist. Denn man kann wohl das Gebotene aus Furcht, Hoffnung, Selbstsucht oder Liebe thun, aber zum Gehorsam verpflichtet fühlen werden wir uns nur dann, wenn sich uns das Befohlene irgendwie als Seinsollendes kundgibt. Ein fremder Wille kann uns wohl äusserlich zwingen, aber nicht innerlich binden, doch das Gefühl des Sollens setzt grade die Gebundenheit in der Freiheit voraus. Ohne Freiheit gibt es nur ein Müssen, kein Sollen! Das Gefühl des Sollens ist endlich die Grundlage für das Gewissen, d. h. das Bewusstsein und Wissen von dem, was wir in jedem Falle zu thun und zu lassen haben. Das Gefühl des Seinsollenden begründet sowohl das Recht als auch die Moral, indem es uns unmittelbar durch Missfallen, Indignation und Abscheu bezeugt, was (nach unsrer Meinung wenigstens) widerrechtlich und unsittlich ist, während wir beim Rechten und Guten, mag es an uns oder andern erscheinen, Wohlgefallen empfinden. Beides kommt daher, dass eben Recht und Sittlichkeit sein soll, d. h. mit unsrem innersten

Wesen harmoniert. Denn alles uns harmonisch Berührende erzeugt in der Seele Lust, ihr Gegenteil Unlust. Natürlich hängt dies auch von den ethischen und juristischen Vorstellungen ab, die wir grade haben. — Nach dem allen entspringt das Gefühl des Sollens in der Menschheit so: Wie alle Wesen, hat auch der Mensch einen Zweck; aber nur ihm allein kommt er zum Bewusstsein sowohl negativ durch das Gefühl der Unlust am bisherigen Zustande der Unvollkommenheit als auch positiv durch jede Leistung, jede Vollkommenheit, die er erreicht. Nun haben die Menschen durch Gewohnheit gewisse Handlungen, die den einzelnen und der Gemeinschaft nützlich sind, als gut, deren Gegenteil als schlecht bezeichnet. Die Lehrer, Dichter und Gesetzgeber haben diese Erfahrungen als ethische Grundsätze fixiert, und Geschlecht auf Geschlecht hat sie gelernt, angewendet, ausgearbeitet und weiter überliefert. Dadurch entsprang in der Seele aller civilisierten Menschen jenes Gefühl des Sollens, welches sich im allgemeinen als Gewissen, im speziellen als Pflichtgefühl für den einzelnen Fall (Beruf oder That) darstellt. Vgl. Gesetz, Moralprinzip.

Somatologie (*σῶμα* Leib, *λόγος* Lehre) = Körperlehre, nennt man den einen Teil der Anthropologie (s. d.). während der andere Psychologie heisst.

Somnambulismus s. Schlafwandeln.

Sophisma s. Trugschluss.

Sophist (*σοφιστής*) hiess ursprünglich jeder denkende Kopf, der sich durch seine Beschäftigung mit geistigen Dingen über das praktische Alltagsleben erhob. Sophisten waren also geistig Gebildete, nicht blos Weise, Philosophen, sondern auch Dichter, Künstler, Ärzte u. s. w. Seit Sokrates († 399) aber änderte sich der Sprachgebrauch: mit dem Überhandnehmen des Parteihaders und der Aufklärung waren Männer willkommen, welche den Einzelnen durch Bildung und Redefertigkeit befähigten, sich im öffentlichen Leben geltend zu machen. Das thaten die Sophisten. Daher genossen sie hohes Ansehen und wurden gut bezahlt. Sie trugen vorzüglich dazu bei, ihre Zeitgenossen gebildet, selbständig und aufgeklärt zu machen. Freilich erregte es auch Anstoss, dass sie Be-

zahlung nahmen; ihr Dünkel, ihre Prahlerei mit Kenntnissen und Beredsamkeit, ihre dreiste Rechthaberei und ihre Betonung der Form stiess ernstere Männer ab, zumal manche Sophisten charakterlose Menschen waren. Daher werden sie von Sokrates, Platon und Aristoteles als verschmitzte Menschenjäger, feile Mäkler mit Kenntnissen geschildert, die durch Trugschlüsse den Verstand verwirren und statt wahrer Wissenschaft nichtige Scheinweisheit verbreiten. Die berühmtesten Sophisten sind: Protagoras aus Abdera, Gorgias aus Leontini, Hippias aus Elis, Kallikles, Thrasymachos, Kritias und Prodikos. Vgl. Wecklein, d. Sophisten 1865, Schanz, d. Sophisten 1867.

Sophistik ist nach Aristoteles die Philosophie des Scheines, d. h. die Kunst, durch falsche Dialektik das Wahre mit dem Falschen zu verwirren und durch Disputieren, Widerspruch und Schönschwätzen Beifall und Reichtum zu erwerben, sophistisch heisst demnach s. a. trügerisch, Sophisterei ein verfängliches Räsonnement.

Sophistikationen der reinen Vernunft sind nach Kant vernünftelnde Schlüsse, die keine empirische Prämisse enthalten, daher von etwas Bekanntem auf ganz Unbekanntes schliessen, dem wir dann durch einen unvermeidlichen Schein objektive Realität beilegen.

Sophrosyne (gr.) = weise Mässigung, eine der 4 Kardinaltugenden (s. s.) bei Platon, welche sich auf die sinnlichen Begierden bezieht.

Sorites (v. *σωρός* Haufe) ist ein gehäufter Schluss oder Kettenschluss. Er entsteht durch enthymematische Abkürzung mehrerer Schlüsse, deren Unter- und Schlusssätze fortgelassen werden. Der Sorites hat also 1) den Obersatz des ersten Syllogismus, 2) die Obersätze sämtlicher Syllogismen, und 3) den Schlusssatz des letzten. Er schliesst nach der Regel, dass zwei Dinge, die mehrere Merkmale gemein haben, gleich sind. Man unterscheidet den aristotelischen und dessen Umkehrung, den goklenischen (R. Goklenius † 1628), jener lässt denjenigen Schlusssatz fort, der im jedesmal folgenden Schlusse Untersatz, dieser den, der Obersatz wird. Jener ist regressiv, dieser progressiv. Der Schluss ist für

den aristotelischen:			den goklenischen:		
S	ist	M_1	Mn	ist	P
M_1	—	M_2	Mn_{-1}	—	Mn
M_2	—	M_3	M_3	—	M_2
Mn_{-1}	—	Mn	M_2	—	M_1
Mn	—	P	M_1	—	S
S	—	P	S	—	P.

Jeder Sorites kann leicht zerlegt werden. Seine Schlusskraft beruht auf dem ununterbrochenen Zusammenhang seiner Unter- oder Überordnungen, daher müssen alle Zwischenglieder allgemein bejahend sein, sonst entsteht ein Sprung (saltus in concludendo). Ein Beispiel für den aristotelischen Sorites hat Aristot. Poetik 6: Das Handeln ist das, worin Glückseligkeit liegt; das, worin diese liegt, ist das Ziel; das Ziel ist das Höchste — also ist das Handeln das Höchste. Und für einen goklenischen: Wer ein Wesen als wirklich annimmt, leugnet nicht alles; wer an sich selbst glaubt, nimmt ein Wesen als wirklich an; jeder Skeptiker glaubt an sich selbst — folglich leugnet kein Skeptiker Alles.

Species (l.) oder Art ist die Unterabteilung einer Gattung (s. d.), der sie als dem Allgemeineren untergeordnet ist; specificieren heisst daher entweder das Einzelne, was unter einen allgemeineren Begriff gehört, aufzählen oder vom Allgemeinen zum Besondren fortschreiten. Specifisch verschieden ist das, was verschiedene Merkmale hat, die seinen Artunterschied bezeichnen.

Specification (l.) Aufzählung der Einzelheiten, die ein Ganzes bilden; specifisch eigentümlich, z. B. specifisches Volumen, specifisches Gewicht (die Zahl, welche angiebt, wie vielmal ein Körper schwerer ist, als ein ihm gleiches Volumen Wasser oder Luft).

Species sensibiles Sinnesbilder nannten die Scholastiker im Anschluss an Demokrit subtile körperliche Bilder, welche sich von den Körpern fortwährend ablösen, durch die hohle Nervenröhre (!) bis zum sensorium commune (s. d.) vordringen und daselbst gewisse ähnliche Gestalten erzeugen, auf denen das Gedächtnis beruhen soll. Sogar für den Gemeinsinn stellte man solche Species (Grösse, Zahl) auf. Vgl. Scaliger, Exercitationen exoticarum Frankf.

1612 p. 298. Obschon Casmann und Vives dagegen sprachen, ward diese Hypothese doch erst durch Descartes' Beseitigung des Influxus physici (s. d.) gestürzt.

Spekulation (l.) eigentl. Betrachtung oder Anschauung, bezeichnet die Erforschung eines die gemeine Erfahrung übersteigenden Erkenntnisinhaltes. Je nach dem Standpunkte verstehen die Philosophen unter spekulativem Wissen und spekulativer Methode etwas Andres. Die Neuplatoniker und Schelling denken sich darunter ein von dem reflektierenden Denken unabhängiges visionäres Schauen überirdischer Dinge. Hegel dagegen nennt spekulativ oder positiv vernünftig das Denken, welches durch die dialektische Methode alle Widersprüche in immer höhere Einheiten aufhebt. In diesem Sinne nennt Rosenkranz die Methode die produktive Dialektik der Idee, und Michelet das Absolute selbst! Herbart sieht die spekulative Methode in der Bearbeitung der Begriffe und Ausscheidung der darin versteckten Widersprüche. Ulrici definiert die Spekulation als das produktive ergänzende und abrundende Schauen, womit aus den Teilen und Bruchstücken, die uns vorliegen, das Ganze einer wissenschaftlichen Weltanschauung gleichsam herausgeschaut und von dieser erschauten Einheit (der Idee) die gegebenen Glieder geordnet und die fehlenden ergänzt werden. Wir stimmen dieser Definition zu, sofern wir auch die Phantasie als einen wesentlichen Faktor für produktives Philosophieren ansehen. Zugleich aber betonen wir, dass die Norm für das Spekulieren allein die Denkgesetze und sein Inhalt die erfahrungsmässigen Resultate der Wissenschaften sind.

spermatische Gedanken (*λόγοι σπερματικοί*) nannten die Stoiker die göttlichen Ideen, welche wie gestaltende Samenkeime durch die grobe Materie verstreut sind. Diog. Laert. VII, 136. Auch im Menschen fanden sie solche, nämlich die Sinne, das Denk- und Sprachvermögen.

Sphäre (*σφαῖρα*) = Kugel oder Kreis, bezeichnet logisch den Umfang eines Begriffs (Subjekts oder Prädikats), ja einer Wissenschaft. Die Darstellung der Verhältnisse zwischen Begriffen und Urteilen durch Kreise rührt wahrscheinlich von Chr. Weise, Rektor in Zittau († 1708), her. Kant wendete Quadrate und Kreise zugleich an.

Sphärenmusik s. Harmonie.

Spiel ist die freie, anstrengungslose Beschäftigung des Geistes oder Körpers ohne ernsten Zweck. Der Selbsterhaltungstrieb äussert sich auch darin, dass der Mensch fortwährend thätig zu sein strebt. Hat er nicht den Kampf gegen leibliche Not zu führen, so sucht er sich eine Thätigkeit, die ihn beschäftigt, ohne ihn grade anzustrengen. Am meisten erfreut ihn ein Spiel, welches ihn veranlasst, seine Vorstellungen zu reproduzieren und frei zu kombinieren. Das Spiel entspringt mithin dem Triebe nach Bewegung und der Phantasie. Daher spielt das Kind am liebsten mit demjenigen, womit es etwas anfangen, d. h. eigne Vorstellungsverbindungen herbeiführen kann. Ebenso erfreut sich der Erwachsene an Spielen, welche den Geist etwas in Anspruch nehmen (sonst langweilen sie sich), sei es dass sie Kombination und Erfindungsgabe, oder Aufmerksamkeit und Scharfsinn erfordern. Doch darf dies nicht in zu hohem Masse geschehen, soll das Spiel Erholung bleiben. Insofern, als die Kunst auch Körper und Phantasie beschäftigt, kann man sie ein ästhetisches Spiel nennen; ja für den Tüchtigen wird jede Arbeit zum Spiele, wie Schiller fein bemerkt: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ (Ü. d. ästhet. Erzieh. d. Menschengeschl. Bf. 26). Vom sittlichen Standpunkt werden wir nur diejenigen Spiele gutheissen, welche uns weder leibliche Gefahr noch sittlichen Nachteil (durch Entfesselung der Leidenschaften) bringen. Vgl. Lazarus, Ü. d. Reize d. Spiels. 1883.

Spinalsystem (l.) das Rückenmark mit den dazu gehörigen Nerven. Spinalkrankheiten Rückenmarkskrankheiten. Cerebrospinalsystem die Nerven, die im Gehirn und Rückenmark endigen.

Spinozismus s. Pantheismus, Substanz.

Spiritismus (spiritus) oder Spiritualismus nennt sich der Glaube an den Verkehr mit der Geisterwelt, welcher sich seit 1848 von Amerika über England verbreitet hat und viele Anhänger (5 Millionen) zählt. Er will Philosophie, Weltreligion, ja Transzendentalphysik sein, ist aber nur Aberglaube. Seine Propheten A. J. Davis, A. Kardec, Güldenstubbe, Zöllner u. a., behaupten, der Mensch bestehe aus Körper, Tierseele und göttlichem Geiste,

welcher sich durch stetes Fortschreiten und mehrfache Verkörperung (Metempsychose oder Reïncarnation) vervollkommne. Der Tod sei des Geistes Wiedergeburt; eine Hölle gebe es nicht, sondern jeder von uns setze sogleich nach dem Tode das Leben, an welchem er hier Befriedigung gefunden, fort. Die Geister wohnen in Palästen mit allem Komfort, fahren mit der Post, Eisenbahn u. s. f., besuchen Gesellschaften, Theater, Konzerte u. dgl. oder spiritistische Cercles, um sich dort zu amüsieren. Je nach dem Stern, auf dem sie grade hausen, haben sie eine andre Aufgabe. Jeder Mensch hat seinen Schutzgeist. Vermöge ihres geistigen Fluidums durchdringen die „Spirits" jede Materie, ja sie können selbst materielle Körper in geschlossene Räume mit hineinbringen, indem sie sie in ihre Urzellen zerteilen und dann zusammensetzen! Andrerseits können sie selbst sichtbar, fühlbar, wägbar werden. Manche Menschen sind besonders befähigt mit ihnen zu verkehren, die Medien; es gibt sehende, sprechende, zeichnende, schreibende Medien, deren Fähigkeit angeboren oder angelernt ist. Nur durch sie manifestieren sich die Geister bald körperlich, bald geistig. Es gibt übrigens gute und schlechte, kluge und dumme, reine und unreine, höhere und niedere Geister — welche sich offenbaren, das richtet sich nach dem Medium. Alle diese Behauptungen sollen nicht Sache des Glaubens, sondern der exaktesten Forschung sein. Denn Tausende verschiedenster Phänomene hätten sie bewiesen. Die Geister haben sich durch Klopfen, Musizieren, chemische Veränänderungen, körperliche Erscheinung bekundet; sie haben durch Sprechen und Schreiben sich mitgeteilt, ja selbst Photographien und plastische Abdrücke sind von ihnen genommen worden.

Dass wir es hier mit einem plumpen Aberglauben zu thun haben, leuchtet ein. Betrug und Leichtgläubigkeit haben hier physiologische und psychologische Vorgänge, welche zum Teil auf noch unbekannten Naturgesetzen beruhen, falsch gedeutet, dazu kam der Reiz, den alles Geheimnisvolle hat, und das Interesse, etwas über das Jenseits zu erfahren. Vgl. dafür: Davis, Prinzipien d. Nat. 1847. Zöllner, Wissenschaftl. Abhandlgn. 1878. Crookes, d. Spiritualismus u. d. Wissensch. 1872. Dagegen: Th. Fechner, d. Tagesansicht gegenüber der Nacht-

ansicht 1879. W. Schneider, d. neue Geisterglaube. 1882. F. Schultze, der Spiritism. 1883. F. Kirchner, d. Spiritism., d. Narrh. unsr. Zeitalters 1883.

Spiritualismus (l. spiritus) heisst diejenige Ansicht, welche den Leib entweder als blosse Erscheinung der Seele oder als ihr Produkt oder als ihr Entwickelungsmoment betrachtet. Sie beruft sich darauf, dass uns imgrunde nur Vorstellungen gegeben sind; ferner zeige der Geist absolute Freiheit, Zweckwirksamkeit in allen Teilen des Leibes, sodass man ihm Existenz ausser und über dem Stoffe zuschreiben müsse. Der Spiritualismus rühmt sich von Bekanntem zu Unbekanntem (von den Vorstellungen zu den Dingen) fortzuschreiten; er verspricht uns Selbsterkenntnis des Geistes und beruft sich auf die Analogie künstlerischen Schaffens. — Freilich hat er auch manches gegen sich: Wie will er die Körperwelt und unsern Leib erklären? Und ist denn unser Geist wirklich absolut frei? Gegen die organische Zweckmässigkeit gibt es Einwände, und die Herrschaft des Geistes über den Leib wird durch seine Abhängigkeit von diesem beschränkt. — Vertreter dieser Richtung sind Berkeley, Aristoteles (vgl. Entelechie), J. G. Fichte (s. Idealismus) u. s. Vgl. Seele.

Spiritualität (v. spiritus) Geistigkeit, im Gegensatz zur Materialität (Körperlichkeit); spirituell geistig, geistreich.

Spiritus animalis s. Nervengeist.

Spiritus rector = herrschender Geist hiess bei den Alchemisten die Naturkraft, welche das Menschenleben verlängere, Gold mache u. dgl.

Spleen (engl.) eig. Milzsucht, eine der Hypochondrie verwandte Geisteskrankheit, welche oft zum Selbstmord führt. Diese, gewöhnlich als englische Nationalkrankheit angesehene Störung entspringt zur Zeit der Pubertät dem unbefriedigten Geschlechtstriebe, bei reiferem Alter dem Aufgeben geregelter Thätigkeit, der Übersättigung u. a. Am besten wird sie durch strenge Diät und regelmässige Thätigkeit bekämpft.

Spontaneïtät (l. v. spontaneus) = Selbstbestimmung (s. d).

Sprache ist im weiteren Sinne jede Mitteilung innerer

Zustände durch Zeichen (Geberden-, Mienen-, Augen- und Fingersprache); insofern haben auch manche Tiere eine Sprache, da sie ja ihre Empfindungen durch Töne kundthun. Im engern Sinne aber ist es die Äusserung von Gedanken durch artikulierte Laute oder Wörter. Diese besitzt allein der Mensch. Daher sagt Aristoteles treffend (Rhet. I, 1): „Die Sprache ist der dem Menschen eigentümliche Gebrauch des Leibes". Und in der That kann man sich wohl denken, dass anfangs der Mensch einem Resonanzboden vergleichbar, instinktiv seinen Gefühlen durch Laute Luft gemacht und was er hörte durch Mitbewegungen nachgeahmt hat. Denn seine Sprechwerkzeuge sind überaus beweglich und empfänglich für Gefühlserregungen. Das Wort macht gesellig; denn der Mensch, indem er von fremden Lippen denselben Laut vernahm, der ihm bei gewissen Empfindungen entfloh, reproduzierte diese und fühlte sich dadurch mit dem andern innerlich eins. Das Wort wird so zum Zeichen für fremde und eigene Gefühle; es gewinnt eine ideale Bedeutung, denn es weist den Hörer auf ein Wirkliches hin, was in ihm selbst momentan nicht ist. Indem ihm selbst beim eignen Aussprechen des Wortes eigne und fremde Zustände einfallen, wird es zum Symbol, d. h. zu einem Wirklichen, das nicht Wirkliches reproduziert. So tritt allmählich eine Welt von Zeichen anstelle einer Welt von Realitäten; jeder kann sie spielend verwenden, sie wird allmählich immer reicher und verfeinerter durch onomapoetische Wörter, neue Erkenntnisse, klimatische und individuelle Einflüsse u. a. m. Zuerst war also die Sprache das instinktartige, im geschlossenen und gegliederten Laute zur Äusserung gelangte Selbstbewusstsein der Anschauung. Allmählich bildete die Menschheit immer mehr Begriffe, die sie dann ebenso als Zeichen verwendete. So sind Sprache und Denken zwar innig verbunden, aber doch nicht identisch; sondern der Denkinhalt (Anschauungen und Begriffe) und der Laut muss erst durch eine besondre Thätigkeit zum Vorstellen des Denkinhalts im Laute zusammengefasst werden. Und abgesehen von diesen 3 Momenten ihrer Wandelbarkeit und Wechselwirkung, kommt noch die Wahrnehmbarkeit der Laute für den Sprechenden und Hörenden hinzu, um eine grosse Mannigfaltigkeit zu erzeugen. Daher die Veränderlichkeit und Verschieden-

heit der Sprachen. Notwendig werden diejenigen Menschen dieselbe Sprache reden, welche durch Gemeinsamkeit des Lebens, der Sitte, der Anschauungen über Recht, Religion u. s. w. zusammengehalten werden; d. h. jedem Volke kommt seine eigne Sprache zu. — Mithin urteilt die Wissenschaft jetzt anders als früher, damals sah man die Sprachen als nur getrübte Nachbilder der einen idealen Ursprache an; jetzt erkennt man, dass die historischen Sprachen das Ursprüngliche sind und das Universalidiom eine Abstraktion. Nicht die Logik, sondern die Psychologie hat hier die Entscheidung. Von diesem Gesichtspunkte aus hat die Sprache drei Stufen: die pathognomische, onomapoetische und charakteristische. Je nach dem Verhältnis von Stoff und Form der Wörter unterscheidet man isolierende Sprachen, die Stoff- und Formwörter unvermittelt neben einander stellen (z. B. das Chinesische); agglutinierende, welche beiderlei Wörter nur lose aneinander fügen (z. B. Ägyptisch); flektierende, welche beide innig verschmelzen (z. B. die indogermanischen Sprachen). Sagt die erste Art z. B. Mann-Vielheit, die zweite Mann-Viel, so sagt die dritte Männer. Ferner unterscheidet man synthetische und analytische Sprachen: jene (z. B. Sanskrit, Griechisch, Latein) streben nach Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse durch wirkliche Wortformen und besitzen daher eine grössere Menge von Biegungslauten und Flexionen. Diese dagegen lösen die Wortformen möglichst in ihre Bestandteile auf, indem sie die Beziehung durch selbständige Formwörter neben dem Stoffworte darstellen, also durch Hülfswörter (Artikel, Präpositionen, Pronomina und Hülfsverba). Vgl. Bleek, Über d. Ursprung d. Sprache. 1868. Noiré, d. Urspr. d. Spr. 1877.

Sprung (saltus) nennt man eine Lücke im Beweise (in concludendo vel demonstrando), der ja auf einer engen Verknüpfung der Glieder beruht. Im metaphysischen Sinne wird der Sprung ebenso abgewiesen durch das Gesetz der Stetigkeit, wonach es in der Natur nur allmähliche, aber nicht unvermittelte Übergänge gebe (in mundo non datur saltus).

Staat ist eine unabhängige Gesellschaft von Menschen, die unter dem Schutze der Gesetze zur gemeinschaftlichen

Sicherheit, Freiheit und Wohlfahrt verbunden ist. Schon Aristoteles nannte den Menschen ein geselliges Wesen (ζῶον πολιτικόν). Die Entstehung des Staates haben wir also weder aus einem Vertrage (contrat social) wie Hobbes, Rousseau u. a. wollen, abzuleiten, noch aus göttlicher direkter Stiftung, wie Stahl, noch aus dem Einfall irgend eines Einzelnen, sondern aus dem Selbsterhaltungstriebe des Menschen. Ganz allmählich durch die verschiedensten Stufen der Rechtsgemeinschaft hindurch, die wir noch bei einzelnen Völkern vorfinden, hat sich die kultivierte Menschheit zu immer besserer Verfassung erhoben. Ursprünglich folgte jeder Mensch seiner Sinnlichkeit und Selbstsucht; mit Gewalt und List verschaffte er sich Nahrung, Kleidung, Wohnung und Schutz gegen Tiere und Naturgewalt. Vereinzelt (atomistisch) lebte jeder dahin. Aber die Familie ward die Basis wie so mancher andern, so auch der sozialen Tugend. Sie verband die Glieder derselben Familie, die, vom Vater beherrscht, sich immer mehr erweiterte zum Geschlecht, zur Horde, zum Stamme. Der Vater war Herrscher, Priester und Prophet zugleich. Ihm folgte der Erstgeborne. Die patriarchalische Verfassung verband sich natürlich mit Despotie über die Schwächeren, die Frauen, Kinder, Schützlinge, Knechte und Gefangenen. Freiwillig oder gezwungen unterwarfen sich mehrere einem Stärkeren, mochte er sie an Kraft oder Klugheit oder Besitz übertreffen; er leitete sie zur Unterwerfung andrer und teilte mit ihnen Raub und Ruhm. So entstand zugleich mit der Despotie über einen engeren Bezirk der Feudalstaat, wo die Kriegerkaste mit dem erwählten Herzoge alle Macht hat. Im Orient aber erhebt sich daneben als gleichmächtiger Faktor die Priesterkaste; gestützt auf ihren Verkehr mit der Gottheit tritt sie mit der weltlichen Macht in Rivalität; wo sie siegt, entsteht die Theokratie, d. h. Gottesherrschaft. Hier regiert der Fürst im Namen Gottes, d. h. der Priester oder der Propheten. Aus diesen Elementen entwickelt sich dann je nach den Verhältnissen eine andre Staatsform: Gelingt es dem Herzog, sich eine grosse Hausmacht und ein Recht auf die Krone zu erwerben, so entsteht die erbliche Monarchie; gelangt er zu keiner Übermacht im Wahlreiche, so wird aus dem Feudalstaat die Aristokratie; siegt das Priestertum im Wettkampf mit dem Königtum,

so gestaltet sich die Hierarchie heraus. Je mehr nun aber die Civilisation ein Volk durchdringt, desto allgemeiner wird der Wunsch nach politischer Selbstbestimmung. Zuerst verlangt nur Adel und Priesterschaft an der Regierung teilzunehmen; allmählich fordert der Bürger (le tiers état) dasselbe; endlich ist auch der Bauer und Arbeiter soweit, dass er politisch mitthun will. Wo dem Volke die höchste Autorität zusteht, finden wir die Demokratie, welche leicht in Pöbelherrschaft (Ochlokratie) ausartet; wo dagegen das Volk durch gewählte Vertreter neben dem Herrscher an der Regierung teil hat, haben wir die konstitutionelle Verfassung. Diese letzte Form, welche wir bei allen civilisierten Völkern Europas vorfinden, entspricht am meisten der Idee des Staates; denn hier nimmt jeder Bürger mittelbar Teil an der Regierung, er gehorcht also autonom den von ihm selbst gebilligten Gesetzen, hier ist Harmonie zwischen Pflicht und Recht, Gewalt und Freiheit. Die Grundlage dieses Staates ist also das gemeinschaftlich frei anerkannte Rechts- und Staatsgesetz; Endzweck des Staates die Erhaltung desselben und damit die Verwirklichung der menschlichen Bestimmung. Diese besteht darin, dass der Mensch eine sittliche Persönlichkeit sei. Da die Voraussetzung dafür die Selbstbestimmung ist, so hat der Staat zunächst Leben, Eigentum, Erwerb und Familie des Bürgers zu schützen. Sodann, da niemand gut wird, den man nicht dazu erzieht, hat er diejenigen Institute zu beschützen und zu fördern, welche die intellektuelle, ethisch-religiöse und ästhetische Erziehung betreiben, also Schule (in ihren verschiedenen Formen), Kirche und Kunst. Doch hat er sich der Bevormundung seiner Bürger, da sie Personen, d. h. selbstbewusste, sich selbst bestimmende Wesen sind, zu enthalten. Die Geschichte lehrt, dass es nicht wohlgethan ist, wenn sich der Staat in die Familie, Schule, Kirche, Kunst und Industrie direkt einmischt. — Andrerseits stimmen wir dem alten Satze völlig bei: salus publica suprema lex (das Staatswohl ist das höchste Gesetz). Ist der Staat in Gefahr, so haben alle Einzelinteressen zu schweigen, zu seiner Rettung müssen wir Gut und Blut, Ruhe und Familienglück freudig einsetzen. Und auch im gewöhnlichen Lauf der Dinge hat der Patriot seinen Privatvorteil dem Wohle des Staates hintanzusetzen, ihm muss

er mit seinen Körper- und Geisteskräften, mit Kopf und Herz und Hand dienen, zu seinem Nutzen Unbequemlichkeit, Unruhe, Verlust u. a. gern ertragen. Denn nur in einem kräftigen und einigen Staate, wo Gerechtigkeit, Friede und Opferfreudigkeit walten, kann auch der Einzelne seine Bestimmung als Mensch erfüllen.

Staatsverfassung ist die Bestimmung über die Ausübung der höchsten Gewalt im Staate. Man unterscheidet 1) nach der Zahl der Herrschenden: Monarchie (wählbare oder erbliche) und Polyarchie. 2) Nach der Art der Herrschaft: unbeschränkte (Autokratie) und beschränkte (Synkratie). Daraus ergeben sich folgende Kombinationen: 1) Monarchie: a) Autokratie (Despotie), b) Konstitutionalismus; 2) Polyarchie: a) Demokratie (Republik), b) Repräsentativsystem. Die dritte, gewöhnlich aufgezählte Form, die Aristokratie, findet sich ebensowohl bei der Wahlmonarchie wie bei der Demokratie, ist also keine besondre Verfassung. — Die Frage, die sich jedem von selbst aufdrängt, welche Regierungsform denn die beste sei, ist einfach dahin zu beantworten, dass bei der Verschiedenheit der Völker nicht für jedes dieselbe gleich gut sei. Es hat Monarchien, ja Despotien, Theokratien und Republiken gegeben, welche mächtig, glücklich und dauerhaft waren. Fragt man aber, welche Verfassung die beste, d. h. der Idee des Staates am meisten entsprechende sei, so erscheint uns als solche die konstitutionelle Erbmonarchie. Die Monarchie wird vor allem am wenigsten der Anarchie ausgesetzt sein, weil sie die Staatsgewalt konzentriert; ist sie erblich, so ist eine Stetigkeit des Interesses, der Regierungsprinzipien gesichert; das gefährliche Streben Ehrgeiziger nach der Krone ausgeschlossen; Volk und Dynastie sind durch gegenseitige Dankbarkeit an einander geknüpft. Ist endlich die Monarchie konstitutionell, d. h. hat das Volk durch seine Vertreter Anteil an Gesetzgebung und Besteuerung, so ist damit eine genügende Garantie für die Berücksichtigung des Volkswohls gegeben. Vgl. Platon, Politicus und de republica. Aristoteles, Politica. Cicero, de republ. Nic. Macchiavelli, Il Principe 1515. Joh. Bodinus, de rep. 1584. Th. Hobbes, de cive 1642 u. Leviathan 1651. Spinoza, tractat. theologico-politicus 1670. Rousseau, contrat social 1762. J. G. Fichte,

Staatslehre 1820. Hegel, Philos. d. Rechts 1833. Schleiermacher, d. Lehre v. Staat 1840. Trendelenburg, Naturrecht 1868.

Stammbegriffe s. Kategorie.

Stammtugenden s. Kardinaltugenden.

Standhaftigkeit ist die Tugend, kraft welcher wir unvermeidliche Übel ertragen, Schwierigkeiten und Versuchungen überwinden, weil es die Pflicht oder unsre Selbstachtung fordert. Muster der Standhaftigkeit sind die Märtyrer und die Krieger, welche Entbehrungen, Anstrengungen und Wunden besonnen und mutig ertragen haben.

Statistik eig. Staatenkunde, heisst die Darstellung der zu einem bestimmten Zeitpunkte innerhalb eines gewissen Bereichs vorhandenen Staatskräfte und der Gesetze ihrer Wirksamkeit. Von der Geschichte unterscheidet sie sich dadurch, dass sie das innere und äussere Leben der Staaten in der Gegenwart beschreibt, während die Geschichte dasselbe im Kreise der Vergangenheit schildert. Daher nannte A. Schlözer treffend die Geschichte eine fortlaufende Statistik und die Statistik eine stillstehende Geschichte. Jene kann man die Biographie, diese die Charakteristik einer Gemeinschaft nennen. Den Inhalt der Statistik bilden alle äusseren und inneren Lebenserscheinungen des Staates. Uns interessiert hier die Statistik nur insofern, als die Gegner der Willensfreiheit sich auf sie berufen. Denn sagen sie (z. B. Buckle, Gesch. d. Civilis. i. Engl. 1840), diese Wissenschaft beweise, dass alljährlich ungefähr dieselbe Zahl von Ehen geschlossen, von Briefen unfrankiert aufgegeben, dieselbe Zahl von Verbrechen und Selbstmorden verübt werde. Folglich sei der Mensch unfrei, nur das Rädchen in einem grossen Naturmechanismus. Aber diese Ansicht ist unhaltbar, denn 1) variieren die Zahlen gemäss den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen; die Menschen stiften oder unterlassen die Ehe u. s. w. nach vernünftiger Überlegung. 2) Schwankt die Zahl derselben Kategorie, z.B. waren Selbstmörder in Dänemark 6 Jahre hintereinander 340, 401, 426, 363, 393, 426! 3) Die Statistik kann nur zur öffentlichen Kenntnis gelangte Thatsachen anmerken, das Wichtigste (die inneren Motive) entgeht ihr. 4) Und selbst wenn ungefähr die-

selbe Zahl derselben Generation dieselben Verbrechen verübt, so folgt daraus doch nichts gegen die Willensfreiheit; folgt daraus nicht, dass ich dies oder jenes thun müsse. 5) Die Statistik beweist also nur, dass es auch auf moralischem Gebiet keinen Zufall gibt, sondern wir stets durch Gründe zum Handeln bewogen werden. Dies hebt aber die Willensfreiheit keineswegs auf. Vgl. Drobisch, Statistik und Willensfreiheit 1867. A. v. Öttingen, d. Moralstatistik 1868.

Stein der Weisen (lapis philosophorum) war nach dem Wahn der Kabbalisten und Alchymisten das Mittel, Gold zu machen, allen Krankheitsstoff aus dem Körper zu beseitigen und das Leben zu erneuen. Man nannte es auch das allgemeine Auflösungsmittel (menstrum universale), das grosse Magisterium, die rote Tinctur oder das grosse Elixir. Nach dem sog. Hermes Trismegistos nannte man die Goldmacherkunst auch die hermetische. Der Ausdruck kommt schon in dem Aristoteles untergeschobenen Buche de practica lapidis philosophici vor. Vgl. Schmieder, Gesch. d. Alchemie. Halle 1832. E. Renan, Eau de Iuvence.

Stetigkeit heisst der ununterbrochene Zusammenhang äussrer oder innrer Entwickelung. Stetige Grössen sind solche, deren Teile nicht streng von einander gesondert werden können, weil sie in einander fliessen. Daher scheinen sie unendlich teilbar. Solche sind Raum, Zeit und Bewegung. Obgleich der Begriff des Stetigen den Widerspruch in sich schliesst, dass eine endliche Grösse gedacht werden soll aus einer unendlichen Zahl von Teilen, so kann man ihn doch mathematisch fixieren (Differentialrechnung). Das Gesetz der Stetigkeit (lex continui) verbietet sowohl vom logischen als auch metaphysischen Gesichtspunkte jeden Sprung (s. d.).

sthenische Affekte nennt Kant (Anthropol. § 75) solche, die das Bewusstsein unserer Kraft (σθένος) zum Gegenstand haben, während die asthenischen die Behauptung des Widerstandes selbst. In der „Krit. d. Urteilskraft" § 29 unterscheidet er wackre und schmelzende. Vgl. Affekt.

Stimmung bezeichnet in der Musik das Verhältnis,

welches die Instrumente und Stimmen nach einem gewissen dabei zugrunde gelegten Ton erhalten. Demgemäss heisst psychologische Stimmung die besondre Gemütslage, welche für gewisse Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen besonders empfänglich ist. Die Stimmung wechselt bei dem Menschen fort und fort, je nach seinem Gesamtbefinden, nach Wetter, Jahreszeit, Klima, Nahrung, Umgebung u. dgl. Und es ist ein Glück für ihn, denn dadurch erscheinen ihm die Dinge täglich in einem andern Lichte, wie eine Landschaft unter stets andrer Beleuchtung. Da aber die widrigen Einflüsse zahlreicher sind als die günstigen, so sollte man die gute Stimmung an sich und andern wahrnehmen. Die dem Menschen angemessene Stimmung ist aber nicht, wie Schopenhauer meint, die gedrückte, sondern ruhig-heitre, welche weder zuviel hofft noch fürchtet.

Stolz ist die Vorstellung und Behauptung eigner Vorzüge. Der Stolze hat wirklich Vorzüge, aber er schlägt sie zu hoch an; infolge dessen ist sein Ehrgefühl sehr reizbar: er fürchtet stets nicht genug anerkannt zu werden oder seinem Werte etwas zu vergeben und lässt daher andre seine Bedeutung durch ein kaltes, vornehmes Wesen fühlen. Er möchte ihnen durch sein blosses Auftreten imponieren, damit sie sich neben ihm gering achten. Er hat vielleicht wirklich Erfahrungen gemacht, woraus er schliessen zu können glaubt, dass er selbst mutiger, kaltblütiger, klüger, grossherziger u. s. f. ist als andre; er hat mit Bewusstsein und Eifer seit lange darnach gestrebt, dass dies so sei. So gründet sich das Selbstgefühl des Stolzen auf sein Ich, vor dem er in der That Achtung hegt. Stolz ist man immer nur auf sich oder auf seine Freunde, Kinder, Thaten, Werke, weil man etwas geleistet zu haben wähnt. Während der Eitle äussre Ehrenzeichen leidenschaftlich begehrt, der Hochmütige sie rücksichtslos fordert, verschmäht sie der Stolze. Er hält sich für zu gross, als dass sein Wert durch die Anerkennung andrer wachsen könnte. Er ist leider oft auch zu stolz zum Bitten, Danken und Anerkennen, wie er zu stolz ist zum Schmeicheln und Kriechen, Heucheln und Lügen. Letzteres ist edler Stolz, d. h. Selbstachtung des Menschen als vernünftiges Wesen, wodurch er verhindert wird, et-

was Unwürdiges zu denken, zu sagen, zu thun oder zu leiden. Vgl. Selbstgefühl.

Strafe ist das Übel, welches jemand infolge seiner Schuld trifft. Voraussetzung dafür ist also 1) eine Schuld; Schuldlose sollten nicht bestraft werden; 2) eine Rechtsgemeinschaft, die durch ihre Organe Strafen verhängt; im Naturzustande gab es also keine Strafe, nur Rache. Höchstens in der Familie, aus welcher der Staat erwuchs, war seit je Strafgerechtigkeit. Seinem Begriffe gemäss hat der Staat nur diejenigen Handlungen, welche die bürgerliche Rechtsordnung und Sicherheit gefährden, zu bestrafen; Überschreitungen der Moral, welche dies nicht thun, keinen Andern beeinträchtigen, noch öffentliches Ärgernis geben, gehen ihn dagegen nichts an.

Die wichtigste Frage ist die nach dem Zweck der Strafe. Manche haben ihn in der Abschreckung der Menschen von dem gestraften Verbrechen gefunden; aber diese Abschreckungstheorie ist falsch, weil, wie die Geschichte lehrt, auch die furchtbarsten Marter die Verbrechen nicht aus der Welt geschafft haben. Andre sagen, die Strafe solle den Verbrecher bessern; aber auch dies pflegt nur ganz selten zu geschehen. Nach unsrer Meinung soll die Strafe die Aufhebung der verbrecherischen Störung der Rechtsordnung sein, indem sie dem Gesetz Genugthuung verschafft und daneben auch, wo möglich, andre von demselben Unrecht abschreckt und den Verbrecher bessert. Sie dient also vor allem zum Schutze der Gesetze, zur Heiligung der Rechtsordnung. Diese ist die Voraussetzung alles Glückes, aller Leistung in der bürgerlichen Gesellschaft; das Palladium, das jeder zu ehren und zu verteidigen hat. Jede Verletzung des Rechtes muss also geahndet werden, das kann und muss jeder Rechtsgenosse fordern; ja der Verbrecher sollte es selbst verlangen. In diesem Sinne lautete schon die uralte römische Strafformel: „Du lehre durch das Exempel deiner Strafe alle das heilig halten, was du entheiligt hast!" Dass dieses der eigentliche Zweck der Strafe sei, fühlt jeder. Denn wollte der Staat nur ein Jahr, einen Monat lang nicht mehr dem verhöhnten Gesetze Genugthuung verschaffen, bald würde die ganze Rechtsordnung dahin sein. Und dass jenes der Zweck sei, erhellt auch aus der Art, wie die Eltern strafen: nicht, um

sich an dem Kinde zu rächen, fügen sie ihm ein Übel zu, sondern um ihm Achtung vor ihren Geboten einzuflössen. Ebenso wenig darf der Staat beim Strafen grausam verfahren, damit er nicht rachsüchtig erscheine.

Als Nebenzwecke der Strafe gaben wir oben die Abschreckung andrer und die Besserung der Verbrecher an. Jene ist deshalb nötig, weil jede Rechtsverletzung als böses Beispiel andre leicht zur Nachahmung reizt, solange sie nicht üble Folgen, d. h. Strafe nach sich zieht. Daher muss die Strafe empfindliche Leiden enthalten. Man darf sich also durch Humanitätsrücksichten nicht dazu verleiten lassen, eine allzu milde Behandlung der Verbrecher zu empfehlen. Nur gerecht muss die Strafe sein; Diebstahl darf also z. B. nicht mit dem Tode bestraft werden. — Endlich soll die Strafe auch bessern, so weit es möglich ist, moralisch und politisch. Denn da der Verbrecher sich als Feind und Friedensstörer der Gesellschaft bewiesen hat, kann diese verlangen, dass jener zu einem friedlichen und geeigneteren Gliede erzogen werde. Die Strafe darf also nicht den Rest von Ehrgefühl und Sittlichkeit, den er hat, ersticken, soll ihn vielmehr entwickeln. Das „Zuchthaus“ soll daher durch moralische und religiöse Einwirkung, durch Zwang zur Arbeit, Ordnung und Reinlichkeit im Sträfling diejenigen Gesinnungen erwecken, welche eine Bürgschaft geben, dass er künftig nicht neue Verbrechen verübe.

Streben heisst die auf ein Ziel gerichtete Thätigkeit, an dessen Erreichung sie gehindert ist. Es entsteht überall da, wo eine Kraft in ihrer Äusserung gehemmt wird. Wir finden es daher durch die ganze Schöpfung hin verbreitet, denn an jedem Punkte stehen verschiedene Kräfte in Wechselwirkung. Insofern ist es nicht falsch zu sagen, die Körper auf der Erde streben nach deren Mittelpunkte. So strebt das Tier instinktiv nach dem ihm Nützlichen, unsere Triebe nach ihrer Befriedigung, unsere Sinne nach dem, was ihrer spezifischen Energie zusagt; so streben wir nach Erkenntnis, Glückseligkeit, den verschiedenen Gütern der Erde u. s. f. Vgl. Begehren, Wille, Trieb.

Subalternation heisst die Unterordnung von Begriffen, Urteilen und Schlüssen. So wird ein Begriff einem andern subalterniert, wenn dieser einen weiteren Umfang hat. Dasselbe gilt von Urteilen; so heisst das besondre Urteil

das subalternierte des allgemeinen. Hierbei gilt die Regel, was vom allgemeinen Urteil wahr oder falsch ist, ist es auch vom besonderen, und was vom subalternierten nicht gilt, gilt auch nicht vom weiteren; z. B. ist das Urteil „alle Menschen sind sterblich" wahr, so sind auch einige Menschen sterblich; und ist das Urteil falsch: „einige Menschen sind allwissend", so ist auch das Urteil falsch: „alle Menschen sind allwissend." Natürlich müssen bei diesen Urteilen Subjekt, Prädikat und Kopula gleich sein und nur die Quantität darf differieren, indem das subalternierende grösseren Umfang hat als das subalternierte. Hierauf gründet sich das dictum de omni et nullo (s. d.). Man kann das subalternierende in das subalternierte verwandeln, indem man die Quantität verringert, wodurch man der Wahrheit näher kommt. Subalternationsschlüsse sind Enthymeme (s. d.).

subconträr heissen im übrigen übereinstimmende Urteile, von denen das eine bejaht, das andre verneint; z. B. „einige Menschen sind gebildet" — „einige sind ungebildet." Subconträre Urteile können nicht beide wahr, wohl aber beide falsch sein. Diese Sätze sind also nicht Gegensätze, sondern Nebensätze. Weil man nicht von der Wahrheit des einen Satzes auf die des andern schliessen darf, kann es keine Subcontrarietätsschlüsse geben. Vgl. Urteil, Schluss.

Subdivision = Unterteilung s. Einteilung.

Subjekt heisst eig. dasjenige, was vorausgesetzt, einem andern als zugrunde liegend gedacht wird (vgl. Substanz). Demgemäss bezeichnet damit die Logik dasjenige Glied des Urteils, von welchem etwas ausgesagt wird. Es ist also die Vorstellung, welche die Quantität des Urteils bestimmt, indem es nämlich den Umfang von Gegenständen angibt, von welchen das Urteil gilt. Sodann meint man damit das menschliche Ich, also ein vorstellendes, erkennendes und frei handelndes Wesen; im Gegensatz zum Objekt, d. h. dem Gegenstande seines Erkennens und Handelns. Sofern das Objekt sich selbst Gegenstand werden kann, heisst es Subjekt-Objekt.

subjektiv ist dasjenige, was dem Subjekt zukommt im engern Sinne solche Gedanken und Empfindungen

welche bloss in der besondren oder individuellen Natur des Vorstellenden und Empfindenden begründet sind, während z. B. die objektive Erkenntnis durch die Natur der Sache selbst bestimmt ist (gl. Objekt). Diese Bedeutung hat subjektiv übrigens erst in neuerer Zeit; im Mittelalter nannte man das Subjektive was der Sache, dem Vorgestellten (subjectum) zukommt, das Objektive hingegen die Vorstellung davon. — Unsre Subjektivität beweist dadurch ihre Macht, dass wir alle Dinge zunächst von dem Gesichtspunkt ansehen, was sie uns nützen; niemand kann seine Subjektivität verleugnen, selbst in wissenschaftlichen Fragen nicht. Nur einzuschränken vermag er ihren Einfluss durch allgemeine Gedanken, Gefühle und Interessen, und dies ist der Segen des Studierens und Arbeitens für andre.

sublata re tollitur qualitas rei (d. h. mit Aufhebung der Sache wird auch die Eigenschaft aufgehoben) ist ein wichtiger logischer Grundsatz, der freilich nicht umgekehrt werden darf.

Subordination (l.) = Unterordnung s. Beiordnung, Begriff, Gattung, Art.

Subreption (l. subripio) = Erschleichung nennt man denjenigen Denkfehler, welcher durch sinnliche Täuschungen, durch Unaufmerksamkeit, Übereilung oder böse Absicht gemacht wird. Vgl. Petitio principii, Trugschlüsse, Beweis.

Substanz (οὐσία, ὑποκείμενον) ist das Beharrende gegenüber den wechselnden Eigenschaften und Accidenzen. Der Substanzbegriff ist einer der schwierigsten. Schon bei Aristoteles herrscht grosse Unsicherheit. Bald nennt er sie das Beharrende, das nur in seinen Affektionen sich ändere; bald die innewohnende Form, welche sich mit der Materie verbinde; bald sagt er, das Allgemeine könne nicht Substanz sein, bald nennt er die Gattung mehr Substanz als die Arten (Metaph. I, 3. 4. VII, 4, 25. 13, 4. XII, 1, 6). Bald wieder zählt er 3 Substanzen auf: die Materie, die Natur und das Produkt beider. — Schon hier springt der Grund der Schwierigkeit an dem Begriff ins Auge. Denn dieselbe Behauptung ward von Ding und Begriff ausgesagt. Während man sich vom Be-

griff beliebig viele Merkmale hinwegdenken kann, ohne dass jener aufhört, glaubte man dasselbe auch mit dem Dinge thun zu können; aber das Wesen des Dinges ist doch nichts ohne seine Eigenschaften. Substanz ist mithin eine blosse Abstraktion, welche das ruhende Sein im Gegensatz zum Werden bezeichnet; daraus wurde allmählich das auf sich selbst Beruhende und durch sich selbst Bestehende. Aber es gibt weder ein veränderungsloses Sein, noch etwas, das bedingungslos auf und durch sich selber besteht. Im Mittelalter berief man sich auf gewisse verborgene Eigenschaften (qualitates occultae), welche das Substantiale der Dinge bilden sollten (man dachte wohl an Platons Ideen oder an Aristoteles' Form!); Cartesius nahm zwei Arten von Substanz an: das Wesen, welches zu seiner Existenz keines andern bedürfe, Gott, und sodann die Wesen, die zu ihrer Existenz blos Gottes Mitwirkung nötig haben, die ausgedehnte und die denkende Substanz. Spinoza, welcher diesen Widerspruch beseitigen wollte, liess nur eine unendliche, ewige und notwendige Substanz zu, welche in sich sei und durch sich begriffen werde, nämlich Gott. Leibniz bestimmt das Wesen der Substanz als thätige Kraft, doch nimmt er eine unendliche Zahl von Substanzen (Monaden) an. Locke zuerst hat diesen Begriff scharf kritisiert und gezeigt, er bezeichne nichts als den gänzlich unbekannten Träger gewisser Eigenschaften. Bei Kant zeigt sich wieder grosse Unsicherheit: bald ist ihm die Substanz das Beharrliche, über allen Wechsel Erhabene, bald das Subjekt, im Gegensatz zum Prädikat, besonders das Ich; bald die Materie, bald das Etwas überhaupt. J. G. Fichte leugnet die Realität der Substanz überhaupt, sie sei nur die Totalität der Glieder eines Verhältnisses. Während Schelling auf Spinozas pantheistischen Standpunkt (*ἓν καὶ πᾶν*) zurückkehrt, unterscheidet Hegel zwischen Substanz und Absolutem; dies sei Begriff und Subjekt. Freilich spricht er daneben auch von einer Substanz der Freiheit, einer religiösen und sittlichen Substanz. Herbart erkannte wieder, wie Locke, in der Inhärenz der Eigenschaften ein Problem; die Substanz sei nichts andres, als das unbekannte Eine, dessen Setzung die verschiedenen Setzungen der Merkmale repräsentiere; sie sei das vermisste Subjekt, welches unsrer Kenntnis fehle, in der

Natur aber nicht fehlen könne. So verschwinde bei näherer Betrachtung der Begriff der Sache und der der Substanz trete an ihre Stelle. Ähnlich wie Leibniz nimmt er dann als letzte Substanzen zahllose Reale an. Schopenhauer sagt, der Begriff der Substanz sei nur eine weitere Abstraktion der Materie, die jedoch zwecklos, ja fehlerhaft sei, weil dabei die heimliche Nebenabsicht unterliege, durch Erschleichung (subreptio) den Begriff der Seele als einer immateriellen Substanz zu gewinnen. —

Soviel haben wir gesehen, dass der Begriff Substanz keine allgemein anerkannte Bedeutung hat, sondern der eine versteht darunter Stoff, der andre Ding, der dritte Kraft, der vierte das Absolute, der fünfte das Sein u. s. f. Ein gemeinsames Merkmal verbinden aber alle damit: Substanz ist „id quod substat“, d. h. das hinter den Erscheinungen Liegende, der Realgrund für das Einzelne. Dessen Existenz, welche der natürliche Verstand voraussetzt, nachzuweisen ist Sache der Metaphysik. Durch blosse Empirie wird man die Substanz nicht auffinden, sondern durch Syllogistik und nach Untersuchung unsres Erkenntnisvermögens. Empirisch vorgehend, abstrahiert man zunächst von der Form der Dinge und erhält den Stoff, der aber auch noch etwas Erscheinendes ist, vom Stoffe kommt man zu den einfachen Stoffen (Elementen); von diesen zur Materie, die aber als Allgemeinbegriff offenbar nicht existiert, da es nur konkrete Arten von Materie gibt. Wir müssen noch weiter und kommen auf die Kraft. Diese dürfte als Substanz gelten, nur dass uns die Erkenntnistheorie lehrt, dass auch sie wieder nicht ohne Stoff ist!

Substrat (l. substerno) eig. Unterlage, heisst die Substanz inbezug auf ihre Accidenzen.

Subsumtion (l. subsumo) = Unterordnung, nennt man sowohl den Untersatz eines ordentlichen kategorischen Schlusses (s. d.), weil der Unterbegriff dem Mittelbegriff untergeordnet wird, als auch diese Operation selbst; subsumieren etwas zusammenfassen, mit begreifen, folgern; subsumtiv voraussetzend.

Sucht ist die beharrliche, leidenschaftliche und daher unvernünftige Begierde, mag der Gegenstand gut oder schlecht sein. Vgl. Leidenschaft, Hang, Neigung, Habsucht.

Sünde (eig. das zu Sühnende) ist jede unsittliche Handlung, sofern man sie als Übertretung des göttlichen Gesetzes ansieht, mag sie in Gedanken, Worten oder Werken, Mienen oder Geberden, Thaten oder Unterlassungen bestehen. Sünde ist mithin dasselbe wie Unsittlichkeit, nur dass man dort an Gott als den Urheber und Hüter des Sittengesetzes denkt. Man unterscheidet vorsätzliche und unvorsätzliche, wissentliche und unwissentliche, erbliche und erworbene, allgemeine und besondere, positive und negative (= Begehung und Unterlassung); ferner Sünde aus Unwissenheit, Übereilung, Nachlässigkeit, Schwachheit, Vorsatz und Bosheit. Vgl. Schuld, böse, Unsittlichkeit. I. Müller, d. christl. Lehre v. d. Sünde. 5. Ausg. 1867. Martensen, Ethik 1880.

Sufismus (v. Sufi = Vollbekleideter) heisst die arabische Mystik, nach welcher der Mensch eine Emanation Gottes ist und wieder zu ihm zurückstrebt. Es giebt drei Stufen: die der Methode, wo der Moslem die vorgeschriebenen Gebete und Waschungen nur äusserlich vollbringt; die der Erkenntnis, wo er sich dem Studium des Koran und der Spekulation hingiebt; die der Gewissheit, wo er sich eins mit Gott weiss und erhaben über alle Askese. Die berühmten Dichter Dschelaleddin Rumi, Hafis und Saadi waren Sufisten. Vgl. Kremer, Gesch. d. herrschenden Ideen des Islam. Lpz. 1868.

Summum jus, summa injuria = das höchste Recht ist das grösste Unrecht, ist ein alter Satz, nach welchem der, welcher nur nach dem Buchstaben urteilt oder sein Recht strengstens wahrt, Unrecht thut, d. h. unbillig oder lieblos handelt. Vgl. Cicero, de offic. I, 10. Summum jus saepe seu interdum est summa iniquitas. Beispiele dafür Shakespeares' Shylock, Sophokles' Antigone.

Supernaturalismus oder Supranaturalismus ist der Glaube an Übernatürliches. Derselbe ist also Gegensatz teils zum Naturalismus, teils zum Rationalismus.

Superstition (l.) = Aberglaube (s. d. W.).

Supposition (l.) = Voraussetzung.

Syllogismus (v. *συλλογίζεσθαι*) = Schluss (s. d. W.). Syllogistik ist die Lehre von den Schlüssen; das syllogi-

stische Verfahren oder die Deduktion steht der Induktion gegenüber.

Sympathie (gr.) eig. Mitempfindung, also Mitfreude und Mitleid; s. d. W. und Mitgefühl, Reflexbewegung.

Synderesis oder Synteresis nannten die Scholastiker das Gewissen und definierten es als Lichtfunke der praktischen Vernunft, als eine Potenz, einen Habitus.

Synecheiologie oder Synechologie (v. *συνέχειν*) ist die Lehre vom Zusammenhange der Dinge, dem kausalen und finalen. So nennt Herbart (1776—1841) den 2. Teil seiner Metaphysik, welcher die Grundzüge einer Philosophie der Mathematik und die Voraussetzungen der Naturwissenschaften enthält.

Synkatathese (gr.) ist der Beifall, den man einer fremden Meinung gibt.

Synkretismus (*συγκεράννυμι*) nennt man die Vermischung verschiedener philosophischer Systeme. Mit den Eklektikern haben die Synkretisten gemein, dass sie sich nicht an ein bestimmtes System halten, sondern das, was ihnen wahr scheint, davon auswählen; doch unterscheiden sie sich dadurch, dass sie auch solche Sätze und Gedankenreihen, welche sich bei näherer Prüfung widersprechen, aufnehmen. Sie beruhigen sich bei diesem inkonsequenten und prinziplosen Verfahren damit, dass ja doch aller Streit der Systeme auf Logomachie hinauslaufe. Dieser verwerflichen Richtung huldigten im Altertum Philon, Cicero und die Neuplatoniker; im Mittelalter Mirandola und Bessarion, in der Neuzeit Ancillon († 1837), Jouffroy († 1842) und Victor Cousin (1792—1867).

Synthesis (gr.) oder Synthese, eig. Verknüpfung, Verbindung, ist das Gegenteil von Analysis (s. d.). Zunächst findet eine ganz unwillkürliche Gedankenverknüpfung statt bei der Auffassung der sinnlichen Erscheinungen und unsrer selbst, indem wir die Mannigfaltigkeit der Merkmale zur Einheit des Begriffes verbinden. So haben Kant und Schopenhauer das Ich die synthetische Apperzeption (s. d.) genannt, denn in ihm verschmelzen ja Vorstellungen, Gefühle und Strebungen zur Einheit. Das Mass der Aktivität bei den einzelnen Synthesen zu bestimmen ist Aufgabe der Psychologie. Eine fernere Synthesis geschieht

durch die Reproduktion, durch Gedächtnis und Phantasie. Bewusst ist sie beim wissenschaftlichen Denken, d. h. bei der Bildung von Begriffen, Urteilen und Schlüssen. — Eine synthetische Erklärung ist diejenige, wo die Merkmale vor dem Begriffe, zu welchem sie verknüpft werden, bekannt sind und die Art ihrer Verknüpfung unzweifelhaft ist. Hier entsteht also der Begriff durch das zusammenfassende Denken (z. B. in der Mathematik), während die empirischen Begriffe nur der analytischen Verdeutlichung, d. h. der Zerlegung in ihre Merkmale unterliegen. Ein Urteil heisst synthetisch, wenn sein Prädikat nicht schon, wie beim analytischen, im Subjekt liegt. So ist ein analytisches Urteil z. B.: „Alle Körper sind schwer"; ein synthetisches: „Jede Veränderung hat eine Ursache." Analytische Urteile erläutern, synthetische erweitern unsere Erkenntnis. Hängt das Urteil von der Erfahrung ab, so ist es ein synthetisches a posteriori; von der Vernunft, so ist es ein synthetisches a priori. In diesem Sinne knüpft Kant seine Vernunftkritik an die Frage: wie sind synthetische Urteile a priori möglich? — Die synthetische Schlussreihe entwickelt von gewissen Prämissen fortschreitend Folgerungen, während die analytische rückwärts zu den letzten Gründen emporsteigt. Jenes nennt man auch die synthetische (progressive), dieses die analytische (regressive) Methode. Jene geht vom Prinzip aus, diese vom Problem; jene empfiehlt sich mehr bei einfacheren, diese bei komplizierteren Phänomenen; jene wird besonders von der Mathematik und Philosophie, diese von der Naturwissenschaft angewandt.

Eine besondere Bedeutung hat Synthesis noch bei den absoluten Idealisten: Vermittlung von Gegensätzen, von Thesis und Antithesis, in welche sich das Denken fort und fort verwickele. Und zwar bestimmt Schelling die Synthese als intellektuelle Anschauung, Hegel als dialektische Methode (s. d. W.).

Synthetismus ist diejenige Philosophie, welche Sinn und Wissen, Reales und Ideales als ein ursprünglich Gesetztes betrachtet und keins von dem andern ableiten will; denn dieses sei wegen der Einheit unsres geistleiblichen Wesens unmöglich. Dieser Standpunkt steht mithin sowohl dem Realismus, welcher alles Ideale aus dem Realen, als auch dem Idealismus gegenüber, der alles Reale aus

dem Idealen ableitet. Hierher gehören die Identitätsphilosophen, auch Schopenhauer, v. Hartmann und Krug.

System (σύστημα) ist die geordnete Verknüpfung zusammengehöriger Erkenntnisse zu einem relativ in sich abgeschlossenen Ganzen. Dies beruht darauf, dass allem Einzelnen gewisse Prinzipien (s. d.) oder Regeln zugrunde liegen. So spricht man vom Planeten-, Pflanzen-, Nervensystem u. s. w. Besonders ist die Wissenschaft ein Ganzes von Erkenntnissen in Form des Systems. Wissenschaftliche Sätze und System verhalten sich wie Inhalt und Form. Dabei ist die Form übrigens keineswegs etwas Gleichgültiges oder höchstens didaktisch Wertvolles, sondern das feste Gerüst für die Wissenschaft, ohne welches diese nicht bestehen kann. Das System repräsentiert ja die objektive Wirklichkeit, in seiner Gliederung diese wiederspiegelnd. Freilich nur für den, welcher eine adäquate Erkenntnis der Realität für möglich hält, der also nicht, wie der Nominalist, nur die Individuen für real hält, oder wie der Kantianer, alle Ordnung, sogar die Form der Einzelexistenz, für unsre subjektive Zuthat ansieht, oder wie der Idealist, die Empirie völlig verwirft. Systematik ist überall da, wo ein Mannigfaltiges absichtlicher Thätigkeit bewusst auf die Einheit eines Zweckes bezogen wird. Das systematische Verfahren (die Methode!) steht mithin im Gegensatz zum fragmentarischen, rhapsodischen und willkürlichen. Die niedrigste Form ist die Classification (s. d.), denn sie richtet sich nur nach der logischen Über- und Unterordnung. Höher steht die Systematik nach Grund und Folge, denn sie leitet das Mannigfaltige aus Prinzipien ab und begründet es so. Das Wesen des Systems besteht übrigens nicht darin, dass alle Lehrsätze aus einem Prinzip, sondern dass sie überhaupt aus Prinzipien abgeleitet werden. Alle Glieder müssen in logischem Zusammenhange mit einander stehen. sodass man von einem zum andern mit Notwendigkeit fortgetrieben wird. Es widerspricht auch nicht dem Wesen der Wahrheit, rsp. Wahrheitsforschung, dass in derselben Wissenschaft verschiedene Systeme der Reihe nach aufgestellt werden. — Systematisch heisst eine Erkenntnis, die durch Grundsätze gestützt, klar und vollständig ist; systematisch der Beweis, welcher auf die Grundsätze zurückgeht und mit ihnen folgerichtig in Zusammenhang

steht. Die Systematik oder Methodenlehre ist ein Teil der Logik.

System des physischen Einflusses (systema influxus physici) ist die Annahme, dass gewisse Vorstellungen der Seele eine unmittelbare und notwendige Wirkung der Gehirnfibern und gewisse Bewegungen des Körpers eine gleiche Folge der Vorstellungen der Seele seien, dass also eine unmittelbare Wechselwirkung der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele stattfinde.

System der vorherbestimmten Harmonie s. Harmonie, Prästabilismus.

System der gelegentlichen Ursachen s. Occasionalismus.

T = terminus, d. h. Hauptbegriff eines Schlusses, und zwar t. major = Oberbegriff, t. medius = Mittel- und t. minor = Unterbegriff. In der Formel $C = \frac{S}{T}$ bezeichnet T die Zeit.

tabula rasa = unbeschriebene Tafel nennen die Stoiker (Plut. placit. phil. 4, 11) und später die Empiriker die Seele, in welcher sich, wie in einer unbeschriebenen Wachstafel, die Wahrnehmungen abdrucken sollen; eine unhaltbare Theorie. Vgl. Empirie, Erkenntnis, Rationalismus.

Takt (v. tango) eig. Berührung heisst 1) Tastgefühl (s. d.), 2) das Gleichmass aufeinander folgender Zeitteile, welches angenehm aufs Gehör wirkt, 3) das feine Gefühl für das Angemessene, Schickliche. Dieser Takt, welcher zum Teil angeboren, zum Teil anerzogen wird, leitet den Menschen instinktiv, dass er das Richtige in allen Lebenslagen trifft. Überall beruht er auf dem lebendigen Bewusstsein unsrer Schranke, der Grenze, die uns durch die Verhältnisse gezogen ist. Ein taktvoller Mensch weiss genau, wie weit er gehen darf, ein taktloser niemals. Zunächst hat sich der Takt zu bewähren im Verkehr mit den Menschen, mögen sie uns gleich, über oder unter uns stehen. Der Takt lehrt uns jeden als Persönlichkeit achten, sodass wir uns ihm nicht auf-, nicht in seine Geheimnisse drängen; gegen höherstehende wird uns der Respekt, ge gentieferstehende unser Standesbewusstsein etwas zurückhaltend machen. Ferner zeigt sich der Takt in

der Art, wie man jemand lobt und tadelt, bittet und beschenkt, grade hier ist die Form überaus wichtig. Ebenso grossen Takt fordert die Erziehung, denn meist kommt alles darauf an, wie man den Zögling ermahnt, tadelt und straft, wie man ihn zur Selbsterkenntnis und Selbständigkeit anleitet. Daher spricht man von einem pädagogischen Takte. Sodann gibt es auch einen künstlerischen, man nennt ihn auch Stil. — Imgrunde ist der Takt ein abgekürztes Schlussverfahren, bei dem anstelle der bewussten Bejahung oder Verneinung im Urteil das Bewusstwerden der gelösten Spannung des Vorstellens tritt. Voraussetzung dafür ist freilich, dass sich die rechten Vorstellungen im rechten Moment und im richtigen Zusammenhang einstellen, weshalb der Takt oder das Zartgefühl Sache der Bildung (s. d.) ist. Denn der Mensch muss in einem gewissen Vorstellungskreise eben zuhause sein, damit sich die richtigen Vorstellungen schnell reproduzieren; das so oder so geartete Reden oder Handeln muss ihm etwas zur Gewohnheit geworden sein. Vgl. Lazarus, Leben d. Seele II, S. 261 f. Wundt, Vorles. über die Menschen- und Tierseele II, 206 f.

Talent s. Genie, Anlage, Reproduktion.

Talion (v. talis) ist Vergeltung, also der Ausgleich zwischen Thun und Leiden, Empfangen und Geben, Schuld und Strafe. Jus talionis heisst das Recht der Vergeltung mit dem Nebengedanken an die identische Zurückgabe des empfangenen Übels nach dem Satze: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Exod. 21, 24. Matth. 5, 38.

tapfer ist derjenige, welcher Übel, Schwierigkeiten und Gefahren mit ausdauerndem Mute überwindet. Die Tapferkeit, welche Platon zu den Kardinaltugenden rechnet, beruht also auf einer Stärke des Willens. Es gibt eine physische und eine moralische Tapferkeit. Diese, welche für Wahrheit und Pflicht alles duldet, ist heldenhafter, als jene, die mit Ehren und Titeln belohnt wird. Ohne die sittliche Tapferkeit kann weder der einzelne Mensch noch ein ganzes Volk vorwärtskommen. Jeder Schritt zum Wohlstand und Glück, zur Erkenntnis und Besserung stösst auf Schwierigkeiten; ohne Tapferkeit sind Entdecker, Patrioten, Reformatoren undenkbar. „Überall, wo eine grosse Seele ihren Gedanken Ausdruck verleiht, zeigt

sich auch ein Golgatha!" (Heine). Zahllos ist die Schar der edlen Geister, die für Wahrheit und Recht verfolgt worden sind; man denke nur an Christus, Huss, Luther, an Sokrates, G. Bruno, Galilei, Spinoza und viele andre! Und auch Frauen haben solche Tapferkeit bewiesen, wir erinnern z. B. an Perpetua und Felicitas, Katharina Douglas, E. Prochaska. Aber nicht blos in der Ertragung von Schmerzen kann sich die Tapferkeit beweisen, sondern im Kampf ums Dasein, in der Überwindung der tausend kleinen Aufgaben und Übel, die das tägliche Leben mit sich bringt; ferner in der Fürsorge für Gefangene und Gefallene, für Unmündige, Witwen, Kranke u. dgl. Wie tapfer haben sich grade auf diesem Gebiete Frauen gezeigt, z. B. Sarah Martin, F. Nightingale, Elis. Fry u. a.! Vgl. Mut.

Teil ist dasjenige, was mit anderm zusammen ein Ganzes bildet. Die Teile können entweder gleichartig (homogén) oder ungleichartig (heterogén) sein; jene sind nur nach ihrer Grösse (quantitativ), diese auch nach ihren Merkmalen (qualitativ) verschieden. Jene heissen Aggregats-, diese Elementarteile. Über die sogenannten Teile der Seele vgl. Seelenvermögen.

Teilbarkeit nennt man die allgemeine Eigenschaft der Körper, sich in Teile zerlegen zu lassen. Man unterscheidet mathematische und physische Teilbarkeit. Jene kann ins Unendliche fortgesetzt werden, da sie ja nur in Gedanken vorgenommen wird. Die physische dagegen hat in Wirklichkeit ihre Grenze; überaus teilbar sind die Riechstoffe, z. B. Moschus. Die Atomisten behaupten, fortgesetzte Teilung führe schliesslich auf kleinste Teil-Teilchen, die zwar nicht blos Raumpunkte sind, sondern noch gegebene und mit einander vergleichbare Massen haben, zu deren fernerer Teilung aber keine Kräfte vorhanden seien. Hierin liegt ein logischer Widerspruch (s. Atom). Vgl. Stetigkeit.

Teilnahme s. Mitgefühl, Mitleid.

Teleologie (*τέλος* Zweck, *λόγος* Lehre) heisst die Lehre von der Zweckmässigkeit der Dinge. Man unterscheidet eine Physiko- und eine Ethikoteleologie; jene bezieht sich auf theoretische Naturzwecke, diese auf praktische Vernunftzwecke. Beidemal schliesst der Mensch von der

Zweckmässigkeit, die er in Natur und Geschichte, im Leben der Tier- und Menschenwelt wahrnimmt, auf die Existenz eines weisen Schöpfers. Der Teleolog behauptet, jene vernünftige Übereinstimmung, welche wir in den Gliedern der Organismen sehen, jene Harmonie zwischen den physischen, logischen und moralischen Gesetzen, welche sich so mächtig bezeugt, sei nicht denkbar ohne eine Alles beherrschende Vernunft. Die teleologische Betrachtung der Dinge ist uralt, weil dem Menschengeist angeboren; denn nach dem Zweck einer Sache zu fragen liegt ihm nahe. Nachdem diese Auffassung von Platon und Aristoteles, von den Kirchenvätern und Scholastikern, von Leibniz und Paley gepflegt worden war, wobei mancher freilich ins Kleinliche verfiel, erklärte Kant, der Zweckbegriff sei nur eine Form des Menschengeistes, von der sich nicht nachweisen lasse, ob ihr etwas in der Natur entspreche. Auch Lucrez, Bacon und Spinoza verwarfen ihn. Aber obgleich ihnen Schopenhauer wenigstens für die anorganische Natur beipflichtet, haben Schelling, Fichte, Ulrici, Lotze, Trendelenburg und E. v. Hartmann die Teleologie wieder energisch betont. Und in der That erscheint sie ebenso berechtigt, wie die kausale Auffassung der Dinge. Denn wenn neben vielem Zweckmässigen sich auch Unzweckmässiges in der Natur darbietet, so ist es unzweifelhaft eine Kategorie unsres Geistes, nach Zwecken zu handeln und zu fragen. Und so wenig wir wissen (nach der Gegner Meinung), ob es objektive Zweckmässigkeit gebe, so wenig lässt sich objektive Kausalität nachweisen. Die Welt als harmonisches Ganzes ist zunächst ein Produkt unsres Geistes. Die Welt der Organismen aber und besonders der Menschen fordert gebieterisch die Zweckbetrachtung. Da ferner die Philosophie für Menschen arbeitet, so hat sie genug gethan, wenn sie den Zweck als eine denknotwendige Kategorie aufweist und zeigt, dass das Menschendasein ohne sie unverständlich ist. Aber sie kann noch mehr. Indem sie die Thesis der Gegner, dass alle Dinge im Kausalzusammenhang stehen, annimmt, folgert sie, dieser schliesse die Zweckmässigkeit des einzelnen ein. Denn nirgends in der Welt gibt es blosse Aktivität oder Passivität, sondern alle Wesen stehen in Wechselwirkung; an jedem Punkte verhalten sie sich mithin so, wie es der Gesamtheit der mitwirkenden Kräfte

entspricht. Folglich ist Zweck dasselbe wie Ursache, nur vom Endpunkte aus angesehen. Daher heisst ja der Zweck auch Finalursache (vgl. Zweck). Die Ursache (causa efficiens) ist die Kraft, wodurch, der Zweck (causa finalis), weshalb etwas ist. Zweckmässig nennen wir das, was so ist, wie es seinem Wesen nach sein soll, d. h. sein kann. Ein Mensch lebt zweckmässig, wenn er so lebt, wie er soll, d. h. dass er dabei leben kann. Das Unzweckmässige ist überall, in der physischen, logischen und moralischen Welt, dasjenige, was nicht sein kann, was im Wechselwirken mit andrem zugrunde geht. Vgl. Trendelenburg, Log. Untersuch. II, 1 f. v. Hartmann, Philos. d. Unbewussten 3. Aufl. S. 51 f. Ulrici, Gott u. d. Mensch. 2. Aufl. 1866 S. 165. Kirchner, der Zweck des Daseins 1882.

Teleophobie (τέλος Zweck φόβος Furcht) bezeichnet die bei manchen Forschern hervortretende fast krankhafte Abneigung gegen die teleologische Weltbetrachtung.

Temperament (v. tempero = mischen) nannte die ältere Psychologie die Gemütsart des Menschen, sofern sie durch Konstitution und Komplexion bedingt ist. Es sollte also der im Leibe befindliche beharrliche Grund des verschiedenen Grades im Auftreten und der Schnelligkeit im Verlaufe der Seelenzustände sein. Ansätze zur Temperamentenlehre, welche Lotze als ein interessantes Zeugnis von Verknüpfung guter Beobachtung mit unhaltbaren Theorien bezeichnet, finden sich schon bei Empedokles, der für jedes Glied eine besondre Mischung der Säfte annimmt. Platon leitet die verschiedenen Arten des Fiebers von jener Mischung ab; Aristoteles mancherlei Affekte. Der Arzt Hippokrates (†377 v. C.) legte die vier Hauptsäfte des Leibes zu grunde, worin ihm Galen († 200 n. C.) beistimmte. Demnach sollte die gelbe Galle dem Feuer (warm und trocken) entsprechen, die schwarze der Erde (kalt und trocken), der Schleim dem Wasser (kalt und feucht) und das Blut der Luft (warm und feucht), sodass sich aus der Mischung von je zweien 8 Temperamente oder eigentlich Intemperamente (δυσκρασίαι) ergaben, denen als 9. das ideale Temperament (εὔκρατον) mit möglichst wenig gelber Galle und sehr viel Blut gegenübertrat. Auch bei den Arabern des Mittelalters findet sich dieselbe Ein-

teilung, doch um 9 Temperamente vermehrt, die sie vom Einfluss der Planeten ableiteten. Hierin stimmt ihnen auch Melanchthon zu. Paracelsus († 1540) führt die Temperamente auf Salz, Schwefel und Merkur zurück, Stahl auf das Verhältnis der festen Teile im Organismus zu den flüssigen, Haller († 1777) auf die Empfindlichkeit der Nerven und die Reizbarkeit der Muskeln. Platner († 1818) ging von der quantitativen und qualitativen Verschiedenheit beider Seelenorgane aus und stellte zunächst 4 auf: 1) das attische Temperament, mehr Geistigkeit als Tierheit, die physische Grundlage ist mehr Kraft des geistigen Seelenorgans als des tierischen; 2) das lydische, mehr Tierheit als Geistigkeit; 3) das phrygische, wenig Geistigkeit und wenig Tierheit, die physische Grundlage ist Kraftlosigkeit des geistigen und tierischen Seelenorgans; 4) das römische, viel Geistigkeit und viel Tierheit. Dazu zählt Platner noch 7 andre Temperamente auf: a) das ätherische ist Hang zu einer Art des Vergnügens, welches bei einer geringen Teilnehmung der Seele und des Körpers durch Lebhaftigkeit erweckt und zugleich durch Feinheit beschäftigt; b) das böotische ist der Hang zu einer Art des Vergnügens, welches bei geringer Teilnehmung der Seele eine starke und grobe Thätigkeit erweckt; c) das feurige Temperament ist der Hang zu der einen Art des Vergnügens, welches bei geringer Teilnehmung der Seele und des Körpers eine starke und zugleich lebhafte Thätigkeit erweckt; d) das hektische beruht auf gleichschwacher Thätigkeit des Leibes und der Seele und sucht die Unruhe in beiden zu lindern; e) das männliche Temperament wendet bei gleicher Teilnehmung beider Organe starke, aber nicht lebhafte Thätigkeit an; f) das melancholische ist der Hang zu demjenigen Vergnügen, das bei geringer Teilnehmung des Körpers mehr still entzückt als ergötzt; g) das phlegmatische sucht Abwesenheit aller Anstrengungen und Behaglichkeit; h) das sanguinische will bei weniger Teilnehmung beider Organe eine lebhafte, jedoch nicht angestrengte Thätigkeit. (Vgl. Aphorismen II, § 825—866). — Heinroth leitete die Temperamente aus dem Überwiegen einzelner Systeme ab, des lymphatischen: phlegmatisch; des venös-bilösen: melancholisch; des arteriellen: sanguinisch. Kant stellte

den Temperamenten des Gefühls die der Thätigkeit gegenüber; jene seien das sanguinische und melancholische, diese das cholerische und melancholische. Herbart sah dieselben als die physiologisch zu erklärende Disposition in Ansehung der Gefühle und Affekte an, wünschte aber, man hätte gar kein Temperament. C. G. Carus fügte den 4 alten, die sich auf das Verhältnis von Fühlen und Wollen gründen, noch 2 des Erkennens hinzu: das physische und elementare. Der Hegelianer Rosenkranz betrachtet das sanguinische (Gegenwart) als das unterste, das cholerische und melancholische (Zukunft und Vergangenheit) als das mittlere, das phlegmatische als das oberste, da es sich nach allen Seiten hin gleichmässig aufschliesse. Schleiermacher bezeichnete das sanguinische und melancholische nach dem Gegensatze der Erregbarkeit und Beharrlichkeit als passive, das cholerische und phlegmatische als aktive Temperamente. Jessen stellt zunächst 2 Arten auf: das irritable (reizbare) und das phlegmatische (träge), innerhalb deren er 4 annimmt: das fröhliche (sanguinische), leidende (melancholische), zornige (cholerische) und furchtsame. Oken parallelisiert das Phlegma mit den Fischen, das sanguinische Temperament mit den Vögeln, das melancholische mit den Amphibien und das cholerische mit den Säugetieren. George thut dasselbe mit den Sinnen, Lotze, der das melancholische lieber das sentimentale nennt, mit den Altersstufen. Interessant ist noch, dass der Reihe nach jedes Temperament für das höchste angesehen worden ist.

Überblickt man die grosse Zahl von Einteilungen, so leuchtet ein, dass keine der wirklichen Mannigfaltigkeit von Temperamenten entspricht. Denn selbst wenn es nur 4 gäbe, so hätte kein Mensch ein einfaches, sondern durch Vererbung vielfach kompliziertes. Dazu kommt, dass sich bei den meisten Menschen das Temperament mit der Entwickelung ändert, dass sie für die verschiedenen Vorstellungskreise eine verschiedene Erregbarkeit haben. So zürnt z. B. der Melancholiker Hamlet cholerisch auf sein Phlegma und freut sich sanguinisch über das Gelingen seiner Verstellung. — Daher stimmen wir Beneke, Griesinger und Volkmann bei, welche das alte Schema der Temperamente ganz verwerfen.

Tendenz (v. tendo) = Absicht (s. d.). Vgl. Zweck.

Terminus (l.) = Grenze. Der Punkt, von welchem etwas beginnt, heisst terminus a quo, bis zu welchem es geht, t. ad quem. In der Logik heisst t. major der Oberbegriff, t. minor der Unterbegriff eines Schlusses, t. medius der Mittelbegriff. Lambert veranschaulichte das Verhältnis des Ober-, Mittel- und Unterbegriffs durch drei kürzer werdende Parallelen, Euler durch drei konzentrische Kreise. Liegt C im Kreise von B, dies in demjenigen von A, so liegt folglich auch C in A. Bei einem Schlusse mit negativem Ober- und Schlusssatz läge C in B, aber beide nicht in A, denn weil B kein A, ist auch C, das in B liegt, keins. Termini technici sind Kunstausdrücke, deren keine Wissenschaft, also auch die Philosophie nicht, entbehren kann. Ja, jedes System hat seine eigene Terminologie, deren Erklärung grade die Aufgabe des vorliegenden Buches ist. Freilich ist zu wünschen, dass man nicht aus Eitelkeit oder Unwissenheit die Kunstausdrücke häufe; andrerseits ist der deutschtümelnde Purismus auch zu verwerfen. Vgl. populär. — Terminismus = Determinismus (s. d.).

Tertium non datur = Ein Drittes gibt's nicht, lautet der Grundsatz vom ausgeschlossenen Dritten (Principium exclusi tertii seu medii inter duo contradictoria), wonach kontradiktorisch einander entgegengesetzte Urteile (z. B. A = B, A ist nicht = B) nicht beide falsch sein können, sondern eins von beiden muss wahr sein. Aus der Falschheit des einen folgt daher die Wahrheit des andern. Denn die Falschheit der Bejahung ist gleichbedeutend mit der Abweichung der Vorstellungskombination von der Wirklichkeit, folglich mit der Wahrheit der Verneinung. Unser Satz gilt übrigens nur von kontradiktorischen, nicht von konträren Urteilen; diese können beide falsch oder beide richtig sein. Die Einsicht in dieses Denkgesetz ist dem Aristoteles grade durch seine Opposition gegen ein drittes Mittleres aufgegangen, nämlich gegen Platons sinnliche Dinge, die, ein Mittleres zwischen Idee und Materie sein sollen und auch nicht sein. Aristoteles sagt (Met. IV, 7, 1): zwischen dem Widerspruch gibt es nichts (ἀλλὰ μὴν οὐδὲ μεταξὺ ἀντιφάσεως ἐνδέχεται εἶναι οὐδέν). Ebenso lehrt Wolff († 1754): inter contradictoria non dari medium. Kant erklärt (Logik S. 75) den Satz für den Grund der logischen Notwendigkeit in apodiktischen

Urteilen. Krug will ihn nicht auf Gattungsbegriffe angewendet wissen, verwechselt ihn aber mit dem Satze des Widerspruchs. Hegel bekämpft seine Wahrheit vom Satz der Identität aus, denn zwischen + A und — A gebe es wohl ein Mittleres, nämlich A; und Null sei das Dritte zwischen + 1 und — 1. Aber zwischen positiver und mathematischer Grösse, die Hegel hier heranzieht, besteht nur ein konträrer Gegensatz. Die negative Grösse — A ist keineswegs mit der logischen Verneinung von + A identisch. Eine Grösse braucht nicht entweder = + A. oder = — A zu sein, wohl aber entweder = + A oder nicht = + A. Vgl. Drobisch, Logik 2. A. § 57. Überweg, Syst. d. Logik. 3. Aufl. § 78. — Vgl. Ausschliessung, Contradictio.

Tetraktys (gr.) nannten die Pythagoräer die aus den 4 ersten Zahlen zusammengesetzte Zehn, die sie für die vollkommenste hielten, weil auch das Weltall 10 Sphären habe. Auch ihre Tafel fundamentaler Gegensätze zeigt 10 dergleichen. Daher schwuren sie auch bei dieser Zahl als einer heiligen. Sie herrsche in der himmlischen Harmonie, wie die fünf auf Erden. Vgl. A. Heinze, die metaphys. Grundlehren d. ält. Pythagoräer. 1871.

Tetralemma (gr.) = ist viergehörnter Schluss; s. Dilemma.

That ist der Inbegriff der Veränderungen, welche eine Handlung in der Aussenwelt hervorbringt. Voraussetzung ist dabei, dass die Handlung von einem sittlich-freien Wesen geschieht und dass sie irgend welchen Erfolg hat. Der Kausalzusammenhang aber zwischen der That und dem Ich des Thäters wird durch die Vermittelung des Wollens hergestellt, das als Endwollen aus dem Vorstellungsganzen dieses Ich hervorgeht. Auch das Unterlassen ist eine That. In seiner Polemik gegen den Satz des Sokrates: „Niemand ist freiwillig böse“, unterscheidet Aristoteles (Eth. Nikom. III, 7 und V, 8) nach Weglassung der Handlungen aus äusserer Gewalt vier Abstufungen: Handlungen aus Irrtum und Unwissenheit, die strafbar, aus Absicht, aber ohne Überlegung, durch die zwar die That, aber nicht auch der Thäter ungerecht sei. Vgl. Zurechnung. Thätigkeit zeigt jede Art von Wirksamkeit an, wäh-

rend Thätlichkeit nur eine gegen andre gerichtete mit nachteiligen Folgen verbundene Thätigkeit bezeichnet.

Thatsache (res in facto posita) heisst alles Vorhandene oder Geschehende, das durch äussere oder innere Wahrnehmungen erhärtet werden kann. Thatsachen können nur anerkannt oder verworfen werden, dem Streit unterliegen sie selbst nicht; nur darüber kann Zweifel entstehen, ob sie geschehen seien oder nicht. Daher der Satz: Thatsachen beweisen (facta loquuntur). Bewusste Auffassung von Thatsachen heisst Empirie. Der Empirismus erkennt nichts an, was sich nicht mit Thatsachen belegen lässt. Die Erfahrung ist entweder eigne (Autopsie) oder fremde (Zeugnis); hierauf beruht der sogen. Zeugenbeweis, auf welchen sich alles historische Wissen zu stützen hat. Vgl. Kritik, Princip, Empirie.

Theater (*θέατρον*) eigentl. Zuschauerraum, dann Schauspielhaus. Uns interessiert hier nur die moralische Bedeutung des Theaters. Dass es eine „moralische Anstalt“ sein kann und soll, haben die grössten Dichter behauptet (Vgl. Schillers Abhdlg: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ 1784). Es wirkt tiefer als moralische und juristische Vorschriften, denn es treibt unsre Seele durch lebendige Darstellung des Guten zu herrlichen Empfindungen und Entschlüssen. Es ist eine Schule praktischer Weisheit, ein Wegweiser durchs bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Das Theater verbreitet im Volke Begeisterung für Ideale, Abscheu vor dem Laster, richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle; es erzieht alle Altersstufen, alle Volksklassen. Hier verbindet sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung. Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze endet (Vgl. Ibykus, Hamlet); hier hören die Grossen Wahrheit, hier sehen sie Menschen; denn menschlich handelt, fühlt und leidet der Held. „Die Leidenschaft erhebt die freien Töne, Und in der Wahrheit findet man das Schöne.“ Hier findet ein Freund der Wahrheit und Natur seine Welt wieder, verträumt sein eigen Schicksal in einem fremden, stärkt seinen Mut an Scenen des Leidens und seine Energie an den hohen Vorbildern sittlichen Thuns. — Nach dem Allen

können wir es nicht billigen, wenn Rigoristen gegen den Besuch des Theaters eifern; Platon thut dies in seinem Buch über den Staat, in neuerer Zeit haben es Puritaner und Pietisten gethan. Vgl. Stäudlin, Gesch. d. Vorstell. v. d. Sittlichk. d. Schauspiels 1823. K. Hase, Gesch. d. geistl. Schauspiels 1858.

Theismus (θεός = Gott) ist diejenige Richtung, welche das Dasein eines ausserweltlichen, intelligenten persönlichen Schöpfers und Regierers behauptet. Ursprünglich bezeichnet Theismus nur die Lehre, dass es einen Gott gibt, ist also Gegensatz zum Atheismus; jetzt aber setzt man es dem Deismus und Pantheismus (s. d. W.) entgegen. Er stellt also diejenige Weltanschauung dar, welche auf dem Glauben an einen persönlichen, selbstbewussten und selbstthätigen Gott beruht, dessen Wesen, um wirklich zu sein, einer Welt nicht bedarf, und von dem alles Vorhandene nach Entstehen und Bestehen absolut abhängig ist. Nachdem Kants Deismus durch den Pantheismus des Fichte, Schelling und Hegel verdrängt worden war, wird die theistische Weltansicht durch die Schule von Ulrici und dem jüngeren Fichte vertreten. Hierher gehören: Fichte, Ü. d. Bedingungen d. spekul. Theism. 1835. Ulrici, Gott u. d. Natur. 1861. Wirth, d. spekul. Idee Gottes 1845. H. Schwarz, Gott, Natur u. Mensch 1857. C. H. Weisse, Idee d. Gottheit 1845. Chalybäus, Wissenschaftsl. 1846. R. Rothe, Ethik I. 1867. Frz. Hoffmann, Theism. u. Pantheism. 1861.

Theodicee (θεός = Gott, δίκη = Recht) ist die Rechtfertigung Gottes wegen des Übels und der Sünde in der Welt. Denn diese erregen im Menschen leicht Zweifel an Gottes Güte, Gerechtigkeit oder Heiligkeit. Daher ist die Theodicee so alt als das Denken der Menschen und kehrt in mythischer, poetischer oder philosophischer Form bei allen Völkern wieder. Im alten Testament haben wir das Buch Hiob und die Psalmen (37. 49.), im N. T. d. 9. Kap. des Römerbriefes. Den Gnostikern und Manichäern gegenüber machten Origenes und Augustinus (de civitate dei) theodiceische Versuche.

Auch die Philosophie hat sich eifrig damit beschäftigt. Zuerst Platon, der ja die Ideen und vor allem Gott als das wahrhaft Reale ansieht; um des Guten willen hat jedes

seine Existenz. Die Welt ist das Schönste von allem Entstandenen, sie ward von dem besten Werkmeister als Nachbild des höchsten Urbildes geschaffen. Gott ist neidlos. Die Verähnlichung mit ihm, nicht die Lust, erklärt Platon für das höchste Gut (s. d.). Niemand ist freiwillig böse, denn alles Wollen geht seinem Wesen gemäss auf das Gute. — Dieselbe Ansicht finden wir bei Aristoteles, dessen Standpunkt ja durchaus teleologisch ist. Gott betrachtet er als die stofflose ewige Form, das erste selbst unbewegte Bewegende, die reine Aktualität, die sich selbst denkende Vernunft, die von allen geliebt wird und der sich alles zu verähnlichen strebt. Alle naturgemässe Bewegung ist zweckmässig, doch stuft sich die Vollkommenheit je nach der näheren oder entfernteren Einwirkung Gottes ab. Die Organismen findet Aristoteles bewundernswert, schön und göttlich. Das Ziel menschlicher Thätigkeit, die Glückseligkeit, beruht auf vernünftigem oder tugendhaftem Verhalten, an das sich als Blüte naturgemässer Vollendung die Lust knüpft. — Die Stoiker untersuchten schon das Verhältnis Gottes zum Bösen. Alles geschieht gemäss der Heimarméne, welche die Vernunft im All, das strenge Kausalgesetz ist. Kleanth nimmt nur die bösen Thaten aus, sie geschehen durch die Unvernunft der Schlechten, werden aber doch auch von Gott zum Guten gelenkt. Chrysipp unterschied zwischen Haupt- und Nebenursachen. Die Vorsehung (d. h. die Notwendigkeit) ordnet alles, ihrer Logik kann man sich getrost anvertrauen. Gott ist der Vater aller, wohlthätig und menschenfreundlich. Die Welt muss als im ganzen tadellos und vollkommen bezeichnet werden. Dies gehe aus ihrer Gestalt hervor — sie ist kugelförmig! — ihrer Farbe, Grösse und Mannigfaltigkeit der sie umgebenden Gestirne. Sie ist ferner durchaus zweckmässig eingerichtet, nichts ist umsonst und nutzlos da, sondern jedes Ding für ein andres geschaffen. Ein eigentliches Übel gibts nicht in der Welt, denn alles rührt von Gott her; was im einzelnen weniger gut erscheint, muss zur Mannigfaltigkeit und folglich zur Vollkommenheit des Ganzen beitragen. —

Die klassische Darstellung der Theodicee hat Leibniz 1710 (La Théodicée) gegeben, die er der Königin Sophie Charlotte widmete. Mit der moralischen Weltregierung Gottes scheinen die Übel in Widerspruch zu stehen; diese

sind dreifacher Art: 1) das metaphysische, welches in der Unvollkommenheit der Kreaturen als solchen besteht; 2) das moralische Übel oder die Sünde; 3) das physische oder das Leiden der Kreaturen. Die Ursache des Übels überhaupt findet Leibniz in der idealen Natur der Kreaturen, kraft welcher sie in den ewigen Wahrheiten eingeschlossen sind. Darnach ist es nicht nur möglich, sondern, da die beste der Welten es in sich schliesst, auch notwendig. Nach dem vorangehenden Willen will Gott das Gute, nach dem nachfolgenden das Böse. Das moralische Übel will er durchaus nicht, das physische nur bedingungsweise, nämlich als Strafe oder als Mittel, um grössere Übel zu verhindern; auch zur Besserung nützt das Übel und zur Vervollkommnung. Das moralische Übel aber kann nur zugelassen werden als Bedingung, ohne welche das Beste nicht erreicht werden könnte. Ausserdem geht Gottes Thätigkeit nur auf Positives, das Böse aber ist etwas Negatives. Er ist die Ursache der Vollkommenheit in der Natur und in den Wirkungen der Kreatur; aber ihre beschränkte Rezeptivität ist die Ursache von dem Mangel ihrer Handlungen. Denn er konnte der Kreatur nicht alles mitteilen, ohne sie zu Gott zu machen. — Freilich leuchtet hier nicht ein, wie Gott dadurch gerechtfertigt sein soll; denn das Böse, zu dem der Mensch determiniert wird, ist etwas Negatives, durchaus im göttlichen Verstande Begründetes. — Ein Zeitgenosse Leibniz', Will. King, hat 1702 eine Theodicee (de origine mali) versucht. Die Welt, meint er, ist so vollkommen gemacht, als es der höchsten Macht, Weisheit und Güte möglich war. Gut und Übel sind relative Begriffe; gut ist nämlich, was sich selbst oder anderm angemessen ist; übel dagegen, was irgend einen von Gott dem Wesen eingepflanzten Trieb täuscht, was es zwingt zu thun oder zu leiden, was es nicht will. Dieses Übel ist dreifach: Das Übel der Unvollkommenheit, das natürliche und das moralische. Da vollkommene Kreaturen ein Widerspruch in sich sind, so wollte Gott lieber unvollkommene als keine. Über die Unvollkommenheit des Einzelnen können wir nicht urteilen, meint King, weil wir das Ganze nicht kennen. Nichts in der Welt ist überflüssig, aber jedes bedarf der andern. In der Natur kann nichts anders geschehen, als es geschieht; es geschieht auch nichts anders, als es geschehen sollte; denn was nicht

anders geschehen konnte, geschieht so wie es geschehen sollte. Das Böse löst sich also in Schädliches auf. Übelthäter werden gestraft, nicht weil sie es verdient haben, sondern, um andere dadurch zu bessern. Diese Theorie des Determinismus ist zwar hart, aber logischer als der Indeterminismus. Er zieht daher einen Begriff der Freiheit vor, wonach sie die Dinge nicht wählt, weil sie gut sind, sondern sie sind gut, weil sie die Freiheit wählt. Diese hat Gott und hat sie den Menschen mitgeteilt. Wäre es aber nicht vorteilhafter gewesen, wenn Gott den Gebrauch der Freiheit lieber ganz verhindert hätte? Dies hätte er thun können, wenn er entweder kein freies Wesen schuf oder den freien Willen an der Wahl des Bösen hinderte oder den Menschen gegen alle Versuchung sicherte. Alle drei Möglichkeiten waren Gottes unwürdig, folglich —.

Auf spätere Theodiceen wollen wir hier nicht weiter eingehen. Im grunde ist jedes philosophische System eine, denn es versucht ja der Welt Lauf zu begreifen. Hervorgehoben seien daher nur noch die Werke: Hegel, Phänomenol. 1832. Blasche, d. Böse im Einklang m. der Weltordnung 1827. Schopenhauer, d. Welt als Wille und Vorstell. 1819. M. Carriere, d. sittl. Weltordnung 1877. H. Lotze, Mikrokosmus 3. Aufl. 1876.

Theologie (θεός Gott, λόγος Lehre) hiess bei den Griechen die Lehre von den Göttern und den göttlichen Dingen, und Theolog derjenige, der eine Theogonie dichtete, wie Hesiod, oder über den Ursprung der Dinge durch die Götter spekulierte, wie Empedokles. In der alten Kirche nannte man so den, der die Gottheit des Logos (s. d.) verfocht, z. B. Johannes, Athanasius, Gregor von Nazianz. Seit Abälard († 1142) bedeutet Theologie die gelehrte Darstellung der gesamten Religionswissenschaft. Die Scholastik unterschied zwischen natürlicher oder philosophischer und offenbarter Theologie. Die Fakultätswissenschaft der Theologie, welche, wie besonders Schleiermacher († 1834) dargethan hat, eine Vereinigung von allerlei historischen, philologischen und philosophischen Kenntnissen ist, steht vor allem mit der Geschichte der Philosophie im engsten Zusammenhang, man denke nur an die Logoslehre, die Scholastik, Schleiermacher u. a. Vgl. R. Hagenbach, Encyclopädie d. theol. Wissenschaft 9. Aufl. 1874.

Theorem s. Lehrsatz.

Theorie (θεωρία), eig. Betrachtung, Beschauung, bezeichnete ursprünglich das Anschauen dessen, was nicht Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung ist, sodann wissenschaftliche Erkenntnis überhaupt. Die Theorie steht also im Gegensatz einerseits der Erfahrung (Empirie), andererseits der Praxis. Denn sie strebt die einzelnen Beobachtungen des Empirikers unter allgemeine Gesetze zu bringen, welche nicht erfahren, sondern durch Nachdenken gefunden werden. So spricht man von einer Theorie des Empfindens, Denkens u. s. w.; von einer Theorie des Lichtes, der Bewegung, des Blutumlaufs, um anzudeuten, dass in gewisse Thatsachen der Psychologie, Physik, Physiologie u. s. f. durch Aufstellung von Gesetzen Einheit, Zusammenhang und Klarheit kommen. Jede Theorie beruht auf einem Grundgedanken (Prinzip), den aufzustellen selten dem Studium, meist der glücklichen Kombination gelingt. Fortwährend bedarf eine Theorie der Kontrole durch Erfahrung; so lange sie mit dieser nicht vollständig stimmt, darf sie nur auf den Namen einer Hypothese Anspruch machen. Eine Theorie ist mehr oder weniger tief, je nachdem sie sich mit näheren Erklärungsgründen beruhigt oder bis zu den letzten Prinzipien emporsteigt; immerhin ist sie mehr oder weniger philosophisch. — Im Gegensatz zur Praxis (s. d.) bezeichnet Theorie die Erkenntnis an sich, ohne die Absicht sie zu gewissen Zwecken zu verwenden. Weil diese Anwendung oft recht verwickelt ist, sagt man wohl, es sei etwas in der Theorie (in thesi) wahr, aber in der Praxis (in praxi) falsch. Kant hat hierüber 1793 eine Abhandlung geschrieben, worin er die Verderblichkeit dieser Maxime für Moral, Staats- und Völkerrecht nachweist. Und in der That, was theoretisch richtig ist, muss auch praktisch durchgeführt werden. Wo sich dies als unmöglich herausstellt, liegt es entweder an der Unvollständigkeit der Theorie, oder an der Ungesundheit der praktischen Verhältnisse, oder (und zwar meistens) an der Feigheit und Gleichgültigkeit der Menschen. — In der Philosophie hat theoretisch und praktisch aber noch den besonderen Sinn, dass jenes ein Prädikat der Erkenntnis an sich ist, die kein anderes Interesse hat, als dies oder das zu ergründen; praktisch dagegen heisst diejenige Beurteilung der Dinge, welche ihren Wert oder Unwert ins Auge fasst, ohne ihr Wesen und ihre Ur-

sachen zu untersuchen. Die praktische Philosophie hat diejenigen Begriffe aufzustellen, welche den Massstab für unser Wollen und Handeln abgeben, besonders auf juristischem, ethischem, religiösem und ästhetischem Gebiet. In diesem Sinne nennt Kant sein zweites Hauptwerk: „Kritik der praktischen Vernunft.“

Theosophie (*θεός* Gott, *σοφός* weise), eig. Gottes-Weisheit, heisst diejenige Richtung, welche durch die Innigkeit ihrer religiösen Gefühle zur mystischen Vereinigung mit Gott und zu einer überschwenglichen Erkenntnis seines Wesens zu gelangen meint. Von der Theologie unterscheidet sie sich also dadurch, dass sie ihre Erkenntnis Gottes nicht auf dem Wege des vermittelten Erkennens, sondern durch Intuition, d. h. durch Phantasie und Gefühl, anstrebt. Sie ist eine Art von Mystik (s. d.). Ihre Erzeugnisse, wenn auch voll tiefsinniger Ideen, sind mehr Bilder als Begriffe, mehr Ahnungen als Erkenntnisse; vieles muss als krause Phantastik bezeichnet werden. Theosophisch war der Neuplatonismus, die Gnosis; Theosophen waren Schwenkfeld († 1561), Val. Weigel († 1588), Jak. Böhme († 1624), Swedenborg (1772), St. Martin und Frz. v. Baader († 1841).

These (*θέσις*) oder Thesis heisst ein Satz, der des Beweises bedarf, also Behauptung; in thesi ist = im allgemeinen. Bei Hegel erhebt sich der fortschreitende Begriff aus Thesis und Antithesis zur Synthesis. Thetik nennt Kant einen Inbegriff dogmatischer Lehren; thetisch = dogmatisch.

Thnetopsychiten (*θνήσκω* sterbe, *ψυχή* Seele) waren die Anhänger einer seit Averrhoës verbreiteten Lehre, dass die Seele mit dem Körper zugleich sterbe und beide am jüngsten Tage auferweckt würden. So lehrte z. B. Pomponatius († 1526).

Thomisten und Scotisten. Durch den Gegensatz der Dominikaner, welche Thomas v. Aquino († 1274), und Franziskaner, welche Duns Scotus († 1308) auf den Schild erhoben, wurden die Lehrunterschiede dieser beiden grossen Scholastiker sehr verschärft. Die Thomisten leugneten, die Scotisten behaupteten eine absolute Erkenntnis Gottes (conditio dei quidditativa); jene leugneten, diese

behaupteten die objektive Realität der göttlichen Eigenschaften. Jene meinten, die Erbsünde sei eine Verletzung unserer Natur, diese, sie sei nur Verlust der angeborenen Gerechtigkeit. Jene lehrten, der Logos sei nur deshalb Mensch geworden, weil Adam gesündigt habe, diese, er wäre auch ohnedies als Mensch herabgestiegen. Jene behaupteten, diese leugneten, dass Christi Verdienst ein völliges Aequivalent für die Sünde der Menschheit sei. Jene lehrten, die sakramentliche Gnade gehe unmittelbar aus der Spendung hervor; diese, sie trete besonders hinzu. Jene leugneten, diese behaupteten die unbefleckte Empfängnis Mariä (immaculata conceptio), welche Pius IX. 1854 zum Dogma erhob. Im allgemeinen standen die Thomisten mehr auf der Seite Augustins, die Scotisten auf des Pelagius Standpunkte. Vgl. Werner, der heilige Thomas v. Aquino. 1858. Frohschammer, Th. v. A. 1889.

Thorheit, das Gegenteil von Klugheit, ist die verkehrte Anwendung der Vernunft aufs Praktische, mithin sowohl die richtige Verfolgung falscher Zwecke als die falsche Verfolgung richtiger. Ein Thor jagt Unerreichbarem nach oder wählt zur Erreichung vernünftiger Absichten ungeeignete Mittel. Es ist ebenso thöricht einen gewaltigen Bau zu unternehmen, zu dessen Ausführung man nicht Geld genug hat, als nach Spatzen mit Kanonen zu schiessen. Zunächst heisst also das Unpraktische thöricht, dann aber auch das Unsittliche. Denn auch dies ist sowohl unlogisch als auch unpraktisch, weil es nie Segen bringt.

Tiefsinn heisst das Vermögen des Geistes, in die Tiefe zu gehen, d. h. das innere Wesen der Dinge, ihre verborgenen Gründe und Gesetze zu erforschen. Der Tiefsinnige begnügt sich nicht mit dem, was auf der Oberfläche liegt, ihn zieht das Entfernte, Dunkle und Verborgene an. Ohne Tiefsinn ist keine wissenschaftliche Forschung möglich, am wenigsten die philosophische. Das Alter ist meist tiefsinniger als die Jugend, welche dafür oft witziger ist. „Der witzige Kopf erfindet, der scharfsinnige entdeckt, der tiefsinnige erforscht; der erste kombiniert, der zweite zergliedert, der dritte begründet. Witz blendet, Scharfsinn klärt auf, Tiefsinn erleuchtet; Witz überredet, Scharfsinn belehrt, Tiefsinn überzeugt.“ (Dirk-

sen, d. Lehre v. d. Köpfen 1833, S. 136.) Berühmt wegen ihres Tiefsinnes sind Platon, Spinoza und Kant. — Bisweilen artet er freilich in Grübelei und Melancholie aus (daher tiefsinnig = melancholisch, gemütskrank); bisweilen ist er auch nur affektiert, um den Mangel an Gedanken zu verdecken. Denn manche wähnen für tiefsinnig zu gelten, wenn sie recht unklar sprechen oder schreiben. On le croit profond, parce qu' il est mystérieux. Aber gerade der wahre Tiefsinn wird, weil er die Gründe der Dinge erforscht hat, klar und verständlich sein!

Tier (*ζῶον*, animal) ist ein Organismus mit Verdauungsapparat, Nervensystem und der Fähigkeit, sich frei zu bewegen. Die Bewegung ist teils Ortsbewegung, die je nach den Verhältnissen durch andre Mittel geschieht (Beine, Arme, Flossen, Flügel, Saugnäpfe), teils dient sie dem Ergreifen, Festhalten und Verschlingen der Nahrung, teils dem Lebensgenuss. Das Leben der Tiere wird durch den Stoffwechsel erhalten; die Stoffe, teils vegetabilisch, teils animalisch, sind vorwiegend stickstoffhaltig. Die Fortpflanzung geschieht durch Teilung, Sprossung, Keimsäcke, Eier. Seelenleben tritt bei den meisten Tieren hervor; bei den niederen nur Empfindung und Triebleben, bei den höheren eine Art von Intelligenz. Jene haben nur ein Gangliensystem, diese ein vom Gehirn ausgehendes Nervensystem. Alle Tiere haben Sinneswerkzeuge, je höher hinauf, desto kompliziertere und zahlreichere; bei den höchsten Tieren sind es fünf, von denen meist einer besonders entwickelt ist, die jedoch nirgends in so harmonischem Verhältnis stehen wie beim Menschen. Daher ist der Grundcharakter des Tiers die Leidenschaftlichkeit. Dazu kommt, dass der Mensch sich langsamer entwickelt als das Tier. Er allein hat daher eine Jugend. Seine Vorstellungen können sich vertiefen, verschmelzen, bereichern; dadurch kommt Einheit, Ruhe und Klarheit in sein Seelenleben. Was bei ihm die bewusste Willensentscheidung thut, erfüllt bei den Tieren der Instinkt (s. d. W.). Höhere Tiere haben aber auch eine Art von bewusstem Handeln. Denn sie empfinden Lust und Unlust, sie haben Gedächtnis, sie machen Erfahrungen, sie sind fähig aufzumerken, Vorstellungen zu haben und Pläne zu machen. Darin unterscheiden sie sich aber vom Menschen, dass ihnen die Sprache, weil die Abstraktion, fehlt. Sie er-

kennen wohl, aber sie denken nicht; allgemeine Begriffe, Ideen, Ideale fehlen ihnen. Daher haben sie keine Geschichte, keine Theorie, keine Wissenschaft, keine Kunst. Sie machen weder Beobachtungen noch Experimente, weder Entdeckungen noch Erfindungen. Sodann haben sie wohl ein Bewusstsein, aber kein Selbstbewusstsein, sie sind wohl Individuen, aber nicht Personen. Da sie keine Ideen zu bilden vermögen, gibts für sie weder Wahrheit, noch Schönheit, noch Gottheit. Sie besitzen wohl Affekte, aber keine Leidenschaften, sie können wohl ungeschickt handeln, aber nie böse. Denn da sie keine Vernunft haben, geht ihnen die Freiheit und somit die Verantwortlichkeit ab. Als besondre Eigentümlichkeiten des Menschen, die aus dem bisherigen folgen, nennen wir noch; der Mensch allein lacht und weint, ist des Wahnsinnes und des Selbstmordes fähig. Vgl. Mensch.

Aristoteles schrieb den Tieren zwar nur eine ernährende und empfindende Seele zu, aber in dieser Gemeinsinn, Vergleichen, ja Urteilen. Cartesius hingegen, von seinem schroffen Dualismus bestimmt, drückte sie zu blossen Maschinen herab; sie seien von den Nervengeistern getriebene Automaten. Sein Schüler Malebranche sprach ihnen gar Lust, Schmerz, Furcht, überhaupt jede Perzeption ab. Ähnlich dachte Spinoza und Locke. Aber Leibniz meinte, die Tiere hätten ebensogut Seelen wie wir, welche deutlicher, von Gedächtnis begleiteter Vorstellungen fähig seien, nur hätten sie anstatt des Denkens die Erfahrung. Trotzdem sprachen ihnen Wolff und Kant die Fähigkeit zu urteilen ab. Hegel nennt den Unterschied zwischen ihnen und dem Menschen einen absoluten. Erst Schelling erkannte in jeder Tierklasse eine Entwickelungstufe des Naturganzen und Schopenhauer bezeichnete das Erkennen mit dem durch dasselbe bedingte Bewegen aus Motiven als den eigentlichen Charakter der Tierheit. Der Verstand unterscheide das Tier von der Pflanze, wie die Vernunft den Menschen vom Tiere. Es habe anschauliche, aber keine abstrakte Erkenntnis, jedoch denke es eigentlich nicht. Er behauptet, dass die Tiere im wesentlichen dasselbe sind wie wir und daher unser Mitleid verdienen. Die neuere Psychologie, besonders infolge der Darwin'schen Hypothese, hat diese

Behauptungen vielfach bestätigt. Vgl. Carus, Vergleichende Psychol. 1866. Kirchner, Üb. d. Tierseele. Halle 1890.

Tierpsychologie ist die Untersuchung der seelischen Fähigkeiten der Tiere. Seit 1742 beschäftigte sich damit in Deutschland eine Gesellschaft von „Freunden der Tierseelenkunde". Reimarus' „Betrachtung über die Kunsttriebe der Tiere" (1773) war sehr förderlich. Das Aufkommen der Physiognomik und Phrenologie sowie Schellings Naturphilosophie war diesen Fragen ebenfalls günstig; ebenso die Darwinsche Hypothese. In neuerer Zeit hat man erkannt, dass das Studium der Tierseele ungemein nützlich ist für die Psychologie des Menschen. Vgl. Tier, Analogon rationis, Mensch.

Timarchie oder Timokratie (gr.) bedeutet bei Platon (Rep. VIII.) einen Staat, dessen herrschendes Prinzip die Ehre ist, wo daher die regierenden Personen einander an Ehre, Macht und Einfluss zu übertreffen suchen und Zwiespalt und Ungerechtigkeit herrscht. Deshalb betrachtet Platon diese als eine Krankheit des Staates. Aristoteles hingegen versteht hierunter (Eth. VIII, 12) diejenige Staatsform, wo Ehrenstellen und Ämter nach dem Vermögen verteilt werden; natürlich wird auch hier der Ehrgeiz seine üblen Einwirkungen zeigen.

Tod (*θάνατος*, mors) ist das Aufhören des Stoffwechsels und der organischen Thätigkeit. Man nennt ihn normal, wenn er im 70—80. Lebensjahre infolge von Entkräftung, abnorm, wenn er früher eintritt. Der abnorme Tod erfolgt entweder durch Krankheit (falsche Art des Stoffwechsels) oder gewaltsam, durch mechanische oder chronische Störungen. Worin das Sterben eigentlich bestehe, wissen wir nicht; begleitet wird es durch das Aufhören der organischen Funktionen des Herzens, der Lungen, des Gehirns. Demnach bezeichnet man den Tod entweder als Synkope (Herzlähmung) oder als Asphyxie (Erstickung) oder Apoplexie (Hirnlähmung). Je nach der Schnelligkeit der Sterbeerscheinungen nennt man den Tod plötzlich, rasch oder langsam; einfachen Erschöpfungstod oder Sterben unter Agonie (Todeskampf). Diese wird durch das allmähliche Absterben der verschiedenen Apparate charakterisiert: Erschlaffung der Muskeln (hippokratisches Gesicht), zitternde, kraftlose Bewegungen, oberflächliche,

langsame und aussetzende Respiration, Lähmung der Speiseröhre, allmähliches Aufhören des Herzschlags, Schwinden des Gesichts und Gehörs, endlich Aufhören des Bewusstseins, der Atmung und der Blutzirkulation.

Mit dem Erlöschen des Lebens wird der Mensch zur Leiche und verwest, d. h. die organischen Stoffe seines Körpers verwandeln sich in unorganische (Kohlensäure, Wasser und Ammoniak). Als solche dienen sie zur Ernährung von Tieren und Pflanzen. So geht also kein Atom im Haushalte der Natur verloren.

Dass der Tod auf die Überlebenden einen tiefen Eindruck macht, ist natürlich. Die Griechen nannten ihn den Bruder des Schlafes und stellten ihn als einen Jüngling vor mit der umgekehrten Fackel; die Römer als ein Ungeheuer, das die Menschen mit blutigen Nägeln und Zähnen zerfleischt. Seit dem 14. Jahrhundert bildet man ihn als scheussliches Totengerippe mit Sense und Stundenglas ab. Ästhetischer ist es jedenfalls ihn in Gestalt eines Engels, Schnitters, Glöckners oder dgl. vorzuführen. — Die Tiere leben ohne Kenntnis des Todes; der Mensch dagegen wird durch die Gewissheit, früher oder später jedenfalls einmal sterben zu müssen, trübe gestimmt. Freilich birgt, wie so oft, auch hier das Übel sein Heilmittel: die Vernunft, welcher die Erkenntnis des Todes entstammt, leitet uns zugleich zu den metaphysischen Versuchen an, die uns darüber trösten. Religion und Philosophie streben gleichermassen darnach, uns das Sterben zu erleichtern, beide kann man „Sterbekunst“ nennen. — Der fortwährende Wechsel des Werdens und Vergehen betrifft nur die Materie, welche bald hier, bald da, bald Menschen-, bald Tier-, bald Pflanzenleib, bald Elementarstoff ist. Es bleiben dagegen die Gattungen, die Formen, wie sich beim Stoffwechsel des Individuums die Form dauernd behauptet. Absoluten Tod gibt es nicht. „Todesblüte ist das Leben, Lebensblüte ist der Tod.“ Dass wir sterben, ist eine natürliche, also notwendige und vernünftige Sache; wer sich darüber betrübt, dass er sterben muss, bedauert es, dass er Mensch ist, dass er geboren wurde; er gleicht also dem Thoren, der darum, weil ein Fest einmal zu Ende geht, lieber gar nicht daran teilnehmen möchte. Übrigens fürchten sich die meisten weniger vorm Tode als vorm Sterben; aber

mit Unrecht, denn kein Mensch empfindet es, sondern bewusstlos, wie wir ins Leben treten, verlassen wir dasselbe. Der „Todeskampf“ ist nur ängstlich für den Zuschauer, nicht für den Sterbenden. Darum hat Cicero treffend gesagt, man brauche sich nicht davor zu fürchten, denn wenn wir sind, ist der Tod nicht, und wenn der Tod ist, sind wir nicht. Besteht doch der Tod für den Menschen nur im Aufhören des Bewusstseins, die darauf folgende Stockung aller organischen Funktionen ist also eigentlich eine Begebenheit nach dem Tode. Das Schwinden des Bewusstseins aber bereitet bekanntlich keinen Schmerz. Vgl. Leben, Unsterblichkeit.

Todesstrafe (poena capitalis) oder Strafe am Leben ist die gewaltsame Beförderung eines Verbrechers zum Tode. Seit alters hat man sie bei allen Völkern als nötig und gerecht betrachtet, erst in neuerer Zeit sind Gegner derselben aufgetreten. Aber die zur Bekämpfung der Todesstrafe vorgebrachten Gründe sind nichtig. 1) Sie schrecke nicht ab, wie die Erfahrung beweise, selbst in der grässlichsten Form. — Doch dann dürfte man überhaupt nicht strafen. 2) Dem Hinzurichtenden werde die Möglichkeit der Besserung entzogen. — Aber dieses ist auch nicht der Hauptzweck beim Strafen. 3) Niemand habe das Recht, den andern des Lebens zu berauben. — Ganz recht, also der Mörder doch auch nicht. Und so gut jeder Bürger berechtigt ist, einen Angreifer aus Notwehr zu töten, ebenso ist der Staat dazu berechtigt. 4) Der Ermordete habe ja nichts davon, dass der Mörder hingerichtet werde. — Aber darauf kommt es auch nicht an, die Gemeinschaft, die der Mörder im Gemordeten bedroht hat, erhält doch Genugthuung. 5) Dazu, dass er ein Verbrechen mit dem Tode sühnen wolle, habe sich niemand im Staatsvertrage verpflichtet. — Doch dieser Staatsvertrag ist nur eine Fiktion. 6) Schon oft seien Justizmorde vorgekommen. — Gut, doch diese Thatsache mahnt blos zur Vorsicht im Verurteilen. 7) Die Todesstrafe ist milder als lange, schwere Haft. — Selbst wenn dies wahr wäre, so kann dies nicht in Betracht kommen, da die Idee der Gerechtigkeit den Tod verlangt. — Natürlich ist die Todesstrafe nur für die schwersten Verbrechen gerechtfertigt; ferner muss sie ohne Grausamkeit und nicht öffentlich vollzogen werden. Je kräftiger ein Staat und je sittlicher ein Volk

ist, desto seltener wird sie nötig sein; auch kann der Fürst manchen Verbrecher noch begnadigen. Vgl. Beccaria, dei delitti e delle pene 1764; dtsch. v. Waldeck 1870 (gegen die T.). W. G. Schirlitz, d. Todesstr. i. naturrechtl. u. philos. Bezieh. 1825. F. v. Holtzendorff, Verbrech. d. Mordes u. d. Todesstrafe 1875.

Totschlag heisst im Unterschiede von Mord die unabsichtliche, zufällige oder fahrlässige Tötung eines Menschen. Früher wurde er mit dem Tode bestraft. Vgl. Mord.

Ton nennt man zunächst die Gehörsempfindung regelmässiger Luftschwingungen; auf der Heftigkeit und Stärke derselben beruht die Kraft des Tones. Ist solche Regelmässigkeit nicht nachweisbar, so entsteht ein Geräusch. Man unterscheidet die Töne nach Stärke und Höhe. Jene hängt von der Schwingungsweite, diese von der Schwingungsdauer ab. Die Grenze deutlicher Hörbarkeit liegt zwischen 20 und 38000 Schwingungen in der Sekunde, die der musikalisch brauchbaren Töne zwischen 40 und 4000 Schwingungen, welche zwischen 6 Oktaven liegen. Die jedesmal höhere beansprucht die doppelte Summe von Schwingungen. Wir empfinden übrigens weder die Richtung des Schallstrahls, noch Entfernung, Beschaffenheit und Grösse der Schallquelle, sondern das sind nur Prädikate der subjektiven Auffassung. Auch die Gehörsempfindungen projizieren wir nach aussen. Die Stärke der Schallempfindung hängt ab 1) von der Intensität und Amplitude der Wellen, 2) von der Erregbarkeit und der Stimmung des Organs. Harmonische Töne erzeugen Wohlgefallen, disharmonische Unlust, wahrscheinlich weil unser Ohr durch schnelle intermittierende Bewegung angegriffen wird; psychologisch erklärt es sich aus dem Streben der Seele, die einzelnen Töne zu unterscheiden. Die Musik ist die älteste Kunst, weil sie physiologisch und psychologisch am unmittelbarsten empfunden wird. Vgl. Gehör, Musik. — In andrem Sinne bezeichnet Ton die allgemeine Denk- und Handlungsweise irgend einer Gemeinschaft. Man sagt, in diesem oder jenem Kreise herrsche der und der Ton. Guter Ton ist das Streben, im Umgange alles zu vermeiden, was der besseren Gesellschaft anstössig ist. Vgl. Takt, Anstand. Freilich gerät

man durch die Rücksicht auf die gute Gesellschaft bisweilen ins Absurde. „Quand le bon ton arrive, le bon sens se retire.“

Ton der Empfindung nennt man das die meisten Empfindungen begleitende Gefühl der Lust oder Unlust. Denn jeder Reiz greift in die vorhandene Stimmung fördernd oder hemmend ein. Er kann bei gleichem Quantum durch seine Intensität oder durch seine Gegensätzlichkeit beeinflussen; darnach richtet es sich, ob die dadurch hervorgerufene Unlust nur als Unannehmlichkeit oder als Schmerz empfunden wird. Die Bestimmtheit des Inhaltes einer Empfindung und die Stärke ihrer Betonung stehen im umgekehrten Verhältnis; so zeigen Gesicht und Gehör grössere Bestimmtheit und geringere Betonung. Der Ton bezeichnet nicht das Bewusstsein vom Empfundenen, sondern vom Empfinden selbst; doch ist dies Bewusstwerden nicht selbst eine Empfindung. Dies hat schon Aristoteles (de an. 3, 7, 2) erkannt; Kant stellt die betonte Empfindung als die subjektive der objektiven gegenüber (Kr. d. Urt. § 3). Die Betonung kann physiologisch oder teleologisch betrachtet werden, vgl. Lust. — Domrich, d. psych. Zustände 1849. Lotze, Medicinische Psych. 1852.

Ton der Gefühle. Auch an dem Gefühle lässt sich Inhalt, Ton, Stärke, Rhythmus und Dauer unterscheiden. Unter Ton versteht man jene grade dem Gefühl eigne Spannung subjektiver Zustände, die sich als Unlust oder Lust geltend machen, je nachdem unsre ganze Stimmung gedrückt oder gehoben wird. Vgl. Gefühl. Wenn auch die Unlust das stärker betonte Gefühl ist, so darf man doch die Lust nicht mit Schopenhauer als blosse Abnahme jener ansehen; sie ist nicht blos etwas Negatives. Aristipp nennt die Hedoné rein positiv. Platon definiert sie als die bewusste Befriedigung unbewusster Begehrungen (Rep. 9 p. 583) und Aristoteles als die wesengemässe Thätigkeit (Eth. Nic. 7, 13).

Tonkunst s. Musik.

Topik (v. *τόπος* = Ort) eig. Örterlehre, ist die von den alten Rhetoren besonders gepflegte Erfindungskunst, vermöge deren man die zur Behandlung eines Themas geeignetsten Punkte (loci communes = Gemeinplätze) auf-

finden könne. Schon Aristoteles schrieb eine solche (τοπικά), ebenso Cicero; Lulls „Grosse Kunst" läuft darauf hinaus, die Giord. Bruno 1580 durch seine „Kompendiöse Architektur" vervollständigte. Auch die Chrie des Aphthonius gehört hierher, die Daries auf folgenden Vers brachte: Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando? (Wer, was, wo, wodurch, warum, wie, wann?). Endlich hat sich Leibniz zeitlebens mit Aufstellung einer „allgemeinen Charakteristik" beschäftigt. Es ist nicht zu leugnen, dass die Topik sowohl als mnemonisches wie auch als heuristisches Hülfsmittel gute Dienste leisten kann; andrerseits bringt sie auch die Gefahr mit sich, dass man mechanisch und langweilig werde. Vgl. Erfindung, Heuristik, Mnemonik. — Kästner, Topik od. Erfindungswissensch. 1816.

total (vgl. totus ganz) völlig ist der Gegensatz von partial. Totalität des Urteils bezeichnet die Universalität oder Allheit desselben, d. h. den Inbegriff aller zu einer Gattung gehörigen Individuen (positiv a, negativ e). Einem Kunstwerk schreibt man Totalität zu, wenn es alle Beziehungen der Idee, welche es darstellt, zur Anschauung bringt. Um jene zu beurteilen, muss man daher diese ordentlich kennen.

Totemismus (v. Totem = Handzeichen der kanadischen Indianer) ist die Verehrung sinnlich wahrnehmbarer Wesen, über die der Mensch keine Macht besitzt (z. B. Tiere, Flüsse, Himmelskörper), und deren Gunst er durch Opfer und Geschenke zu erwerben sucht. Es ist eine Mittelstufe zwischen Religion und Fetischismus.

Traducianismus (v. tradux Sprössling) heisst die von Tertullian († 220) aufgestellte Lehre, dass mit dem Leibe zugleich die Seele erzeugt werde. Diese von der neuern Psychologie angenommene Ansicht steht im Gegensatz zum Creatianismus und zur Präexistenzlehre.

Trägheit heisst in der Mechanik und Physik die Eigenschaft der Materie, kraft deren sie im Zustande der Ruhe oder Bewegung, in welchem sie sich befindet, beharrt. Das Gesetz der Trägheit (lex inertiae) lautet: „Ein ruhender Körper fährt fort zu ruhen, wenn nicht eine Ursache ihn bewegt, und ein bewegter Körper fährt fort sich in gleicher

Richtung und Geschwindigkeit zu bewegen, wenn nicht eine Ursache diese Richtung oder Geschwindigkeit ändert oder aufhebt. Da nun die einwirkende Kraft eine Rückwirkung von dem andern Körper erleidet, so hat man diesen Widerstand als Kraft der Trägheit (vis inertiae) bezeichnet. — Im moralischen Sinne ist Trägheit die Unlust zur Arbeit und die Neigung, sich nicht anzustrengen.

Tragödie (*τραγῳδία* = Bockslied) oder Trauerspiel ist diejenige Art des Dramas (s. d.), welche den Menschen im Kampfe mit dem Schicksal vorführt. Sie stellt die gewaltigen Leidenschaften und grossen Interessen des Menschenlebens dar, alles was Liebe und Hass, Zorn und Begeisterung erregt. Immer ist es ein furchtbares Unglück, das den Helden trifft und den Zuschauer mit Furcht und Mitleid erfüllt. Denn mag der Mensch noch so vorsichtig und ernst seinen Lebensweg wandeln, immer ist er in Gefahr, mit Verhältnissen, Vorurteilen, Gegnern u. s. f. in Konflikt zu geraten und in diesem Kampf äusserlich zu unterliegen. Aber mag dies auch sein, immer ist der Kampf zwischen Freiheit und Notwendigkeit ein erhabener Anblick, welcher unsre Leidenschaften reinigt, wie Aristoteles sagt; denn das Schicksal erhebt den Menschen, indem es ihn zermalmt (Schiller). Die Alten stellten das Schicksal unter dem Bilde der Nemesis vor, welcher der Mensch durchaus unterworfen ist. Das Unglück trifft den Helden ohne eignes Verschulden, durch unheilvolle, unbeabsichtigte Verknüpfung von Verhängnissen. Vergeblich ringt der sittliche Charakter damit, ja er führt durch sein Handeln oft grade das Verderben selbst herbei. Beispiele dieser Schicksalstragödie sind Sophokles' König Ödipus und Trachinierinnen, Shakespeares Romeo und Julia und Schillers Braut von Messina. Schon Euripides verlegte das Schicksal in das Innere der Menschenbrust, noch mehr thut dies die moderne Charaktertragödie. Hier wird das Unglück des Helden entweder durch fremde oder durch eigne Schuld herbeigeführt. Durch fremde, indem ihm die Selbstsucht, das Vorurteil oder gar die Bosheit andrer den Untergang bereiten (Shakespeares Othello), welche aber, so verlangt es die poetische Gerechtigkeit, mit hineingezogen werden. Ist der Held selbst der Schuldige, so sind seine Bestrebungen entweder von Anfang an ver-

kehrt, wie bei Goethes Tasso, Schillers Wallenstein, oder seinem an sich berechtigten Streben tritt ein andres nicht minder berechtigtes entgegen, wie in Sophokles' Antigone. Manchmal entspringt die Katastrophe aus verschiedenen Faktoren der Schuld, so in Shakespeares Lear und Schillers Räubern. Wir haben also gesehen, dass die verbreitete Ansicht, der Held verstricke sich in Schuld, die er dann mit dem Tode sühne, nicht das Wesen der Tragödie erfasst. Dejanira (Trachinierinnen) und Elektra, Iphigenie und Medea bei Euripides beweisen das ebenso wie Richard III., Gretchen, Cordelia und Desdemona. Wofür müsste sonst nicht alles die Todesstrafe gelten! Andrerseits wird auch der Held nicht ganz schuldlos sein dürfen, und er wird bestraft auch für Thaten, die der weltlichen Gerechtigkeit entweder gleichgültig oder unerreichbar sind.

Das Wesen des Tragischen ist nicht leicht zu bestimmen. Schon Gorgias sagt: Die Tragödie ist eine Täuschung, in welcher der Täuschende gerechter ist als der, welcher die Täuschung nicht hervorgebracht hat, und der Getäuschte weiser als der, welcher sich nicht hat täuschen lassen. Platon bezeichnete (vor Aristoteles!) Furcht und Mitleid als die eigentlich tragischen Affekte, Phaedr. 268 C. Aristoteles definiert die Tragödie (Poët. c. 6) als Darstellung einer vollkommenen Handlung, welche durch Furcht und Mitleid die Reinigung von Affekten (*κάθαρσις τῶν παθημάτων*) bewirkt, nämlich von Furcht, Mitleid u. s. w. Also nicht Abtötung, sondern zeitweilige Fortschaffung der Affekte ist die Aufgabe der Tragödie, welcher dann die Gemütsruhe entspringt. Das Tragische ist das Ringen des Menschen mit dem gewaltigen Verhängnis, wenn es anschaulich, lebendig und poetisch wahr dargestellt wird. Was für Affekte können dadurch nicht in uns erregt werden! Liebe, Bewunderung, Abscheu, Hass, Furcht, Mitleid, Resignation, Befriedigung unsres Rechtsgefühls, Erhebung zum Ewigen u. s. w. Dazu kommt noch das egoistische Gefühl unsrer Sicherheit und unsres Glückes gegenüber dem Schicksal des Helden, ferner die augenblickliche Aufrüttelung des gewöhnlichen Menschen aus seiner Behaglichkeit; sodann der dunkle Zusammenhang von Grausamkeit und Wollust, welcher in uns eine gewisse Lust erzeugt beim Anblick

des Schrecklichen. Die Spannung, welche aus dem Gefühl entspringt, dass wir uns gleichsam auf vulkanischem Boden befinden, hat etwas Anregendes. Von allen diesen Affekten, welche die Tragödie im Zuschauer erweckt, wird er zugleich gereinigt: er wird vom Einzelschicksal zum Schicksal der Welt, vom Helden zu sich selbst geführt. Indem jener durch seine oder fremde Schuld untergeht, wird die sittliche Weltordnung, indem er siegt, der sittliche Charakter gefeiert. Vgl. F. Schiller, Über tragische Kunst. Über d. Grund d. Vergnügens a. trag. Gegenständen 1790. Schopenhauer, Welt a. Wille u. Vorstellung. II, 490 f. Gottschall, Poetik 1858.

transcendent und **transcendental** sind zwei verwandte, aber doch sehr verschiedene Worte. Beide kommen von transcendo = überschreite her. Das Transcendente überschreitet unsre Erfahrung überhaupt, eine transcendente Erkenntnis sucht also das Wesen der Dinge, die Dinge an sich zu erfassen, was uns doch nur teilweis möglich ist. Kant bezeichnet als transcendent dasjenige, von dem wir auch nicht einmal den Begriff hinreichend bestimmen können, weil ungewiss sei, ob ihm irgend ein Gegenstand in der Welt entspreche. Dazu rechnet er Aussagen über das Wesen der Seele, der Welt, Gottes u. s. f. Hierher würden also alle metaphysischen und spekulativen Lehren zu rechnen sein. — Ganz etwas Andres bedeutet transcendental. Kant bezeichnet alle Erkenntnis als solche, die sich nicht mit den Dingen selbst, sondern mit der Erkenntnis derselben, sofern sie a priori möglich sein soll, beschäftigt. So ist transcendentale Ästhetik und Logik die Untersuchung über unsre sinnliche und begriffsmässige Erkenntnis; transcendentaler Idealismus (der Gegensatz vom empirischen) ist der Lehrbegriff, nach welchem wir alle Erscheinungen insgesamt als blosse Vorstellungen und nicht als Dinge an sich ansehen, und demgemäss Raum und Zeit nur sinnliche Formen unsrer Anschauung, nicht aber für sich gegebene Bestimmungen oder Bedingungen der Objekte, als Dinge an sich sind. Der transcendentale Realismus sieht dagegen Raum und Zeit als etwas unabhängig von unsrer Sinnlichkeit Gegebenes an, stellt mithin die äussern Erscheinungen als unabhängige Dinge an sich vor. Der transcendentale Idealist ist also ein empirischer Realist, während der transcenden-

tale Realist empirischer Idealist sein muss. Denn wenn die äusseren Dinge unabhängig von ihm existieren, so kann er nie wissen, ob irgend einer Vorstellung von ihm ein wirkliches Ding entspreche. Das transcendentale Objekt, welches den Erscheinungen zu grunde liegt, bleibt mithin für Kant ein X. Andrerseits erkannte unser Philosoph, der sein System auch Transcendentalphilosophie nennt, einen Gegensatz von transcendent auch zu immanent; jenes bezeichnet Gott als erhaben über die Welt, ausser und über ihr; dieses, er befinde sich in ihr. Vgl. Immanenz. — Durch seinen Begriff der transcendentalen Freiheit sucht Kant Determinismus und Indeterminismus zu versöhnen. Jene soll mit ihrer Kausalität ausser, mit ihren Wirkungen aber innerhalb der Reihe empirischer Bedingungen stehen. Die Wirkung wäre ihrer Ursache nach frei, als Erscheinung aber dem Kausalnexus und der Notwendigkeit unterworfen. Diese Auffassung ist jedoch künstlich und unhaltbar. Vgl. Freiheit, Determinismus, intelligibel.

transeunt (v. l. transeo) = übergehend heisst eine Thätigkeit, die gleichsam aus sich heraus auf andres übergeht. Jede praktische Thätigkeit ist derart, während die theoretische immanent ist. Ebenso unterscheidet man transeunte und immanente Eigenschaften Gottes.

Träumen heisst die Thätigkeit der Seele im Schlafen. Vielleicht träumen wir während des ganzen Schlafes, jedenfalls aber gegen Morgen, kurz vor dem Erwachen. Das Eigentümliche des Traumes ist: 1) die Vorstellungen treten bunt und regellos auf, unkontrolliert durch die Wirklichkeit und nur durch die Gesetze der Reproduktion bestimmt; 2) daher halten wir alles für wirkliche Dinge und Erlebnisse; 3) die Sinne funktionieren zwar, aber nicht durch die Aussenwelt, sondern durch das Gehirn angeregt, sodass man nicht wirkliche Wahrnehmungen hat, sondern Halluzinationen; 4) die Schranken von Raum und Zeit verschwinden, alle unsre Kräfte wachsen, wir glauben fliegen zu können, sprechen beredt, ja dichten, wissen viel mehr als sonst, versetzen uns in die entferntesten Gegenden, unterhalten uns mit Abgeschiedenen, hören wunderbare Musik, schauen herrliche Landschaften u. s. w.; 5) der Traum als Ganzes hat stets etwas Seltsames, Barockes an sich, denn die Einheit des Bewusstseins ist gestört; er

wirft Personen und Sachen, Zeiten und Örter durcheinander, zerlegt unser Ich in zwei oder mehrere Teile, verschiebt, ja verzerrt unsre Vorstellungen; 6) er befreit uns von den Rücksichten des Wachens und kombiniert oft merkwürdig treffend. Daher fällt uns im Traum manche Lösung einer schwierigen Rechnung, mancher langgesuchte Reim u. dgl. ein; 7) im Traum kommt unsre innerste Psyche zu Worte: uralte Erinnerungen und Wünsche, Hoffnungen und Gewissensbisse, Neigungen und Leidenschaften werden darin laut. Daher hat er eine symbolische, ja prophetische (pathologisch) Bedeutung für den, der ihn versteht. — Es leuchtet ein, dass der Traum mit dem Wahnsinn ungemeine Ähnlichkeit hat: wer wachend die Welt ansähe wie im Traum, wäre wahnsinnig. Beiden, dem Traum wie dem Wahnsinn, fehlt die zusammenhängende, besonnene Rückerinnerung, welche die Relationen beachtet.

Die Elemente, aus denen die Träume sich zusammensetzen, sind: 1) Körperliche Reize (Druck, Wärme Kälte, Magenbeschwerden u. dgl.); 2) Nervenreize, sowohl von aussen als auch von innen (Gerüche, Geräusche), wobei die Phantasie die kühnsten Deutungen vornimmt; 3) Empfindungs- und Vorstellungsreste vom gestrigen Tage; 4) Unsre ganze Stimmung, in physiologischer, psychischer und ethischer Hinsicht. — Ein besondres Traumorgan mit Schopenhauer anzunehmen ist überflüssig. Vgl. Hellsehen, Somnambulismus, Schlaf. Strümpell, Nat. u. Entstehung d. Träume, Lpz. 1874. Spitta, Schlaf- u. Traumzustände d. Seele, Tüb. 1878.

Treue ist die gewissenhafte Erfüllung unsrer Pflichten, mögen dieselben angeboren oder übernommen sein. Ein treuer Mensch rechtfertigt das in ihn gesetzte Vertrauen und bemüht sich, die Erwartungen, die andre in ihn setzen, zu erfüllen. Treue ist ohne Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, ohne Gewissenhaftigkeit und Selbstzucht nicht möglich. Um die Treue zu halten, soll der Mensch Gut und Blut, Bequemlichkeit und Vorteil gern daransetzen. Auf die Treue, die „jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund“ ist („Wallensteins Tod“ I, 6) sind wir alle angewiesen im Familienleben, in Ehe, Verkehr, Freundschaft, Staat, Unterricht u. s. f. Und nicht nur in Handlungen, sondern auch in Worten und Gesinnungen sollen wir treu

sein. Muster der Treue sind Damon und Phintias, die 300 Lakedämonier, Friedrich der Schöne, E. Froben u. a.

Trialismus heisst die im Gegensatz zum Monismus und Dualismus 3 Funktionen des Menschen annehmende Psychologie: Geist, Seel' und Leib, z. B. von Göschel, Delitzsch und Ennemoser.

Trichotomie (gr.) Dreiteilung ist die logische Einteilung in 3 Glieder, wie Dichotomie, Polytomie Einteilung in 2 resp. viele Glieder.

Trieb ist das der Art nach bestimmte, dem Objekt nach unbestimmte Streben, welches das Individuum, vom ersten Moment seines Daseins an nötigt, das ihm Unentbehrliche aufzusuchen. Dadurch unterscheidet sich das Tier (Mensch) von der Pflanze: es hat eine Empfindung seines Bedürfnisses und die freie Beweglichkeit das, wodurch jenes befriedigt wird, aufzusuchen und zu ergreifen. Unbewusst, aber zweckmässig leidet der Trieb das Tier und den Naturmenschen; klar ist dabei nur die Unlust und der Drang sie zu beseitigen, unklar, auf welche Weise es zu geschehen habe. Doch liegt im Organismus der Weg im allgemeinen vorgezeichnet. Denn die durch Unlust gereizten Empfindungsnerven lösen in den motorischen Nerven gewisse Reflexbewegungen aus, welche zur Befriedigung des Bedürfnisses führen.

Sämtliche Triebe sind nur Modifikationen des Selbsterhaltungstriebes. Doch kann man physische und psychische, und an diesen wieder intellektuelle, ästhetische, selbstische und soziale unterscheiden. 1) Die physischen Triebe: a) nach Nahrung, b) nach Bewegung und Ruhe; c) nach Abwechselung; d) Geschlechtstrieb. 2) Die psychischen, und zwar a) die sinnlichen, b) Vorstellungs-, c) Spieltrieb, d) der ästhetische, e) der moralisch-religiöse, f) der selbstische und g) der soziale Trieb. — Vgl. Instinkt.

Triebfeder s. Motiv und Moralprincip.

Trilemma s. Dilemma.

Tropen (*τρόποι*) s. Skepsis.

trösten heisst einen von Unglück oder sonst einem Übel Betroffenen durch Gründe aufrichten. Dreierlei Art pflegen alle Trostgründe zu sein, entweder sind sie aus der Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft entnommen.

1) Aus der Gegenwart. Man zeigt, dass dem Übel doch auch manches Gute anhaftet, dass es noch viel schlimmer hätte sein können; 2) aus der Vergangenheit, dass es unabwendbar war, also mit Resignation ertragen werden müsse, oder dass man es selbst verschuldet habe; 3) aus der Zukunft: es werden ja wieder bessere Tage kommen, man werde den Verlust wieder ersetzt erhalten, Abeschiedene wiedersehen, die Zeit heile allen Schmerz u. dgl. m. — Der beste Trost liegt in der Arbeit und in dem Glauben, dass, was uns auch treffe, gut sei. „Prüft das Geschick dich, weiss es wohl, warum — es will dich enthaltsam, folge stumm!" Goethe.

Trübsinn nennt man den Hang, sich traurigen Gefühlen hinzugeben. Der Gegensatz dazu ist Heiterkeit. BeideGrundstimmungen entspringen teilsdemTemperament, teils der Lebensführung. Mancher ursprünglich heitre Mensch wird durch das Leben trübsinnig, mancher von Natur trübsinnige beschliesst ein nützliches Leben heiter. Vgl. Melancholie, Stimmung.

Trugschluss (sophisma) heisst ein unrichtiger Schluss (fallacia), wenn die Absicht dadurch zu täuschen zugrunde liegt, während Fehlschluss (Paralogismus) einen falschen Schluss bezeichnet, der uns selbst täuscht. Beidemal beruhen sie entweder auf falscher Sphärenvergleichung (vgl. Schluss), oder auf Mehrdeutigkeit desselben Begriffs, besonders des Mittelbegriffs. Zu jenen gehören: der Schluss mit negativem Untersatz in der ersten Figur, mit affirmativen Prämissen in der 2., mit allgemeinem Schlusssatze in der 3. Figur und der Schluss vom Folgesatz auf den vorhergehenden bei kategorischer und hypothetischer Schlussform. Die Fehler der 2. Art teilte schon Aristoteles ein in solche secundum dictionem (*παρὰ τὴν λέξιν*) und extra dictionem (*ἔξω τῆς λέξεως*). Zu jenen rechnet man die, welche beruhen a) auf Homonymie (Verwechselung verschiedener Bedeutungen desselben Wortes), b) auf Prosodie (Verwechselung ähnlich klingender, aber anders accentuierter Worte), c) auf Amphibolie (Missdeutung doppelsinniger syntaktischer Formen), ferner d) Verwechselung verschiedener Flexionsformen und Redeteile. Beispiele: zu a) Ein Arzt erklärt, einen Erschlagenen habe der Schlag getroffen. b) Ein Weib nur zu besitzen

ist seiner Leidenschaft Ziel. c) Fünf ist 2 und 3, also zugleich grade und ungrade. d) In Platons „Gorgias" steht: „Hast du einen Hund? — Ja. Hat er Junge? Ja. — Ist er der Vater der Jungen? Ja. Also dein Hund ein Vater und dein Vater ein Hund!" Ausserdem zählt Aristoteles noch 7 Arten von Begriffsverwechselungen (extra dictionem) auf: 1) Fallacia ex accidente (παρὰ τὸ συμβεβηκός), Verwechselung des Merkmals, z. B.: Nicht wahr, Phädon ist nicht Sokrates? Nein. — Aber Phädon ist doch ein Mensch? Ja. — Und Sokrates doch auch? Ja. — So ist also Phädon doch Sokrates. 2) Fallacia a dicto secundum quid ad dictum simpliciter (τὸ ἁπλῶς ἢ μὴ ἁπλῶς), wenn Nebenbestimmungen übersehen oder verwechselt werden. Vgl. z. B. den „Verhüllten" des Eubulides und den Sorites. 3) Ignoratio elenchi, d. h. die Nichtbeachtung des Widerspruches. Merkwürdiger Weise sind manche Sophismen dieser Art von den Alten für unauflöslich gehalten worden, z. B. der Krokodilschluss und der Lügner, über den der Stoiker Chrysipp 6 verschiedene Bücher geschrieben und Philetas sich zu Tode studiert haben soll. Dieses Sophisma des Eubulides lautet: Wenn jemand sagt, er lüge, und er sagt damit die Wahrheit, so lügt er. Dieselbe Aussage ist mithin Wahrheit und Lüge zugleich. Oder: Alle Kreter sind Lügner. Du, der das sagt, bist aber selbst ein Kreter, also hast du gelogen, also sind nicht alle Kreter Lügner. Ähnlich ist der Satz: Keine Regel ohne Ausnahme — dieser ist selbst eine Regel, folglich hat auch er Ausnahmen, folglich gibt es eine Regel ohne Ausnahme. 4) Fall. consequentis (παρὰ τὸ ἑπόμενον) der bejahende Schluss von der Folge auf den Grund. 5) Petitio principii (παρὰ τὸ ἐν ἀρχῇ λαμβάνειν), wo der Schlusssatz schon in den Prämissen vorausgesetzt wird. 6) Fall. non causae ut causae d. i. Annahme eines falschen Erklärungsgrundes, wie bei falschen Hypothesen. 7) Die verfängliche Verbindung mehrerer Fragen, z. B.: Sind die Planeten näher an der Erde oder weiter von ihr als die Sonne? — Alle Trugschlüsse der zweiten Art enthalten eine mehr oder minder versteckte Quaternio terminorum (Vierzahl von Hauptbegriffen) oder einen Sprung im Schliessen (saltus in concludendo). Vgl. Aristoteles, Von den sophistischen Überführungen. Cajus, Antibarbarus Logicus 1851.

Tugend (*ἀρετή*, virtus) von taugen, ist die sittliche Beschaffenheit des Menschen nach seinem Wollen und Handeln. Während das Sittliche in seiner verschiedenen Darstellung als sittliche Güter erscheint, die Pflicht hingegen die Verbindlichkeit darnach zu streben enthält, bezeichnet die Tugend den Grad, in welchem es einem Menschen gelungen ist, sich und sein Handeln der Vernunft gemäss zu gestalten.

Nach Sokrates, welcher meinte, die Tugend sei lehrbar und niemand thue freiwillig das Böse, gibt es nur eine Tugend, die Weisheit. Ähnlich lehrte Platon, obgleich er, analog den Seelenteilen, dann 4 Kardinaltugenden (s. d.) aufstellte. Verähnlichung der Seele mit Gott ist ihm das höchste Gut, Tauglichkeit zu dem ihr zukommenden Werke Tugend. Aristoteles betrachtet die vernunftgemässe Thätigkeit des Menschen als Tugend, die er in praktische oder ethische und dianoëtische oder logische teilt. Die ethische definiert er als diejenige dauernde Willensrichtung, welche die uns gemässe Mitte einhält, d. i. die Unterwerfung der Begierde unter die Vernunft. So ist Tapferkeit die Mitte zwischen Feigheit und Verwegenheit, Mässigkeit zwischen Genusssucht und Stumpfsinn, Freigebigkeit zwischen Verschwendung und Kargheit. Die höchste der ethischen Tugenden ist die Gerechtigkeit, welche im weiteren Sinne jene alle umfasst, im engeren auf das Angemessene in Hinsicht auf Gewinn und Nachteil geht. Letztere ist entweder distributiv, sofern sie Besitztümer und Ehren zu verteilen hat, oder kommutativ, sofern sie es mit Verträgen und mit dem Ausgleich zugefügten Unrechts zu thun hat. Die dianoëtische Tugend ist das richtige Verhalten der theoretischen Vernunft teils an sich, teils in Bezug auf die niederen psychischen Funktionen; diese Tugenden sind: Vernunft, Wissenschaft, Weisheit, Kunst und praktische Einsicht. Nach den Stoikern ist Tugend und Glückseligkeit dasselbe, nämlich das natur- und vernunftgemässe Leben. Daher trägt auch die Tugend ihren Lohn in sich selbst.

Da also ihre Grundlage die Vernunft ist, scheint sie den Stoikern unverlierbar; auch soll es zwischen Tugend und Laster kein Mittleres geben. Doch ist die Tugend stets theoretisch und praktisch zugleich. Demgemäss stellte die Stoa die 4 Kardinaltugenden auf: Einsicht, Tapferkeit,

Gerechtigkeit und Besonnenheit, die wieder ihre Unterarten haben, z. B. die Tapferkeit: Ausharren, Unverzagtheit, Seelengrössc, Mut und Arbeitsliebe. Nach Epikur ist die Haupttugend die richtige Einsicht bei der Abwägung von Lust und Unlust, die sich an eine Handlung knüpfen kann. Die Tugend ist also der einzig mögliche, aber auch ganz sichre Weg zur Glückseligkeit. Plotin, der die Tugend mit Platon als Verähnlichung mit Gott bezeichnet, unterscheidet bürgerliche, reinigende und vergöttlichende Tugenden. — Augustin († 430) definiert die Tugend als Gehorsam und Liebe gegen Gott, die dieser in uns ohne unser Zuthun hervorbringt; sie entfalte sich zu den 4 heidnischen Kardinaltugenden, zu denen aber beim Christen noch 3 theologische: Glaube, Liebe, Hoffnung treten. Petr. Lombardus († 1164) lehrt ebenso, nur dass er die Tugend als die richtige Beschaffenheit des auf das Gute gerichteten Willens bestimmt. Abälard († 1142), sein Zeitgenosse, nennt die Tugend den zur bleibenden Eigenschaft gefestigten guten Willen. Thomas Aquinas († 1274) kombiniert Aristoteles, Augustin und Plotin, indem er im ganzen 10 Tugenden aufstellt: a) intellektuelle oder dianoëtische Tugenden, nämlich Weisheit, Wissenschaft und Erkenntnis; b) moralische, nämlich die 4 antiken Cardinaltugenden, die als reinmoralische, politische, reinigende, erhebende und vorbildliche erscheinen; c) die 3 theologischen. — Melanchthon († 1560), der Verfasser der ersten protestantischen Ethik, fasst die Tugend als die Neigung, der richtigen Vernunft zu gehorchen. Ähnlich lehrt Cartesius († 1650), wenn er einmal Ethisches berührt. Spinoza († 1677) kommt durch eine eigentümliche Ableitung auf den stoischen Standpunkt. Da nach ihm alles das gut ist, was uns nützt, so ist Tugend die Fähigkeit, das unsrer Natur Entsprechende zu thun. Dies aber ist die Erkenntnis Gottes; diese lehrt mich nicht nur mit meiner eignen Natur, sondern auch mit derjenigen andrer in Übereinstimmung sein. Ähnliche Sätze finden sich bei Leibniz († 1716): Da die Weisheit die Wissenschaft der Glückseligkeit ist, diese aber nur in dauernder Lust beruht, welche aus unsrer oder fremder Vollkommenheit entspringt, so ist die Tugend eine gewisse Kraft des Geistes, welche uns zur Ausführung des als recht Erkannten treibt. Chr. Wolff zog diese Sätze

dahin zusammen, dass er sagte, die Tugend sei die Fertigkeit, seinen Zustand immer vollkommener zu machen. Kant († 1804) definierte: Tugend ist die Stärke der Maxime des Menschen in Befolgung seiner Pflicht, ein Selbstzwang nach dem Prinzip der innern Freiheit. Ähnlich fasst I. G. Fichte die Tugend als den ein für allemal sittlichen Charakter. Hegel definiert sie als sittliche Virtuosität; sie ist Einsicht und Charakter. Herbart sagt, Tugend bedeute den innern Wert derjenigen Person, welche die sämtlichen Regeln des Handelns kenne und beobachte. Nach Schopenhauer, welcher die Tugend nicht für lehrbar ansieht, geht sie zwar von der Erkenntnis aus, aber nicht von der abstrakten, sondern der intuitiven, sodass sie gewissermassen wie der Genius angeboren ist.

Nach dem allen möchten wir die Tugend definieren als die mit einer objektiven Norm übereinstimmende Selbstbethätigung des Menschen. Vernünftige Selbstbethätigung ist die einzige Tugend, welche also stets Gesinnung und Fertigkeit zugleich ist. Über die Einteilung der Tugenden s. Kardinaltugend. Vgl. Pflicht, höchstes Gut.

Tugendlehre heisst derjenige Teil der Ethik (s. d.), welcher von den Tugenden handelt, oder, wie Kant sagt, die Wissenschaft von den notwendigen sittlichen Gesetzen eines freien Willens unter den subjektiven empirischen Hindernissen.

Tugendpflichten (officia honestatis) sind nach der älteren Ethik solche Pflichten, die blos dem freien Selbstzwange, nicht dem andrer Menschen unterworfen sind. Vgl. Pflicht.

Typus (*τύπος*) eig. Gepräge, dann Bild, Muster, Gesamtvorstellung einer Sache, nach ihren bleibenden und wesentlichen Merkmalen. So spricht man vom Typus einer Tiergattung, Krankheit, Mythe u. dgl. Platon nannte seine Ideen die Typen (Musterbilder) der sinnlichen Dinge. Die Scholastiker sprachen demgemäss von einer mens archetypa, einem urbildlichen Verstande, in welchem die ewigen Muster der Sinnen-Dinge liegen. Auch die Identitätsphilosophie redete viel vom Typischen, welches zugleich die Vorausbedeutung der nächstfolgenden Ent-

wickelungsstufe sei. Ebenso fand sie in der Geschichte spätere Erscheinungen schon vorher typisch angedeutet.

Übel (*κακόν*, malum) ist dasjenige, was Unlust oder Abscheu in uns erregt. Man unterscheidet ein vierfaches Übel: 1) das physische, nämlich alles, was unser äussres Wohlbefinden stört, Alter, Schwäche, Krankheit; 2) das soziale, welches aus der Gesellschaft entspringt, nämlich der Unterschied zwischen Reich und Arm; 3) das moralische, die sittliche Unvollkommenheit des Menschen, und 4) das metaphysische, die mit dem Wesen des Menschen überhaupt gegebene und notwendig verbundene Unvollkommenheit. Bekanntlich hat sich die Theodicee (s. d. W.) besonders mit der Rechtfertigung des Übels in der Welt beschäftigt. Vgl. Optimismus, gut, böse.

Überlegung (reflexio) nennt man die dem Urteilen oder Handeln vorangehende Prüfung, ob das, was man vorhat, richtig, nützlich, möglich oder sittlich sei. Je weniger der Mensch durch Vorurteile und Begierden beunruhigt wird, desto reiner ist seine Überlegung. Jede solche besteht, wie das Wort andeutet, aus einem Hin- und Herschwanken, in dem entweder das mögliche Prädikat vor dem Subjekt schwankt, oder die möglichen Prädikate unter und gegen einander schwanken. Je länger die Überlegung, desto grösser die Wahrscheinlichkeit, dass sie das Richtige treffe. Je mehr Gesichtspunkte jemand zu berücksichtigen hat, desto schwerer, aber desto reiflicher wird die Entscheidung. — „Nur Überlegen macht überlegen!“ „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort“ (Schiller), weil sie teils zu lebhaft, teils zu oberflächlich ist, um lange zu überlegen. Eiliges, absprechendes Urteilen zeugt von Oberflächlichkeit und Impietät. Ruhige Überlegung ist die Voraussetzung der Willensfreiheit. Vgl. Reflexion. — Kant nennt „transcendentale Überlegung“ die Bestimmung desjenigen Orts, wo die Vorstellungen der Dinge, die verglichen werden, hingehören, ob sie der reine Verstand denkt oder die Sinnlichkeit in der Erscheinung gibt.

Überlieferung s. Tradition.

Übermut (*ὕβρις*, superbia) ist das vermessene Vertrauen auf seine eigenen Kräfte. Der Übermütige übernimmt in unüberlegtem Selbstvertrauen mehr als er ver-

mag, verachtet Feinde und Hindernisse, verschmäht fremden Rat und Beistand und handelt so, als ob ihm alles erlaubt wäre. Gegen diesen Übermut, dem mächtige, physisch oder intellektuell ausgezeichnete Menschen am meisten ausgesetzt sind, eifern die griechischen Tragiker. So schliesst Sophokles seine „Antigone“: Das Erste, o Mensch, zu dem Baue des Glücks ist weise zu sein. Vor den Göttern vergiss der Ehrfurcht nie! Das verwegene Wort, Wenn es unterm Gewicht der Streiche sodann der Vermessene büsst, Lehrt weise zu sein noch im Alter! —

übernatürlich (supernaturalis) oder hyperphysisch bezeichnet den Gegensatz von natürlich, mithin 1) das Ungewöhnliche, welches von dem Alltäglichen abweicht, z. B. eine besondere Steigerung und Vereinigung physischer oder geistiger Kräfte, wie in Göthe, Napoleon I. u. A. 2) Das von den bisher bekannten Naturgesetzen Abweichende, wie ja jede neue Entdeckung etwas Übernatürliches an sich hat. Man muss sich dabei einerseits bewusst bleiben, dass, was wir Naturgesetze nennen, gegen die jene Erscheinung verstösst, eben auch ein Produkt unserer Vernunft sind; andererseits darf man die Hoffnung nicht aufgeben, jenes für jetzt als übernatürlich bezeichnete Phänomen später als etwas ganz Natürliches nachweisen zu können. 3) Das Geistige, Übersinnliche, Göttliche, welches weit über die Natur hinausgeht, welches die Aufgabe und Kraft hat, das Natürliche in seinen Dienst zu zwingen, durch die Wissenschaft, Kunst und Ethik. Vgl. Natur, Gesetz, Wunder.

überreden heisst durch scheinbare Gründe bewirken, dass jemand etwas für wahr hält oder thut. Ein Redner will überreden, ein Philosoph überzeugen.

übersinnlich bedeutet 1) dasjenige, was mit den Sinnen nicht erfasst werden kann; 2) was über die Sinnenwelt überhaupt hinausgeht, also die Welt der Ideen.

Überzeugung (persuasio) ist die durch eignes Urteilen gewonnene Einsicht oder das auf Gründe gestützte Fürwahrhalten. Dies hat natürlich verchiedene Grade der Innigkeit, welche man als Wähnen, Meinen, Glauben und Wissen bezeichnet. Nur von dem, was durch subjektiv und objektiv zureichende Gründe gestützt wird, können wir fest überzeugt sein; und nur was wir uns durch

30*

eignes Nachdenken erarbeitet (erzeugt) haben, wird als unumstössliche Überzeugung allen Einwürfen trotzen. Denn die Überzeugung ist nicht bloss Sache der Einsicht oder gar des Gefühls, sondern zum grossen Teil auch des Willens. Kommt schon keine Erkenntnis zustande ohne Hinwendung des Willens, so ist gar eine Überzeugung vor allem Werk der sittlichen Persönlichkeit, welche im allgemeinen den Wert der Wahrheit zu schätzen weiss und insbesondere diese oder jene Wahrheit als für sie wertvoll ergreift. Darum ist jede Weltanschauung der Ausdruck des betr. Charakters, der sie verteidigt. Darin beruht denn auch der Unterschied von Überzeugung und Überredung. Jene ist ein der Form nach gesetzmässiges, diese ein der Form nach ungesetzmässiges Fürwahrhalten. Überzeugt bin ich da, wo ich freiwillig meiner besten Einsicht folge, überredet, wo ich eine Meinung wider bessres Wissen und Wollen annehme. — Der Plural (Überzeugungen) bedeutet s. a. Wahrheiten oder Grundsätze.

ultra posse nemo obligatur = Niemand kann zu dem genötigt werden, was seine Kraft übersteigt. Dieser Satz ist natürlich nur mit Einschränkung richtig. Denn gar oft wird der, von welchem man etwas verlangt, sagen: „Ich kann nicht", und meistens kann der Mensch viel mehr leisten, als er denkt. Unser Satz enthält also mehr für den Pädagogen, Gesetzgeber und Feldherrn eine Mahnung als für den, der erzogen und geleitet werden soll. Vgl. Ad impossibilia etc.

umdrehbar s. reziprok und Antistrephon.

Umfang (ambitus, *σφαῖρα*) eine Vorstellung ist die Gesamtheit derjenigen Vorstellungen, deren gleichartige Inhaltselemente den Inhalt jener ausmachen. Einteilung (divisio) nennt man die Angabe der Teile eines Umfangs. Ein Begriff hat also Umfang, wiefern er andere Begriffe unter sich befasst, z. B. der Begriff des Tiers den des Menschen, Löwen, Hundes u. s. w. Je mehr Begriffe ein Begriff unter sich befasst, desto weiteren Umfang hat er. Jene stehen zu ihm im Verhältnis der Unterordnung (subordinatio); Begriffe, welche demselben höheren untergeordnet sind, heissen nebengeordnete (koordiniert). Der höhere Begriff ist abstrakter und hat weniger Inhalt (s. d.) als der untergeordnete konkretere. Umfang und

Inhalt eines Begriffs stehen daher im umgekehrten Verhältnis zu einander. Einzelbegriffe haben den kleinsten Umfang, weil sie sich nur auf ein Individuum beziehen, aber den grössten Inhalt, weil ein Individuum stets mehr Merkmale hat als eine Art oder Gattung; auch nimmt es, da es fortwährend dem Wechsel unterworfen ist, immer neue Merkmale an. Wechselbegriffe (notiones aequipollentes oder reciprocae) nennt man die, deren Sphären mit einander identisch sind, ohne dass der Inhalt ganz zusammenfiele; identische Vorstellungen haben dagegen denselben Umfang und Inhalt. Vgl. Begriffe, Merkmal, conträr, disjunct, disparat. — Auch Urteilen schreibt man Umfang zu, sofern sie sich auf mehr oder weniger Objekte beziehen. Den grössten Umfang hat das allgemeine, geringeren das besondere Urteil, den geringsten das Einzelurteil. Vgl. Urteil.

Umkehrung s. Conversion, Enthymem, Sorites.

unadäquat oder inadäquat (v. aequus gleich) ist das Gegenteil von adäquat oder angemessen (s. d.)

unangenehm nennt man jeden Reiz, der unsre Stimmung herabdrückt. Jede Empfindung ist nämlich mehr oder weniger betont, d. h. mit dem Bewusstwerden einer Lebensförderung oder -hemmung behaftet. Jeder neue Reiz nun, weil er unsre Stimmung irgendwie verändert, wirkt zunächst Unlust in uns. Diese bewegt sich innerhalb der Nachgiebigkeitssphäre der Stimmung; wird diese überschritten, so entsteht Schmerz. Bei manchen Nervenstämmen und Fasern, wie Geruch und Geschmack, wird letzterer fast nie erreicht. Beim Druck-, Wärme- und Muskelsystem wird aus gesteigerter Unannehmlichkeit Schmerz. Bei den beiden edlen Sinnen (Gesicht und Gehör) entsteht Unannehmlichkeit durch die Störungsform der Erregung, Schmerz dagegen ist ein Zeichen der äussersten Gefährdung ihres Bestandes. Vgl. Schmerz, Lust.

unanständig heisst dasjenige Betragen, welches dem ästhetischen oder sittlichen Gefühl einer Gemeinschaft widerspricht und ihr deshalb missfällt. Je nach dem Bildungsgrade halten verschiedene Klassen etwas Andres für unanständig. Vgl. Anstand.

unbedingt s. absolut.

unbefangen ist derjenige, welcher in seinen Urteilen und Handlungen weder durch Vorurteile noch durch Affekte und Leidenschaften bestimmt wird. Unbefangenheit (sine ira et studio) ist die Voraussetzung alles Forschens.

unbegreiflich nennt man das, was die Schranken des menschlichen Erkenntnisvermögens überschreitet. Grade je weiter jemand in der Erkenntnis der Dinge fortschreitet, desto mehr wird er bereit sein zuzugestehen, dass es Unbegreifliches gibt. Vgl. Agnosie. So behauptet Sokrates zu wissen, dass er nichts wisse. Nikolaus v. Cues († 1464) rühmte die docta ignorantia, d. h. die Erkenntnis der Unwissenheit, und unser Zeitgenosse E. Dubois-Reymond hat inbezug auf die 7 Welträtsel ausgerufen: Ignorabimus (wir werden unwissend bleiben).

unbewusste Vorstellungen werden zuerst von Descartes († 1650), der das bewusste Denken zum Wesen der Seele erhob, abgewiesen, obgleich er eine Art unbewusster Vorstellungen in der Erinnerung an das Bewusstsein zugab. Locke († 1704) hingegen betonte sie in seiner Bekämpfung der angeborenen Begriffe; ebenso Leibniz († 1716), in dessen System sie einen sehr wichtigen Platz einnehmen, denn jedem Vorgang im Leibe, auch dem ganz unbewussten, sollte ein solcher in der Seele entsprechen. (Vgl. Occasionalismus). Kant († 1804) spricht von dunklen Vorstellungen, die des unmittelbaren Bewusstseins verlustig geworden. Die neuere Psychologie hat die unbewussten Vorstellungen eifrig verteidigt als die Form, in der sich die organisch-vitalen Funktionen der Seele vollziehen. Am weitesten geht hier E. v. Hartmann: er leitet das Bewusstsein aus der „Stupefaction“ des unbewussten Willens über die von ihm nicht gewollte und doch vorhandene Existenz von Vorstellungen ab. Auch fasst er die unbewusste Vorstellung so allgemein, dass er solche nicht nur im Hirne, sondern auch im Rückenmark und den Ganglien annimmt. — Vgl. Vorstellung, Bewusstsein.

Undank s. Dankbarkeit.

undeutlich s. deutlich.

Unding ist ein Begriff, der entweder nicht als existierend (non ens) oder überhaupt nicht gedacht werden kann (non sense). Vgl. Nichts.

unendlich (infinitus) nennt man dasjenige, welches nach Raum und Zeit ohne Schranken ist. Es ist ein Quantum, dessen Grösse sich durch keine vollendete Synthesis seiner Teile messen lässt oder, wie Kant sagt, ein Quantum, welches bezogen auf das Mass als seine Einheit, eine Vielheit ist, die alle Zahl übersteigt. Unendlich sind nur Gedankendinge, sofern sie in einer abgeschlossenen und fertigen Konstruktion nicht zusammengefasst werden können. Kann einer Grösse immer noch etwas hinzugethan werden, so entsteht das unendlich Grosse (∞), kann stets noch etwas fortgenommen werden, das unendlich Kleine (0). In der Philosophie ist oft Unendliches und Absolutes verwechselt worden. Hegel stellt der gewöhnlichen „schlechten Unendlichkeit„ die wahre gegenüber, wonach der Begriff, als das allein Reale, in sich selbst seine eigne Negation erzeuge, in sein Gegenteil umschlage und somit seine Endlichkeit aufhebe. — Unsre Phantasie bildet nach vor- und rückwärts, in die Zukunft wie in die Vergangenheit eine unendliche Zeitreihe, aus welcher sich die Ewigkeit als ein Schema, welches das Nacheinander in eine Anschauung zu bringen sucht, entwickelt. Auf 3 Arten pflegt man sich die Ewigkeit vorzustellen: als stetige Gegenwart (als nunc stans), als leere unendliche Zeitfolge oder als endlich volle, aber unendlich rekurrente Zeitreihe. Die erste Vorstellung finden wir bei den Neuplatonikern und Scholastikern, bei Descartes und Spinoza, ja selbst Kant bezeichnet die Ewigkeit als das Ende aller Zeit. Die letzte Art der Vorstellung finden wir bei den meisten alten Völkern, während die zweite z. B. von Leibniz vertreten wird, der die Ewigkeit als etwas Objektives, die endliche Zeit hingegen als eine subjektive Vorstellung ansieht. An die Vorstellung der unendlichen Zeitreihe schliesst sich leicht die des unendlichen Raumes, obgleich diese noch unvollziehbarer ist als jene, weil wir nach 3 Dimensionen zu gehen haben und selber dadurch den Eindruck des Grenzenlosen zerstören. Daher greift die Phantasie gern zur unendlichen Zeitreihe zurück und hält denjenigen Raum für unendlich, den auszumessen eine unendliche Zeit nötig sein würde. Schon Hobbes und Locke haben darauf hingewiesen, dass wir eigentlich gar keine Vorstellung des unendlichen Raumes, sondern nur eine Vorstellung der

Unendlichkeit des Raumes besitzen. Vgl. Raum. Übrigens ist ein Regress ins Unendliche (in infinitum) wohl zu unterscheiden von einem solchen ins Unbestimmte (in indefinitum)!

Unentschiedenheit ist derjenige Gemütszustand, wo man entweder kein Urteil fällen oder keinen Entschluss fassen kann. Um darüber hinauszukommen, muss man den Gründen seiner Vernunft folgen, nicht aber, wie manche, dem Lose oder dem zufälligen Rate andrer. Vgl. Entschluss, Aoristie.

Unglaube, das Gegenteil von Glaube, ist die Denkungsart, nichts als wahr anzuerkennen, was man nicht selbst durch objektive Gründe eingesehen hat. Dieser Unglaube kann entweder ein historischer oder religiöser oder philosophischer sein. In allen 3 Fällen ist er, wenn total, unberechtigt, weil widersinnig, wenn partiell, vernünftig. Der absolute historische und philosophische Unglaube heisst Skeptizismus, der religiöse, Irreligiosität oder Atheismus. Der partielle philosophische dagegen Kritizismus. In konfessioneller Hinsicht nennt jede Glaubensgemeinschaft den, der nicht grade ihr anhängt, einen Ungläubigen. Kant sagt, ungläubig ist der, welcher den Vernunftideen (Gott, Freiheit, Unsterblichkeit) darum alle Gültigkeit abspricht, weil es ihnen an theoretischer Begründung fehlt; während der Ungläubige der Maxime nachhänge, Zeugnissen überhaupt nicht zu glauben (also Skepsis); der naturalistische Unglaube aber verbinde mit vielleicht exemplarischem Lebenswandel Gleichgültigkeit oder wohl Widersetzlichkeit gegen die Offenbarung (Naturalismus). Vgl. Glaube.

universal (l.) s. allgemein, Nominalismus.

unlauter heisst 1) derjenige, welchem man nicht trauen kann; 2) welcher das Gute nicht um seiner selbst, sondern um des daraus erhofften Vorteils willen thut, dessen Handlungen also zwar äusserlich mit dem Gesetz stimmen, aber aus unsittlicher Gesinnung entspringen.

Unlust s. Lust, Schmerz.

Unschuld bedeutet 1) den Mangel an Schuld, so z. B. sucht der Anwalt die Unschuld seines Klienten zu beweisen; 2) den Zustand eines vernünftigen Wesens, in

welchem es keine innere und äussere Möglichkeit überhaupt hat, unmoralisch zu handeln. In diesem Sinne nennt man die unmündigen Kinder unschuldig, denn da ihnen der Unterschied von gut und böse noch nicht zum Bewusstsein gekommen ist, kann ihnen keine That zugerechnet werden. Vgl. Schuld, Sünde, Zurechnung, naiv.

Unsinn (nonsens) bedeutet etwas, womit man keinen Begriff verbinden kann. Unsinnig heisst derjenige, welcher so redet oder handelt, als hätte er keinen Verstand.

Unsterblichkeit der Seele oder des Geistes bedeutet nicht blos die Fortexistenz überhaupt, sondern die Fortdauer unsrer geistigen Persönlichkeit. Denn nicht daran liegt uns etwas, als Stoff oder selbst als Teil der göttlichen Substanz oder im Gedächtnis der Nachwelt fortzuleben, sondern wir selbst wollen mit Bewusstsein und Willen fortexistieren. Daher finden wir denn auch bei allen Völkern diesen Glauben verbreitet, und zwar finden sich drei Hauptanschauungen: 1) die älteste, welche auch bei Homer und im Alten Testamente auftritt, ist, dass die Seelen unter der Erde in einem freudlosen Schattenreich (Hades, Scheol) dahindämmern. 2) In Indien und Ägypten lehrte man die Metempsychose, d. h. einen moralischen Kreislauf, den die Seele durchzumachen habe; ähnlich dachten sich Empedokles, Philolaos und Platon die Sache. 3) Das Christentum, der Islam und der Talmud betonen die Idee der Vergeltung und die Auferweckung des Leibes (resp. Fleisches), welche man sich, im Anschluss an die poetischen Schilderungen von Dante, Swedenborg, Bunyan, Klopstock u. a. mehr oder weniger sinnlich vorstellt.

Überblicken wir jetzt kurz die Beweise, welche für die Unsterblichkeit des Geistes aufgestellt sind. 1) Nach der Analogie mit der Pflanzenwelt sterbe der Mensch und verwese, um desto herrlicher aufzustehen. 2) Unzählige Individuen sterben, bevor sie zur vollen Ausbildung ihres Wesens gelangt sind. 3) Es widerspreche Gottes Liebe, sein Geschöpf, dem er doch Leben verliehen, zu vernichten. 4) Gäbe es kein Fortleben, so wäre der Mensch elender als das Tier, das wenigstens nicht durch Erinnerung und Hoffnung gequält werde. 5) Das Moralgesetz, sagt Kant, fordert die Unsterblichkeit, denn hienieden werde

es nie vollständig erfüllt. 6) Ebenso fordere sie die Gerechtigkeit, denn viele gute Menschen sind auf Erden im Unglück, viele böse im Glücke. Daher muss es einen Ausgleich im Jenseits geben. 7) Alle Menschen, und grade die edelsten, haben eine tiefe Sehnsucht nach einem bessern Jenseits — sollte diese getäuscht werden? 8) Was einmal existiere, könne nicht untergehen. 9) Die Seele als etwas Einfaches, Immaterielles sei der Zerstörung nicht ausgesetzt. 10) Die psychische Kraft sei so verschieden von der körperlichen, dass sie nicht an das Schicksal dieser gebunden sein könne. — Es ist klar, dass man gegen jedes dieser Argumente im einzelnen etwas einwenden kann. Aber alle zusammen haben eine ganz achtungswerte Beweiskraft. Ausserdem vergesse man nicht, dass die Hoffnung auf die Unsterblichkeit vielmehr ein Glaube, als ein Wissen ist. — Vgl. Platon, Phädon. M. Mendelssohn, Phädon 1767. J. H. Fichte, Idee d. Persönl. u. d. indiv. Fortdauer 1834. Fechner, Büchlein v. Leben n. d. Tode 1834 und Zendavesta III. 1851.

Unterbegriff s. Terminus.

Untersatz s. Schluss.

unterscheiden ist die Grundthätigkeit des Denkens. Das Ich unterscheidet sich vom Nichtich, es unterscheidet sich von seinen Vorstellungen, sondert diese wieder in subjektive und objektive, in räumliche und zeitliche, unterscheidet Empfindung, Vorstellung, Anschauung und Wahrnehmung. Lokalisieren, Projizieren und Objektivieren, sowie das Bilden von Begriffen u. s. w. beruht hauptsächlich auf dem Unterscheiden. Dies hat zuerst H. Ulrici (1806—84) Syst. d. Logik 1852 hervorgehoben.

Untugend nennt man die einer Tugend widerstreitende Gewöhnung. Es ist also nicht bloss Mangel an Tugend, sondern positive Schlechtigkeit, wenn auch nicht grade Laster.

unvereinbar heissen diejenigen Begriffe, welche demselben Subjekt nicht in derselben Beziehung beigelegt werden können; und zwar unterscheidet man konträre und kontradiktorische (s. d. W.).

unzurechnungsfähig s. Zurechnung.

Urbegriff = Stammbegriff, s. Kategorie.

Ursache (causa) heisst diejenige Sache, welche für

eine andre den Grund ihres Seins (causa essendi seu fiendi) enthält. Beide, Ursache und Wirkung, stehen mit einander im Kausalnexus und die Wirkung zur Ursache im Verhältnis der Dependenz. Wir schliessen, dass B die Ursache für die Veränderung an A sei, sobald wir bemerken, dass aus a b c (= A) a b d geworden ist, nachdem B zu A hinzugetreten war, und dies in jedem Falle. Der Grund für diese Veränderung kann nicht in A enthalten sein, denn von selbst ward nie a b c zu a b d, sondern nur in B. Nicht dass die eine Wahrnehmung der andern folgt, macht diese zur Ursache jener, sondern dass, wenn B mit A zusammenkommt, an A dem c das d folgt, macht B zur Ursache des d. So betrachten wir auch nicht die Nacht als Ursache des Tages, sondern die Sonne. Aber dieses Eingeschlossensein des d, das doch gar nicht an B, sondern an A zur Erscheinung kommt, hat etwas Unbegreifliches. B wird zur Ursache erst, sobald es zu A hinzukommt. Demgemäss schreiben wir ihm eine Kraft zu, welche in ihm schlummert. Vgl. Möglichkeit, Kraft. Weil nun die Menschen so oft das Kausalitätsverhältnis beobachtet haben, hat sich als ein Grundgesetz unsres Denkens der Satz ergeben: Kein Ding ohne Ursache! Stehen doch schon die Begriffe, welche im Satze der Identität und des Widerspruchs verwendet werden, in gegenseitiger Beziehung und Verknüpfung. Sie rufen einander hervor, wie die Ideenassoziation beweist. Ferner erkennen wir bald unser Ich als die schöpferische Ursache für alle seine Vorstellungen. In der Aussenwelt freilich nehmen wir die Ursachen selbst nie wahr, sondern nur die Wirkungen, aus ihnen erschliessen wir jene. Aber an uns selbst können wir fort und fort den Kausalzusammenhang zwischen Reiz und Empfindung, Unlust und Trieb, Wollen und Handeln, Vorstellen und Fühlen beobachten. Diese Anschauung einer sich äussernden K[illegible] übertragen wir dann auf die Aussenwelt: Im Bernst[illegible] schlummert die Kraft, Papierstückchen anzuziehen, [illegible] Gifte der Tod, im Pulver die Expansivkraft u. s. [illegible] Dieselben Erscheinungen, meinen wir, müssen auch [illegible] selben Ursachen haben: deshalb reden wir von gewis[illegible] Naturkräften und Gesetzen, denen wir Allgemeinheit [illegible] Notwendigkeit zuschreiben, ohne zu beachten, dass d[illegible] „ewigen" Naturgesetze oft genug von Erscheinun[illegible]

durchbrochen, resp. durch uns selbst erweitert und geändert werden.

Schon Platon und Aristoteles stellten es als ein Postulat unsrer Vernunft auf, dass man nichts ohne Grund annehme (wobei übrigens die physiologische, logische und metaphysische Seite des Satzes zu unterscheiden ist!). Aristoteles zählt 4 Gründe auf: Stoff, Form, Ursache und Zweck. Dass nichts ohne Ursache geschehe (nihil fieri sine causa), lehrten schon Cicero und Lucrez. Doch erst Leibniz (1646—1716) formuliert den logischen Grundsatz, dass wir keinen Satz als wahr, kein Faktum als wirklich nehmen ohne einen zureichenden Grund (principe de la raison déterminante ou suffisante). Doch schon Wolff († 1754), sein Schüler, verwechselt Grund und Ursache, worauf Kant wieder mit Recht hinwies. Schopenhauer handelt zwar von einem vierfachen Grunde, dem des Werdens, des Erkennens, des Seins und des Handelns („Über die vierfache Wurzel d. Satzes v. zureich. Grunde“ 1813), gibt aber zu, dass diese 4 Gestalten auf die üblichen zwei hinauslaufen. — Hume († 1777) hat zuerst behauptet, der Begriff der Kausalität sei ganz subjektiv, da er infolge der Beobachtung einer gleichen Aufeinanderfolge von Ereignissen in uns entstehe (post hoc, ergo propter hoc), er habe also für die Erkenntnis und das Verhältnis der Dinge selbst keine Bedeutung. Doch dreht sich dieser Philosoph insofern im Kreise, als die Succession der Ereignisse für die Ursache erklärt wird, dass der Begriff der Ursache in uns entstehe. Ausserdem widerspricht ihm die Selbstwahrnehmung; sowohl innerhalb unsres Ich als auch im Verkehr desselben mit der Aussenwelt bemerken wir das Verhältnis von Ursache und Wirkung. Ganz im Gegenteil dazu behauptet Kant, dass der Begriff der Kausalität unserm Geiste ursprünglich und unabhängig von der Erfahrung (a priori) als Stammbegriff, Kategorie, angeboren sei, doch können wir, meint er, nicht entscheiden, ob die Ereignisse wirklich in ursächlichem Verhältnisse stehen. Trotzdem hat er die Dinge an sich für die Ursache des Stoffes der Erfahrung, d. h. der sinnlichen Empfindung, erklärt. Und es ist keineswegs die zeitliche Aufeinanderfolge die Hauptsache, sondern die Bedingtheit einer Erscheinung durch die einer andern innewohnenden Kräfte. Freilich bleiben hier noch

manche Schwierigkeiten: wie fängt ein Ding es an, in einem andern Veränderungen hervorzurufen, d. h. ihm eine Qualität aufzudringen, die in ihm selbst gar nicht ist? Verwirft man aber diesen äussern Einfluss (influxus physicus) und fasst die Ursachen als innere auf, so erscheint das Ding als seine eigne Ursache und Wirkung. Daher haben manche alle Veränderung überhaupt zu leugnen gesucht, andre haben sie auf die gelegentliche Einwirkung Gottes (Occasionalismus) zurückgeführt; ähnlich ist Leibniz' prästabilierte Harmonie, wonach Gott ein für allemal die Veränderungen in den Dingen geordnet habe, dass sie durch einander hervorgebracht zu sein scheinen. Imgrunde hat auch die Identitätsphilosophie die Kausalität geleugnet. Vgl. Cornelius, ü. d. Bedtg. d. Kausalprinzips 1867. A. Fick, d. Welt als Vorstellung 1870. W. Schuppe, d. mschl. Denken 1870. Strümpell, d. Kausalitätsbegr. 1871.

Ursprung (origo) ist das erste in der Reihe aus einander entstandener Dinge oder die erste Erscheinung, womit eine Sache angefangen hat. Mit dem Ursprunge der verschiedenen Einzeldinge sowie des Kosmos beschäftigt sich die Metaphysik. Ursprünglich bedeutet bald den Ursprung einer Sache betreffend, bald anfänglich, bald wesentlich.

Urstoff s. Materie, Element.

Urteil (judicium, *ἀπόφανσις*, als Glied des Schlusses propositio, *πρότασις* genannt) ist die Aussage über das Verhältnis der Begriffe zu einander. Alles Denken ist Urteilen, sowohl das Unterscheiden der Merkmale, wie das Bilden der Begriffe und Schlüsse, mag man seinen Gedanken in einem Satz aussprechen oder nicht. Jedes Urteil besteht aus 3 Stücken: dem Subjekt (S), von welchem etwas ausgesagt wird, dem Prädikat (P), welches ausgesagt wird, und der Kopula, d. h. der Aussageform, welche dem Subjekt ein Prädikat entweder zu- oder abspricht. Unterscheiden, Vergleichen und Unterordnen eines Begriffs unter einen andern sind die Akte des Urteilens.

Platon definierte das Urteil (*λόγος*) als diejenige Verbindung von Substantiven und Verben, die der Verbindung von Ding und Handlung entspreche; Aristoteles als

eine Vorstellungsverbindung (ἀπόφανσις), in welcher Wahrheit oder Nichtwahrheit sei, oder als einen bejahenden, resp. verneinenden Satz, der etwas auf etwas bezieht. Ähnliche Definitionen finden wir bei der „Art de penser“ 1662, bei Leibniz und Wolff. Kant, welcher die Urteile mit den Kategorien zusammenstellt, sagt, ein Urteil sei die Art, gegebene Erkenntnisse zur objektiven Einheit der Apperzeption zu bringen. Übrigens bezeichnet hier Objektivität nicht Aussenwelt, sondern wirkliche Thätigkeit des Ich. Herbart sieht das Urteil als die Entscheidung darüber an, ob zwei Begriffe zu einander passen oder nicht. Nach Hegel soll es die Urteilung, d. h. Selbstdiremtion des Begriffs selbst sein, d. h. ein objektiver Vorgang der Dinge. Schleiermacher betonte die Beziehung des subjektiven Elements im Urteil auf das Objektiv-reale. Dem Urteil soll das System der gegenseitigen Einwirkung der Dinge entsprechen. Ähnlich lehren Ritter, Trendelenburg, Lotze und Überweg. Dagegen aber bemerken wir, dass das Urteil als logische Funktion mit dem Inhalt, d. h. der Wahrheit der Aussage, gar nichts zu thun hat; es bleibt formell richtig, auch wenn es dem realen Sein widerspricht.

Eingeteilt werden die Urteile am besten in solche der Quantität, d. h. nach dem Umfange des Subjekts und der Relation, d. h. nach der Beziehung von Subjekt und Prädikat; ferner vom formalen Gesichtspunkte nach der Qualität oder Modalität, wonach dem Subjekt etwas zu- oder abgesprochen wird. Kant unterscheidet nach der Quantität: einzelne, besondre, allgemeine; nach der Qualität: bejahende, verneinende, unendliche; nach der Relation: kategorische, hypothetische, disjunktive; nach der Modalität: problematische, assertorische und apodiktische. Diese ganze Einteilung aber ist unhaltbar. Der Quantität nach gibt's nur singuläre und allgemeine. Die Qualität fällt mit der Modalität zusammen, Kants „unendliche“ Urteile gibt's nicht. Seine Zusammenstellung nach der Relation ist falsch, wie kann man disjunktiv mit kategorisch und hypothetisch zusammenstellen! Und hypothetische Urteile gibt es überhaupt nicht! Die Qualität des Urteils kann nur substantiell, kausal oder final sein; die Modalität betrifft aber gar nicht das Urteil selbst, sondern seine Beziehung zu unsrer Erkenntnis, alle Ur-

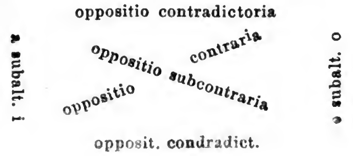
teile sind jedoch assertorisch oder kategorisch, die Beziehung problematisch resp. apodiktisch gehört nicht hierher. Nach der hergebrachten Logik unterscheidet man durch Kombination von Quantität und Qualität 1) allgemein bejahende Urteile (alle S sind P), 2) allgemein verneinende (kein S ist P), 3) partikulär bejahende (einige S sind P), 4) partikulär verneinende (einige S sind nicht P). Indem dann von affirmo a und i für allgemeine und partikuläre Bejahung, non nego e und o für allgemeine und partikuläre Verneinung genommen wurde, machte Mich. Psellos c. 1050 folgende Gedächtnisverse:

Asserit a, negat e, sed universaliter ambo,
Asserit i, negat o, sed particulariter ambo.

Diese übersetzte Gottsched († 1766) so:

Das a bejahet allgemein, das e sagt zu allem Nein,
Das i bejaht, doch nicht von allen, so lässt auch o das Nein erschallen.

Kant unterschied noch analytische und synthetische, ferner Urteile a priori und a posteriori. Doch haben wir gehörigen Orts die Unhaltbarkeit dieser Unterschiede nachgewiesen. — Der Umfang eines Urteils ist gleich demjenigen seines Subjektbegriffs, da ja jedes Urteil in der Subsumtion von S unter P besteht. Wo S und P reziproke Begriffe sind, kann ein Urteil umgekehrt werden; solche Urteile heissen reziprokabel oder äquipollent. Zwei Urteile, von denen das eine verneint, was das andre bejaht, sind einander kontradiktorisch entgegengesetzt. Konträr oder diametral entgegengesetzt sind solche, die von einander am meisten verschieden sind; subkonträr heissen diejenigen, von denen das eine partikulär bejaht, das andre partikulär verneint; subalternierend heisst das Urteil, welches ein Prädikat auf die ganze Sphäre des Subjektbegriffs bejahend oder verneinend bezieht, das andre aber (das subalternierte) auf einen unbestimmten Teil derselben Sphäre. Hieraus ergibt sich das Schema:



Über die Umkehrung s. Konversion und Kontraposition. Zusammengesetzte Urteile bestehen aus mehreren ko- oder subordinierten Urteilen. Kopulative haben bei gleichen Prädikaten verschiedene Subjekte; die negative Form heisst ein remotives Urteil. Konjunktive haben bei gleichen Subjekten disparate Prädikate. Divisive Urteile zerlegen den Umfang eines Gattungsbegriffs in mehrere Arten; disjunktive stellen entgegengesetzte Aussagen gegenüber. — Vgl. Herbart, Einl. i. d. Philos. 1813. Ulrici, Log. 1852. Schleiermacher, Dialektik 1839. Lotze, Log. 1874. Sigwart, Log. 1881. Drobisch, Neue Darstell. d. Log. 1863. W. Wundt, Log. 1880. Kirchner, Logik, 2. Aufl. 1890.

Urteilskraft ist das Vermögen, Urteile zu bilden, oder, wie Kant sagt, das Vermögen, unter Regeln zu subsumieren, resp. sich das Besondre als unter dem Allgemeinen enthalten vorzustellen. Kant unterscheidet eine sechsfache Urteilskraft: 1. die ästhetische oder subjektive ist das Vermögen, die formale Zweckmässigkeit durch das Gefühl der Lust und Unlust zu beurteilen; 2. die bestimmende, das Vermögen, einen zu grunde liegenden Begriff durch eine gegebene empirische Vorstellung zu bestimmen; 3. die logische, welche durchs Bewusstsein allgemeiner Merkmale, vermittelst der Subsumtion des Besondren unter das Allgemeine bestimmt; 4. die reflektierende, das Vermögen, das Allgemeine zu dem gegebenen Besondren zu finden. 5. die teleologische, die reale oder objektive Zweckmässigkeit der Natur durch Verstand und Vernunft zu beurteilen. 6. die transcendentale, welche a priori die Bedingungen angiebt, denen gemäss allein sie das Besondre unter das Allgemeine subsumieren kann.

Urthatsache heisst im allgem. jede Thatsache, mit welcher eine Reihe von Begebenheiten beginnt; im engern Sinne gibt es deren zwei: 1, das Bewusstsein, von welchem alles Denken und Sein (in subjektiver Auffassung) ausgeht; 2, das Dasein der Aussenwelt, mag man sie in ihrer blossen Objektivität nehmen oder auf die Ursache, Gott, zurückführen. J. G. Fichte, († 1814) nennt die Urthatsache des Bewusstseins die Urthathandlung und bestimmt sie so: „Ich bin schlechthin, weil ich bin, und

bin schlechthin, was ich bin, beides für das Ich." Daraus leitet er die Antithesis des empirischen Bewusstseins ab: „Ich setzt sich entgegen ein Nicht-Ich," und folgert aus beiden die Synthesis: Ich setze im Ich dem teilbaren Ich ein teilbares Nicht-Ich entgegen." Vgl. mein Grundprinzip des Weltprozesses. Köthen. 1883.

Utilitarismus (v. utilis nützlich) nannte man die von Jeremy Bentham (1748—1832) begründete Nützlichkeitstheorie. Der Zweck der gesellschaftlichen Einrichtungen könne nur sein die „Maximisation" des Wohlseins, rsp. die „Minimisation" des Übels. Auf den Grundsatz des Nutzens, welcher jeden leite, gründet er seine Moral (Deontology). Nutzen bedeute die Eigenschaft einer Sache, wodurch sie uns vor einem Übel bewahrt, oder ein Gut verschafft. Ein Übel ist Schmerz, ein Gut Lust.

Man hat nun ein moralisches Budget aufzustellen, um bei allen Lustregungen Gewinn und Nachteil abzuwägen. Dabei wird sich der Egoismus als nachteilig erweisen; denn es ist vor der Welt jedenfalls vorteilhafter, uneigennützig zu erscheinen; da aber stetes Heucheln sowohl unerträglich als auch riskant ist, so empfiehlt es sich uneigennützig zu werden. Die erste Tugend ist die Klugheit, aus der aber Mässigung und Selbstbeherrschung entspringen. Die reinsten Freuden verschaffen wir uns durch möglichst intensive Beförderung des Wohls aller. — Anhänger Benthams waren Dumont, Beneke, Bowring, J. Stuart Mill. Vgl. Bentham, Deontology 1834. Sidgwick, the methods of Ethics 1878. Grundsätze d. Civil- und Criminalgesetzgebung nach Bentham v. Beneke 1830.

Varietät s. Abart.

Vaterland s. Patriotismus, Kosmopolit.

Velatus (ἐγκεκαλυμμένος) der Verhüllte heisst einer der megarischen Fangschlüsse. Man fragte nämlich: „Wenn dir jemand deinen Vater verhüllt vorführt, kennst du ihn oder kennst du ihn nicht?" Die Schwierigkeit liegt hier in dem Doppelsinn „kennen".

Velleïtät (v. velle wollen) bedeutet eine Äusserung des Wollens, das noch nicht zur That geworden, also blosse Willensregung (volitio).

Veränderung nennt man den Wandel der Qualität

und Form beim Beharren der Substanz. Sie besteht darin, dass an demselben Ort im Raum jetzt ein Zustand und darauf ein anderer, und zu einer und derselben bestimmten Zeit hier dieser Zustand und dort jener ist. Jede Veränderung, bevor sie in Erscheinung tritt, hat eine Menge kleiner, unscheinbarer Veränderungen zur Voraussetzung. Die Eleaten leugneten die Veränderung überhaupt; denn das wahrhaft Seiende könne nicht werden, sei ohne Bewegung und Veränderung, den ganzen Raum erfüllend. Herbart zeigte aus den Widersprüchen im Begriff der Veränderung (einzelne Merkmale beharren, andre wechseln), dass es im Seienden keinen inneren Wechsel gebe, weil ursprüngliche Selbstbestimmung und absolutes Werden unmöglich sei, dass es aber auch keinen abgeleiteten Wechsel geben würde, wofern die Einwirkung von Ursachen nur unter der Voraussetzung einer ursprünglich nach aussen gerichteten Thätigkeit erfolgen könnte. Dann aber würde es gar keinen Wechsel geben, was der Erfahrung widerspricht. Daher sucht Herbart ihn ohne eine ursprünglich nach aussen gerichtete und ohne eine ursprünglich innere Thätigkeit zu erklären, nämlich durch die Theorie der Selbsterhaltungen, welche zwischen den Realen stattfinden und das einzige wirkliche Geschehen ausmachen. Vgl. Herbart, Allg. Metaphys. 1828.

Veranlassende Ursachen oder gelegentliche (causae occasionales) heissen diejenigen, welche nicht unmittelbar eine Wirkung hervorbringen, sondern nur Anlass oder Gelegenheit dazu geben, dass eine andere Ursache solche hervorbringe. Vgl. Occasionalismus.

Verantwortlichkeit s. Zurechnung.

verbal = wörtlich (l.), Verbaldefinition s. Nominaldefinition.

Verbindlichkeit bedeutet a) die Verpflichtung, einem anderen etwas zu leisten; so legt uns jeder Vertrag gewisse Verbindlichkeiten auf. b) Die Notwendigkeit einer Handlung um des Gesetzes oder des Gesetzgebers willen. Es ist die sittliche Notwendigkeit einer Handlung, welche die Vernunft anerkennt. Übrigens ist der Nachweis der Verbindlichkeit nicht leicht. Vgl. Pflicht, Gewissen, Sittlichkeit. Bei Kant finden sich noch folgende eigentüm-

liche Definitionen: V. ist die Abhängigkeit eines nicht schlechterdings guten Willens vom Prinzip der Autonomie (der moralischen Nötigung); die Nötigung, obzwar durch blosse Vernunft und deren objektives Gesetz; die Notwendigkeit einer freien Handlung unter einem kategorischen Imperativ der Vernunft.

Verbrechen (delictum) ist die Verletzung einer Rechtspflicht d. h. eine Handlung, welche die Rechtsordnung zerstören würde, wenn sie nicht alsbald aufgehoben würde. Zweierlei gehört dazu: a) der Thatbestand, die wirkliche äussere Erscheinung (corpus delicti) und b) das Bewusstsein der Rechtswidrigkeit (dolus). Fehlt der äussere Erfolg, so ist das Verbrechen nur beabsichtigt oder begonnen (Attentat, resp. Inchoat); über die innere Willensbestimmung steht dem Richter kein Urteil zu. Der Thäter ist nur für das an der That Beabsichtigte verantwortlich. Ein Verbrechen hat übrigens eine rechtswidrige Tendenz nicht nur, wenn es irgend einem positiven Gesetz widerspricht, sondern auch, wenn es die Existenz der Gesellschaft gefährdet. Vgl. Todesstrafe.

Verdienst (mascul.) bedeutet den Lohn für Arbeit; als Neutr. den Wert, den gewisse Handlungen entweder relativ, d. h. äusserlich, oder absolut, d. h. moralisch, haben. Es ist also das Gute, das jemand in redlicher Absicht und ohne Rücksicht auf die äusseren Folgen leistet. Kant unterscheidet saueres und süsses Verdienst; jenes soll das Verdienst um andre Menschen sein, das mit Undank belohnt wird, dies, welches in der Beglückung anderer den Wohlthäter selbst beglückt. Verdienstlich nennt man diejenige gute Handlung, die jemand über die Forderung des Gesetzes hinausthut. Solche Handlungen giebt es aber nicht. Denn entweder ist sie pflichtmässig, dann erwirbt man sich kein Verdienst dadurch, oder sie ist es nicht, dann braucht, ja dann darf man sie nicht thun.

Vererbung seelischer Eigenschaften ward schon von Platon (Polit. p. 310) behauptet, und Sueton stellt offenbar von demselben Gesichtspunkte aus seiner Geschichte Neros dessen Stammbaum voran. Eigentümlicher Weise ist Übertragung des physischen Naturells mit Kreuzung der Geschlechter oder Überspringung der Gene-

rationen nicht selten, aber die aus beiden Gesetzen folgende Kombination fast unbekannt. Als Beispiel der Vererbung der mütterlichen Gemütsart pflegte Kant sich selbst anzuführen. Manche Familien bringen mehrere Generationen hindurch dieselben Talente hervor: Bernoulli, Herschel, Scaliger, Lessing, Schleiermacher. Auch im Tierreiche kommt Vererbung vor. Vgl. L. Schücking, Geneanomische Briefe. Fkf. 1855. Waitz, Anthropol. II, S. 93 f. 188 ff.

Verfassung s. Staat.

Vergeltung heisst die Handlung, wodurch jemandem dasjenige, was er anderen Gutes oder Schlechtes that, zurückgegeben wird. Die Vergeltung stellt also eine Kausalverbindung her zwischen den Thaten eines Menschen und deren Folgen. Sie gestaltet sich als Lohn oder als Strafe, je nachdem eine Wohl- oder Übelthat vergolten wird. Dass der, welcher absichtlich wohl oder wehe that, nach der Grösse des von ihm beabsichtigten oder bewirkten Erfolges Lohn oder Strafe verdient, ist ein tiefsittlicher Gedanke, auf welchem nicht nur die Pflicht der Dankbarkeit, sondern auch das Strafrecht und der Glaube an die Unsterblichkeit ruht. Vgl. Strafe, Talio.

Vergnügen s. Lust, Hedoniker.

Verhältnisbegriffe s. Relation, Correlat.

Vermögen s. Kraft, Anlage, Fähigkeit, möglich.

Vernunft und Verstand. Seit Aristoteles unterscheiden die Philosophen an unserm Geiste ein mehr aktives und ein mehr passives Vermögen. Die schroffe Gegenüberstellung von Vernunft und Verstand rührt von Kant her. Verstand soll das Vermögen der Begriffe und Kategorien, Vernunft das der Ideen sein, obgleich er leugnete, dass diese Ideen Ausdruck einer objektiv-wahren Erkenntnis seien. Daraus entwickelte sich die Ansicht, dass die Vernunft es mit dem Übersinnlichen, Ewigen und Absoluten (mit der Erkenntnis des Guten, Wahren, Schönen und Gottes), der Verstand dagegen nur mit der Zusammenfassung des empirisch Gegebenen zu thun habe. Allmählich ward die Vernunft aus dem höheren Erkenntnisvermögen zur Quelle und Bürgschaft übernatürlicher Erkenntnisse. So bei Jakobi und den Identitätsphilosophen.

Schelling bezeichnet sie als das Vermögen, die absolute Einheit der endlichen Dinge in dem Unendlichen und Absoluten anzuschauen (intellektuelle Anschauung!). Hegel lässt sie sich über den abstrakten Verstand durch das dialektische oder negativ-vernünftige Moment zum spekulativen erheben, das die Einheit der endlichen Bestimmungen in ihrer Entgegensetzung auffasst. Ähnlich, wenn auch nüchterner lehrten J. H. Fichte, Ulrici und Frohschammer; nach ihnen hat der Verstand es blos mit der sinnlichen Erscheinungswelt, die Vernunft mit dem Übersinnlichen zu thun. — Nach unserer Meinung ist diese ganze Unterscheidung hinfällig. Unsere Erkenntnis des Sinnlichen ist methodisch dieselbe wie die des Übersinnlichen, beidemal richten wir uns nach den logischen Grundgesetzen unseres Geistes. Und wenn die Vernunft das Göttliche in uns sein soll, was ist dann der Verstand? Die Ideen aber sind doch nur hypostasierte Begriffe. Und betrachtet man genau die Aufgabe, welche gewöhnlich dem Verstande zugeschrieben wird, so ist offenbar die der Vernunft mit eingeschlossen. Vgl. Nus, Denken, Idee.

Vernunft hat bei Kant noch ganz eigentümliche Bedeutungen. Zunächst im allgemeinen: die bestimmte Art und Weise der Selbstthätigkeit des Gemüts in seinen Wirkungen oder das gesamte Vermögen der Selbstthätigkeit im Menschen. Logisch ist es das Vermögen mittelbar zu urteilen und zu schliessen oder das Besondere aus dem Allgemeinen abzuleiten; transcendental das Vermögen der Prinzipien aller möglichen Erkenntnis. Letztere ist also dasselbe wie die reine Vernunft, welche Kant auch das Vermögen der Prinzipien a priori nennt. Die praktische Vernunft hingegen (ein Begriff, der vor Kant nicht existiert hat) macht für uns den Inbegriff alles dessen, was sein und geschehen soll, durch praktische Prinzipien begreiflich; sie ist das Vermögen der Zwecke überhaupt; die theoretische hingegen macht uns durch theoretische Prinzipien den Inbegriff dessen, was ist oder geschieht, begreiflich. — Verkehrt nennt Kant die Vernunft (perversa ratio), wenn sie die Wirklichkeit eines Prinzips als hypothetisch zugrunde legt, dasselbe anthropomorphisiert als höchstes Wesen und nun der Natur Zwecke unterschiebt. Vgl. Teleologie.

Vernunfteinheit ist nach Kant die synthetische Einheit, welche in der Kategorie gedacht wird, bis zum schlechthin Unbedingten hinausgeführt.

Vernunftglaube, reiner, praktischer, besteht nach Kant darin, dass das Prinzip, welches unser Urteil bestimmt, zwar subjektiv als Bedürfnis, aber auch zugleich als Beförderungsmittel dessen, was objektiv (praktisch) notwendig ist, der Grund eines Fürwahrhaltens in moralischer Absicht ist.

Vernunfthypothese nennt Kant eine Meinung, die aus subjektiven Gründen zum Fürwahrhalten zureichend wäre.

Vernunftidee, reiner Vernunftsbegriff oder transcendentale Idee heisst bei Kant ein Begriff, dem keine Anschauung völlig adäquat sein kann.

Verstand (intelligentia) ist bei Kant das Vermögen der Begriffe und Vorstellungen, der Urteile und Erkenntnisse, das Vermögen, das Mannigfaltige in einer Empfindung zusammenzufassen. Vgl. Vernunft.

Vexierfragen heissen verfängliche oder sophistische Fragen, welche einen andern in Verlegenheit setzen sollen. Vgl. Acervus, Calvus, Velatus.

Vision (visio, ὅραμα) ist eine Art der Halluzination, wobei der Mensch Gestalten sieht und Stimmen hört, welche objektiv gar nicht vorhanden sind. Sie entspringt meist aus psychischen, bisweilen aus somatischen Ursachen. Zu den letzteren gehört: Blutandrang nach dem Gehirn oder Blutmangel in demselben, Vergiftung, Krankheit des Hirns, Herzens, Hypochondrie, Hysterie, Epilepsie u. dgl. Die psychischen Ursachen sind Affekt, Phantasie und Interesse. Daher stellen sich die Visionen, welche man Träume während des Wachens nennen kann, meist bei aufgeregtem Zustande ein. Manche Menschen können sogar willkürlich Visionen herbeiführen. Ihr Wesen besteht darin, dass Phantasmen nach aussen projiziert und für wirklich gehalten werden. Am meisten sind Gesicht und Gehör der Vision ausgesetzt, selbst bei völlig erblindeten und tauben Menschen. Wie ansteckend solche Affektionen sind, zeigen die Hexenvisionen des Mittelalters, die Visionen der Puritaner, Jansenisten und Spiritisten. Selbst ganz gesunde Naturen, wie Cellini, Goethe, J. Moser,

Nicolai, J. Paul, W. Scott, haben an Visionen gelitten. Wenn sie aber ein Mensch für wirklich hält, steht er an der Grenze der Geistesstörung. Vgl. Halluzination, Illusion.

Völkerpsychologie oder Sozialpsychologie ist derjenige Zweig der Seelenlehre, welcher auf Grund der Ähnlichkeit zwischen den Formen und Sitten der Gesellschaft und den Zuständen des individuellen Seelenlebens von Herbart angeregt wurde („Psychol. als Wiss." II. B. Einl. und „Über einige Beziehungen zwischen Psych. und Staatswiss."). Daraus entwickelte sich eine Psychologie der Gesellschaft, welche nicht sowohl Verhältnisse der Menschen als zwischen den Menschen betrachten will, so St. Mill, Ribot, Lazarus, oder von der psychischen Persönlichkeit der Gesellschaft, wie Lindner und Wundt. Vgl. Lindner, „Ideen z. Psychol. d. Gesellsch." Wien 1871.

Vollkommenheit ist die innere objektive Zweckmässigkeit oder vollständige zweckmässige Einheit einer Sache, wenn ein Ding alles das geworden ist, was es nach seinem Wesen werden konnte. Und zwar hat man die quantitative Vollkommenheit von der qualitativen zu sondern: jene ist s. a. Vollständigkeit, d. h. die Allheit der Teile, welche zusammen ein Ding ausmachen; diese die Zusammenstimmung des Mannichfaltigen zu seinem Begriff. Ferner kann man formale und materiale V. scheiden, je nachdem mehr die Form oder der Stoff ins Auge gefasst wird; ebenso stehen einander die physische, geistige und moralische Vollkommenheit gegenüber. Vgl. F. Kirchner, Üb. d. Zweck d. Daseins. Berl. 1882.

Vorstellung (repraesentatio) ist derjenige Zustand der Seele, welcher als Rest von der Empfindung zurückbleibt; sie ist eine isolierte und projizierte Empfindung. Die Vorstellungen sind entweder gleich oder ungleich, letztere wieder vergleichbar oder disparat. Durch die Aufmerksamkeit und die Reproduktion werden manche plötzlich wieder ins Bewusstsein gerufen. — Nach Herbart hemmen und fördern einander die Vorstellungen, sie steigen und sinken, verschmelzen oder widerstreben einander, drängen sich in der Enge des Bewusstseins, bis die schwächere unter die „Schwelle des Bewusstseins" sinkt. Doch strebt jede wieder zur früheren Klar-

heit zu gelangen, wodurch ein stetes Schwanken und Schweben der Vorstellungen erzeugt werde. Gegen diese ganze „Statik und Mechanik“ der Vorstellungen lässt sich aber manches einwenden. 1) Widerspricht ihr Herbarts Grundansicht von der Seele als einem einfachen Realen. 2) Wirkliches Steigen, Fallen, Hemmen u. dgl. kann in der Seele nicht stattfinden, da es ja zu Störungen faktisch nicht kommt. 3) Herbart betrachtet das Bewusstsein wie einen Raum, in welchem sich die Vorstellungen selbständig bewegen. 4) Den Wechsel derselben veranlassen ganz andere Einflüsse: Reize, Empfindungen und Interessen. 5) Gegen die Theorie spricht auch, dass wir uns manchmal einer Thatsache durchaus nicht erinnern können und uns dabei doch bewusst sind, sie noch jüngst gewusst zu haben. 6) Herbart berücksichtigt mit Unrecht nur die Quantität, nicht die Qualität der Vorstellungen. Über die Gesetze der Reproduktion, über Gedächtnis und Phantasie s. d. W.

Vorurteil nennt man ein Urteil, das jemand über eine Sache fällt, bevor er sie geprüft hat. Nicht jedes Vorurteil übrigens ist falsch, nur kann man von seiner Wahrheit nicht eher überzeugt sein, als bis man es gründlich untersucht hat. Die Vorurteile sind die schlimmsten Quellen und Bollwerke des Irrtums. Ein philosophischer Kopf sollte keine Behauptung annehmen oder nachsprechen, die er nicht selbst durchdacht hat. Die Vorurteile haben mancherlei Ursprung: Erziehung, Gewöhnung, Familie, Stand, Geschäft, Volk, Landesbrauch u. s. w., mit einem Worte die Achtung vor fremden Autoritäten. Dazu kommt Egoismus, Trägheit und Faulheit, Oberflächlichkeit, Parteiwut u. s. w. Vgl. Irrtum.

Wachen s. Schlaf und Traum.

Wahlfreiheit (liberum arbitrum) s. Freiheit u. Willkür.

Wähnen ist ein Fürwahrhalten aus unzureichenden Gründen. Vgl. Meinen, Glauben und Wissen.

Wahnleib nennt man eine Abnormität des Ichbewusstseins, wodurch die der Vorstellung des Leibes zugrunde liegende Gemeinempfindung geändert wird. Daraus entwickeln sich seltsame Halluzinationen: Der Mensch wähnt das Gewicht seines Leibes sei vermehrt oder vermindert,

sein Geschlecht und Alter verändert, der Leib in Glas, Holz, Butter u. s. w. verwandelt. Vgl. v. Krafft-Ebing, Lehrb. d. Psychiatrie 1883.

Wahnsinn heisst die Oberherrschaft des abnormen Ich über das normale. Der Wahnsinnige legt sich einen anderen Namen und Beruf bei und bewegt sich innerhalb einer fixen Idee. Wahrnehmung und Phantasie sind krankhaft erregt, ebenso das Empfinden, sodass sich der Kranke Vorstellungen macht, die gar nicht durch Sinnesreize begründet sind. Dazwischen hat er lichte Momente. Die Krankheit verläuft in mehreren Stadien: Zuerst tritt Leidenschaftlichkeit hervor, Vernachlässigung der gewöhnlichen Geschäfte und Personen, Zerstreutheit, Unruhe u. dgl. Sodann zeigt der Kranke ganz irren Blick, auffallendes Betragen, zweckwidriges Thun. Endlich beherrscht ihn eine fixe Idee, und die Krankheit endet gewöhnlich in Blödsinn. Vgl. Emminghaus, Allg. Psychopathologie 1878.

Wahrheit wird in doppeltem Sinne gebraucht, in logischem oder formalem und in materiellem oder materialem. Die logische ist die Übereinstimmung unserer Gedanken mit sich selbst oder mit den allgemeinen Denkgesetzen (vgl. Richtigkeit). Sie bezieht sich nur auf die Form der Erkenntnis, nicht auf den Inhalt. Die materielle Wahrheit hingegen ist die Übereinstimmung unserer Gedanken mit den Gegenständen. Dass diese stets vorhanden sei, ist die Ansicht des gesunden „Menschenverstandes“. Das tiefere Nachdenken kommt aber bald auf die Frage nach der Bürgschaft für die Wahrheit, nach ihren Kriterien. Hierbei kann man den skeptischen, kritischen, dogmatischen und absolutistischen Standpunkt unterscheiden. Die Skepsis stellt die Möglichkeit eines wahren Wissens überhaupt in Abrede. Der Kritizismus leugnet auch die Objektivität der Erkenntnis, denn die Dinge an sich bleiben uns unbekannt. Der Dogmatismus dagegen setzt ohne weiteres voraus, dass unsere Begriffe dem Wesen der Dinge entsprechen. Noch weiter in der Richtung geht die Identitätsphilosophie, indem sie, unter Voraussetzung der absoluten Einheit von Denken und Sein, behauptet, der Begriff sei selbst das wahrhaft Reale. — Eine ganz andere Art von Wahrheit tritt uns bei der Gültigkeit der Ideen ent-

gegen. Hier handelt es sich nicht um die Übereinstimmung des Gedankens mit dem Sein, sondern umgekehrt des Seins mit der Idee. So hat sich das sittliche, ästhetische, religiöse Thun nach der Idee zu richten. Dies kann man die ideale Wahrheit nennen.

Wahrnehmung (perceptio) nennt man die Verknüpfung einer Nervenerregung mit dem dadurch hervorgerufenen Seelenzustande. Die Wahrnehmung nimmt eine Vorstellung für wahr, d. h. für objektiv, gegenständlich; es verbindet sich stets mit ihr der Gedanke, das Empfundene sei ein Aussending. Man unterscheidet äussere und innere Wahrnehmung. Jene ist die unmittelbare Erkenntnis des neben und nach einander Existierenden, welche auf Grund objektiver Verhältnisse durch unsere Sinne zustande kommt, diese fasst unsere psychischen Erlebnisse vom Standpunkt des Selbstbewusstseins mit materialer Richtigkeit auf. Auf der Verbindung der sinnlichen und psychischen Wahrnehmung beruht alle Erkenntnis.

Wahrscheinlichkeit (probabilitas) ist die Annahme, die sich auf überwiegende Gründe stützt. Sie schliesst das Gegenteil nicht aus, hat aber selbst verschiedene Grade der Gewissheit, je nach dem Gewicht der Gründe. Zunächst unterscheidet man mathematische und philosophische Wahrscheinlichkeit; jene nennt man auch die reale, diese die logische. Jene bezieht sich auf das gewöhnliche Leben und wird bestimmt durch das Verhältnis der Anzahl der einer Erwartung günstigen Fälle zur Anzahl aller möglichen Fälle, wenn alle Fälle gleich möglich sind. Wahrscheinlich ist also, was im Verhältnis gegen einen möglichen Fall, dass es anders sei, in vielen gleich möglichen Fällen so beschaffen ist, wie das Urteil aussagt. Die einfachsten Fälle kommen beim Spiel (Karten, Lotto u. dgl.) vor. So fragt man, wie wahrscheinlich es ist in einem Zahlenlotto eine Ambe zu erraten. In den 90 Nummern liegen 4005 Amben; 5 Nummern werden jedesmal gezogen, in denen 10 Amben liegen. Hier habe ich also von 4005 Fällen 10 Fälle für und 3995 gegen mich. Die Wahrscheinlichkeit verhält sich also zur Gewissheit wie 4005 : 10 oder sie ist, die volle Gewissheit = 1 gesetzt, = $^{10}/_{4005}$. Die Wahrscheinlichkeit, mit zwei Würfeln einen Pasch zu werfen, ist = $^{1}/_{6}$ der Gewissheit; für

einen bestimmten Pasch aber = $^1/_{36}$. Hierbei leistet die Kombination, aber auch die Erfahrung gute Dienste. So lehrt z. B. die Erfahrung, dass sich die Geburten von Knaben zu der von Mädchen wie 22 zu 21 verhalten, folglich wird die Wahrscheinlichkeit, dass eine Mutter einen Knaben zur Welt bringen werde, sich ebenso verhalten. Voraussetzung der Wahrscheinlichkeitsrechnung ist, dass die Fälle ganz gleichartig sind und man sie übersehen und ihr Grössenverhältnis bestimmen kann. Daher wird im allgemeinen nur der Unternehmer eines Geschäfts (für Leibrenten, Witwenkassen, Lotterien) gewinnen, der Einzelne aber stets aufs unsichere hinwagen. — Bei der philosophischen Wahrscheinlichkeit schliesst man entweder geradezu von der Vielheit der Fälle auf die Einheit der Regel und sucht also die Regel selbst zu begründen, oder man setzt doch voraus, wiewohl nicht mit voller Gewissheit, dass die Regel allgemein gelte. Hier hat man das Bewusstsein, es gebe feste Regeln der Entscheidung, wenn man sie auch noch nicht kennt. Hier schliesst man nicht nach der Grösse, sondern durch Induktion, Analogie und Hypothese. — Die ästhetische Wahrscheinlichkeit besteht darin, dass etwas nach den vom Künstler zu machenden Voraussetzungen der Darstellung als wirklich genommen werden könne. Vgl. F. Kirchner, Über den Zufall, Halle 1888.

Weber'sches Gesetz, von Weber aufgestellt, von Fechner als Grundsatz der Psychophysik genauer formuliert, lautet: 1) Je höher eine Empfindung in der Scala steht, um so bedeutender muss die quantitative Abänderung des ihr zu Grunde liegenden Reizes sein, um sie als die nächsthöhere erkennen zu lassen; 2) der Empfindungsunterschied bleibt sich gleich, wenn der relative Reizunterschied sich gleich bleibt (Fechner, Psychophys. I, 134). Weber hatte das Gesetz nur für Gewicht-, Druck- und Längenbestimmungen aufgestellt; Fechner erweiterte es auf Licht-, Schall-, Distanz- und andere Schätzungen, Wundt trennte Druck- und Muskelempfindung, berechnete die Verschiedenheit der relativen Reizerhöhungen bei den Empfindungsklassen und suchte das Gesetz dem allgemeineren Gesetz des unbewussten Vergleichungsverfahrens zu subsumieren. Wundt, Vorles. ü. d. Menschen- u. Tierseele S. 98.

Wechselwirkung von Leib und Seele s. Leib, Seele, Harmonie, Dualismus.

Wehmut ist ein Affekt, nämlich die Traurigkeit, die entweder der Erinnerung an eine vergangene Lust oder ein verlorenes Gut, bez. der Einsicht in die Unmöglichkeit ein ersehntes Gut wieder zuerlangen, entspringt. Und doch mischt sich in jene Traurigkeit auch ein Gefühl der Lust, weshalb man von süsser Wehmut spricht. Ja, es gibt eine „Wonne der Wehmut!“ Vgl. Goethes Gedicht.

Weisheit ist die Anwendung der besten Mittel zur Erreichung guter Absichten. Sie besteht also in einem Wissen des Wahren, welches aber nicht in der Theorie bleibt, sondern praktisch wird und die Gesinnung und Handlungsweise veredelt. Nicht Gelehrsamkeit und Bildung gehört dazu, aber praktische Lebensklugheit und Einsicht in das Wahrhaft Gute. In diesem Sinne will die Philosophie Weisheitslehre sein.

Wesen (essentia, *οὐσία*) bedeutet 1) das Sein im Gegensatz zum Dasein (existentia). Jedes Vorhandene muss doch irgend welche Bestimmtheit, Individualität haben, um zu existieren. Jede Existenz setzt eine Essenz voraus. 2) Damit hängt die andre Bedeutung zusammen, dass darunter das Bleibende, Beharrliche, das Ding an sich verstanden wird im Gegensatz zu den wechselnden Eigenschaften und zur Erscheinung. Das Wesentliche an einer Sache ist dann das Notwendige. 3) Endlich bedeutet Wesen ein Ding, und man spricht von mehreren Wesen derselben Art.

Widerlegung (refutatio) ist der Nachweis von der Unrichtigkeit einer Behauptung. Man widerlegt, indem man entweder den logischen Widerspruch oder die materiale Unwahrheit aufzeigt. Dies kann durch direkten oder indirekten Beweis, durch Deduktion oder Induktion, durch absolute Beweise oder Wahrscheinlichkeitsschlüsse geschehen. Doch muss der Streit stets sachlich, nicht persönlich geführt werden. Man halte den Streitpunkt fest im Auge, fasse die Behauptungen des Gegners klar auf, setze sich zuerst über die Prinzipien mit ihm auseinander, hüte sich vor Verdrehung und Konsequenzmacherei und widerlege nicht blos die oft schwachen Gründe des Geg-

ners, sondern gebe selbst den Gegenbeweis. Vgl. Irrtum, Kritik.

Widerspruch s. contradicto.

Wille ist das mit Einsicht verbundene Streben. Während der Trieb blind, die Begierde zielbewusst ist, gesellt sich beim Wollen noch die Einsicht in die Erreichbarkeit des Begehrten hinzu. Erreichbar aber ist es, wenn es den Endpunkt bildet einer Kausalreihe, deren Anfang von uns selbst in Bewegung gesetzt und zur Ursache aller folgenden Glieder wird. Vom Begehren unterscheidet es sich also 1) durch die Stetigkeit, 2) die Überlegung und 3) die Zuversicht, dass es Erfolg haben werde. Ohne die Vorstellung des Begehrten, die Erfahrung und die Einsicht in die Mittel kommt kein Wollen zustande. Es entspringt also aus dem Wissen und Können. Man kann, was man will, wenn man will, was man kann. Das Wollen unterscheidet sich also vom Triebe, vom Begehren und vom Wünschen. Kein Verständiger wird wollen, was er sich bewusst ist, schlechterdings nicht zu können oder zu dürfen. Die Gegenstände des Wollens aber sind unendlich verschieden, daher gibt es einen sittlichen und unsittlichen Willen; und je nach der Überzeugung von der eignen Kraft gibt es ein verständiges und thörichtes, festes und schwankendes Wollen. Immer aber bleibt der Wille des Menschen innerstes Eigentum, sodass **Schopenhauer** auf die Idee kam, den Willen als das Ding an sich, als das Wesen der Welt zu bezeichnen. Nach unsrer Definition vom Willen kann weder beim Tiere noch beim Säugling davon die Rede sein, sondern nur beim Menschen, der Selbstbewusstsein hat; bei ihm treten an Stelle der Begier nach Lust alle die mannigfachen Interessen, die ihm das Leben eingepflanzt hat, ferner die vielseitige Überlegung der Mittel und eine gewisse Mechanik des Wollens. — Das Wollen bethätigt sich nach aussen durch Handlungen, nach innen durch Impulse. In dieser Hinsicht zeigt sich sein Einfluss auf das Nachdenken, Wahrnehmen, Aufmerken, Sichbesinnen und das künstlerische Schaffen. Auf der Möglichkeit, verschiedene Interessen zugleich zu erwägen und durch die scheinbar wichtigste bestimmt zu werden, beruht die Freiheit des Willens, die Möglichkeit der Willensbildung und Erziehung, ja des

Fortschrittes der ganzen Menschheit. Vgl. Freiheit, Determinismus, Seelenvermögen.

Willkür (liberum arbitrium) ist die niedrigste Stufe der Freiheit, nämlich die Fähigkeit, zwischen verschiedenen Möglichkeiten zu küren, d. h. zu wählen. Dass der Mensch dabei ganz indeterminiert sei, ist nur ein Schein, welcher aus dem Zugleichsein mehrerer Vorstellungen in unsrer Phantasie entspringt. Wer darin die Freiheit des Willens sieht, verwechselt das Unvermögen des Beobachters, das Resultat der Überlegung vorherzubestimmen, mit einem jede Vorherbestimmung ausschliessenden Vermögen im Wählenden. Wählen aber heisst das einem besser Scheinende vorziehen; da dies nur auf Grund einer Überlegung geschehen kann, setzt die Wahl grade die Motivation durch Gründe voraus; wer aber unter willkürlich handeln versteht grundlos handeln, der spricht nicht mehr von sittlichem, freiem Thun. Vgl. Indeterminismus, Äquilibrismus.

Wirklichkeit ist nach gewöhnlicher Auffassung das Daseiende, in Raum und Zeit Vorhandene. Aber die Philosophie hat frühe erkannt, dass die Gegenstände der äussern und innern Wahrnehmung durch ihre Eigenschaften (Farben, Töne u. s. f.) nicht das metaphysisch Wirkliche darstellen. Daher hat der Idealismus die Wirklichkeit der Aussenwelt überhaupt geleugnet, der Kritizismus hat den Dingen an sich die grössere Wirklichkeit beigelegt und Hegel hat den Satz ausgesprochen: „Was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich, ist vernünftig“, womit er also dem Gedanken, dem Begriff die höhere Wirklichkeit zusprach. Vgl. Realität, Objekt. Man wird diese Schwierigkeiten lösen, wenn man definiert: das Wirkliche ist das Wirkende.

Wirkung (effectus) s. Ursache.

Wissen nennt man die auf subjektiv und objektiv zureichende Gründe gestützte Überzeugung. Diese Gründe können entweder aus der Sinnesanschauung (Empirie) oder aus Zeugnissen (historisches Wissen) oder aus dem Zusammenhang von Grösse, Gestalt und Zahl (mathematisches) oder aus Schlüssen (philosophisches) geschöpft sein. Vgl. Glauben, Meinen, Überzeugung.

Wissenschaft bedeutet in materialem Sinne das Wissen,

in formalem den nach logischen Regeln geordneten Inbegriff von Lehrsätzen. In dieser Hinsicht ist sie das vollständige Ganze gleichartiger, nach Prinzipien geordneter Erkenntnisse. Vollständigkeit, Einheit, Systematik und Klarheit sind also die Hauptseiten der Wissenschaft. Das blosse gedächtnismässige Wissen dagegen heisst Gelehrsamkeit, man kann ein ganz gelehrter, dabei aber unwissenschaftlicher Mensch sein. Jede Wissenschaft dagegen hat irgend ein Problem als ihren Stoff und ein Prinzip, wonach sie alles Einzelne beurteilt. Die letzten Grundsätze aber, aus denen die Einzelwissenschaft ihren Stoff ableitet, untersucht die Philosophie; sie liefert ihnen auch die Methoden. Der Versuch, alle Wissenschaften als ein System darzustellen, führt zur Encyklopädie (s. d.).

Wissenschaftslehre nannte J. G. Fichte († 1814) die Philosophie, indem er sie als die Lehre vom Wissen betrachtete.

Witz eig. Verstand (Vgl. Mutterwitz) ist die Fähigkeit, Ähnlichkeiten zwischen scheinbar fremden Dingen leicht aufzufinden und in überraschender Weise darzustellen. Die Beziehungen können sowohl positiver als negativer Art sein (Ähnlichkeits- und Kontrastwitz). Er hebt aus den verbundenen Begriffen nur ein Merkmal hervor und stiftet nur eine punktuelle Verbindung, daher heisst er selbst Pointe. Darum nennt J. Paul den Witz einen verkleideten Priester, der jedes Paar kopuliert. Ist das Merkmal, das er hervorhebt, für die Begriffe selbst charakteristisch, dann ist der Witz treffend, und solcher Witz kann selbst wissenschaftliche Bedeutung haben. Der Witz erleuchtet wie der Blitz und blendet daher meistens. Je lockrer die Vorstellungsmassen zusammenhängen, desto näher liegt der Witz, daher die Jugend mehr dazu aufgelegt ist, als das Alter, Künstler und Diplomaten mehr als Gelehrte. Traum, Affekt, Rausch und Manie haben ihren Witz. Die niedrigste Form ist der Wortwitz, der entweder nur die Ähnlichkeit des Klanges ausbeutet (z. B. Antigone — Antik? o nee!) oder sich an die doppelte Bedeutung eines Wortes hält (z. B. die Zote). Der Witz arbeitet in Etymologien und gewährt Lust durch den Kontrast, er ist daher gesellig; er achtet keine Schranken, kann daher leicht frivol sein. Er gewährt Freiheit (von

Spannung), indem er Gleichheit vorgibt. Je scharfsinniger, abstrakter jemand ist, desto weniger witzig pflegt er zu sein, wie schon Bacon richtig hervorhob. Höher als der Wortwitz steht der bildliche Witz; er vergleicht nicht Worte, sondern Dinge mit einander, und zwar ist er umso besser, je mehr er durch die Fremdartigkeit der verglichenen Dinge überrascht und trotzdem zutreffend ist. Man kann den Witz auch einen „Wechsel auf Sicht" nennen, denn er verpufft spurlos, wenn er nicht von den Zuhörern acceptiert, d. h. verstanden und belacht wird. Vgl. Scharfsinn.

Wohlthätigkeit ist die thätige Beförderung fremden Wohlseins, rsp. Linderung ihrer Not. Es ist unsre Pflicht, dem Nächsten wohlzuthun, dazu sind wir durch die Solidarität unsrer Interessen verpflichtet. Diese Tugend kann sich durch Almosen (Mildthätigkeit) oder Hülfsleistungen (Dienstfertigkeit) äussern. Doch kommt es dabei auf Takt an, welcher sowohl die Bedürftigkeit als auch die Würdigkeit des Bedürftigen, ferner unser eignes Vermögen und die besten Mittel zur Abhülfe berücksichtigt. Vor allem aber ist die Gesinnung des Gebers die Hauptsache; denn was aus Eitelkeit, Selbstsucht oder sonst einem egoistischen Motiv gegeben wird, hat gar keinen Wert. Man muss sich das Wohlthun zur Maxime machen, aber mit Besonnenheit und Weisheit dabei verfahren; bisweilen freilich muss jede Rücksicht schweigen — bis dat, qui cito dat. Vgl. Seneca de beneficiis.

Wunder (miraculum) bedeutet 1) alles, worüber man sich wundert; dergleichen gab es für die naive, unwissende Menschheit unendlich Vieles, aber auch heute wird grade derjenige, welcher Natur und Geschichte am meisten kennt, viel Wunderbares finden. Kein Standpunkt ist beschränkter als der Horazische: „Nil admirari." 2) Im kirchlichen Sprachgebrauch bedeutet Wunder ein Ereignis, welches allen Naturgesetzen zuwiderläuft, womit Gott durch unmittelbare Fügung die Ordnung des Weltalls durchbrochen hat. Auch gegen diese Bedeutung haben wir nichts einzuwenden, wenn wir einerseits bedenken, dass die sog. Weltordnung ja ein Gebilde unsres Geistes und andrerseits unleugbar ist, dass die für so unumstösslich gehaltenen Naturgesetze oft durchbrochen werden.

Freilich werden wir, um Irrtümer zu vermeiden, Augustins Wort betonen: „Gott thut in den Wundern nichts wider die Natur; ungewöhnliche Dinge erscheinen uns widernatürlich, aber nicht Gott, der die Natur gemacht hat!" — 3) Endlich werden wir Wunder auch in dem Sinne zugestehen, dass bisweilen eine gradezu wunderbare Steigerung von Naturkräften hervortritt, wenn z. B. ein Genie wie Goethe erscheint oder ein Volk wie das deutsche plötzlich einig wird. Nach dem allen sehen wir, es ist ein Vorurteil, wenn viele die Wunder überhaupt verwerfen. Vgl. Natur, übernatürlich, Offenbarung.

Zahl heisst eine Menge von Dingen derselben Art. Die Vorstellung der Zahl entwickelt sich aus der Reflexion auf Bewegung und Zeitform. Das Zählen ist ein Messen, welches erst da möglich ist, wo sich das Einzelne selbständig aus einer gleichartigen Reihe hervorhebt; dazu muss die einzelne Vorstellung festgehalten und die ganze Reihe dadurch abgemessen werden. Daraus ergibt sich die Gleichgültigkeit alles Zählens gegen das Einzelne; das Zählen hat stets etwas Nivellierendes, Pietätsloses; und doch muss das Einzelne als irgendwie selbständig erkannt worden sein. Unzählbar erscheint uns, was uns unermesslich dünkt. Endlich ist die Zahl kein blos succedierendes Messen, sondern die Succession aller Messungen als Ganzes; sie ist gleichsam der Zeitraum, von der Bewegung des Messens. — Dass Pythagoras die Zahl als das Wesen der Dinge ansah, sei nur kurz erwähnt.

Zeit s. Raum, Ewigkeit, unendlich.

Zetetiker (ζητεῖν) = Forscher, nannten sich vorzugsweise die Skeptiker (s. d.).

Zirbeldrüse (glande pinéale) betrachtete Descartes als Sitz der Seele, weil sie ein einpaariges Organ sei. (Passions de l'âme I, 31).

Zorn ist die zum heftigsten Affekt gesteigerte Unlust über ein empfundenes Unrecht. Er gehört zu den sthenischen Affekten und hat grossen Einfluss auf das Leibesleben: Das arterielle Gefässsystem wird aufgeregt, der Puls ist hart, voll und gross, das Gesicht rot und aufgetrieben, die Stirn gerunzelt, die Augen treten hervor, der Körper gerät in heftige Bewegung, die Galle wird

abgesondert. Sobald der Paroxysmus der Leidenschaft zu Ende, tritt Abspannung ein. Je nach Temperament und Erziehung ist die Neigung zum Zorn verschieden; ein Weiser wird nie in Zorn geraten, denn: „Tout comprendre c'est tout pardonner.“ Natürlich hat der Zorn für den ganzen Organismus die nachteiligsten Wirkungen: Gallenfieber, Entzündung der Leber, des Herzens, des Gehirns, ja Manie ist oft die Folge. Bekämpft wird der Zorn durch Einsicht und Selbstbeherrschung.

Zufall (casus) nennt man alles, was durch keine Gründe und Ursachen bedingt zu sein scheint, also 1) das Unbeabsichtigte, 2) das Unerklärliche. Der Begriff des Zufalls ist natürlich ein bloss subjektiver, denn an sich ist alles durch Ursachen bedingt. Zufällig heisst also nur das, dessen Kausalzusammenhang uns unbekannt ist. Zufall ist mithin keineswegs der Gegensatz von Notwendigkeit. Ebenso falsch ist es, zufällig als Gegenteil von wesentlich anzusehen. Zufällig heisst nur dasjenige Ereignis, welches aus einem System von Ursachen entspringt, das nicht in der Macht des Wollenden liegt, z. B. eine Folge, die weder von uns beabsichtigt noch auch vorhergesehen ist. Freilich wird auch solche dem Menschen mehr oder weniger zugerechnet werden müssen. Ganz unstatthaft ist es, mit Epikur die Verbindung der Atome aus dem „blinden Zufall“ ableiten zu wollen; denn Schiller hat Recht: „Es gibt keinen Zufall!“ Vgl. F. Kirchner, „Über den Zufall.“ Halle 1888.

Zurechnung (imputatio) ist das Urteil, dass eine bestimmte That jemanden zum Urheber habe. Der Kausalnexus zwischen beiden wird durch das Wollen hergestellt, das als Endwollen aus dem Ich hervorging. Daher hat man die doppelte Frage aufzuwerfen: ist die That aus dem Wollen des Ich und ist das Wollen aus dem Ich hervorgegangen? Die Bejahung der ersten Frage ergibt die Zurechenbarkeit der That, die der zweiten die Zurechnungsfähigkeit des Subjekts. Jene ist die faktische, diese die rechtlich-moralische Zurechnung. Hat jemand im Wahnsinn oder auf Befehl eines Vorgesetzten jemand erschossen, so muss ihm zwar der Erfolg als seine That zugeschrieben, aber keine Schuld dafür beigemessen werden. Die Zurechnung hat verschiedene Stufen. Sie

ist unmittelbar, wenn jemand eine That selbst gethan hat (physische Urheberschaft); sie ist mittelbar, wenn er einen andern dazu angestiftet hat (intellektuelle Urheberschaft). Sie ist vollständig oder unvollständig, je nachdem die Handlung die allein hinreichende Ursache des Erfolges war oder nicht. Demgemäss bemisst sich auch die Schuld der Teilnehmer. Vor allem kommt es darauf an, dass der Mensch Einsicht und Vorsatz hatte. Alles, was der Thäter in der That als direkte oder indirekte Folge seiner äussern oder innern Handlung vorhersehen musste, ist zurechenbar, was er nicht voraussehen konnte, ist unzurechenbar, was er voraussehen konnte, wird strafbar, wenn er es hätte sollen. Hierher gehört z. B. der Fall, dass jemand beim Wachen den Vorsatz fasst, jemand zu ermorden, und ihn dann schlafwandelnd ausführt. — Die Zurechnungsfähigkeit hängt ab vom Kennen und Wollen, vom Wissen des Sollens und vom Begehren des Gewussten. Unzurechnungsfähig sind also Kinder, Wahnsinnige, Kranke, Schwangere, Taubstumme (z. B. betreffs des Eides). Alles Gesagte gilt natürlich auch für sträfliche Unterlassung. Vgl. J. Hoppe, d. Zurechnungsfähigk. 1877. G. Rümelin, Reden u. Aufsätze 1881.

Zweck (*τέλος*, finis) nennt man eine begehrte Wirkung. Zum Begriff des Zweckes gehört dreierlei: a) die Vorstellung von einem Gegenstande, b) der Wunsch, dieselbe aus dem Reiche der Idee in das der Wirklichkeit zu setzen, c) die Vorstellung der Mittel, welche dazu führen. Der Zweck heisst Finalursache (causa finalis), weil er Ursache ist, dass man die Mittel wolle. Der Finalnexus ist die Umkehrung des Kausalnexus: in der Kausalreihe A B ist die begehrte Wirkung des A die Ursache des Begehrens von A und das Begehren der Ursache des B die Wirkung des Begehrens von B; die begehrte Wirkung ist der Zweck und die begehrte Ursache ist das Mittel. Wer jenen begehrt, muss dieses wollen, so geht also der Zweck dem Mittel voran. Man kann einen förmlichen Kreislauf beobachten: Das Begehren des Zweckes verursacht das Begehren des Mittels, dieses verursacht eine Bewegung unsres Leibes, diese eine Veränderung in der Aussenwelt, diese Veränderung endlich verursacht die Empfindung der Befriedigung. Manches begehrt man als Zweck, aber nicht als Mittel, oft freilich setzt sich, was man nur als

Mittel begehrte, als Zweck fest. Dies tritt besonders beim Gelde hervor. Vgl. Teleologie. — Der Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel“ (finis sanctificat media) ist nur dann richtig, wenn die Mittel an sich nicht unsittlich sind. Vgl. Jesuitismus.

Zweckmässigkeit s. Teleologie.

Zweifel ist derjenige Gemütszustand, wo man durch entgegenstehende Gründe an der Entscheidung gehindert wird. Sein Gegenteil ist die Gewissheit und die Überzeugung. Der Zweifel ist der Vater der Forschung. Denn nur wer verschiedene Möglichkeiten erkennt und sich dadurch bedrückt fühlt, sucht nach Instanzen der Entscheidung. Daher empfahl Cartesius († 1650) den methodologischen Zweifel an allem. Verschieden übrigens von seinem Standpunkte ist der skeptische, welcher an jeder Erkenntnis und Gewissheit zweifelt. Ferner hat man noch zwischen subjektivem und objektivem Zweifel zu unterscheiden: es kann etwas objektiv höchst zweifelhaft, und das Subjekt doch darüber ganz entschieden sein; dies findet meist beim Glauben statt.

Zweikampf oder Duell ist die Entscheidung einer Ehrensache durch mehr oder minder gefährliche Waffen. Vom juristischen Standpunkte gilt das Duell seit dem 17. Jahrh. als Verbrechen, sofern es eine Auflehnung gegen die Rechtsordnung durch unerlaubte Selbsthülfe ist. Vom moralischen Gesichtspunkte ist es auch zu verwerfen, denn es ist dem barbarischen und lächerlichen Codex der ritterlichen Standesehre entsprungen und ein Rest jenes Mittelalters, wo die Fäuste geübter waren als die Köpfe und man schwierige Rechtsfälle durch Gottesurteile zu entscheiden suchte. Der Zweck dieses falschen Ehrprinzips ist, dass man denjenigen, dessen Achtung man nicht erwerben kann, durch Androhung oder Zufügung von physischer Gewalt zur Bezeugung der Ehre nötigt. Und wie absurd ist es, mit unserm frivolen Beleidiger zu fechten, um uns möglicherweise noch von ihm verwunden oder gar töten zu lassen. Man bestrafe nur das Duell wirklich wie das Gesetz es fordert, so wird diese Unsitte bald aufhören. Vgl. Gneist, d. Zweikampf u. d. germanische Ehre 1848. Hälschner, Uber d. Duell 1868. J. Eckstein, „Die Ehre.“ Lpz. 1889.

17